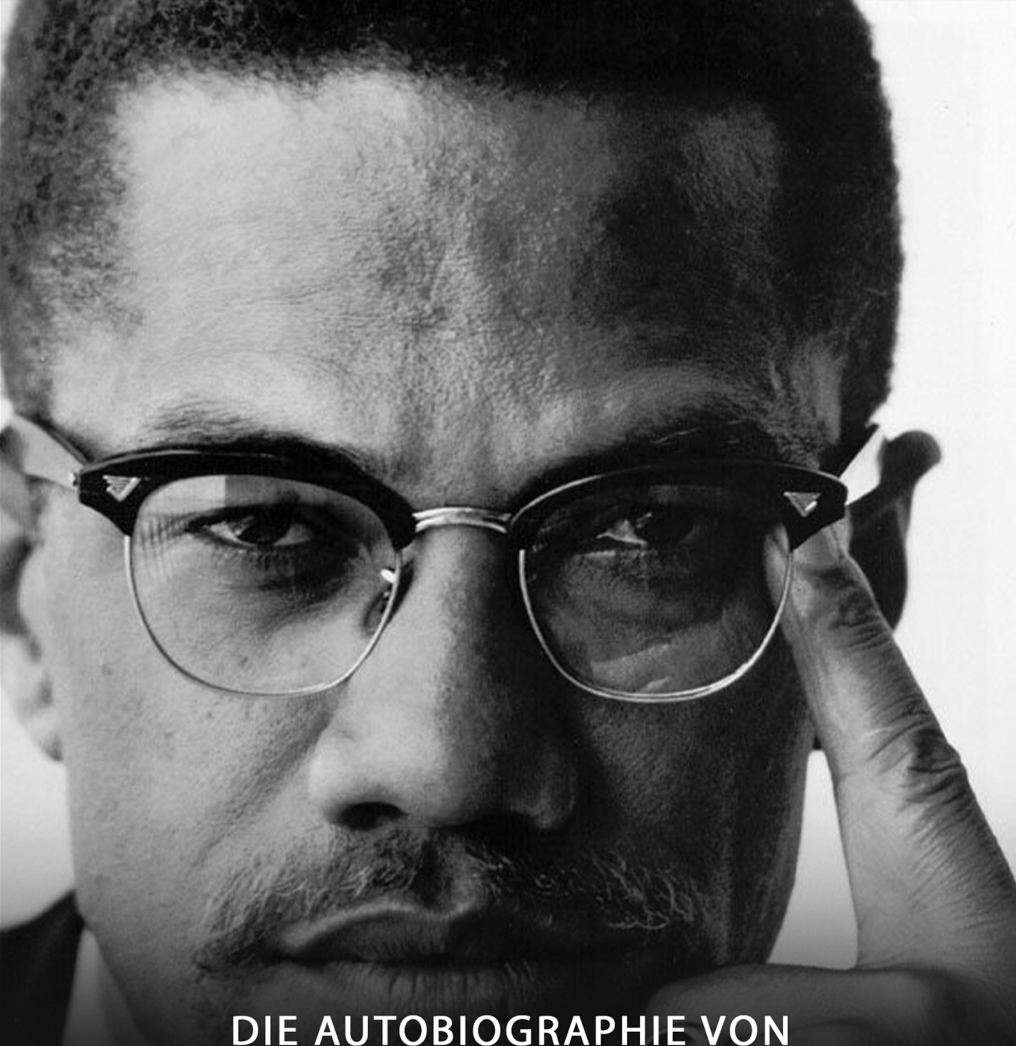


DIE AUTOBIOGRAPHIE VON

MALCOLM X

-HERAUSGEBER-

ALEX HALEY

Malcolm X - Die Autobiographie

Herausgegeben von Alex Haley

MALCOLM X
DIE AUTOBIOGRAPHIE

Herausgegeben und mit einem Nachwort
versehen von Alex Haley

Mit Beiträgen von Yonas Endrias und Günther Jacob

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
X, Malcolm:
Die Autobiografie / Malcolm X. Hrsg. und mit einem Nachw. vers. von Alex Haley. Vorw. von Yonas Endrias. (Aus dem Amerikan. von Dieter Brünn ... Das Nachw. übers. Margarete Effertz ...). -
Einheitssacht.: The autobiography of Malcolm X <dt.>

Aus dem Amerikanischen von Dieter Brünn, Margarete Effertz, Gerd Hüttenhofer und Dago Langhans

Lektorat: Fabian Becker und R. Geraedts

Die Originalausgabe erschien 1965
unter dem Titel The Autobiography of Malcolm X
im Verlag Grove Press, Inc., New York

Dieses Buch ist meiner geliebten Frau Betty
und unseren Kindern gewidmet;
ihr Verständnis und ihre Opfer ermöglichten
es mir, meine Aufgabe zu erfüllen.

Malcolm X

Inhalt

Zum Geleit		9
Malcolm! von Yonas Endrias		11
Kapitel 1	Alptraum	19
Kapitel 2	Maskottchen	40
Kapitel 3	"Homeboy"	55
Kapitel 4	Laura	72
Kapitel 5	Harlem	85
Kapitel 6	Detroit Red	98
Kapitel 7	Hustler	123
Kapitel 8	In der Falle	141
Kapitel 9	Gefangen	148
Kapitel 10	Satan	165
Kapitel 11	Gerettet	182
Kapitel 12	Der Retter	204
Kapitel 13	Prediger Malcolm X	224
Kapitel 14	Black Muslims	249
Kapitel 15	Ikarus	281
Kapitel 16	Ausgestoßen	304
Kapitel 17	Mekka	335
Kapitel 18	El-Hajj Malik El-Shabazz	360
Kapitel 19	Das Jahr 1965	381
Epilog von Alex Haley		400
An Malcolm X scheiden sich die Geister		470
Editorische Notizen von Jürgen Heiser		
Zur Aktualität von Malcolm X		476
von Günther Jacob		
Glossar		500
Zu den Autoren		518
Bekannte Zitate von Malcolm X		519

Zum Geleit

"Die Geschichte entwickelt sich nicht in einem Vakuum. Ereignisse, die Jahrhunderte, Jahrzehnte, Jahre zurückliegen, bewegen sich wie Wellen durch das Meer der Zeit, um schließlich die Küsten unseres heutigen Lebens zu erreichen."

Diese Zeilen stammen von dem schwarzen Journalisten und früheren Black Panther Mumia Abu-Jamal, der seit Anfang der 80er Jahre als politischer Gefangener im Todestrakt eines Gefängnisses im amerikanischen Bundesstaat Pennsylvania gegen sein Todesurteil kämpft. Er schrieb diese Zeilen in einem Artikel, den er im Gedenken an das politische Vermächtnis von Malcolm X verfaßte.

Im siebenundzwanzigsten Jahr nach seiner Ermordung trägt eine der Wellen, die die gegen Unterdrückung, Rassismus und Krieg aufbegehrende amerikanische Black Community in den 60er Jahren erzeugte, Malcolm X nach Europa.

Seine Autobiographie, die in den USA, in Südamerika, in Afrika und der Karibik in den letzten Jahren wieder zu einem viel gelesenen Buch geworden ist, wird hiermit in neuer deutscher Übersetzung vorgelegt.

Ohne der Autobiographie ein Vorwort im eigentlichen Sinne voranzustellen, das also unmittelbar in den Text einführen und im vorhinein schon Interpretationen liefern würde, wollen wir nach den Gedanken von Yonas Endrias vom Immigrantenpolitischen Forum Berlin die Leserinnen und Leser gleich in die Obhut des Erzählers entlassen, der seine Lebensgeschichte mit Hilfe des schwarzen Schriftstellers Alex Haley im Zeitraum von über zwei Jahren aufgeschrieben hat. Malcolm X schildert den Lebensweg eines schwarzen Kindes und Jugendlichen in einer von Rassismus und Männlichkeitswahn zerrissenen Gesellschaft. Er zeigt auf, wie der heranwachsende Malcolm Little zunächst durch emotionale Auflehnung und "gesetzloses Verhalten" rebelliert und wie er dann durch die Erfahrung jahrelanger Gefängnishaft seine geistigen Kräfte entdeckt und entwickelt und zum bewußten Kämpfer und Organisator der Black Community wird. Dabei nimmt Malcolm X kein schönfärberisches Blatt vor den Mund, läßt an den Widersprüchlichkeiten seiner Person und seiner Zeit teilhaben und fordert zum Widerspruch heraus.

Aber Geschichte entwickelt sich nicht in einem Vakuum. Weder in den USA noch in Europa ist die Zeit stehengeblieben. Deshalb wird das Buch durch einen Anhang abgerundet, der zum einen mit dem Glossar Informationen über Personen, Begriffe und Sachverhalte anbietet, die in diesem Buch vorkommen, vielen aber nicht oder nicht mehr geläufig sein werden.

Zum anderen bietet der Anhang Gelegenheit zum Einblick in die Motive der Neuveröffentlichung und die von Kontroversen gekennzeichnete Entstehungs-

geschichte der vorliegenden Edition. Und in einer Zeit, in der vor allem Menschen mit schwarzer Hautfarbe in Deutschland rassistisch verfolgt und vor den Augen einer mehrheitlich tatenlosen oder gar johlenden Öffentlichkeit mißhandelt und ermordet werden, ist schließlich der Beitrag von Günther Jacob als Anstoß zu einer diskursiven und fruchtbaren Auseinandersetzung um Malcolm X zu verstehen.

Mit der Welle, auf der dieses Buch und damit die gesellschaftlichen Umwälzungen der 60er Jahre wieder die Küsten unseres heutigen Lebens erreichen, sollen auch die politischen Gefangenen wieder in unser Bewußtsein dringen, die unter konstruierten Anklagen zum Teil seit weit über zwanzig Jahren in US-amerikanischen Gefängnissen sitzen, weil sie es gewagt haben, den Kampf, für den Malcolm X ermordet worden ist, in den Ghettos, Barrios, Reservaten und Gefängnissen weiterzuführen. Ihnen allen sei dieses Buch gewidmet.

Agipa-Press, im November 1992

Malcolm !

von Yonas Endrias

"Dreckiger Neger" oder einfach "Sieh mal, ein Neger"
Frantz Fanon
Du bist doch nur ein Neger!
Ein Neger!
Ein schmutziger Neger!
David Diob

"Malcolm, du mußt dir darüber klar werden, was es heißt, ein Nigger zu sein." So die Antwort seines Lehrers, als Malcolm den Wunsch äußert, Rechtsanwalt zu werden.

Die drei Zitate stammen von Schwarzen, die Tausende von Kilometern voneinander entfernt auf unterschiedlichen Kontinenten lebten. Dennoch die gleiche Erfahrung.

Gerade diese gemeinsamen Erfahrungen und Erlebnisse liefern den Gesprächsstoff für stundenlange Diskussionen über die Schmerzen, die der Rassismus schwarzen Menschen überall auf der Welt zugefügt hat, und die Verbitterung, die daraus folgt. Den Höhepunkt solcher Diskussionen bildet immer die präzise und humorvolle Analyse Malcolms. Sein Charisma, seine fesselnde Ausstrahlung, seine Artikulationskraft und Energie sind noch besser auf Audio-Cassetten oder Videos zu erleben - ein wortwörtliches *Empowerment.*

Den Rassismus am eigenen Leib ständig und total zu erleben, diese schwarzen Erfahrungen in Kultur, Psychologie und Sprache der Unterdrücker wiederzugeben ist ein schwieriges, wenn nicht gar unmögliches Unterfangen. Wie Bob Marley es ausgedrückt hat: *"Wer es fühlt, weiß es."*

Meine letzte Erfahrung mit Malcolms Worten war bezeichnend dafür. Als Freunde mit der Übersetzung der Autobiographie von Malcolm X begannen, gaben sie uns vom Immigrantenpolitischen Forum die Rohfassung der ersten Kapitel zu lesen. Gerade um diese Zeit hatte der rassistische Terror in Deutschland seinen vorläufigen Höhepunkt erreicht: Anschläge auf Flüchtlingsheime, Morde, Hoyerswerda... - deshalb hatte auch unser Verein alle Hände voll zu tun, den Opfern rechtlichen, medizinischen und menschlichen Beistand zu leisten.

Einer, um den wir uns damals gerade kümmerten, ist Jona. Ein achtzehnjähriger namibianischer Jugendlicher, der Opfer eines rassistischen Überfalls geworden

war. Eine Gruppe von über dreißig Deutschen überfiel in Wittenberge eine Wohnung namibianischer Jugendlicher, in der Jona gerade schlief. Die Deutschen schlugen wahllos um sich und warfen anschließend Jona und einen weiteren namibianischen Jungen aus dem Fenster im vierten Stock.

Jona lag über ein Jahr im Krankenhaus und wird zeitweise auch jetzt immer noch stationär behandelt.

Was hat das mit Malcolm X zu tun?

Bei einem meiner Krankenhausbesuche gab ich Jona die Anfangskapitel der frisch übersetzten Autobiographie. Bis dahin hatte er wenig Lust gehabt, überhaupt irgend etwas zu lesen. Als ich ihn am darauffolgenden Tag wieder besuchte, war seine erste Frage: "Hast du es mit?"

"Was denn, Jona?"

"Die weiteren Kapitel von Malcolm X!" Ich war überrascht. Er hatte die vielen Seiten über Nacht in seinem Krankenhausbett gelesen und war begeistert. Ich glaube, es war das erste Mal, daß er überhaupt von Malcolm X gehört hatte - und Malcolm hatte sofort auf ihn gewirkt.

Die magische Kraft von Malcolms Leben und seinen Worten wirkt unabhängig von geographischen und zeitlichen Grenzen auf alle Schwarzen gleich stark.

Der gleiche Schmerz verbindet alle Schwarzen überall, sei es in Alabama, Johannesburg, Brixton, Marseille oder Hoyerswerda. Malcolm hat die Gabe, gerade die Zusammenhänge einer von allen schwarzen Völkern auf der Welt ähnlich erfahrenen Unterdrückung in einer für jeden verständlichen Art und Weise wiederzugeben, eben in einer Sprache von unten. Der Zusammenhang zwischen Sklaverei, Kolonialismus, den brutalen und den subtilen Mechanismen des Rassismus und den Rollen der Akteure in der gegenwärtigen weltpolitischen Arena wird von Malcolm auf eine Weise dargestellt, daß nicht nur Intellektuelle und Eingeweihte, Experten oder weiße Linke es verstehen, sondern alle Menschen, die es angeht.

Gerade jene Experten, die die Diskussion um Rassismus monopolisieren, in endlosen Seminaren und Workshops unsere Probleme diskutieren und Karriere machen, indem sie unsere Leiden beschreiben und Statistiken erstellen, sind nicht Teil der Lösung, sondern Teil des Problems. Ihre Ergebnisse sind immer dieselben - sie brauchen mehr Geld, um uns weiter erforschen zu können.

Malcolms Analyse und *"Message to the Grassroots"* ist immer humorvoll, präzise, ohne überflüssige Worte und akademischen Jargon. Malcolms Biographie bzw. seine Erfahrungen sind auch die Biographie bzw. die Erfahrungen der Mehrheit der Schwarzen in den westlichen Metropolen. Deshalb finden sich auch viele Schwarze in seinen Worten wieder. Er schildert eben gerade dieses Leben unverhüllt.

Dennoch (oder gerade deshalb) standen die weiße Welt, ihre Politik und ihre mächtigen Medien entschieden und geschlossen gegen Malcolm. Er wurde dargestellt als militanter Separatist, der angeblich nur Haß und Gewalt predige und dadurch die weiße Welt in Angst und Schrecken versetze. Seine Worte wurden als "gefährlich" eingestuft. Woher kommt eigentlich diese Angst? Für wen ist Malcolm eigentlich gefährlich? James Baldwin, ein unumstrittenes Genie der schwarzen Literatur, beantwortete es so: "Was ihn so fremdartig und gefährlich machte, war nicht, daß er die Weißen haßte, sondern daß er die Schwarzen liebte; daß er das Entsetzliche des Daseins als Schwarzer begriff und auch die Ursachen dafür. Und daß er entschlossen war, Herzen und Hirne zu bearbeiten, bis sie endlich ihre Lage erkennen würden, um sie zu ändern."

Malcolm war in der schwarzen Geschichte genauso gut zu Hause wie in der Tagespolitik. Er betonte in seinen Reden immer wieder die historischen Zusammenhänge und die geschichtliche Bedeutung Afrikas. Die Tatsache, daß Afrika während der Sklaverei zuerst seiner Kinder beraubt wurde und anschließend hundert Millionen seiner Kinder von den europäischen Eroberern getötet wurden, ist in der weißen Geschichtsschreibung noch nie richtig dargestellt worden. Auch die vierzehntausend Kinder, die heute täglich auf dem Kontinent sterben, sind direktes Resultat dieser nie zu bewältigenden Vergangenheit des weißen Kolonialismus. Die Bewohner des afrikanischen Kontinents wurden zuerst mit religiösen und später mit "wissenschaftlichen" Begründungen dehumanisiert, zu minderwertigen Lebewesen erklärt. Dadurch waren den blutigen Massakern und der Überausbeutung ihrer Arbeitskraft Tür und Tor geöffnet. Die Natur, die ein spiritueller Teil der Menschen dieses Kontinents war, wurde despiritualisiert, um sie zum Nutzen der europäischen Eindringlinge bedenkenlos und systematisch ausplündern und zerstören zu können, getreu dem christlichen Motto "Macht euch die Erde untertan". Auch die Deutschen, die spät nach Afrika kamen, waren nicht weniger grausam als die anderen europäischen Kolonialmächte. Im Gegenteil, die Generalprobe für den Massenmord in Deutschland fand in Afrika statt. Fast die gesamte Volksgruppe der Hereros in Namibia wurde in einem einzigen Feldzug von Deutschen ausgerottet.

Neben Massakern an Afrikanern und der Zerstörung afrikanischer Natur wurde auch unsere Geschichte verstümmelt und verschüttet. Afrika wurde als geschichtslos deklariert, seine Bewohner als "primitiv" und ihre Kultur als "Vorstufe" der europäischen "Zivilisation" dargestellt. Alles, was von historischer Bedeutung hätte sein können, wurde nach Norden verschoben, damit es als Teil der "euroasiatischen" Geschichte präsentiert werden konnte. Europäische Historiker und Archäologen waren pausenlos damit beschäftigt, schwarze Gesichter aus der Geschichte auszuradieren. Erst jetzt werden sie von schwarzen Historikern und Archäologen dazu gezwungen, den Überresten der ruhmreichen Geschichte Afrikas ihre richtige Bedeutung zuzugestehen. Ein afrikanisches

Sprichwort besagt: "Die Weißen kommen zu uns nach Afrika, bekommen ganz große Augen und sehen nichts." Die imposanten Überreste, sei es in Simbabwe, Ife oder Axum, waren aber unübersehbar. Da sie nun einmal da waren, mußten europäische Historiker eine Erklärung dafür finden bzw. erfinden; diese großartigen Zeugnisse afrikanischer Geschichte durften also auf keinen Fall Schöpfungen von Menschen schwarzer Hautfarbe sein. So gab es die Erklärung, sie könnten nur Produkte einer "vergessenen" weißen Zivilisation sein, oder sie seien von Lebewesen anderer Planeten erschaffen worden. Schwarze Historiker wie Anta Diop, Theofile Obenga, Joseph Ki-Zerbo und Ben-Jochannan machten diesen lächerlichen weißen Phantastereien ein Ende und erbrachten den endgültigen Beweis für den unschätzbaren Beitrag des Kontinents Afrika zu den geistigen und technischen Entwicklungen auf unserem Planeten. Und sie entlarvten den Missionierungsdrang und die angebliche zivilisatorische Aufgabe Europas. Was antwortete Mahatma Gandhi in England auf die Frage eines Journalisten, was er von der westlichen Zivilisation halte? Er sagte: "Es könnte eine gute Idee sein."

Heute wehren sich überall Schwarze gegen diese Gewalt, die der Geschichte Afrikas angetan worden ist. Sie wollen nicht mehr hinnehmen, daß sie als die *Bastarde des Westens* hingestellt werden. Malcolm glaubte ganz fest an den Dialog zwischen Afrika bzw. der "Dritten Welt" (Schwarze Welt) mit dem schwarzen Amerika und schätzte die Meinung der Brüder und Schwestern in Afrika. Er erzählte begeistert: "Ich war beeindruckt von ihrer Analyse des Problems, und viele ihrer Vorschläge hatten einen großen Anteil daran, meine eigenen Ansichten zu erweitern." Bei vielen Gelegenheiten sprach Malcolm über die Gemeinsamkeiten nicht nur der Völker Afrikas, sondern der gesamten "Dritten Welt" (Schwarze Welt) und sprach sich für eine gemeinsame Front aus. Er sah deutlich die alte koloniale Strategie des Teile und Herrsche durch künstlich geschaffene oder bewußt überbetonte Unterschiede. Die Gemeinsamkeiten waren ihm wichtiger als die Unterschiede. "Wir haben einen gemeinsamen Feind. Wir haben dieses gemeinsam: Wir haben einen gemeinsamen Unterdrücker, einen gemeinsamen Ausbeuter, von dem wir gemeinsam diskriminiert werden. Aber erst wenn wir alle davon überzeugt sind, daß wir einen gemeinsamen Feind haben, können wir uns auf der Basis dessen, was wir gemeinsam haben, vereinigen." Diese Gemeinsamkeit macht uns zu "Schwarzen": "Schwarz" als politische Farbe der Unterdrückten und als Kampfbegriff. Malcolm wies schon zu seiner Zeit darauf hin, daß Weiße sich immer wieder zusammensetzen, um ihre "gemeinsamen" Probleme zu lösen, sogar die "kommunistische" Sowjetunion mit den "kapitalistischen" USA. Er prophezeite schon damals, daß die Unterschiede zwischen den weißen Mächten verschwinden und sie eine gemeinsame Front gegen die Schwarze Welt bilden würden. Heute müßte auch der letzte Skeptiker davon wachgerüttelt werden, daß diese

Prophezeiung mittlerweile auf fatale Weise von der Realität bestätigt worden ist. Während die inneren Grenzen in den EG-Ländern abgebaut werden, werden gleichzeitig nichtweiße Menschen bei Grenzübertritten, auf Flughäfen und auf den Straßen nach ihrer Hautfarbe selektiert und Kontrollen unterzogen, die dem Instrumentarium der Terrorismusbekämpfung entnommen sind. Der Rassismus breitet sich in Europa aus und kostet das Leben vieler Brüder und Schwestern. Rassistische Organisationen und Ideologien "weißer Überlegenheit" gewinnen mehr und mehr an Boden. Parteien mit eindeutig rassistischen Aussagen werden populärer, kommen in viele kommunale und nationale Volksvertretungen und in das Europäische Parlament. Die Bedrohung durch das "kommunistische Reich des Bösen" im Osten wird durch das *Feindbild Süden* ersetzt und Europa zur Festung ausgebaut.

Angesichts dieser neuen Entwicklungen in Europa und in den USA gewinnt Malcolms Analyse wieder neu an Bedeutung. Tag für Tag zeigt sich deutlicher, wo die Frontlinien verlaufen. Die Brutalität wiederholt sich, sogar in ähnlicher Art und Weise wie zu Malcolms Lebzeiten. Damals gingen weiße Jugendliche nach einem Kneipenbesuch auf *"Negerjagd"* und schlugen jeden Schwarzen, der ihnen auf der Straße begegnete, tot oder zum Krüppel. Im wiedervereinigten Deutschland heißt das heute *"Neger aufklatschen"*.

Malcolms Aussagen, in denen er diese Brutalität beschrieb, wurden von weißen Medien und Politikern bewußt verzerrt. Dabei sind seine Forderungen ganz einfach - es geht um fundamentale Menschenrechte. "Wir kämpfen weder um die Integration, noch kämpfen wir um die Abspaltung. Wir kämpfen um das Recht, als freie Menschen zu leben. Wir kämpfen in der Tat für Rechte, die noch wichtiger sind als Bürgerrechte, und das sind Menschenrechte."

Deshalb wollte Malcolm nicht akzeptieren, daß Gewaltlosigkeit nur von Schwarzen verlangt wurde und nicht von denjenigen Weißen, die seinen Vater umgebracht hatten. Er meinte: "Wenn sie den Ku Klux Klan gewaltlos machen, dann werde ich gewaltlos sein. Wenn sie die weißen Bürgerwehren gewaltlos machen, dann werde ich gewaltlos sein." Deshalb sind für Malcolm Frieden und Freiheit untrennbar - wo es keine Gerechtigkeit gibt, kann es auch keinen Frieden geben.

Wenn man Malcolm aber genau zuhört, dann bemerkt man, daß er oft von "Liebe" und nicht von Haß spricht. Wie er selbst es ausdrückt, sollen wir "alle lieben, die uns lieben, und alle respektieren, die uns respektieren, und freundlich zu denen sein, die zu uns freundlich sind." Oft wurde sowohl in den USA als auch in Europa die rassistische Brutalität verniedlicht und verharmlost, und die Selbstverteidigung von Schwarzen wurde kriminalisiert. So kämpft zum Beispiel die schwarze Community in England seit Jahren für das Recht auf Selbstverteidigung unter dem Motto "Selfdefense is no offense" ("Selbstverteidigung ist kein Verbrechen").

Damals waren Angriffe auf Schwarze und Lynchmorde an der Tagesordnung. Die neunziger Jahre versprechen auch keine besseren Aussichten für Schwarze in den USA und in Europa. Die Abgrenzungspolitik der "Festung Europa" und ihre rassistische Politik sowie die rassistischen Institutionen, Medien und Ideologien gedeihen im Europa der neunziger Jahre auf Kosten von schwarzen Menschenleben. In Südeuropa müssen afrikanische Arbeiter unter menschenunwürdigen Bedingungen arbeiten, in Italien kontrollieren die Camorra und die Mafia diese Ausbeutung. Viele Schwarze sind auf offener Straße erschossen worden. In Spanien werden Afrikaner bei der Tomatenernte in Treibhäusern eingesetzt, in denen es bis zu 60 Grad heiß ist. In Katalonien gab es Fälle, wo Schwarze "spaßeshalber" lebendig verbrannt worden sind.

In Nordeuropa ist es Mode geworden, Flüchtlingsheime in Brand zu setzen. Immigranten und Immigrantinnen werden erstochen, aus fahrenden Zügen oder aus Fenstern von Hochhäusern geworfen. Die überwiegende Zahl der Mordopfer in Deutschland sind Afrikaner*. Jorge Gomondai aus Mosambik wurde in Dresden aus der fahrenden Straßenbahn geworfen, Antonio Amadeo aus Angola wurde in Eberswalde zu Tode geprügelt. Samuel Jeboah aus Ghana ist in Saarlouis in einem Flüchtlingsheim verbrannt. Kwaduo Owusu, James Dwomo, Adu Gyamfi und die vielen weiteren namenlosen Afrikaner, die gestorben sind - wie beispielsweise der, dessen verweste Leiche in einem Abwasserkanal im Landkreis Harburg gefunden wurde -, sie alle zeugen von der brutalen Gewalt, die sich gegen Schwarze richtet.

Malcolm liebte alle Schwarzen. Ihn schmerzte es, wenn rassistische Gewalt Menschen nur wegen ihrer Hautfarbe verkrüppelte oder tötete. Gerade diese Liebe zu seinen Brüdern und Schwestern machte ihn zur Zielscheibe weißen Hasses. Dieser Freiheitskämpfer verdient den richtigen Platz in der noch zu schreibenden schwarzen Geschichte.

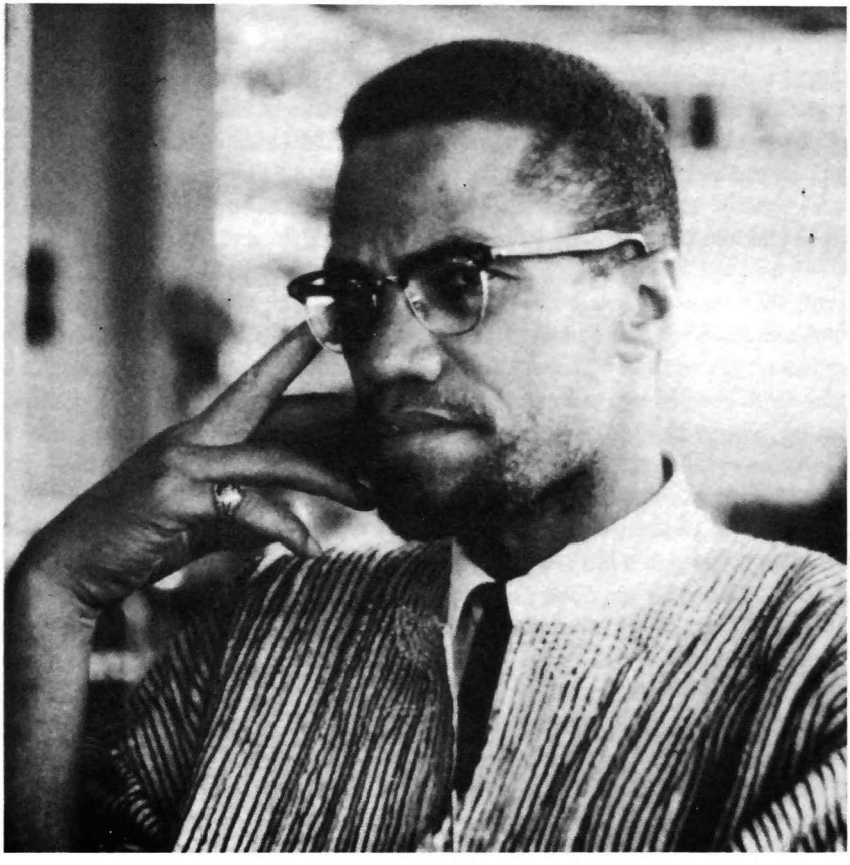
Malcolm wußte, daß er nicht lange leben würde. Er sagte: "Ich fürchte mich nicht, denn ich bin schon tot." Wie die meisten bedeutenden Persönlichkeiten des schwarzen Befreiungskampfes wurde auch Malcolm Opfer eines Attentats.

Yonas Endrias
Immigrantenpolitisches Forum Berlin
Mai 1992

---

* siehe Dokumentation des Rassismus, Jan. 91 - Dez. 91, engl./dt., in Visa, Nr. 2, April 92
Bezug: IPF, Oranienstr. 159, 1000 Berlin 61

Malcolm X
Die Autobiographie



1964 in Ghana

1 Alptraum

Als meine Mutter mit mir schwanger war, so erzählte sie mir später, galoppierte eines Nachts ein Trupp mit Kapuzen vermummter Reiter des Ku Klux Klan zu unserem Haus in Omaha, Nebraska. Sie umstellten das Haus, schwangen ihre Schrotflinten und Gewehre und schrien, mein Vater solle herauskommen. Meine Mutter ging zur Vordertür und öffnete sie. Sie stellte sich so, daß alle sehen konnten, daß sie schwanger war, und sagte ihnen, sie sei mit ihren drei kleinen Kindern allein zu Hause, mein Vater sei fort, zum Predigen in Milwaukee. Die Klan-Leute überschütteten sie mit Drohungen und Warnungen, wir sollten besser die Stadt verlassen, denn "die guten, christlichen Weißen" würden sich nicht gefallen lassen, daß mein Vater mit den *Zurück nach Afrika*-Lehren Marcus Garveys unter den "guten Negern Omahas Unruhe stiftet".

Mein Vater, Reverend Earl Little, war ein baptistischer Prediger, ein begeisterter Organisator für Marcus Aurelius Garveys U.N.I.A. (Universal Negro Improvement Association). Mit Hilfe von Anhängern wie meinem Vater errichtete Garvey von seinem Hauptquartier im New Yorker Stadtteil Harlem aus das Banner der Reinheit der schwarzen Rasse und rief die schwarzen Massen dazu auf, in ihre angestammte afrikanische Heimat zurückzukehren - eine Sache, die Garvey zum umstrittensten schwarzen Mann der Welt machte.

Immer noch Drohungen ausstoßend, gaben die Klan-Leute endlich ihren Pferden die Sporen und galoppierten um das Haus herum, wobei sie alle Fensterscheiben mit den Gewehrkolben einschlugen. Und so plötzlich wie sie aufgetaucht waren, ritten sie mit ihren flackernden Fackeln wieder fort in die Nacht.

Als mein Vater zurückkam, tobte er vor Wut. Er beschloß zu warten, bis ich zur Welt gekommen war - was bald sein sollte -, und dann mit der Familie wegzuziehen. Ich bin nicht sicher, warum er diese Entscheidung traf, denn er war kein eingeschüchterter Schwarzer, wie es die meisten damals waren und wie es viele heute immer noch sind. Mein Vater war ein mächtiger, etwa 1,90 Meter großer, sehr schwarzer Mann. Er hatte nur noch ein Auge. Ich habe nie erfahren, auf welche Weise er das andere verloren hatte. Er war aus Reynolds, im Bundesstaat Georgia, wo er nach der dritten oder vierten Klasse die Schule verlassen hatte. Er glaubte genau wie Marcus Garvey, daß die Schwarzen in Amerika niemals Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstachtung erringen könnten und daß sie deshalb Amerika dem weißen Mann überlassen und in ihr afrikanisches Herkunftsland zurückkehren sollten. Einer der Gründe, warum mein Vater sich entschlossen hatte, sein Leben aufs Spiel zu setzen und sich der Verbreitung dieser Philosophie unter seinem Volk zu widmen, war der, daß vier seiner sechs Brüder eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Drei von ihnen waren von weißen Männern getötet worden, einer wurde gelyncht. Mein Vater konnte

damals noch nicht wissen, daß von den übriggebliebenen dreien, er selbst mit eingeschlossen, als einziger mein Onkel Jim auf natürliche Weise im Bett sterben würde. Mein Onkel Oscar wurde später im Norden von weißen Polizisten erschossen. Und schließlich starb auch mein Vater selbst durch die Hände des weißen Mannes.

Ich habe immer geglaubt, daß auch ich gewaltsam ums Leben kommen werde. Ich habe alles mir Mögliche getan, um darauf vorbereitet zu sein.

Ich war das siebte Kind meines Vaters. Er hatte drei Kinder aus einer früheren Ehe - Ella, Earl und Mary, die in Boston lebten. Meine Mutter hatte er in Philadelphia kennengelernt und geheiratet, wo ihr erstes Kind, mein ältester leiblicher Bruder Wilfred, geboren wurde. Von Philadelphia zogen sie nach Omaha, wo Hilda und dann Philbert zur Welt kamen.

Ich war als nächster an der Reihe. Meine Mutter war achtundzwanzig, als ich am 19. Mai 1925 in einem Krankenhaus in Omaha geboren wurde. Wir zogen dann nach Milwaukee, wo Reginald zur Welt kam. Vom Säuglingsalter an hatte er eine Art Bruchleiden, das ihn für den Rest seines Lebens behinderte.

Louise Little, meine Mutter, die auf Grenada im britischen Westindien geboren worden war, sah aus wie eine weiße Frau. Ihr Vater *war* weiß gewesen. Sie hatte glattes schwarzes Haar, und ihr Akzent klang nicht wie der einer Schwarzen. Von ihrem weißen Vater ist mir nichts bekannt, außer daß sie sich seiner schämte. Ich erinnere mich daran, daß sie sagte, sie sei froh, ihn nie gesehen zu haben. Er war natürlich der Grund dafür, daß ich meine rötlichbraune *Mariny* Haut- und Haarfarbe bekam. Ich war das hellhäutigste Kind in unserer Familie. (Später, draußen in der Welt, in Boston und New York, gehörte ich zu den Millionen von Schwarzen, die verrückt genug waren, Hellhäutigkeit als eine Art Statussymbol zu betrachten, die glaubten, daß man tatsächlich vom Glück begünstigt sei, wenn man so geboren werde. Später jedoch lernte ich, jeden Tropfen Blutes dieses weißen Vergewaltigers in mir zu hassen.)

Unsere Familie blieb nur kurz in Milwaukee, weil mein Vater einen Ort finden wollte, wo er unsere eigenen Nahrungsmittel anbauen und vielleicht einen Laden aufmachen konnte. Die Lehre von Marcus Garvey betonte, daß man sich vom weißen Mann unabhängig machen solle. Aus irgendeinem Grund gingen wir dann nach Lansing, Michigan. Mein Vater kaufte ein Haus, und bald wurde er wieder, so wie es schon früher seine Gewohnheit gewesen war, zum unabhängigen Prediger der christlichen Lehre in den örtlichen baptistischen Schwarzenkirchen. Während der Woche wanderte er umher und verbreitete die Botschaft von Marcus Garvey.

Er wollte schon immer einen Laden besitzen, und irgendwann hatte er angefangen, Ersparnisse zur Seite zu legen, als - wie schon so oft zuvor - einige dumme Onkel-Tom-Neger anfingen, den einheimischen Weißen Geschichten über seine revolutionären Überzeugungen zuzuflüstern. Dieses Mal kamen die

Verschwindet-aus-der-Stadt-Drohungen von einer lokalen Haß-Vereinigung, die den Namen Black Legion trug. Sie kleideten sich mit schwarzen Roben anstelle der sonst gebräuchlichen weißen.[1] Bald war es so, daß fast überall, wo mein Vater auftauchte, Mitglieder der Black Legion ihn als "unverschämten Nigger" beschimpften, weil er einen eigenen Laden aufmachen wollte, außerhalb des Schwarzenviertels von Lansing wohnte und Unruhe und Zwietracht unter den "guten Niggern" verbreitete.

Wie in Omaha war meine Mutter auch hier wieder schwanger, dieses Mal mit meiner jüngsten Schwester. Kurz nach Yvonnes Geburt kam die Alptraumnacht des Jahres 1929, meine früheste Erinnerung. Ich weiß noch genau, daß ich plötzlich aus dem Schlaf gerissen wurde und mich in einem schreckenerregenden Durcheinander aus Pistolenschüssen, Geschrei, Rauch und Flammen wiederfand. Mein Vater hatte geschrien und auf die zwei weißen Männer geschossen, die das Feuer gelegt hatten und nun wegliefen. Unser Haus stand in hellen Flammen. Wir alle stießen, stolperten und stürzten übereinander beim Versuch, daraus zu entkommen. Meine Mutter schaffte es mit dem Baby in den Armen gerade noch in den Hof, bevor das Haus funkensprühend zusammenstürzte. Ich erinnere mich daran, daß wir die Nacht draußen in unserer Unterwäsche verbringen mußten, daß wir weinten und uns die Seele aus dem Hals schrien. Die weißen Polizisten und Feuerwehrleute kamen, standen herum und sahen zu, wie das Haus bis auf die Grundmauern niederbrannte.

Mein Vater brachte einige Freunde dazu, uns mit Kleidung zu versorgen und vorübergehend bei sich aufzunehmen. Dann zog er mit uns in ein anderes Haus am Rande von East Lansing. Damals durften Schwarze sich nach Einbruch der Dunkelheit nicht im eigentlichen East Lansing aufhalten. Die Michigan State University befindet sich dort; ich erzählte all dies einem Studentenpublikum, als ich im Januar 1963 dort sprach (und ich hatte nach langer Zeit das erste Wiedersehen mit meinem jüngeren Bruder Robert, der dort nach seinem Hochschulabschluß psychologische Studien betrieb). Ich erzählte ihnen, daß die Leute in East Lansing uns so sehr schikanierten, daß wir erneut umziehen mußten, dieses Mal aufs Land, zwei Meilen von der Stadt entfernt. Dort baute mein Vater uns mit seinen eigenen Händen ein Haus mit vier Zimmern. Erst hier, in diesem Haus, in dem ich aufwuchs, setzt meine Erinnerung richtig ein.

Ich erinnere mich, daß mein Vater nach dem Feuer vorgeladen und wegen eines Waffenscheins für die Pistole verhört wurde, mit der er auf die weißen Brandstifter geschossen hatte. Ich weiß noch, daß die Polizei immer wieder unerwartet bei uns vorbeikam und in unseren Sachen herumstöberte, "nur um

---

1 Weiße Roben mit spitzen Kapuzen waren und sind das Erkennungszeichen des rassistischen weißen Geheimbundes in den USA, des Ku Klux Klan.

mal nachzusehen" oder "um nach einer Pistole zu suchen". Die Pistole, nach der sie suchten - die sie nie fanden und für die sie auch niemals einen Waffenschein ausgestellt hätten -, war in ein Kissen eingenäht. Das Kleinkalibergewehr meines Vaters und seine Schrotflinte jedoch lagen ganz offen herum. Jeder hatte solche Waffen, um damit Vögel, Kaninchen und anderes Wild zu jagen.

Danach werden meine Erinnerungen von den Spannungen zwischen meinem Vater und meiner Mutter bestimmt. Sie schienen fast immer miteinander im Streit zu liegen. Manchmal schlug mein Vater meine Mutter. Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, daß sie sehr gebildet war. Ich weiß nicht, wo sie die Bildung erworben hatte. Aber ich vermute, eine gebildete Frau kann nur schlecht der Versuchung widerstehen, einen ungebildeten Mann zurechtzuweisen. Von Zeit zu Zeit, wenn sie ihm mit ihren gescheiten Worten kam, packte er sie.

Mein Vater war auch all seinen Kindern gegenüber aggressiv, nur nicht gegen mich. Die Älteren schlug er fast brutal, wenn sie irgendeine seiner Regeln verletzten - und er hatte so viele Regeln, daß es schwer war, sie alle zu kennen. Ich bezog fast alle Prügel von meiner Mutter. Ich habe viel darüber nachgedacht, warum das so war. Ich glaube tatsächlich, so anti-weiß mein Vater auch war, unbewußt war er von der Gehirnwäsche des weißen Mannes an den Schwarzen so verdorben, daß er dazu neigte, die hellhäutigeren zu bevorzugen - und ich war sein hellhäutigstes Kind. Die meisten schwarzen Eltern behandelten damals beinahe instinktiv hellere Kinder besser als dunklere. Das ergab sich direkt aus der Tradition der Sklaverei, daß der *Mulatte*, weil er dem Weißen sichtbar näher stand, deshalb auch "besser" sein müsse.

Meine beiden anderen geistigen Bilder von meinem Vater betrafen beide nicht unser Zuhause. Das eine war seine Rolle als ein baptistischer Prediger. Er predigte nie in einer richtigen eigenen Kirche; er war immer ein "Gastprediger". Ich erinnere mich besonders an seine Lieblingspredigt: "Macht Euch bereit, der kleine *schwarze* Zug ist unterwegs ...!" Ich vermute, das stimmte auch überein mit seiner Beziehung zur *Zurück-nach-Afrika*-Bewegung, zum *Schwarzen Zug Heimwärts* Marcus Garveys. Mein Bruder Philbert, der Nächstältere, liebte die Kirche, aber mich verwirrte und verblüffte sie. Ich saß glotzäugig da und sah meinem Vater zu, wie er bei der Predigt hüpfte und schrie und wie die Gemeinde, die sich mit Leib und Seele dem Gesang und dem Gebet hingegeben hatte, ihm beim Hüpfen und Schreien folgte. Bereits in diesem frühen Alter konnte ich einfach nicht an die christliche Auffassung von der göttlichen Natur Jesu glauben. Und bis ich ein Mann in den Zwanzigern war - und damals im Gefängnis - ließ ich mir nichts von religiösen Personen erzählen. Ich hatte vor den meisten Leuten, die ihre Religiösität zur Schau trugen, sehr wenig Achtung.

Den meisten Kontakt zu den Schwarzen in Lansing hatte mein Vater durch seine Tätigkeit als Prediger. Man kann mir glauben, daß diese Schwarzen damals

in schlechter Verfassung waren. Sie sind immer noch in schlechter Verfassung - aber auf eine andere Weise. Ich meine damit, daß ich keine Stadt mit einem höheren Anteil an selbstzufriedenen und irregeleiteten sogenannten *Mittelklasse*-Schwarzen kenne, von der typischen Sorte, die sich an Statussymbolen orientiert und nach Integration strebt. Vor kurzem stand ich zum Beispiel in einem Wandelgang im Gebäude der Vereinten Nationen und unterhielt mich mit einem afrikanischem Botschafter und seiner Ehefrau, als ein Schwarzer auf mich zukam und zu mir sagte: "Kennen wir uns nicht?". Ich war ein wenig in Verlegenheit, weil ich dachte, er sei jemand, den ich kennen müßte. Es stellte sich heraus, daß er einer dieser selbstgefälligen, sich gern aufspielenden *Mittelklasse*-Schwarzen aus Lansing war. Ich fühlte mich nicht geschmeichelt. Er war von der Sorte, die niemals etwas mit Afrika zu tun haben wollte, bis die Mode, afrikanische Freunde zu haben, für die schwarze Mittelklasse zu einem Statussymbol wurde.

Zu der Zeit, als ich aufwuchs, hatten die "erfolgreichen" Schwarzen in Lansing solche Berufe wie Kellner und Schuhputzer. Als Pförtner in einem Geschäftshaus in der Innenstadt war man aufs höchste angesehen. Die wirkliche "Elite", die "großen Tiere", die "Sprecher der Rasse" waren die Kellner im Country Club in Lansing und die Schuhputzjungen im Regierungsgebäude. Die einzigen Schwarzen, die wirklich Geld hatten, waren die im illegalen Lottogeschäft, die Spielhöllen unterhielten oder die, die auf eine andere Art parasitär von der Masse der Ärmsten lebten. Kein Schwarzer wurde damals von Lansings großer Oldsmobile-Fabrik oder dem Reo Werk eingestellt. (Erinnert sich noch jemand an den *Reo*? Er wurde in Lansing hergestellt und R. E. Olds, der Mann nach dem er benannt wurde, wohnte auch in Lansing. Als der Krieg kam, stellten sie ein paar Schwarze als Hausmeister ein.) Die Mehrheit der Schwarzen lebte entweder von der staatlichen Wohlfahrt, vom Notstandsprogramm der W.P.A. (Works Progress Administration), oder sie verhungerten.

Es sollte der Tag kommen, an dem unsere Familie so arm war, daß wir die Löcher im Käse gegessen hätten. Aber zu dieser Zeit ging es uns viel besser als den meisten Schwarzen in der Stadt. Der Grund dafür war, daß wir draußen auf dem Land, wo wir wohnten, viele unserer Nahrungsmittel selbst anbauten. Es ging uns um einiges besser als den Schwarzen in der Stadt, die bei den Predigten meines Vaters nach dem Kuchen im Himmel und ihrer Seligkeit im Jenseits schrien, während die Weißen ihr Paradies hier auf Erden hatten.

Mir war klar, daß wir uns hauptsächlich aus der Kollekte, die mein Vater für seine Predigten bekam, ernährten und kleideten. Er verrichtete auch verschiedene Gelegenheitsarbeiten, aber was mich ganz und gar mit Stolz erfüllte, waren sein Kreuzzug und seine militante Kampagne für die Lehre Marcus Garveys. So jung ich damals auch war, so begriff ich doch durch das, was ich aufschnappte, daß mein Vater etwas aussprach, was ihn zu einem "gefährlichen" Mann

machte. Ich erinnere mich an eine alte Dame, die meinem Vater triumphierend sagte: "Sie jagen diesen Weißen Todesangst ein!"

Einer der Gründe dafür, daß ich immer das Gefühl hatte, mein Vater bevorzuge mich, war, daß ich meines Wissens der einzige war, den er manchmal zu den Treffen von Garveys U.N.I.A. mitnahm, die er in aller Stille in den Wohnungen verschiedener Leute abhielt. Dort trafen sich niemals mehr als ein paar Leute - höchstens zwanzig. Aber zusammengedrängt in irgendeinem Wohnzimmer war das schon eine Menge. Ich bemerkte, wie anders sich alle benahmen, obwohl es manchmal dieselben Leute waren, die in der Kirche hüpften und schrien. Aber auf diesen Versammlungen waren nicht nur sie, sondern auch mein Vater konzentrierter, vernünftiger und nüchterner. Das übertrug sich auch auf mich.

Ich erinnere mich an Sätze wie: "Adam wurde aus dem Paradies in die Höhlen Europas vertrieben", "Afrika den Afrikanern", "Äthiopier, erwachet!" Und mein Vater sprach darüber, daß es nicht mehr lange dauern würde, bis Afrika vollständig von Schwarzen geführt werde - "von schwarzen Menschen" war der Ausdruck, den er immer gebrauchte. "Niemand weiß, wann die Stunde der Erlösung Afrikas schlägt. Nur der Wind kennt sie. Sie kommt. Eines Tages wird sie da sein wie ein Sturm."

Ich entsinne mich der großen, glänzenden Fotografien von Marcus Garvey, die von Hand zu Hand die Runde machten. Mein Vater besaß einen großen Briefumschlag voll mit solchen Fotos, den er immer zu diesen Versammlungen mitnahm. Die Fotos zeigten, jedenfalls schien es mir so, Millionen Schwarze, die dicht gedrängt hinter Garvey paradierten. Er fuhr in einem eleganten Wagen, ein großer schwarzer Mann, der eine beeindruckende Uniform mit goldenen Tressen trug und einen hinreißenden Hut mit langem Federbusch. Ich hörte, daß er nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auf der ganzen Welt Anhänger unter den Schwarzen hatte. Und ich erinnere mich, daß die Versammlungen immer damit endeten, daß mein Vater mehrmals ausrief: "Auf, du mächtige Rasse, du kannst vollbringen, was in deinem Willen steht!" und die Leute es ihm nachsprachen.

Ich habe niemals verstanden, warum ich, der soviel von diesen Dingen gehört hatte, damals nie an die schwarzen Menschen in Afrika gedacht habe. Meine Vorstellung von Afrika zu dieser Zeit war die von nackten Wilden, Kannibalen, Affen, Tigern und dampfenden Dschungeln.

Mein Vater fuhr in seinem alten schwarzen Tourenwagen zu Versammlungsorten in der ganzen Umgebung von Lansing und nahm mich manchmal mit. Ich erinnere mich an ein Treffen, das tagsüber (die meisten waren abends) in der Stadt Owosso stattfand. Sie lag vierzig Meilen von Lansing entfernt und wurde von den Schwarzen "Weiße Stadt" genannt. (Owossos größter Anspruch auf Berühmtheit besteht darin, der Geburtsort von Thomas E. Dewey zu sein.) Wie

in East Lansing durfte sich nach Einbruch der Dunkelheit kein Schwarzer mehr auf der Straße aufhalten - deshalb mußte das Treffen tagsüber stattfinden. Tatsächlich war das damals in vielen Städten Michigans so. Jeder Ort hatte ein paar "*einheimische Neger*", die dort lebten. Manchmal war es nur eine einzige Familie, wie in der nahegelegenen Kreisstadt Mason, wo eine schwarze Familie namens Lyons wohnte. Mr. Lyons genoß großes Ansehen in Mason, weil er einst ein bekannter Football Star an der Mason High School gewesen war, und deshalb durfte er jetzt in dieser Gegend ein paar Dienstbotenjobs versehen.

Meine Mutter schien in dieser Zeit ständig zu arbeiten - zu kochen, zu waschen, zu bügeln, sauberzumachen und sich über uns acht Kinder aufzuregen. Und gewöhnlich stritt sie entweder mit meinem Vater oder redete nicht mit ihm. Ein Anlaß für Streit waren ihre festen Vorstellungen davon, was sie nicht essen wollte - und was *wir* nicht essen sollten -, darunter Schweinefleisch und Kaninchen. Beides mochte mein Vater von ganzem Herzen. Er war durch und durch ein echter Schwarzer aus Georgia und glaubte daran, daß man viel von dem essen sollte, was wir in Harlem heute "*soul food*" nennen.

Wie ich schon sagte, ist meine Mutter diejenige gewesen, von der ich meine Prügel bezog - zumindest immer dann, wenn es ihr nichts ausmachte, die Nachbarn könnten denken, sie würde mich umbringen. Denn wenn sie auch nur den Anschein erweckte, ihre Hand gegen mich zu erheben, riß ich meinen Mund auf und ließ es die Welt wissen. Wenn irgend jemand draußen auf der Straße vorbeikam, überlegte sie es sich entweder anders oder gab mir nur wenige Schläge.

Wenn ich heute darüber nachdenke, bin ich fest davon überzeugt, daß in dem Maße, wie mein Vater mich bevorzugte, weil ich hellhäutiger war als die anderen Kinder, mich meine Mutter aus demselben Grund strenger behandelte. Sie war selbst sehr hell, aber sie bevorzugte diejenigen, die dunkler waren. Ich weiß, daß Wilfred ihr besonderer Liebling war. Ich erinnere mich, daß sie mich mit den Worten aus dem Haus schickte: "Geh raus in die Sonne, damit du etwas Farbe bekommst." Sie bemühte sich konsequent, in mir kein Überlegenheitsgefühl wegen meiner Hautfarbe aufkommen zu lassen. Ich bin sicher, daß sie mich zum Teil deshalb so behandelte, weil sie den Ursprung ihrer eigenen hellen Hautfarbe kannte.

Ich lernte früh, daß man mit Protestschreien etwas erreichen konnte. Meine älteren Geschwister gingen schon zur Schule, und wenn sie manchmal hereinkamen und nach einem Butterkeks oder so was fragten, sagte meine Mutter verärgert nein. Aber ich jammerte laut und machte so lange einen Aufstand, bis ich bekam, was ich wollte. Ich kann mich gut daran erinnern, daß meine Mutter mich fragte, warum ich nicht so ein netter Junge wie Wilfred sein könne; aber ich dachte mir, daß Wilfred oft hungrig bleiben mußte, weil er so nett und ruhig war. So hatte ich früh im Leben gelernt, daß man Krach schlagen muß, wenn man etwas haben will.

Wir hatten nicht nur unseren großen Garten, wir züchteten auch Hühner. Mein Vater kaufte einige kleine Küken, und meine Mutter zog sie auf. Wir alle liebten Hühnchen. Das war ein Gericht, über das es mit meinem Vater keinen Streit gab. Für eine Sache, an die ich mich erinnere, bin ich meiner Mutter besonders dankbar. Eines Tages ging ich zu ihr, bat sie um einen eigenen Garten, und sie überließ mir meine eigene kleine Ecke. Ich liebte dieses Stückchen Land und kümmerte mich gut darum. Besonders gern zog ich Erbsen. Ich war stolz, wenn sie auf den Tisch kamen. Ich zupfte das Unkraut in meinem Gärtchen mit der Hand aus, sobald die ersten kleinen Halme herauskamen. Auf Händen und Knien durchstöberte ich die Beete nach Würmern und Insekten, tötete sie und grub sie ein. Und manchmal, wenn ich alles ordentlich und sauber hatte, so daß meine Pflanzen wachsen und gedeihen konnten, legte ich mich zwischen zwei Beeten auf den Rücken, blickte in den blauen Himmel, sah zu wie die Wolken sich bewegten und ließ meine Gedanken schweifen.

Mit fünf wurde auch ich eingeschult und verließ das Haus morgens zusammen mit Wilfred, Hilda und Philbert. Wir besuchten die Pleasant Grove School, die vom Kindergarten bis zur achten Klasse ging. Sie lag zwei Meilen außerhalb der Stadtgrenze, und ich vermute, es gab wegen unserer Teilnahme keine Probleme, weil wir die einzigen Schwarzen weit und breit waren. Damals "adoptierten" die Weißen in den Nordstaaten gern ein paar Schwarze; sie sahen sie nicht als Bedrohung an. Die weißen Kinder machten auch kein Aufhebens um uns. Sie nannten uns so oft "Nigger", "Darkie" und "Rastus", daß wir dachten, das wären unsere natürlichen Namen. Aber sie wollten uns damit nicht beleidigen - sie dachten sich einfach nichts dabei.

An einem Nachmittag im Jahre 1931, als Wilfred, Hilda, Philbert und ich nach Hause kamen, hatten meine Mutter und mein Vater gerade eine ihrer Auseinandersetzungen. Es hatte in letzter Zeit aufgrund der Drohungen der Black Legion eine Menge Spannungen zu Hause gegeben. Jedenfalls hatte mein Vater eines der Kaninchen genommen, die wir hielten, und meine Mutter aufgefordert, es zuzubereiten. Wir züchteten Kaninchen, verkauften sie aber an Weiße. Mein Vater hatte das Kaninchen aus dem Stall geholt und ihm den Kopf abgerissen. Er war so stark, daß er kein Messer brauchte, um Hühner oder Kaninchen zu köpfen. Mit einem Griff seiner großen schwarzen Hände drehte er dem Tier einfach das Genick um und warf meiner Mutter das blutnackige Ding vor die Füße.

Meine Mutter weinte. Sie machte sich daran, das Kaninchen bratfertig zu machen, und zog ihm das Fell ab. Aber mein Vater war so zornig, daß er die Haustür knallend zuschlug, auf die Straße lief und in Richtung Stadt davoneilte.

Genau in dem Moment hatte meine Mutter diese Vorahnung. Sie war in dieser Hinsicht immer eine außergewöhnliche Frau gewesen und hatte immer eine starke Intuition für Dinge gehabt, die passieren würden. Und ich glaube, die

meisten ihrer Kinder sind genauso. Wenn etwas in der Luft liegt, dann kann ich es fühlen, es spüren. Ich habe niemals erlebt, daß etwas passiert ist, was mich völlig unvorbereitet getroffen hat - bis auf ein einziges Mal. Und das war Jahre später, als ich unglaubliche Tatsachen über einen Mann erfuhr, für den ich bis zu dieser Enthüllung bedenkenlos mein Leben hingegeben hätte.

Mein Vater war schon ein gutes Stück die Straße hinauf, als meine Mutter schreiend nach draußen auf die Veranda lief. *"Early! Early!"* Sie schrie seinen Namen. Mit einer Hand packte sie ihre Schürze und rannte runter über den Hof auf die Straße hinaus. Mein Vater drehte sich um. Er sah sie. Und obwohl er so wutentbrannt weggegangen war, winkte er ihr aus irgendeinem Grund zu. Aber er setzte seinen Weg fort.

Meine Mutter erzählte mir später, sie habe eine Vorahnung vom Tode meines Vaters gehabt. Für den Rest des Nachmittags war sie nicht mehr sie selbst. Sie weinte, war nervös und durcheinander. Sie bereitete das Kaninchen fertig zu und stellte es zum Warmhalten in den schwarzen Kochherd. Als mein Vater zu unserer Zubettgehzeit immer noch nicht nach Hause gekommen war, drückte und umklammerte uns Mutter immer wieder. Wir fühlten uns eigenartig und wußten nicht, was wir tun sollten; denn so hatte sie sich noch nie benommen.

Ich erinnere mich, daß ich durch Schreie meiner Mutter geweckt wurde. Als ich aus dem Bett gekrabbelt war, sah ich Polizisten im Wohnzimmer, die versuchten, meine Mutter zu beruhigen. Sie hatte sich in aller Eile ihre Kleider übergeworfen, um mit den Polizisten mitzugehen. Und ohne daß es uns jemand hätte sagen müssen, wußten wir entsetzt starrenden Kinder alle, daß unserem Vater etwas Schreckliches zugestoßen war.

Die Polizei brachte meine Mutter ins Krankenhaus und führte sie in ein Zimmer, wo mein Vater mit einem Laken zugedeckt aufgebahrt war. Sie sah nicht hin, sie hatte Angst. Wahrscheinlich war es klug von ihr, das nicht zu tun. Ich erfuhr später, daß der Schädel meines Vaters auf einer Seite eingeschlagen war. Unter den Schwarzen in Lansing gingen Gerüchte um, er sei zuerst tätlich angegriffen und dann auf die Schienen geworfen und von einer Straßenbahn überfahren worden. Sein Körper war fast in zwei Hälften zerteilt.

In diesem Zustand soll er noch zweieinhalb Stunden gelebt haben. Schwarze waren damals stärker als heute, besonders Schwarze aus Georgia. Schwarze, die in Georgia geboren wurden, mußten einfach stark sein, wenn sie überleben wollten.

Es war Morgen geworden, ehe wir Kinder zu Hause erfuhren, daß er tot war. Ich war sechs Jahre alt und erinnere mich noch an eine gewisse Aufregung, wie sich das Haus mit weinenden Menschen füllte, die voller Bitterkeit davon sprachen, daß die Black Legion der Weißen ihn schließlich doch noch erledigt hatte. Meine Mutter war hysterisch. Im Schlafzimmer hielten ihr Frauen Riechsalz unter die Nase. Bei der Beerdigung war sie immer noch völlig außer sich.

Ich habe auch keine sehr klare Erinnerung an die Trauerfeier. Seltsamerweise erinnere ich mich hauptsächlich daran, daß sie nicht in einer Kirche stattfand, und das erstaunte mich, da mein Vater Prediger war und ich dabeigewesen war, wie er bei Trauerfeiern anderer Leute in Kirchen gepredigt hatte. Aber seine eigene fand in einer Leichenhalle statt.

Und ich erinnere mich daran, daß eine große schwarze Fliege während des Gottesdienstes umherflog und auf dem Gesicht meines Vaters landete. Wilfred sprang von seinem Stuhl auf, scheuchte die Fliege weg und tastete sich unsicher zu seinem Sitzplatz zurück - wir saßen auf Klappstühlen -, während Tränen über sein Gesicht liefen. Ich erinnere mich, daß ich, als wir am Sarg vorbeigingen, den Gedanken hatte, das kräftige schwarze Gesicht meines Vaters sähe so aus, als sei es mit Mehl bestäubt worden, und daß ich wünschte, sie hätten nicht so viel davon genommen.

Zu Hause, in dem großen Vierzimmerhaus, hatten wir noch etwa eine Woche lang viele Besucher. Es waren gute Freunde der Familie, wie die Lyons aus Mason, das zwölf Meilen entfernt war, und die Walkers, McGuires, die Liscoes, die Greens, Randolphs, die Turners und andere aus Lansing und eine Menge Leute aus anderen Städten, die ich bei den Garvey-Versammlungen gesehen hatte.

Wir Kinder kamen leichter mit der Situation zurecht als unsere Mutter. Wir sahen die Prüfungen, die uns bevorstanden, noch nicht so deutlich wie sie. Nachdem die Besucher uns allmählich verlassen hatten, setzte sie alles daran, zwei Versicherungspolicen einzulösen, auf deren Abschluß mein Vater immer stolz gewesen war. Er hatte immer gesagt, daß Familien bei einem Todesfall abgesichert sein sollten. Eine Police wurde offenbar anstandslos ausgezahlt - die niedrigere. Ich weiß nicht, wie hoch sie war. Ich glaube, es waren nicht mehr als eintausend Dollar, vielleicht auch nur die Hälfte davon.

Aber nachdem das Geld kam und meine Mutter eine Menge davon für die Beerdigung und die Unkosten ausgegeben hatte, kam sie von ihren Gängen in die Stadt sehr aufgeregt zurück. Die Gesellschaft, die die größere Police ausgestellt hatte, machte Schwierigkeiten mit der Auszahlung. Sie behaupteten, mein Vater habe Selbstmord begangen. Wieder kamen Besucher, und es gab bittere Gespräche über die Weißen: Wie soll mein Vater sich selbst den Kopf eingeschlagen und sich dann auf die Straßenbahnschienen gelegt haben, um überfahren zu werden?

Da saßen wir also. Meine Mutter war jetzt vierunddreißig Jahre alt, ohne Ehemann, ohne Ernährer oder Beschützer ihrer acht Kinder. Aber es kam wieder so etwas wie eine Familienroutine in Gang. Und solange das Geld der ersten Versicherung reichte, kamen wir gut zurecht.

Wilfred, der ein ziemlich ausgeglichener Bursche war, zeigte eine Reife, die über sein Alter hinausging. Ich glaube, er spürte bereits, was uns bevorstand - zu einem Zeitpunkt, als wir anderen es uns noch nicht vorstellen konnten. Er

ging ohne ein Wort von der Schule ab und machte sich in der Stadt auf Arbeitssuche. Er nahm jede Art von Job an, kam abends hundemüde nach Hause und gab Mutter seinen ganzen Lohn.

Hilda, die immer ein eher ruhiges Kind gewesen war, kümmerte sich jetzt um die Babies. Philbert und ich leisteten keinerlei Beitrag. Wir prügelten uns nur die ganze Zeit - zu Hause miteinander, und in der Schule taten wir uns dann zusammen und kämpften gegen die weißen Kinder. Manchmal waren es regelrechte Rassenkämpfe, aber sie konnten auch jeden anderen Anlaß haben.

Reginald kam unter meine Fittiche. Seitdem er aus dem Krabbelalter herausgewachsen war, waren wir beide sehr eng zusammen. Ich vermute, es gefiel mir, daß er der Kleine war, der zu mir aufschaute.

Meine Mutter fing an, beim Kaufmann anschreiben zu lassen. Mein Vater war immer entschieden gegen Abzahlungsgeschäfte gewesen. "Kredit ist der erste Schritt auf dem Weg in die Verschuldung und zurück in die Sklaverei", pflegte er zu sagen. Und dann ging sie selbst arbeiten. Sie fuhr nach Lansing und fand verschiedene Jobs als Putzfrau oder Näherin bei Weißen. Die merkten meist gar nicht, daß sie eine Schwarze war. Viele Weiße dort wollten keine Schwarzen in ihren Häusern haben.

Es lief alles gut, bis die Leute auf die eine oder andere Weise erfuhren, wer sie war, wessen Witwe sie war. Und dann wurde sie entlassen. Ich erinnere mich daran, daß sie weinend nach Hause kam, weil sie eine Arbeit verloren hatte, die sie so dringend brauchte, aber sie versuchte ihr Weinen zu verbergen.

Einmal, als einer von uns - ich weiß nicht mehr wer - sie aus irgendeinem Grund auf ihrer Arbeit aufsuchen mußte und die Leute uns sahen und erkannten, daß sie eigentlich eine Schwarze war, wurde sie auf der Stelle gefeuert und kam weinend nach Hause, diesmal ohne es zu verbergen.

Als die Leute von der Fürsorge anfingen, Hausbesuche bei uns zu machen, trafen wir sie manchmal bei der Rückkehr von der Schule an. Sie sprachen mit unserer Mutter und stellten ihr tausend Fragen. Ihr Benehmen und die Art und Weise, wie sie sich in unserem Haus umguckten und wie sie uns musterten, vermittelten zumindest mir das Gefühl, daß sie uns nicht als Menschen betrachteten. In ihren Augen waren wir nur *Dinge*, sonst nichts.

Meine Mutter bekam nun regelmäßig zwei Schecks - einen über ihre Sozialhilfe und einen, glaube ich, über ihre Witwenrente. Die Schecks waren eine Hilfe. Aber weil wir so viele waren, reichten sie hinten und vorne nicht. Wenn sie ungefähr am Ersten des Monats eintrafen, gehörte mindestens einer immer schon in voller Höhe dem Lebensmittelhändler. Und danach reichte der andere auch nicht mehr lange.

Mit uns ging es schnell bergab. Der physische Abstieg ging nicht so schnell vor sich wie der seelische. Meine Mutter war vor allen Dingen eine stolze Frau,

und es machte ihr schwer zu schaffen, daß sie auf Almosen angewiesen war. Und ihre Gefühle übertrugen sich auf uns.

Sie beschuldigte den Mann im Lebensmittelladen, daß er mehr aufschreibe, als sie wirklich kaufe, und das gefiel ihm nicht. Sie war auch in ihren Antworten den Leuten von der Fürsorge gegenüber nicht gerade zimperlich und sagte ihnen, daß sie als erwachsene Frau in der Lage sei, ihre Kinder selbst aufzuziehen, und es sei nicht notwendig, daß sie so oft vorbeikämen und sich in unser Leben einmischten. Und das gefiel denen nicht.

Aber der monatliche Wohlfahrtsscheck war für diese Leute die Eintrittskarte für unser Haus. Sie benahmen sich, als ob wir ihr Privateigentum wären. So sehr es meine Mutter gewollt hätte, sie konnte sie nicht draußen halten. Besonders wütend machte es sie, wenn diese Leute darauf bestanden, uns ältere Kinder einzeln draußen auf der Veranda oder sonstwo beiseite zu nehmen, und uns Fragen stellten oder Dinge erzählten, um uns gegeneinander und gegen unsere Mutter aufzubringen.

Wir konnten nicht verstehen, warum unsere Mutter es offensichtlich haßte, jene mit Fleisch gefüllten Pakete, Säcke mit Kartoffeln und Früchten und Konservendosen anzunehmen, die wir vom Staat gratis erhielten. Wir konnten es wirklich nicht verstehen. Später begriff ich, daß meine Mutter eine verzweifelte Anstrengung unternahm, ihren - und unseren - Stolz zu bewahren.

Stolz war so ungefähr das einzige, was uns noch geblieben war, denn spätestens 1934 fingen wir an, wirklich zu leiden. Es war das schlimmste Jahr der Wirtschaftskrise und niemand unter unseren Bekannten hatte genug zu essen oder genug für den Lebensunterhalt. Gelegentlich besuchten uns einige alte Freunde der Familie. Vor allem brachten sie Lebensmittel mit. Das waren zwar auch Almosen, aber meine Mutter nahm sie an.

Wilfred arbeitete, um uns aus der Klemme zu helfen. Auch meine Mutter verrichtete jeden Job, den sie kriegen konnte. In Lansing gab es eine Bäckerei, in der einige von uns Kindern für fünf Cent einen großen Mehlsack mit Brot und Keksen vom Vortag kauften und dann die zwei Meilen zurück aufs Land zu unserem Haus liefen. Ich glaube, unsere Mutter kannte einige Dutzend Rezepte, etwas mit Brot und aus Brot zuzubereiten. Manchmal gab es zum Beispiel geschmorte Tomaten mit Brot. Wenn wir Eier hatten, kam Französischer Toast auf den Tisch, oder sie machte Brotpudding, manchmal mit Rosinen drin. Gab es Hamburger, dann war mehr Brot drin als Hackfleisch. Die Kekse, die immer mit im Sack waren, verschlangen wir sofort an Ort und Stelle.

Aber es gab Zeiten, in denen wir nicht einmal fünf Cent hatten und uns vor Hunger schummrig wurde. Meine Mutter kochte dann einen großen Topf Löwenzahnblätter, und wir aßen auch das. Ich erinnere mich, daß irgendein beschränkter Nachbar es herumerzählte und Kinder uns damit aufzogen, wir

äßen "gebratenes Gras". Manchmal, wenn wir Glück hatten, gab es dreimal am Tag Hafer- oder Maisgrieß. Oder morgens Grieß und abends Maisbrot.

Philbert und ich waren groß genug, unsere Raufereien für eine Weile zu unterbrechen, um mit dem Kleinkalibergewehr unseres Vaters Kaninchen zu schießen, die uns dann irgendwelche weißen Nachbarn in unserer Straße abkauften. Ich weiß jetzt, daß sie es nur taten, um uns zu helfen, denn sie konnten wie jeder andere auch ihre eigenen Kaninchen schießen. Ich erinnere mich, daß Philbert und ich manchmal den kleinen Reginald mitnahmen. Er war nicht sehr kräftig, aber er war immer so stolz darauf, wenn er mit uns Großen zusammensein konnte. In dem kleinen Bach hinter unserem Haus fingen wir mit Fallen Bisamratten. Und wir lagen still, bis ahnungslose Ochsenfrösche auftauchten, spießten sie auf, schnitten ihnen die Schenkel ab und verkauften sie für fünf Cent das Paar an Leute in unserer Straße. Die Weißen schienen in ihren Eßgewohnheiten weniger wählerisch zu sein.

Dann, so gegen Ende 1934, glaube ich, geschah etwas mit uns. Eine Art seelischer Verfall traf den Kreis unserer Familie und begann, unseren Stolz wegzufressen. Vielleicht lag es daran, daß wir unsere Armut ständig vor Augen hatten. Wir kannten andere Familien, die von der Stütze lebten. Aber ohne daß es irgend jemand bei uns zu Hause jemals ausgesprochen hätte, wußten wir: Wir hatten uns stolzer gefühlt, als wir noch nicht zu dem Depot gehen mußten, in dem die kostenlosen Lebensmittel ausgegeben wurden. Und nun gehörten wir dazu. Auch in der Schule wurde plötzlich mit dem Finger auf uns als "Wohlfahrtsempfänger" gezeigt, und manchmal wurde es auch laut ausgesprochen.

Es schien, als sei auf alles Eßbare in unserem Haus "unverkäuflich" gestempelt, denn alle von der Wohlfahrt ausgeteilten Lebensmittel trugen diesen Stempel, um die Empfänger daran zu hindern, sie weiterzuverkaufen. Es ist ein Wunder, daß wir nicht anfingen, "unverkäuflich" für einen Markennamen zu halten.

Manchmal lief ich, statt von der Schule nach Hause zu gehen, die zwei Meilen die Straße nach Lansing hinein. Ich zog von Laden zu Laden und hing überall dort herum, wo Sachen wie Äpfel in Kisten, Fässern und Körben ausgestellt waren, um auf eine günstige Gelegenheit zu warten und mir einen Leckerbissen zu klauen. Was für mich ein Leckerbissen war? Einfach alles.

Oder ich kreuzte so um die Abendessenszeit bei irgendeiner der Familien auf, die wir kannten. Ich wußte, ihnen war klar, warum ich gekommen war, aber sie brachten mich nie in Verlegenheit, indem sie sich etwas hätten anmerken lassen. Sie luden mich ein, zum Abendessen zu bleiben, und ich stopfte mich voll.

Es gefiel mir besonders, bei den Gohannas zu Hause vorbeizuschauen. Sie waren nette, ältere Leute und fleißige Kirchgänger. Ich hatte beobachtet, daß sie während der Predigten meines Vaters immer die ersten beim Hüpfen und Schreien waren. Bei ihnen wohnte ein Neffe, den sie aufzogen. Er wurde von

allen "Big Boy" genannt, und wir beide verstanden uns sehr gut. Bei den Gohannas wohnte auch die alte Mrs. Adcock, die mit ihnen zur Kirche ging. Sie war eine Frau, die immer versuchte, jedem nach besten Kräften zu helfen, jeden zu besuchen, von dem sie hörte, daß er krank sei, und eine Kleinigkeit vorbeizubringen. Sie war diejenige, die mir Jahre später etwas sagte, was ich lange Zeit im Kopf behielt: "Malcolm, etwas an dir mag ich. Du bist nicht gut, aber du versuchst nicht, es zu verbergen. Du bist kein Heuchler."

Je öfter ich von zu Hause wegblieb, Leute besuchte und Läden bestahl, desto aggressiver wurde ich in meinen Neigungen. Ich wollte immer alles gleich haben.

Ich wuchs schnell, körperlich mehr als geistig. Als ich dadurch in der Stadt mehr auffiel, wurde mir bewußt, daß Weiße mir gegenüber eine eigentümliche Haltung einnahmen. Ich spürte, daß es etwas mit meinem Vater zu tun hatte. Es war die Erwachsenen-Version vom Verhalten der weißen Kinder in der Schule, die in Andeutungen oder manchmal auch offen ausgedrückt hatten, was in Wirklichkeit aus den Mündern ihrer Eltern kam - daß der Mord an meinem Vater auf das Konto der Black Legion oder des Klan ging und die Versicherungsgesellschaft uns reingelegt hatte, als sie sich weigerte, meiner Mutter das Geld für die Police auszuzahlen.

Nachdem ich mehrmals beim Klauen erwischt worden war, richteten die Leute von der Fürsorge bei ihren Hausbesuchen ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr auf mich. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wann ich dahinterkam, daß sie darüber sprachen, mich mitzunehmen. Das, woran ich mich in diesem Zusammenhang zuallererst erinnere, ist, daß meine Mutter loswetterte und klarstellte, sie sei selbst in der Lage, ihre Kinder aufzuziehen. Sie verprügelte mich wegen der Diebstähle, und ich versuchte, die Nachbarschaft mit meinem Geschrei zu alarmieren. Ich bin immer stolz darauf gewesen, daß ich nie meine Hand gegen meine Mutter erhoben habe.

Zusätzlich zu all den anderen Sachen, die wir unternahmen, schlichen einige von uns Jungen in den Sommernächten die Straße runter oder über die Weiden und gingen Wassermelonen klauen. Die Weißen brachten Wassermelonen aus irgendeinem Grunde automatisch mit Schwarzen in Verbindung. Manchmal nannten sie uns Schwarze, neben all den anderen Ausdrücken, die sie für uns hatten, "coons". So kam es, daß das Stehlen von Wassermelonen "cooning" genannt wurde.[2] Wenn weiße Jungen das taten, bedeutete das nur, daß sie sich *wie Neger* benahmen. Weiße haben, wann immer sie konnten, all ihre Missetaten

---

2 *Cooning* bedeutet in der Tat "Wassermelonen klauen", aber nach Art der *racoons*, also Waschbären, die dieselben Schäden in einem Wassermelonenbeet anrichten wie klauende Kinder. Später wird *coon* zu einem abfälligen Begriff für Schwarze vom Land.

dadurch vertuscht oder gerechtfertigt, daß sie Schwarze damit verspotteten oder ihnen die Schuld zuschoben.

Ich erinnere mich an eine Halloween-Nacht, in der ein Haufen von uns draußen war, um diese alten Plumpsklos umzukippen, die es auf dem Land gab. Ein alter Farmer - ich glaube, er hatte zu seiner Zeit selber schon reichlich Klohäuschen umgekippt - hatte uns eine Falle gestellt. Man schleicht sich immer von hinten an das Klo heran, dann kommt man zusammen und drückt gemeinsam dagegen, um es nach vorn zu kippen. Dieser Farmer hatte sein Plumpsklo von der Jauchegrube heruntergenommen und es genau *vor* der Grube aufgestellt. Nun, wir schlichen uns in der Dunkelheit im Gänsemarsch an, und die beiden weißen Jungen an der Spitze stürzten in die Grube hinein und versanken bis zum Hals. Sie stanken so fürchterlich, daß wir es gerade noch ertragen konnten, sie rauszuholen, aber damit war dieses Halloween dann auch schon für uns alle gestorben. Ich wäre beinahe selbst hineingefallen. Die Weißen waren so daran gewöhnt, die Führung zu übernehmen, daß es sie dieses Mal wirklich in die Scheiße geritten hatte.

So lernte ich auf vielfältige Weise verschiedenste Dinge. Ich pflückte Erdbeeren, und obwohl ich heute nicht mehr weiß, wieviel ich pro Kiste für das Pflücken bekam, erinnere ich mich, daß ich nach einem harten Arbeitstag ungefähr einen Dollar herausbekam. Das war damals eine Menge Geld. Ich war so hungrig, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte. Ich war auf dem Weg in Richtung Stadt und stellte mir vor, mir etwas Gutes zu essen zu kaufen, als dieser ältere weiße Junge auf mich zukam. Ich kannte ihn, er hieß Richard Dixon. Er fragte mich, ob ich mit ihm *Kopf oder Zahl* um Nickel spielen wolle. Er hatte eine Menge Wechselgeld für meinen Dollar. Nach ungefähr einer halben Stunde hatte er zu meinem Dollar auch noch das ganze Wechselgeld zurückgewonnen, und nun ging ich nicht mehr in die Stadt, um mir etwas zu kaufen, sondern verbittert mit leeren Taschen nach Hause. Aber das war nichts verglichen mit dem Gefühl, das mich überkam, als ich später herausfand, daß er gemogelt hatte. Es gibt einen Weg, wie man einen Nickel fangen und halten kann, daß er so aufkommt, wie man es will. Das war meine erste Lektion in Sachen Glücksspiel: Wenn man sieht, daß jemand immer gewinnt, dann spielt er nicht, dann betrügt er. Wenn ich später im Leben bei irgendeinem Spiel ständig verlor, dann paßte ich auf wie ein Luchs. Die Schwarzen in Amerika sehen den weißen Mann auch ständig gewinnen. Er ist ein Berufsspieler. Er hat alle Karten und Trümpfe in seiner Hand, und an unser Volk teilt er nur die schlechtesten Spielkarten aus.

Etwa um diese Zeit herum bekam meine Mutter von einigen Adventisten des Siebten Tages Besuch, die sich in einem Nachbarhaus ein Stück die Straße hinunter niedergelassen hatten. Sie sprachen stundenlang mit ihr und ließen Broschüren, Blättchen und Zeitschriften zum Lesen da. Sie las darin, und auch Wilfred, der angefangen hatte, wieder zur Schule zu gehen, seitdem wir die

Lebensmittelzuteilungen bekamen, zog sich einiges davon rein. Sein Kopf steckte ständig in irgendeinem Buch.

Es dauerte nicht lange, bis meine Mutter mehr und mehr Zeit bei den Adventisten verbrachte. Ich glaube, sie war am meisten davon beeinflußt, daß es bei ihnen sogar noch strengere Diätvorschriften gab, als sie selber uns immer gelehrt und mit uns praktiziert hatte. Wie wir waren auch sie dagegen, Kaninchen und Schweinefleisch zu essen. Sie folgten den mosaischen Diätvorschriften und aßen nur Fleisch von Tieren, die gespaltene Hufe hatten oder wiederkäuten. Bald begleiteten wir meine Mutter zu den Treffen der Adventisten, die weiter draußen auf dem Land abgehalten wurden. Für uns Kinder war die Hauptattraktion das gute Essen, das dort aufgetischt wurde. Aber wir hörten auch zu. Es waren noch eine Handvoll Schwarze da aus Kleinstädten der näheren Umgebung, aber ich würde sagen, daß die Anwesenden zu neunundneunzig Prozent Weiße waren. Die Adventisten glaubten, wir lebten am Ende der Zeit und die Welt gehe bald unter. Aber sie waren die freundlichsten Weißen, die ich jemals erlebt hatte. Wir Kinder merkten jedoch, daß sie in mancher Hinsicht anders waren als wir - ihrem Essen mangelte es an Würze, und Weiße hatten einfach einen anderen Geruch. Wenn wir wieder zu Hause waren, sprachen wir darüber.

Unterdessen kamen die Leute von der Fürsorge immer wieder zu meiner Mutter. Sie machte inzwischen kein Geheimnis mehr daraus, daß sie diese Eindringlinge haßte und nicht in ihrem Hause sehen wollte. Aber diese Leute machten regen Gebrauch von ihrem Besuchsrecht, und ich habe viele, viele Male darüber nachgedacht, wie sie in ihren Gesprächen mit uns Kindern anfingen, Zwietracht in unsere Herzen zu säen. Sie wollten zum Beispiel wissen, wer von uns klüger sei als die anderen. Und mich fragten sie, warum ich "so anders" sei.

Ich glaube, sie hielten es für einen legitimen Teil ihrer Aufgabe, Kinder bei Pflegeeltern unterzubringen, und waren der Meinung, daß es im Endergebnis das geringere Übel sei, egal wie sie dabei vorgehen würden.

Als meine Mutter sich wehrte, setzten sie sie unter Druck - zunächst durch mich. Bei mir setzten sie zuerst an. Ich stahl; daraus ließ sich schließen, daß meine Mutter sich nicht um mich kümmerte.

Wir alle machten hin und wieder Unfug, ich mehr als alle anderen. Philbert und ich befehdeten uns weiter. Und das war nur einer von einem guten Dutzend Gründen, daß sich der Druck, der auf meiner Mutter lastete, verstärkte.

Ich bin mir nicht mehr sicher, wie oder wann die Leute von der Fürsorge das erste Mal die Meinung äußerten, unsere Mutter wäre dabei, ihren Verstand zu verlieren.

Aber ich kann mich deutlich daran erinnern, gehört zu haben, wie sie meine Mutter als "verrückt" bezeichneten. Sie hatten erfahren, daß der schwarze

Farmer aus einem unserer unmittelbaren Nachbarhäuser uns etwas Schlachtfleisch zum Geschenk angeboten hatte. Es ging um ein ganzes Schwein, vielleicht sogar zwei - und meine Mutter hatte abgelehnt. Wir alle hörten, wie sie ihr ins Gesicht sagten, sie sei "verrückt", weil sie es abgelehnt habe, gutes Fleisch anzunehmen. Sie änderten ihre Meinung auch nicht, als Mutter ihnen erklärte, daß wir nie Schweinefleisch aßen und daß es gegen ihre religiöse Überzeugung als Adventistin des Siebten Tages verstieß.

Sie waren so bösartig wie Geier. Sie hatten für meine Mutter keine Gefühle übrig, weder Verständnis noch Mitleid oder Achtung. Sie sagten uns: "Sie muß verrückt sein, Nahrungsmittel abzulehnen." Das war genau der Moment, als sich unser Zuhause, unsere Einheit, aufzulösen begann. Wir hatten eine harte Zeit, und ich tat nichts, unsere Lage zu verbessern. Aber wir hätten es schaffen können, wir hätten zusammenbleiben können. So schlecht ich auch war, soviel Mühe und Sorgen ich meiner Mutter auch bereitete, ich liebte sie doch.

Wir fanden heraus, daß zwischen den Beamten und der Familie Gohannas eine Unterredung stattgefunden und die Gohannas gesagt hatten, sie würden mich bei sich zu Hause aufnehmen. Als meine Mutter das hörte, bekam sie einen Wutanfall - woraufhin die Betreiber unserer Familienzerrüttung erstmal für eine Weile in Deckung gingen.

Es war etwa zu dieser Zeit, daß der große dunkle Mann aus Lansing zum ersten Mal zu Besuch kam. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie oder wo er und meine Mutter sich kennengelernt hatten. Es kann sein, daß es durch gemeinsame Freunde geschah. Ich weiß nicht mehr, was der Mann für einen Beruf hatte. Im Jahr 1935 hatten Schwarze in Lansing nichts, was man einen Beruf nennen konnte. Aber der Mann, groß und schwarz, sah meinem Vater etwas ähnlich. Ich kann mich an seinen Namen erinnern, aber es gibt keinen Grund, ihn hier zu erwähnen. Er war ein alleinstehender Mann, und meine Mutter war eine Witwe, die erst sechsunddreißig Jahre alt war. Der Mann war unabhängig, was sie natürlich schätzte. Sie hatte es schwer, uns zu bändigen, und allein die Anwesenheit eines großen Mannes hätte ihr das erleichtert. Und mit einem Mann als Versorger hätte sie die Beamten von der Fürsorge für immer loswerden können.

Wir alle begriffen das, ohne daß man hätte viel darüber reden müssen. Zumindest hatten wir keine Einwände. Wir nahmen es einfach hin, amüsierten uns sogar ein bißchen darüber, daß unsere Mutter sich ganz fein machte und ihre besten Sachen anzog, wenn der Mann kam. Sie war immer noch eine gutaussehende Frau, und sie benahm sich dann anders, lachte und war heiter, so wie wir sie seit Jahren nicht mehr erlebt hatten.

Ich glaube, das ging wohl ein Jahr so. Und dann, 1936 oder 1937, versetzte der Mann aus Lansing meine Mutter von einem Tag auf den anderen. Er kam sie einfach nicht mehr besuchen. Wie ich später begriff, schreckte er letztlich

vor der Verantwortung zurück, diese acht Mäuler füttern zu müssen. Er hatte Angst, weil wir so viele waren. Ich sehe heute genau die Zwickmühle, in der Mutter, mit uns allen belastet, steckte. Und ich kann auch verstehen, warum er davor zurückschreckte, solch eine riesige Verantwortung zu übernehmen.

Aber für meine Mutter war es ein furchtbarer Schock. Für sie war es der Anfang vom Ende der Realität. Als sie anfing herumzusitzen und herumzulaufen und dabei Selbstgespräche zu führen - beinahe so, als bemerke sie gar nicht, daß wir anwesend waren -, wurde es von Tag zu Tag entsetzlicher.

Die Beamten sahen die zunehmende Schwäche meiner Mutter und begannen im selben Moment, die entscheidenden Schritte einzuleiten, um mich von zu Hause wegzunehmen. Sie fingen an, mir auszumalen, wie nett es bei den Gohannas sein würde, wo alle, die Gohannas, Big Boy und Mrs. Adcock gesagt hatten, wie sehr sie mich mochten und wie froh sie wären, wenn ich zu ihnen käme.

Ich mochte sie auch alle. Aber ich wollte Wilfred nicht verlassen. Ich bewunderte meinen großen Bruder und sah zu ihm auf. Ich wollte mich nicht von Hilda trennen, die wie eine zweite Mutter war. Oder Philbert - sogar wenn wir kämpften, war da ein Gefühl brüderlicher Verbundenheit. Oder besonders Reginald - er war schwach wegen seines Bruchleidens und sah genau so zu mir auf, wie ich zu Wilfred aufsah: zum großen Bruder, der auf einen aufpaßte. Und gegen die Babies, Yvonne, Wesley und Robert, hatte ich auch nichts.

Je häufiger meine Mutter nun Selbstgespräche führte, desto unzugänglicher wurde sie für uns. Ihr Verantwortungsgefühl nahm ab. Im Haus sah es unordentlicher aus. Wir wurden vernachlässigt, und meistens kochte jetzt Hilda für uns.

Wir Kinder sahen, wie sich unser Anker vom Boden löste. Das war etwas Schreckliches, was man nicht in den Griff kriegen, dem man aber auch nicht entkommen konnte. Es war ein Gefühl, als ob etwas Schlimmes passieren würde. Wir Jüngeren stützten uns mehr und mehr auf die relative Stärke Wilfreds und Hildas, die die Ältesten waren.

Als ich schließlich zu den Gohannas gebracht wurde, war ich, zumindest äußerlich, froh darüber. Als ich mit dem Beamten unser Haus verließ, sagte meine Mutter nur den einen Satz: "Sehen Sie zu, daß die ihm dort nichts vom Schwein zu essen geben."

Bei den Gohannas war es in vielerlei Hinsicht besser. Big Boy und ich teilten uns sein Zimmer, und wir beide vertrugen uns prächtig. Er war nicht so wie meine leiblichen Brüder. Die Gohannas waren sehr religiöse Leute. Big Boy und ich gingen mit ihnen zusammen zur Kirche. Sie waren jetzt geweihte *Holy Rollers*. Deren Gemeinden und die Prediger hüpften sogar noch höher und schrien noch lauter als die Baptisten, die ich gekannt hatte. Sie sangen aus vollem Halse, wogten hin und her, schrien und stöhnten, schlugen Tamburine

und stimmten Psalmen-Sprechchöre an. Es war gespenstisch, mit Geistern, mit Spirituals und Spuk, der noch in der Luft zu sein schien, wenn wir schließlich alle aus der Kirche kamen und nach Hause gingen.

Die Gohannas und Mrs. Adcock liebten es, angeln zu gehen, und an manchen Samstagen gingen Big Boy und ich mit. Ich hatte inzwischen die Schule gewechselt und ging in die West Junior High School in Lansing. Sie lag direkt im Herzen der schwarzen Community. Es gab dort ein paar weiße Kinder, aber Big Boy und ich hielten uns sowieso abseits von unseren Mitschülern. Und was das Angeln betrifft, so konnten wir uns nicht damit anfreunden, nur herumzusitzen und darauf zu warten, daß der Fisch den Schwimmer nach unten zog oder die straffe Schnur zum Zittern brachte. Ich war davon überzeugt, daß es eine intelligentere Art geben müsse, Fische zu fangen - doch wir bekamen nie heraus, welche das sein könnte.

Mr. Gohannas war eng befreundet mit einigen anderen Männern, die mich und Big Boy manchmal samstags zur Kaninchenjagd mitnahmen. Meine Mutter hatte mir erlaubt, das Kleinkalibergewehr meines Vaters mitzunehmen. Bei der Kaninchenjagd hatten die alten Männer eine genau festgelegte Strategie, eine, die sie immer schon angewandt hatten. Wenn ein Hund ein Kaninchen aufscheucht, das Kaninchen aber entkommt, dann schlägt das gejagte Tier in der Regel instinktiv eine etwa kreisförmige Fluchtbahn. Früher oder später kommt es wieder genau an der Stelle vorbei, an der es aufgescheucht wurde. Nun, die alten Männer setzten sich irgendwo versteckt hin und warteten, bis das Kaninchen wiederkam, um dann zu schießen. Die Sache machte mich nachdenklich, und schließlich entwickelte ich einen anderen Plan. Ich trennte mich von den alten Männern und ging mit Big Boy zu einer Stelle, von der ich annahm, daß das zurückkehrende Kaninchen dort zuerst vorbeikommen müsse.

Es klappte wie Zauberei. Ich hatte drei oder vier Kaninchen, bevor sie auch nur eines hatten. Das erstaunliche war, daß keiner der alten Männer jemals den Grund dafür herausfand. Sie überboten einander dabei, meine Schießkünste zu preisen. Ich war damals ungefähr zwölf Jahre alt, und ich hatte nichts weiter getan, als ihre Strategie zu verbessern. Das war der Anfang einer sehr wichtigen Lektion fürs Leben: Immer, wenn ein anderer bei der gleichen Beschäftigung erfolgreicher ist als man selber, dann zeigt das, daß der andere etwas getan haben muß, was man selber unterlassen hat.

Ich ging ziemlich oft zu Besuch nach Hause. Manchmal gingen Big Boy und einer der Gohannas mit - manchmal auch nicht. Ich war immer froh, wenn mich jemand begleitete, denn das erleichterte mir die Qual.

Bald machten die Beamten von der Fürsorge Pläne, alle Kinder meiner Mutter zu Pflegeeltern zu geben. Sie führte inzwischen fast die ganze Zeit Selbstgespräche, und es erschienen nun immer wieder neue Weiße auf der Bildfläche, die dauernd Fragen stellten. Sie besuchten mich sogar bei den Gohannas, wo

sie mich draußen auf der Veranda ausfragten, oder ich mußte mich zu ihnen ins Auto setzen.

Zuletzt erlitt meine Mutter einen völligen Zusammenbruch, und per Gerichtsbeschluß wurde sie in die staatliche Nervenklinik von Kalamazoo eingewiesen.

Die Anstalt war etwas mehr als siebzig Meilen von Lansing entfernt, ungefähr eineinhalb Stunden mit dem Bus. Ein Richter McClellan aus Lansing hatte die Vormundschaft über mich und alle meine Geschwister. Wir waren "Staatskinder", Gerichtsmündel; er hatte das volle Sorgerecht über uns. Ein weißer Mann hatte die Aufsicht über die Kinder eines schwarzen Mannes! Das war nichts anderes als gesetzlich erlaubte, moderne Sklaverei - mit welcher guten Absicht auch immer.

Meine Mutter blieb fast sechsundzwanzig Jahre im gleichen Krankenhaus dort in Kalamazoo. Später, als ich immer noch in Michigan wohnte, ging ich sie sehr oft besuchen. Es gibt nichts, was mich tiefer berührt hätte, als sie in ihrem erbärmlichen Zustand zu sehen. Im Jahr 1963 holten wir unsere Mutter aus dem Krankenhaus. Sie lebt jetzt dort in Lansing bei Philbert und seiner Familie.

Ihr Zustand war sehr viel schlimmer, als wenn es sich um eine körperliche Krankheit gehandelt hätte, deren Ursache bekannt gewesen wäre und für die man eine Arznei verordnen, bei der man eine Heilung hätte bewirken können. Jedesmal nach meinen Besuchen fühlte ich mich elender, wenn meine Mutter - jetzt zu einem Fall, einer Nummer geworden - am Ende aus dem Sprechzimmer weggeführt wurde.

Mein letzter Besuch in Kalamzoo war 1952. Ich wußte, daß ich nie wieder zurückkehren würde, um sie dort zu besuchen. Ich war siebenundzwanzig Jahre alt. Mein Bruder Philbert hatte mir erzählt, daß sie ihn bei seinem letzten Besuch kaum wiedererkannt hatte. "Bruchstückhaft", sagte er.

Aber mich erkannte sie überhaupt nicht. Sie starrte mich an. Sie wußte nicht, wer ich war.

Als ich versuchte, mit ihr zu sprechen, sie zu erreichen, schien sie ganz woanders zu sein. Ich fragte: "Mama, weißt du was heute für ein Tag ist?"

Sie antwortete mit starrem Blick: "Alle Menschen sind fort."

Ich kann nicht beschreiben, wie ich mich fühlte. Die Frau, die mich zur Welt gebracht und mich gestillt hatte, die mich beraten, mich gestraft und geliebt hatte, erkannte mich nicht mehr. Es war, als ob ich versuchte, einen Berg aus Daunenfedern zu besteigen. Ich sah sie an. Ich hörte ihren "Worten" zu. Aber es gab nichts, was ich tun konnte.

Ich glaube wirklich, wenn jemals eine staatliche Sozialbehörde eine Familie zerstört hat, dann unsere. Wir wollten zusammenbleiben, und wir haben es versucht. Es gab keinen Grund, unser Zuhause mutwillig zu zerstören. Aber die Fürsorge, die Gerichte und ihre Mediziner machten unserem Zusammenhalt den Garaus. Und unser Fall war nicht der einzige dieser Art.

Ich wußte, ich würde nicht zurückkommen, um meine Mutter nochmal zu besuchen, weil ich spürte, daß mich das zu einer sehr bösartigen und gefährlichen Person machen konnte. Sie hatten uns nicht als Menschen behandelt, sondern als Nummern, als Fall in ihren Akten. Und mir war klar, daß meine Mutter dort drinnen ein statistischer Fall war, den es nicht hätte geben müssen, der nur existierte, weil die Gesellschaft versagt hatte, aufgrund von Heuchelei, Gier und Mangel an Barmherzigkeit und Mitleid. Deshalb empfinde ich kein Erbarmen, und deshalb habe ich kein Mitleid mit einer Gesellschaft, die Menschen zerbricht und sie dann dafür bestraft, daß sie nicht in der Lage sind, dem Druck standzuhalten.

Ich habe selten mit jemandem über meine Mutter gesprochen, denn ich glaube, daß ich dazu fähig wäre, eine Person, die über meine Mutter ein falsches Wort sagt, ohne Zögern zu töten. Deshalb vermeide ich absichtlich alles, was irgendeinem Narren die Gelegenheit bieten könnte, sich in diese Gefahr zu begeben.

Damals, im Jahr 1937, als unsere Familie zerstört wurde, waren Wilfred und Hilda schon so alt, daß der Staat sie in dem großen, von meinem Vater erbauten Vierzimmerhaus sich selber überließ. Philbert wurde bei einer anderen Familie in Lansing, einer Mrs. Hackett, untergebracht, während Reginald und Wesley zu einer Familie namens Williams kamen, die mit meiner Mutter befreundet waren. Yvonne und Robert wurden von einer westindischen Familie namens McGuire aufgenommen.

Obwohl wir getrennt waren, hielten wir in Lansing alle ziemlich engen Kontakt. Wir trafen uns, wann immer wir zusammenkommen konnten, innerhalb oder außerhalb der Schule. Trotz der künstlich zwischen uns geschaffenen Trennung und Distanz blieben wir uns in unseren Gefühlen zueinander immer sehr nahe.

2 Maskottchen

Am siebenundzwanzigsten Juni des Jahres 1937 siegte Joe Louis durch K.o. über James J. Braddock und wurde Weltmeister im Schwergewicht. Alle Schwarzen in Lansing und anderswo feierten rasend vor Freude den größten Ausbruch von Rassenstolz, den unsere Generation bisher erlebt hatte. Jeder schwarze Junge, der schon laufen konnte, wollte der nächste *Braune Bomber* werden. Mein Bruder Philbert, der bereits in der Schule ein ziemlich guter Boxer geworden war, machte keine Ausnahme. (Ich versuchte, Basketball zu spielen. Ich war schlaksig und groß, aber ich war einfach nicht sehr gut - zu ungeschickt.) Im Herbst jenes Jahres nahm Philbert an den Boxkämpfen der Amateure teil, die im Prudden Auditorium in Lansing stattfanden.

Er schlug sich gut und überstand die von Mal zu Mal härter werdenden Ausscheidungskämpfe. Ich ging runter in die Sporthalle und sah ihm beim Training zu. Es war sehr aufregend. Vielleicht wurde ich insgeheim neidisch. Es blieb mir nämlich nicht verborgen, daß ein Teil der lebenslangen Bewunderung, die mein jüngerer Bruder Reginald für mich gehegt hatte, nun auf Philbert überging.

Die Leute priesen Philbert als den geborenen Boxer. Da wir zur selben Familie gehörten, rechnete ich mir aus, daß ich vielleicht auch einer werden könnte. So stieg ich in den Ring. Ich glaube, ich war dreizehn, als ich mich für meinen ersten Boxkampf anmeldete, aber meine Größe und mein knochiger Körperbau ließen mich als angeblich Sechzehnjährigen, das Mindestalter, durchgehen. Mit meinen 58 Kilo wurde ich als Bantamgewicht eingestuft.

Sie ließen mich gegen einen weißen Jungen namens Bill Peterson antreten, der Anfänger war wie ich. Ich werde ihn nie vergessen. Als wir bei den Amateurboxkämpfen an der Reihe waren, waren alle meine Brüder und Schwestern da und sahen zu - und mit ihnen fast alle, die ich sonst noch im Ort kannte. Sie waren nicht so sehr meinetwegen da, sondern wegen Philbert, der bereits über eine beträchtliche Anhängerschaft verfügte. Sie wollten nun sehen, wie sich sein Bruder behaupten würde.

Ich ging zwischen den dichtbesetzten Sitzreihen den Gang runter und stieg in den Ring. Bill Peterson und ich wurden dem Publikum vorgestellt, und dann rief uns der Ringrichter zusammen und murmelte all das Zeug über die Regeln fairen Kampfes, und daß wir nicht klammern sollten. Dann ertönte der Gong und wir kamen aus unseren Ecken. Ich wußte, daß ich Angst hatte, aber ich wußte nicht, daß Bill Peterson, wie er mir später erzählte, auch Angst vor mir hatte. Er hatte solche Angst davor, von mir verletzt zu werden, daß er mich, nachdem er es einmal geschafft hatte, noch weitere fünfzig Mal niederschlug.

Er zerstörte meinen Ruf in unserem Schwarzenviertel so gründlich, daß ich mich danach praktisch nicht mehr aus dem Haus traute. Ein Schwarzer kann sich nicht einfach von einem hergelaufenen Weißen verprügeln lassen und dann mit erhobenem Haupt in die Nachbarschaft zurückkehren. Das galt in der damaligen Zeit ganz besonders für Sport und, in geringerem Ausmaß, für das Showgeschäft, weil das die einzigen Bereiche waren, die Schwarzen offenstanden, und weil der Ring der einzige Ort war, in dem ein Schwarzer einen Weißen verprügeln konnte, ohne dafür gelyncht zu werden. Als ich mein Gesicht wieder offen zu zeigen wagte, behandelten mich die Schwarzen, mit denen ich bekannt war, so herablassend, daß mir klar wurde: Ich mußte etwas unternehmen!

Die schlimmste aller Demütigungen war die Haltung meines jüngeren Bruders Reginald. Er ging einfach wortlos über den Kampf hinweg. Es war die Art wie er mich ansah - und wie er vermied, mich anzusehen. So ging ich zurück in die Sporthalle und trainierte sehr hart. Ich schlug auf Sandsäcke ein, sprang Seil, keuchte, schwitzte und mühte mich ab. Schließlich verpflichtete ich mich erneut, gegen Bill Peterson zu kämpfen. Dieses Mal wurden die Boxkämpfe in seiner Heimatstadt Alma in Michigan ausgetragen.

Das einzig Bessere am Wiederholungskampf war, daß kaum einer meiner Bekannten als Zuschauer dort war; ich war besonders dankbar für die Abwesenheit Reginalds. Kaum war der Gong ertönt, sah ich eine Faust, dann die Fußmatte näherrücken, und zehn Sekunden später hörte ich den Ringrichter über mir *"Zehn!"* sagen. Es war vermutlich der kürzeste "Kampf" in der Geschichte. Ich lag da und hörte zu, wie ich ausgezählt wurde, aber ich konnte mich nicht bewegen. Um die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht sicher, ob ich mich überhaupt bewegen wollte.

Dieser weiße Junge war der Anfang und das Ende meiner Boxerkarriere. In den späteren Jahren, seitdem ich Muslim geworden bin, habe ich mich oft an diesen Kampf erinnert und darüber nachgedacht, daß es Allahs Werk war, mich zurückzuhalten. Ich hätte Hirnschäden davontragen können.

Nicht lange danach erschien ich mit meinem Hut auf dem Kopf im Klassenzimmer. Ich tat das absichtlich. Der Lehrer, ein Weißer, befahl mir, den Hut aufzubehalten und so lange im Kreis herumzulaufen, bis er halt sagen würde. "So", sagte er, "kann dich jeder gut sehen. Inzwischen werden wir mit dem Unterricht für die weitermachen, die hier sind, um etwas zu lernen."

Ich ging immer noch im Kreis herum, als er von seinem Pult aufstand und sich zur Tafel umdrehte, um etwas anzuschreiben. In diesem Moment ging ich gerade hinter seinem Pult vorbei. Alle schauten zu, wie ich mir eine Reißzwecke griff und sie auf seinen Stuhl legte. Als er sich umdrehte, um sich wieder hinzusetzen, war ich vom Tatort schon weit entfernt und setzte meine Runde im hinteren Teil des Klassenzimmers fort. Er hatte sich kaum gesetzt, da stieß er

auch schon einen Schmerzensschrei aus, und ich sah noch aus dem Augenwinkel, wie er aufsprang, während ich durch die Tür verschwand.

Angesichts meiner Eintragungen ins Klassenbuch war ich nicht gerade schockiert, als die Entscheidung fiel, mich von der Schule zu verweisen.

Ich muß wohl damals die irrige Vorstellung gehabt haben, nicht mehr zur Schule zu gehen hieße für mich, bei den Gohannas bleiben zu können, mich in der Stadt herumzutreiben oder mir vielleicht einen Job zu besorgen, um etwas Taschengeld zu verdienen. Denn es haute mich völlig von den Füßen, als mich ein Beamter, den ich vorher noch nie gesehen hatte, bei den Gohannas abholte und mich zum Gericht brachte.

Dort wurde mir mitgeteilt, ich käme in eine Besserungsanstalt. Zu dem Zeitpunkt war ich noch dreizehn Jahre alt.

Zuerst jedoch kam ich in ein Heim. Es war in Mason, Michigan, etwa zwölf Meilen von Lansing entfernt. In diesem Heim wurden alle "schlechten" Jungen und Mädchen aus dem Landkreis Ingham bis zu ihrer Verhandlung in Arrest gehalten, bevor sie in die Besserungsanstalt kamen.

Der weiße Beamte war ein Mr. Maynard Allen. Er war freundlicher zu mir, als es die meisten Leute von der staatlichen Fürsorge bisher gewesen waren. Er hatte sogar tröstende Worte für die Gohannas, Mrs. Adcock und Big Boy; sie alle weinten - ich nicht. In seinem Auto fuhren wir nach Mason. Die wenigen Sachen zum Anziehen, die ich besaß, hatte ich in einen Karton gestopft. Er sprach während der Fahrt mit mir und meinte, meine Schulzensuren zeigten, daß ich etwas aus mir machen könne, wenn ich mich nur zusammenreißen würde. Er sagte, die Besserungsanstalt habe einen falschen Ruf. Das Wort "Besserung" bedeute, sich zu ändern. Die Anstalt sei wirklich ein Ort an dem Jungen wie ich Zeit hätten, ihre Fehler einzusehen, ein neues Leben zu beginnen und jemand zu werden, auf den jeder stolz sein würde. Und er sagte mir, daß sowohl die Leiterin des Heims, eine Mrs. Swerlin, als auch ihr Ehemann sehr gute Menschen seien.

Sie waren wirklich gute Menschen. Mrs. Swerlin war größer als ihr Ehemann, eine große, dralle, kräftige, heitere Frau. Mr. Swerlin war dünn, schwarzhaarig, hatte einen schwarzen Schnurrbart, ein rotes Gesicht und war sogar mir gegenüber ruhig und höflich.

Beide mochten mich auch auf Anhieb leiden. Mrs. Swerlin zeigte mir mein Zimmer, mein eigenes Zimmer - das erste in meinem Leben. Es war in einem dieser riesigen wohnheimähnlichen Gebäude, in denen Heimzöglinge damals untergebracht wurden und in denen sie auch heute noch fast überall verwahrt werden. Zu meiner Überraschung stellte ich als nächstes fest, daß ich zusammen mit den Swerlins an einem Tisch essen durfte. Es war das erste Mal seit den Versammlungen der Adventisten des Siebenten Tages auf dem Land, daß ich mit Weißen - zumindest mit erwachsenen weißen Leuten - zusammen aß. Das

war natürlich nicht nur mein persönliches Vorrecht. Außer den besonders schwierigen Jungen und Mädchen im Heim, die eingeschlossen blieben - zumeist Ausreißer, die wieder eingefangen und zurückgebracht worden waren oder etwas Ähnliches angestellt hatten -, aßen wir alle zusammen mit den Swerlins, die an den Kopfenden der langen Tische saßen.

Sie hatten eine weiße Küchenhelferin, an die ich mich gut erinnern kann - Lucille Lathrop. (Es erstaunt mich, daß mir diese Namen aus einer Zeit einfallen, über die ich seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr nachgedacht habe.) Auch Lucille behandelte mich gut. Der Name ihres Ehemannes war Duane Lathrop. Er arbeitete irgendwo anders, aber die Wochenenden verbrachte er bei Lucille dort im Heim.

Mir fiel wieder auf, daß Weiße anders rochen als wir und daß ihr Essen anders schmeckte, nicht so würzig wie das Essen der Schwarzen. Ich fing an, im Haus der Swerlins zu fegen, zu schrubben und staubzuwischen, wie ich es zusammen mit Big Boy bei den Gohannas gemacht hatte.

Ihnen gefiel mein Verhalten, und da sie mich gern mochten, wurde ich von ihnen bald akzeptiert - als ein Maskottchen, wie ich heute weiß. Genauso, wie Menschen sich ungezwungen vor einem zahmen Kanarienvogel unterhalten würden, redeten die Weißen im Heim über alles und jeden, während ich dabeistand und ihnen zuhörte. Sie sprachen sogar über mich oder über "Nigger", als ob ich nicht dabeigewesen wäre, als ob ich nicht hätte verstehen können, was das Wort bedeutet. Hundertmal am Tag benutzten sie das Wort "Nigger". Ich vermute, auf ihre Art meinten sie es nicht böse; tatsächlich meinten sie es vermutlich eher gut. Bei der Köchin Lucille und ihrem Ehemann Duane war es genauso.

Ich kann mich an einen Tag erinnern, als Mr. Swerlin, der wirklich ein netter Mensch war, aus Lansing zurückkam, wo er durch das Schwarzenviertel gefahren war. Direkt vor meiner Nase sagte er zu Mrs. Swerlin: "Ich kann einfach nicht verstehen, wie diese Nigger trotz ihrer Armut so glücklich sein können." Dann sprach er weiter darüber, daß Schwarze zwar in Bruchbuden wohnten, aber große, glänzende Autos vor der Tür stehen hätten. Und Mrs. Swerlin antwortete, während ich direkt dabeistand: "So sind die Nigger halt..." Diese Szene habe ich nie vergessen.

Die anderen Weißen, meist Lokalpolitiker, die zu den Swerlins zu Besuch kamen, waren genauso. Eines ihrer bevorzugten Gesprächsthemen waren "Nigger". Einer von ihnen war der Richter aus Lansing, der die Vormundschaft über mich führte. Er war ein enger Freund der Swerlins. Wenn er kam, fragte er nach mir, und sie riefen mich herein. Er musterte mich dann von oben bis unten mit beifälligem Gesichtsausdruck, als ob er ein ausgezeichnetes junges Pferd oder einen jungen Rassehund begutachten würde. Mir war klar, sie mußten ihm erzählt haben, wie ich mich benahm und wie gut ich arbeitete.

Ich will damit sagen, es ging ihnen einfach niemals auf, daß ich sie verstehen konnte und daß ich kein Haustier war, sondern ein Mensch. Sie billigten mir einfach nicht dieselbe Empfindsamkeit, Intelligenz und dieselbe Auffassungsgabe zu, die sie einem weißen Jungen an meiner Stelle bereitwillig zugestanden hätten. Es ist im Laufe der Geschichte immer so gewesen, daß die Weißen, selbst wenn wir *anwesend* waren, uns nicht als *zugehörig* betrachtet haben. Selbst wenn sie den Anschein erweckten, sie hätten die Tür geöffnet, so war sie doch immer noch verschlossen. Auf diese Weise haben sie *mich* niemals wirklich wahrgenommen.

Genau diese Art freundlicher Herablassung versuche ich heute den von der Integration besessenen Schwarzen am Verhalten ihrer "liberalen" weißen Freunde, dieser sogenannten "guten Weißen" (der meisten jedenfalls), aufzuzeigen. Es ist egal, wie nett jemand zu dir ist. Du mußt immer klar vor Augen haben, daß er dich fast nie wirklich so sieht, wie er sich selbst sieht, wie er seinesgleichen sieht. Vielleicht geht er mit dir durch dünn, aber nicht durch dick. Wenn es darauf ankommt, wirst du sehen, daß seine manchmal unbewußte Überzeugung, er sei besser als jeder Schwarze, in ihm so festsitzt wie sein Knochenbau.

Aber während meiner Jahre im Heim waren mir diese Dinge nicht so klar. Ich verrichtete meine kleinen Pflichten im Haus, und alles war in Ordnung. Swerlins hatten nichts dagegen, daß ich jedes Wochenende am Nachmittag oder Abend rüber nach Lansing fuhr. Ich war damals noch nicht alt genug, aber groß genug war ich, und niemand nahm daran Anstoß, daß ich sogar nachts in den Straßen des Schwarzenviertels herumhing.

Ich wurde sogar noch größer als Wilfred und Philbert, die angefangen hatten, sich auf den Schulbällen und an anderen Orten mit Mädchen zu treffen, und mich mit einigen von ihnen bekannt machten. Aber auf die, die mich zu mögen schienen, fuhr ich nicht ab - und umgekehrt. Ich konnte sowieso kein bißchen tanzen, und warum ich meine paar Kröten an Mädchen verschwenden sollte, wollte mir nicht einleuchten. So vergnügte ich mich an diesen Samstagabenden meistens damit, in den Bars und Restaurants der Schwarzen herumzulungern. Die Musikboxen heulten Erskine Hawkins' "*Tuxedo Junction*", Slim and Slams "*Flatfoot Floogie*" und solche Sachen. Manchmal spielten Bigbands aus New York auf ihren Provinztourneen auch für einen Abend bei großen Tanzveranstaltungen in Lansing. Alles, was Beine hatte, war da, um sich Künstler anzusehen, die das magische Aushängeschild *"New York"* trugen. Auf diese Weise hörte ich zum ersten Mal Lucky Thompson und Milt Jackson, die ich beide später in Harlem gut kennenlernen sollte.

Viele Jugendliche aus dem Heim wurden zur Besserungsanstalt gebracht, sobald ihre Termine kamen. Aber jedesmal, wenn meiner kam - zwei- oder dreimal - wurde er einfach ignoriert. Ich sah neue Mädchen und Jungen kommen

und gehen. Ich war froh und dankbar, bleiben zu können. Ich wußte, daß Mrs. Swerlin dahintersteckte. Ich wollte nicht weg.

Schließlich erzählte sie mir eines Tages, ich würde an der Mason Junior High School angemeldet. Es war die einzige Schule in der Stadt. Kein Zögling des Heims war jemals dorthin gegangen, jedenfalls nicht, solange er noch Zögling war. Ich wurde in die siebte Klasse aufgenommen. Die einzigen anderen Schwarzen dort waren die Kinder der Lyons, die, da sie jünger waren als ich, in die unteren Klassen gingen. Es ergab sich, daß die Lyons und ich die einzigen Schwarzen in der Stadt waren. Dafür, daß sie Schwarze waren, waren sie sehr geachtet. Mr. Lyons war ein geschickter, hart arbeitender Mann und Mrs. Lyons war eine sehr gute Frau. Von meiner Mutter hatte ich gehört, daß sie und meine Mutter zwei von nur vier Westindierinnen in diesem ganzen Teil von Michigan seien.

Die weißen Kinder auf der Schule stellten sich sogar als noch freundlicher heraus, als es die in Lansing gewesen waren. Obwohl einige, die Lehrer eingeschlossen, mich "Nigger" nannten, war es leicht zu erkennen, daß bei ihnen nicht mehr böse Absicht dahintersteckte als bei den Swerlins. Als der "Nigger" meiner Klasse war ich tatsächlich außerordentlich beliebt - ich vermute zum Teil deshalb, weil ich etwas Neues war. Ich war gefragt, ich hatte höchsten Vorrang. Aber ich profitierte auch von dem besonderen Prestige, Schützling dieser "bedeutenden Persönlichkeit des öffentlichen Lebens" der Stadt Mason, Mrs. Swerlin, zu sein. Niemand in Mason hätte auch nur im Traum daran gedacht, sich mit ihr anzulegen. Es verging kein Schultag, ohne daß jemand hinter mir her gewesen wäre, um mich zum Beitritt hier oder zur Übernahme des Vorsitzes dort zu überreden - sei es beim Debattierklub, der Basketballmannschaft oder irgendeiner anderen Aktivität außerhalb des Lehrplans. Ich gab ihnen nie einen Korb.

Ich war noch nicht lange auf der Schule, als Mrs. Swerlin, die wußte, daß ich etwas Taschengeld gebrauchen konnte, mir einen Nebenjob als Tellerwäscher in einem Restaurant in Mason besorgte. Mein Chef dort war der Vater eines weißen Mitschülers, mit dem ich viel Zeit zusammen verbrachte. Seine Familie wohnte über dem Restaurant. Es war gut, dort zu arbeiten. Jeden Freitagabend, wenn ich meinen Lohn bekam, fühlte ich mich mindestens drei Meter groß. Ich habe vergessen, wieviel ich verdient habe, aber für mich war es eine Menge Geld. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mir durch meine Arbeit einen nennenswerten Betrag selbst verdient hatte. Sobald ich es mir leisten konnte, kaufte ich mir einen grünen Anzug und ein Paar Schuhe, und in der Schule spendierte ich den anderen in meiner Klasse etwas - mindestens soviel, wie jeder von ihnen auch für mich ausgab.

Meine Lieblingsfächer waren Englisch und Geschichte. Ich erinnere mich, daß mein Englischlehrer - ein Mr. Ostrowski - immer Ratschläge erteilte, wie

man im Leben etwas werden könne. Das einzige, was ich am Geschichtsunterricht nicht mochte, war, daß Lehrer Williams so gerne Witze über "*Nigger*" erzählte. Als ich während meiner ersten Schulwoche einmal in die Klasse kam, fing er aus Spaß an zu singen: "*Way down yonder in the cotton field, some folks say that a nigger won't steal...*"[1] Sehr witzig. Ich mochte den Geschichtsunterricht eigentlich, aber danach konnte ich diesen Williams nicht mehr gut ab. Später kamen wir dann in unserem Schulbuch zu dem Abschnitt über die Geschichte der Schwarzen. Er war genau einen Absatz lang. Mr. Williams lachte praktisch ohne Luft zu holen, während er laut vorlas, daß die Schwarzen Sklaven gewesen waren und dann befreit wurden und daß sie gewöhnlich faul, dumm und unfähig gewesen seien. Ich erinnere mich, daß er dann eine eigene anthropologische Fußnote hinzufügte, indem er uns, von Lachen unterbrochen, erzählte, die Füße der Neger seien "so groß, daß sie beim Laufen keine Fußspuren hinterlassen, sondern Löcher im Boden."

Ich bedaure, sagen zu müssen, daß das Fach, das ich am wenigsten mochte, Mathematik war. Ich habe darüber nachgedacht, und ich glaube, der Grund dafür war, daß die Mathematik keinen Raum zum Argumentieren läßt. Wenn man einen Fehler machte, dann war die Sache damit gelaufen.

Basketball jedoch war eine große Sache in meinem Leben. Ich gehörte zur Schulmannschaft. Wir reisten zu Nachbarstädten wie Howell und Charlotte, und wo immer ich mein Gesicht zeigte, brüllten die Zuschauer mich in den Sporthallen mit "*Nigger*" und "*Coon*" nieder. Oder sie nannten mich "Rastus". Den anderen in der Mannschaft oder meinem Trainer war das völlig egal und, um die Wahrheit zu sagen, mir machte das auch kaum etwas aus. Ich hatte dieselbe Einstellung, die sogar heute noch Schwarze dazu bringt, sich von den Weißen einreden zu lassen, wieviel "Fortschritte" sie machen. Obwohl sie das im tiefsten Innern stört, haben sie es so oft gehört - man hat sie förmlich einer Gehirnwäsche unterzogen, damit sie das Gerede der Weißen glauben oder es zumindest unwidersprochen hinnehmen.

Nach den Basketballspielen gab es in der Schule meistens eine Tanzveranstaltung. Wann immer unsere Mannschaft mit mir zusammen zum Tanzen in die Sporthalle einer anderen Schule ging, konnte ich fühlen, wie um mich herum alles erstarrte. Das legte sich erst, wenn die anderen merkten, daß ich nicht versuchte, mich unter sie zu mischen, sondern eng bei jemandem aus unserer Mannschaft oder allein für mich blieb. Ich glaube, ich entwickelte Methoden, mich so zu verhalten, daß ich nicht auffiel. Sogar auf unserer eigenen Schule konnte ich es beinahe als körperliche Barriere spüren, daß es dem Maskottchen,

---

1 "*Dort unten, wo man Baumwolle anbaut, gibt's Leute, die sagen, daß ein Nigger nicht klaut.*" Der Lehrer hat das Lied "*Dixie*", die inoffizielle Nationalhymne der Südstaaten, mit einer selbstgedichteten Strophe versehen.

trotz aller strahlenden und lächelnden Gesichter, nicht gestattet war, mit einem der weißen Mädchen zu tanzen.

Es war eine Art übersinnliche Botschaft - nicht nur von ihnen, sie kam auch aus mir selbst. Ich bin stolz, daß ich wenigstens so viel von mir selbst sagen kann. Ich stand einfach nur herum, lächelte, unterhielt mich, trank Punsch und aß ein Sandwich, und dann erfand ich eine Entschuldigung und entfernte mich früh.

Es waren typische Kleinstadtschulbälle. Manchmal wurde eine kleine weiße Band aus Lansing hergeholt, aber meistens kam die Musik aus einem voll aufgedrehten Plattenspieler, der auf einem Tisch stand. Von zerkratzten Schallplatten tönte plärrend sowas wie Glenn Millers "*Moonlight Serenade*" - seine Band stand damals hoch im Kurs; oder die Ink Spots, die auch sehr populär waren, sangen "*If I Didn't Care*".

Ich verbrachte eine Menge Zeit damit, über eine seltsame Angelegenheit nachzudenken. Viele von diesen weißen Jungs aus Mason, genauso wie die von der Schule in Lansing, nahmen mich hin und wieder zur Seite - besonders wenn sie mich gut kannten und wir viel Zeit miteinander verbrachten - und drängten mich, bestimmte weiße Mädchen, manchmal ihre eigenen Schwestern, anzumachen. Sie erzählten mir, sie hätten die Mädchen, einschließlich ihrer Schwestern, bereits selbst gehabt, oder daß sie es bisher erfolglos versucht hätten. Später verstand ich, worum es ging. Wenn sie die Mädchen dazu bringen konnten, das schreckliche Tabu zu brechen, indem sie mit mir irgendwo einen Fehltritt begingen, dann hätten sie die Mädchen in der Hand gehabt und hätten sie sich gefügig machen können.

Es schien so, als ob die weißen Jungen das Gefühl hatten, daß ich als Schwarzer einfach von Natur aus mehr über "Liebesaffären" oder Sex wußte als sie, daß ich instinktiv genauer wußte, was sie ihren eigenen Mädchen sagen und mit ihnen anstellen sollten. Ich behielt es für mich, daß mir wirklich einige der weißen Mädchen gefielen und daß auch ich einigen von ihnen gefiel. Sie zeigten es mir auf vielerlei Art. Aber jedesmal, wenn wir uns in irgendwelchen Gesprächen nahe gekommen waren oder uns möglicherweise in einer intimen Situation befanden, tauchte zwischen uns immer eine Art Mauer auf. Die Mädchen, die ich wirklich haben wollte, waren ein paar schwarze Mädchen, mit denen mich Wilfred oder Philbert in Lansing bekanntgemacht hatte. Aber bei ihnen fehlte mir irgendwie der Mut.

An den Samstagabenden, die ich damit verbrachte, im Schwarzenviertel herumzuhängen, hörte und sah ich genug, um zu wissen, daß es in Lansing zu Kontakten zwischen den Rassen kam. Aber seltsamerweise hatte dies auf mich überhaupt keine Wirkung. Ich glaube, es war allen Schwarzen in Lansing bekannt, daß weiße Männer bestimmte Straßen im Schwarzenviertel entlangfuhren und schwarze Dirnen auflasen, die dort auf den Strich gingen. Anderer-

seits gab es eine Brücke, die das polnische Viertel von dem der Schwarzen trennte, über die weiße Frauen fuhren oder gingen, um schwarze Männer aufzugabeln, die dort in der Nähe der Brücke herumhingen und auf sie warteten. Die weißen Frauen von Lansing waren damals schon berühmt dafür, daß sie schwarzen Männern nachjagten. Ich war mir damals noch nicht recht bewußt, daß die Schwarzen bei den meisten Weißen den Ruf haben, über erstaunliche sexuelle Fähigkeiten zu verfügen. Ich habe übrigens in Lansing von keiner Seite gehört, daß es irgendwelche Probleme aufgrund dieser Kontakte gab. Ich vermute, es war für alle anderen genauso selbstverständlich wie für mich.

Wie dem auch sei, nach meiner Erfahrung als kleiner Junge in der Schule von Lansing war ich jedoch ziemlich geschickt darin geworden, dem Problem "weiße Mädchen" auszuweichen - zumindest noch für ein paar Jahre.

Dann, im zweiten Halbjahr der siebten Klasse, wurde ich zum Klassensprecher gewählt. Ich war von allen am meisten darüber erstaunt. Aber ich kann jetzt verstehen, warum die Klasse es getan haben mag. Meine Noten gehörten zu den besten auf der Schule. Ich war ein Unikum in meiner Klasse, so bekannt wie ein bunter Hund. Und ich war stolz darauf, das kann ich nicht leugnen. Damals fühlte ich mich tatsächlich nicht mehr als Schwarzer, versuchte vielmehr auf jede erdenkliche Art ein Weißer zu sein. Deshalb verbringe ich heute einen großen Teil meines Lebens damit, den Schwarzen in Amerika zu sagen, daß sie nur ihre Zeit vergeuden, wenn sie sich um jeden Preis zu "integrieren" versuchen. Ich spreche aus persönlicher Erfahrung. Ich habe es intensiv genug versucht.

Als Mrs. Swerlin von meiner Wahl erfuhr, rief sie: "Malcolm, wir sind ja so *stolz* auf Dich!". Auch im Restaurant, in dem ich arbeitete, wußten es alle. Sogar Maynard Allen, der Beamte von der Fürsorge, der immer noch ab und zu vorbeikam, um nach mir zu sehen, lobte mich. Er sagte, noch nie habe er jemanden gesehen, der überzeugender bewiesen habe, was mit "Besserung" gemeint sei. Ich mochte ihn wirklich gerne, bis auf die Tatsache, daß er ab und zu in Bemerkungen darauf anspielte, meine Mutter habe uns irgendwie im Stich gelassen.

Die Lyons habe ich recht häufig besucht, und sie freuten sich so, als sei ich eines ihrer eigenen Kinder. Das gleiche warme Gefühl empfand ich, wenn ich nach Lansing fuhr, um meine Geschwister und die Gohannas zu besuchen.

Es gab allerdings auch einen Wermutstropfen in dieser Zeit: den Film "*Vom Winde verweht*". Als er in Mason lief, war ich der einzige Schwarze im Kino, und als Butterfly McQueen ihren Auftritt hatte, wäre ich am liebsten unter den Teppich gekrochen.

Fast jeden Samstag fuhr ich nach Lansing. Ich wurde jetzt bald vierzehn. Wilfred und Hilda lebten immer noch auf sich allein gestellt im alten Haus unserer Familie. Hilda hielt das Haus sehr gut in Schuß, was für sie leichter war

als für meine Mutter, der immer acht von uns vor den Füßen herumgelaufen waren. Wilfred machte immer noch jeden Job, den er kriegen konnte, und las immer noch jedes Buch, das er in die Finger bekam. Philbert galt in diesem Teil des Staates schon als erfolgversprechender Amateurkämpfer, und es war zu erwarten, daß er Berufsboxer werden würde.

Reginald und ich hatten uns nach meinem Kampffiasko schließlich wieder vertragen. Es war ein großartiges Gefühl, ihn und Wesley bei Mrs. Williams zu besuchen. Lässig gab ich jedem von ihnen ein paar Dollar Taschengeld. Und auch der kleinen Yvonne und Robert ging es im Haus der westindischen Dame, Mrs. McGuire, gut. Ich gab jedem einen Vierteldollar; es war ein gutes Gefühl zu sehen, welche Fortschritte sie machten.

Wir sprachen nicht viel über unsere Mutter, und unseren Vater erwähnten wir nie. Ich glaube, niemand von uns wußte so recht, was er sagen sollte. Ich denke, wir wollten auch nicht, daß jemand anders unsere Mutter erwähnte. Von Zeit zu Zeit fuhren wir jedoch alle rüber nach Kalamazoo, um sie zu besuchen. In der Regel fuhr jeder von uns Älteren alleine hin, denn das war eine Erfahrung, die man nicht in der Gegenwart anderer machen wollte, noch nicht einmal im Beisein der Geschwister.

In diese Zeit - es war das Ende meines siebten Schuljahres - fällt ein Besuch bei meiner Mutter, an den ich mich noch am besten erinnern kann. Wir machten ihn in Begleitung Ellas, der erwachsenen Tochter meines Vaters aus seiner ersten Ehe, die uns aus Boston besuchen gekommen war. Wilfred und Hilda hatten mit Ella einige Briefe gewechselt, und auf Anregung Hildas hatte ich Ella auch von den Swerlins aus geschrieben. Wir waren alle aufgeregt und glücklich, als sie schrieb, sie wolle nach Lansing kommen und uns besuchen.

Ich glaube, am meisten hat mich an Ellas Ankunft beeindruckt, daß sie die erste wirklich stolze schwarze Frau war, die ich jemals in meinem Leben gesehen hatte. Sie war sichtlich stolz auf ihre sehr dunkle Haut. Das hatte es damals unter Schwarzen, besonders in Lansing, noch nicht gegeben.

Ich wußte nicht genau, an welchem Tag sie kommen würde. Und dann, an einem Nachmittag, kam ich von der Schule nach Hause, und sie war da. Sie umarmte mich, schob mich von sich weg und musterte mich von oben bis unten. Ella war eine dominierende Frau, vielleicht sogar noch größer als Mrs. Swerlin, sie war nicht nur schwarz, sie war pechschwarz, wie unser Vater. Die Art und Weise, wie sie saß, sich bewegte, sprach, wie sie alles tat, verriet eine Frau, die genau wußte, was sie wollte. Das war die Frau, von der mein Vater so oft mit Stolz gesprochen hatte, weil sie so viele aus ihrer Familie von Georgia nach Boston geholt hatte. Sie habe etwas Besitz, hatte er gesagt, und sie gehöre "zur Gesellschaft". Sie war mittellos in den Norden gekommen, hatte gearbeitet, gespart und in Grundbesitz investiert, den sie im Wert steigern konnte. Dann hatte sie angefangen, Geld nach Georgia zu schicken, damit eine andere Schwe-

ster, ein Bruder, ein Cousin, eine Nichte oder ein Neffe in den Norden nach Boston kommen konnte. Alles, was ich gehört hatte, spiegelte sich in Ellas Erscheinung und Haltung wider. Ich war noch nie von jemandem so beeindruckt gewesen. Sie war zum zweiten Male verheiratet, ihr erster Ehemann war Arzt gewesen.

Ella wollte wissen, wie es mir ging. Sie hatte bereits durch Wilfred und Hilda von meiner Wahl zum Klassensprecher erfahren. Sie erkundigte sich besonders nach meinen Zensuren, und ich lief und holte meine Zeugnisse. Ich war damals einer der drei Klassenbesten. Ella lobte mich. Ich fragte sie nach ihrem Bruder Earl und ihrer Schwester Mary. Sie wußte die aufregende Neuigkeit zu berichten, daß Earl nun Sänger bei einer Band in Boston war. Er trat unter dem Namen Jimmy Carleton auf. Auch Mary ging es gut.

Ella erzählte mir von anderen Verwandten aus ihrem Zweig der Familie. Von einigen hatte ich noch nie etwas gehört. Ella hatte ihnen geholfen, aus Georgia herauszukommen, und sie wiederum hatten anderen dabei geholfen, aus Georgia wegzukommen. "Wir Littles müssen zusammenhalten", sagte Ella. Es begeisterte mich, daß sie das sagte, und mehr noch die Art, wie sie es sagte; denn unser Zweig der Familie war in Stücke gerissen, und ich hatte es nur zu einem Maskottchen gebracht - ich hatte beinahe schon vergessen, daß auch ich ein Little war, der zu einer Familie gehörte. Sie sagte, verschiedene Angehörige der Familie hätten gute Jobs, und einige betrieben sogar kleine Geschäfte. Die meisten besäßen ihr eigenes Haus.

Als Ella den Vorschlag machte, alle von uns Littles in Lansing sollten sie zu einem Besuch bei unserer Mutter begleiten, waren wir alle dankbar. Wir hatten das Gefühl, wenn überhaupt jemand etwas tun könne, um unserer Mutter zu helfen, ihr Befinden zu bessern und ihre Rückkehr zu ermöglichen, dann wäre es Ella. Jedenfalls fuhren wir alle, zum ersten Mal gemeinsam, mit Ella nach Kalamazoo.

Mutter lächelte, als sie zu uns hereingeführt wurde. Sie war äußerst überrascht, Ella zu sehen. Als sie sich umarmten, bildeten die dünne, fast weiße und die große schwarze Frau einen auffälligen Gegensatz. Ich weiß nicht mehr viel vom weiteren Verlauf des Besuchs, nur noch, daß viel geredet wurde, Ella alles im Griff hatte und wir alle mit einem besseren Gefühl von dort wieder aufbrachen, als wir es unter solchen Umständen jemals gehabt hatten. Ich weiß noch, daß ich nach diesem Besuch bei Mutter das erste Mal das Gefühl hatte, als hätte ich mit einer Person gesprochen, die an einer körperlichen Krankheit leidet, deren Heilung sich hinzieht.

Ein paar Tage später, nachdem sie jeden von uns bei seinen Pflegefamilien besucht hatte, verließ Ella Lansing und kehrte nach Boston zurück. Bevor sie abreiste, nahm sie mir noch das Versprechen ab, ihr regelmäßig zu schreiben.

Und sie hatte angedeutet, daß ich vielleicht meine Sommerferien bei ihr in Boston verbringen könnte. Ich packte diese Gelegenheit beim Schopfe.

Im Sommer des Jahres 1940 bestieg ich in Lansing den Greyhound Bus nach Boston. Ich trug meinen grünen Anzug und hielt meinen Pappkoffer in der Hand. Wenn mir jemand das Schild "BAUERNLÜMMEL" um den Hals gehängt hätte, hätte ich auch nicht viel auffälliger aussehen können. Damals gab es noch keine Autobahnen; der Bus hielt scheinbar an jeder Ecke und in jedem Kuhdorf. Von meinem Sitzplatz im - richtig geraten - hinteren Teil des Busses glotzte ich aus dem Fenster auf das Amerika des weißen Mannes, das an mir vorbeirollte. Mir kam es vor wie ein Monat, aber es werden nur eineinhalb Tage gewesen sein.

Als wir endlich ankamen, holte Ella mich an der Busstation ab und brachte mich nach Hause. Das Haus war in der Waumbeck Street, im Hill Viertel von Roxbury, dem Harlem Bostons. Ich traf Ellas zweiten Ehemann, Frank, der jetzt Soldat war, ihren Bruder Earl, den Sänger, der sich selbst Jimmy Carleton nannte, und Mary, die ganz anders war als ihre ältere Schwester. Es ist sonderbar, daß ich Mary immer nur als die Schwester von Ella ansah, niemals aber als meine eigene Halbschwester, so wie ich Ella betrachtete. Das liegt vermutlich daran, daß Ella und ich uns im Grunde immer schon viel ähnlicher waren; wir sind dominierende Menschen, und Mary war immer sanft und ruhig, beinahe schüchtern.

Ella war eifrig mit Dutzenden von Sachen beschäftigt. Sie gehörte unzähligen verschiedenen Klubs an. Sie war ein führender Kopf in der sogenannten "schwarzen Gesellschaft" von Boston, und ich lernte durch sie Hunderte von Schwarzen kennen, deren großstädtisches Reden und Gehabe ich mit offenem Mund bestaunte.

Selbst wenn ich es versucht hätte, hätte ich nicht so tun können, als ließe mich das alles kalt. Die Leute sprachen ganz beiläufig über Chicago, Detroit und New York. Ich hatte nicht gewußt, daß es auf der Welt so viele Schwarze gab, wie ich sie vor allem samstags abends dichtgedrängt durch die Innenstadt von Roxbury flanieren sah. Neonlichter, Nachtklubs, Billardsäle, Bars. Und was sie alle für Autos fuhren! In den Straßen hingen die Düfte der Restaurants - schwere, fettige, heimische schwarze Küche! Aus den Musikboxen dröhnten Erskine Hawkins, Duke Ellington, Cootie Williams und Dutzende andere. Wenn jemand mir damals erzählt hätte, daß ich die eines Tages alle persönlich kennenlernen würde, hätte ich ihm das wohl kaum abgenommen. Die größten Bands spielten im Roseland State Ballroom in der Massachusetts Avenue in Boston - immer abwechselnd eine Nacht für Schwarze und in der nächsten für Weiße.

Zum ersten Mal sah ich dort ab und zu schwarz-weiße Paare Arm in Arm herumbummeln. Und an Sonntagen, wenn Ella, Mary oder jemand anders mich zur Kirche mitnahm, sah ich Kirchen für Schwarze, wie ich sie noch nie vorher gesehen hatte. Sie waren um etliches feiner als die weiße Kirche, die ich von zu

Hause in Mason, Michigan kannte. Dort saßen die weißen Leute nur auf ihren Plätzen und verrichteten still ihre Andacht; die Schwarzen in Boston aber waren, wie alle anderen Schwarzen, die ich in Kirchen beobachtet hatte, im Gottesdienst mit Leib und Seele voll dabei.

Ich schrieb zwei oder drei Briefe an Wilfred, die an alle zu Hause in Lansing gerichtet waren. Ich versprach ihm, nach meiner Rückkehr ausführlich über alles zu berichten. Aber ich fand bald heraus, daß mir das unmöglich war. Kaum war ich wieder zu Hause und in die achte Klasse gekommen, hielt ich es in Mason nicht mehr aus; zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich es nicht mehr ertragen, nur unter Weißen zu sein.

Ich dachte ständig an all das, was ich in Boston erlebt und wie ich mich dort gefühlt hatte. Ich weiß jetzt, daß es das Gefühl war, zum ersten Mal wirklich ein Teil der Masse meines Volkes gewesen zu sein.

Die Weißen - meine Mitschüler, die Swerlins, die Leute in dem Restaurant, in dem ich arbeitete - bemerkten die Veränderung an mir schon bald. Sie sagten: "Du benimmst dich so seltsam. Du bist nicht wie früher, Malcolm. Was ist los mit dir?"

Trotzdem blieb ich einer der Besten der Klasse. Ich erinnere mich, daß der erste Platz ständig zwischen mir, einem Mädchen namens Audrey Slaugh und einem Jungen namens Jimmy Cotton wechselte.

Alles lief weiter wie gehabt, während ich im Laufe des ersten Halbjahres zunehmend unruhiger und verstörter wurde. Und dann, an dem Tag, als diejenigen von uns, die bestanden hatten, in die Klasse 8-A versetzt werden sollten, von wo aus wir im nächsten Jahr in die High School kommen würden, passierte etwas, was zum ersten großen Wendepunkt meines Lebens werden sollte.

Aus irgendeinem Grund war ich zufällig mit Mr. Ostrowski, meinem Englischlehrer, allein im Klassenzimmer. Er war groß, seine Haut rötlich gefärbt, und er trug einen dichten Schnurrbart. Von ihm hatte ich einige meiner besten Noten bekommen, und er hatte mir immer das Gefühl gegeben, daß er mich mochte. Wie ich bereits erwähnt habe, war er ein geborener "Ratgeber" für das, was man lesen, tun oder denken solle - egal, auf welches Thema bezogen. Wir machten unfreundliche Witze über ihn: Warum war er Lehrer in Mason? Warum war er nicht irgendwo anders, wo er selbst etwas von jenem "Erfolg im Leben" hätte erringen können, mit dem er uns dauernd in den Ohren lag?

Ich weiß, daß der Rat, den er mir an diesem Tag gab, vermutlich gut gemeint war. Ich glaube nicht, daß er böse Absichten hatte. Es lag einfach in seiner Natur als amerikanischer Weißer. Ich war einer seiner besten Schüler, einer der besten Schüler der Schule - aber alles, was er sich für mich vorstellen konnte, war jene Art von Zukunft "am angestammten Platz", die sich fast alle Weißen für Schwarze vorstellen.

Er sagte zu mir: "Malcolm, du solltest dir Gedanken über deine berufliche Zukunft machen. Hast du schon einmal darüber nachgedacht?" Um die Wahrheit zu sagen, ich hatte noch keine Sekunde daran verschwendet, und ich weiß bis heute nicht, warum ich ihm antwortete: "Nun ja, Sir, ich habe mir gedacht, daß ich gerne Rechtsanwalt werden würde." Es gab in Lansing damals kein Vorbild, dem ich in diesem Moment nacheifern wollte - es gab gewiß keine Schwarzen, die Rechtsanwälte oder gar Ärzte gewesen wären. Ich war mir nur ganz sicher, daß ein Rechtsanwalt nicht wie ich Teller waschen mußte.

Ich sehe noch vor mir, wie Mr. Ostrowski mich erstaunt anschaute, sich in seinem Stuhl zurücklehnte und seine Hände hinter dem Kopf verschränkte. Er lächelte ein wenig und sagte: "Malcolm, die erste Regel im Leben muß für uns heißen, realistisch zu sein. Versteh' mich jetzt nicht falsch. Du weißt, wir alle hier mögen dich. Aber du mußt dir klar darüber werden, was es bedeutet, ein Nigger zu sein. Rechtsanwalt zu sein - das ist kein realistisches Ziel für einen Nigger. Du mußt dir etwas ausdenken, was du wirklich werden *kannst*. Du bist geschickt mit deinen Händen - beim Anfertigen von Dingen. Jeder bewundert deine Holzarbeiten. Warum verlegst du dich nicht aufs Tischlerhandwerk? Die Leute mögen dich hier, du würdest genug Arbeit bekommen."

Je mehr ich hinterher über seine Worte nachdachte, desto unbehaglicher wurde mir zumute. In meinem Kopf drehte sich einfach alles. Aber der Grund dafür, warum es anfing, mich zu nerven, waren Ostrowskis Ratschläge an meine weißen Mitschüler. Die meisten erklärten ihm, sie hätten vor, wie ihre Eltern Farmer zu werden, um eines Tages den elterlichen Hof zu übernehmen. Aber diejenigen, die ihren eigenen Weg einschlagen wollten, etwas Neues versuchen wollten, wurden von ihm ermutigt. Einige von den Mädchen wollten Lehrerin werden. Ein paar wollten andere Berufe ergreifen. Ein Junge wollte zum Beispiel in den öffentlichen Dienst, ein anderer hatte sich für Tierarzt entschieden. Ein Mädchen schließlich wollte Krankenschwester werden. Alle berichteten, daß Mr. Ostrowski sie zu dem ermutigt hatte, was sie werden wollten. Dabei hatte fast keiner von ihnen auch nur annähernd so gute Zensuren wie ich.

Ich war selber überrascht, daß ich die Sache noch nie vorher von dieser Seite betrachtet hatte, aber mir wurde auf einmal klar: Was auch immer ich *nicht* war, auf jeden Fall *war* ich gescheiter als fast alle diese weißen Kinder. Anscheinend aber war ich in den Augen der Weißen immer noch nicht intelligent genug, den Beruf zu ergreifen, den *ich* mir ausgesucht hatte.

In diesem Moment begann ich, mich innerlich zu verändern. Ich zog mich von den Weißen zurück. Ich ging weiter zur Schule, aber ich antwortete nur, wenn ich aufgerufen wurde. Meine pure Anwesenheit in den Unterrichtsstunden von Mr. Ostrowski wurde mir schon zu einem körperlichen Streß.

Hatte das Wort "Nigger" mich vorher nicht gekratzt, so hielt ich jetzt inne und schaute jedem, der es benutzte, geradeheraus ins Gesicht. Und ihren Blicken war zu entnehmen, daß sie erstaunt über meine Reaktion waren.

Von nun an bekam ich immer weniger "Nigger" und "Was ist los?" zu hören - damit hatte ich erreicht, was ich wollte. Niemand, auch meine Lehrer nicht, konnte sich erklären, was über mich gekommen war. Ich wußte, daß man über mich redete. Ein paar Wochen später entwickelte es sich dann bei den Swerlins und in dem Restaurant, in dem ich als Tellerwäscher arbeitete, genauso.

Eines Tages rief mich Mrs. Swerlin ins Wohnzimmer, wo auch der Beamte der Fürsorge, Maynard Allen, saß. Ich konnte von ihren Gesichtern ablesen, daß etwas in der Luft lag. Mrs. Swerlin sagte mir, niemand könne verstehen, warum ich vor kurzem angefangen hätte, ihnen das Gefühl zu vermitteln, ich sei nicht mehr glücklich in Mason - besonders, nachdem ich so gut in der Schule gewesen sei und es auch auf meiner Arbeit und im Zusammenleben mit ihnen so gut geklappt habe. Jeder in Mason habe mich gern.

Sie sagte, sie habe das Gefühl, es gebe keinen Grund mehr für mich, noch länger im Heim zu bleiben. Mit Familie Lyons, die mich in ihr Herz geschlossen hatte, sei vereinbart worden, daß ich zu ihnen ziehen solle.

Sie stand auf und reichte mir ihre Hand. "Ich glaube, ich habe dich schon hundertmal gefragt, Malcolm - willst du mir nicht sagen, was los ist?"

Ich schüttelte ihre Hand und sagte: "Nichts, Mrs. Swerlin." Dann holte ich meine Sachen. Als ich wieder herunterkam, sah ich durch die Wohnzimmertür, daß sie sich Tränen aus den Augen wischte. Das bedrückte mich sehr. Ich bedankte mich bei ihr und ging nach vorne raus zu Mr. Allen, der mich rüber zu den Lyons brachte.

Während der zwei Monate, die ich bei ihnen wohnte - in dieser Zeit beendete ich die achte Klasse - versuchten auch Mr. und Mrs. Lyons und ihre Kinder aus mir herauszukriegen, was mit mir los war. Aber auch ihnen konnte ich es irgendwie nicht sagen.

Jeden Samstag besuchte ich meine Geschwister in Lansing, und fast jeden zweiten Tag schrieb ich an Ella in Boston. Ohne einen genauen Grund anzugeben, teilte ich Ella mit, ich wolle zu ihr nach Boston kommen und dort leben.

Ich weiß nicht, wie sie es anstellte, aber sie sorgte dafür, daß die amtliche Vormundschaft für mich von Michigan nach Massachusetts übertragen wurde, und noch in derselben Woche, in der ich die achte Klasse abschloß, bestieg ich erneut den Greyhound Bus nach Boston.

Ich habe seitdem viel über diese Zeit nachgedacht. Keine Ortsveränderung in meinem Leben ist in ihren Auswirkungen einschneidender oder bedeutsamer gewesen.

Wenn ich weiter in Michigan geblieben wäre, hätte ich wahrscheinlich eines dieser schwarzen Mädchen geheiratet, die ich in Lansing kannte und gern hatte.

Vielleicht wäre ich Schuhputzjunge im Regierungsgebäude geworden oder Kellner im Lansing Country Club oder hätte einen der anderen Dienstbotenjobs bekommen, die damals unter den Schwarzen in Lansing als "erfolgreich" angesehen wurden. Vielleicht wäre ich sogar Tischler geworden.

Was auch immer ich seitdem getan habe, ich habe dabei von mir selbst immer verlangt, erfolgreich zu sein. Hätte Mr. Ostrowski mich dazu ermutigt, Rechtsanwalt zu werden, dann wäre ich heute vermutlich Teil der akademischen schwarzen Bourgeoisie irgendeiner Stadt, würde Cocktails schlürfen und mich selbst als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens und Führer der leidenden schwarzen Massen ausgeben. Mein Hauptinteresse aber läge darin, noch ein paar Krümel mehr vom überladenen Tisch der heuchlerischen Weißen zu ergattern, bei denen Schwarze um "Integration" betteln.

Gelobt sei Allah, daß ich damals nach Boston ging. Wenn ich es nicht getan hätte, wäre ich wahrscheinlich immer noch einer dieser hirngewaschenen schwarzen Christen.

3 "Homeboy"

Ich sah aus wie Li'l Abner, der Bauernjunge aus dem Comic strip. Auf meiner Stirn schien ich die Aufschrift "Mason, Michigan" zu tragen. Mein krauses, rötliches Haar war im Provinzlerstil geschnitten, und ich benutzte noch nicht mal Pomade. Die Jackenärmel meines grünen Anzugs reichten nur bis kurz über meine Handgelenke, und am Ende der Hosenbeine lugte ein breiter Streifen meiner Socken hervor. Das Grün meiner hochgeschlossenen, dreiviertellangen Jacke aus dem Warenhaus in Lansing war nur eine Spur heller als der Anzug. Mein Erscheinungsbild war selbst für Ella zuviel. Aber sie erzählte mir später, daß sie schon andere Verwandte der Familie Little erlebt hatte, die in Georgia auf dem Lande gelebt hatten und in noch schlimmerem Aufzug von dort zu ihr heraufgekommen waren.

Ella hatte für mich ein nettes, kleines Zimmer im oberen Stockwerk hergerichtet. Sobald sie in der Küche mit ihren Töpfen und Pfannen hantierte, konnte man merken, daß sie eine Schwarze aus Georgia war. Sie war eine von den Köchinnen, die einem Schweinshaxe, Gemüse, Erbsen, gebratenen Fisch, Kohl, süße Kartoffeln, Grütze, Soße und Maisbrot auf dem Teller aufhäufen und um so glücklicher sind, je mehr man davon wegputzt. Ich haute an Ellas Küchentisch rein, als ob es nie wieder etwas zu essen gäbe.

Ella erschien mir immer noch als die große, freimütige und beeindruckende schwarze Frau, als die ich sie in Mason und in Lansing erlebt hatte. Erst zwei

Wochen vor meiner Ankunft hatte sie sich von ihrem zweiten Ehemann getrennt - dem Soldaten Frank, den ich im vorigen Sommer kennengelernt hatte. Aber sie wurde spielend damit fertig. Ich ließ es mir nicht anmerken, aber ich konnte gut verstehen, daß es jeder durchschnittliche Mann schier unmöglich finden würde, sehr lange mit einer Frau zusammenzuleben, die es sehr stark danach drängte, über alles und jeden in ihrer Umgebung zu bestimmen - mich eingeschlossen. An meinem zweiten Tag dort in Roxbury sagte mir Ella, sie wolle nicht, daß ich sofort anfinge, einem Job nachzujagen, so wie es die meisten schwarzen Neuankömmlinge täten. Sie habe allen, die sie in den Norden geholt hatte, den Rat gegeben, sich Zeit zu lassen, spazierenzugehen, mit Bus und U-Bahn herumzufahren und sich in Boston einzuleben, bevor sie sich durch irgendeine Arbeit banden. Ansonsten hätten sie dann nie wieder die Zeit, die Stadt, in der sie lebten, wirklich zu sehen und kennenzulernen. Ella sagte, sie würde mir helfen, einen Job zu finden, sobald für mich die Zeit dazu reif sei.

So ging ich staunend in der Gegend herum - in der Waumbeck und Humboldt Avenue, die im Hill Viertel von Roxbury liegen, das so etwas ist wie der Sugar Hill in Harlem, wo ich später lebte. Ich sah, daß die Schwarzen in Roxbury sich anders benahmen und anders lebten, als ich es mir jemals hätte träumen lassen. Dies hier war das Viertel der Schwarzen, die sich selbst als etwas Besseres dünkten. Sie nannten sich die "Vierhundert" und sahen hochnäsig herab auf die Schwarzen im Ghetto, dem sogenannten "Town", in dem meine andere Halbschwester Mary lebte.

Ich dachte, dort in Roxbury erstklassig gebildete, bedeutende Schwarze zu sehen, die gut lebten und in dicken Jobs und Stellungen arbeiteten. Ihre Häuser lagen ruhig hinter Vorgärten mit gepflegten Rasenflächen. Diese Schwarzen schritten hochmütig und erhaben dreinschauend einher, wenn sie sich zur Arbeit, zum Einkaufen, zu Besuchen oder in die Kirche auf den Weg machten. Ich weiß natürlich heute, daß das, was ich sah, in Wirklichkeit nur eine Großstadtversion jener "erfolgreichen" schwarzen Schuhputzer und Hausmeister von Lansing war. Der einzige Unterschied war der, daß die in Boston eine noch gründlichere Gehirnwäsche verpaßt bekommen hatten. Sie bildeten sich etwas darauf ein, unvergleichlich "gebildeter", "kultivierter", "feiner" und wohlhabender zu sein als ihre schwarzen Brüder unten im Ghetto, das nur einen Steinwurf weit entfernt war. In dem bedauernswerten Mißverständnis befangen, daß sie das zu jemand "Besserem" machen würde, brachen sich diese Schwarzen vom Hill selbst das Rückgrat bei dem Versuch, die Weißen zu imitieren.

Jede schwarze Familie, die lange genug in Boston gewesen war, um das Haus, in dem sie lebte, auch zu besitzen, wurde zur Hill-Elite gerechnet. Es spielte keine Rolle, daß sie Zimmer vermieten mußten, um über die Runden zu kommen. Die in Neuengland Geborenen unter ihnen sahen wiederum herab auf die erst kürzlich aus dem Süden zugewanderten Hausbesitzer in ihrer Nachbar-

schaft, wie zum Beispiel Ella. Und zu Ellas Kategorie gehörte ein hoher Prozentsatz der Hill-Bewohner - Aufsteiger aus dem Süden und westindische Schwarze, die sowohl von den Neuengländern als auch von den Südstaatlern "schwarze Juden" genannt wurden. Gewöhnlich waren es die Südstaatler und die Westindier, die nicht nur das Haus, in dem sie wohnten, besaßen, sondern mindestens noch ein weiteres, das sie als Einkommensquelle vermieteten. Die hochnäsigen Neuengländer besaßen in der Regel weniger als sie.

Damals hielt sich jeder auf dem Hill, der einen "höheren" Beruf ausübte - Lehrer, Prediger, Krankenschwester - auch für höherstehend. Ausländische Diplomaten hätten sich ein Beispiel nehmen können am Benehmen der Schwarzen von Roxbury, die als Briefträger, Schlafwagenschaffner und Speisewagenkellner arbeiteten und die herumstolzierten, als ob sie Zylinder und Cutaway trügen.

Ich glaube, acht von zehn Schwarzen auf dem Hill in Roxbury arbeiteten trotz der von ihnen zur Schau getragenen eindrucksvoll klingenden Berufstitel in Wirklichkeit als Diener und Dienstboten. Wenn es hieß: "Er ist bei der Bank" oder: "Er ist bei der Börse", dann klang es so, als ob über einen Rockefeller oder einen Mellon gesprochen würde - und nicht über einen grauhaarigen, sich in Pose setzenden Bankpförtner oder Börsenboten. "Ich bin bei einer alteingesessenen Familie", war der beschönigende Ausdruck, mit dem die Tätigkeit als Köchin und Dienstmädchen bei weißen Leuten erklärt wurde, und untereinander sprachen sie in Roxbury so geschwollen, daß man sie nicht verstehen konnte. Ich weiß nicht, wie viele vierzig- und fünfzigjährige Botenjungen, wie Diplomaten in schwarze Anzüge und mit Schlips und Kragen gekleidet, den Hill hinuntergingen zu ihren Jobs in der City, "bei der Regierung", "im Finanzwesen" oder "bei Gericht". Ich staune noch immer darüber, daß damals wie heute so viele Schwarze die Würdelosigkeit dieser Art von Selbsttäuschung ertragen konnten.

Bald streifte ich außerhalb Roxburys herum und begann, das eigentliche Boston zu erforschen. Ich stieß auf viele historische Gebäude, sah Statuen, Gedenktafeln und Denkmäler, die zu Ehren von berühmten Ereignissen und Menschen aufgestellt waren. Eine Statue in den Boston Commons versetzte mich in Erstaunen: Sie erinnerte an einen Schwarzen namens Crispus Attucks, der als erster im Massaker von Boston umgekommen war. Ich hatte noch nie etwas über ihn gehört!

Ich dehnte meine Streifzüge aus. In der einen Richtung spazierte ich bis zur Boston University. An einem anderen Tag fuhr ich zum ersten Mal mit der U-Bahn. Als die Mehrheit der Leute ausstieg, folgte ich ihnen. Ich war in Cambridge gelandet und umkreiste den ganzen Campus der Harvard University. Irgendwo hatte ich bereits schon einmal von Harvard gehört - obwohl ich nicht besonders viel darüber wußte. Damals konnte niemand ahnen, daß ich etwa

zwanzig Jahre später vor dem Forum der Harvard Law School eine Rede halten würde.

Ich verbrachte auch viel Zeit damit, das Stadtzentrum zu erforschen. Warum eine Stadt *zwei* große Bahnhöfe haben mußte - North Station und South Station -, konnte ich nicht verstehen. Auf beiden Bahnhöfen stand ich eine Weile herum und beobachtete die Leute, die ankamen und abreisten. Dasselbe tat ich am Busbahnhof, an dem Ella mich abgeholt hatte. Meine Spaziergänge führten mich sogar runter zu den Landungsbrücken und Docks, wo ich Gedenktafeln las, die den alten Segelschiffen galten, die früher dort in den Hafen eingelaufen waren.

In einem Brief an Wilfred, Hilda, Philbert und Reginald zu Hause in Lansing beschrieb ich all dies, beschrieb die gewundenen, engen, gepflasterten Straßen und die Häuser, die sich dicht an dicht drängten. Ich berichtete ihnen, daß in der City Bostons die größten Warenhäuser standen, die ich je gesehen hatte, sowie Restaurants und Hotels für Weiße. Ich nahm mir vor, in jeden Film zu gehen, der in den edlen klimatisierten Kinos zu sehen sein würde.

Direkt neben einem von ihnen, dem Loew's State Theater auf der Massachusetts Avenue, befand sich der riesige, aufregende Roseland State Ballroom. Große Plakate an der Vorderfront warben für die im ganzen Land berühmten Bands, die dort schon gespielt hatten - Bands von Weißen und Bands von Schwarzen. "NÄCHSTE WOCHE", las ich beim ersten Vorbeigehen, sollte Glenn Miller spielen. Ich mußte daran denken, daß bei den Tanzabenden an der Mason High School den ganzen Abend fast ausschließlich Schallplatten von ihm gespielt wurden. Ich fragte mich, was dieser Haufen aus Mason wohl darum geben würde, dort zu sein, wo Glenn Millers Band wirklich auftrat. Ich wußte noch nicht, wie vertraut ich mit dem Roseland werden sollte.

Ella begann sich Sorgen zu machen, weil ich mich nicht sehr oft auf dem Hill aufhielt, auch nachdem ich die Stadt genug erkundet hatte. Sie ließ öfter Bemerkungen fallen, ich solle mich doch unter die "netten jungen Leute meines Alters" mischen, die man im Townsend Drugstore, zwei Blocks von ihrem Haus entfernt, und an ein paar anderen Orten treffen konnte. Aber schon bevor ich nach Boston gekommen war, hatte ich bei Gleichaltrigen ein Gefühl gehabt, als wären sie "Kinder" wie mein jüngerer Bruder Reginald - und ich hatte sie auch so behandelt. Sie hatten immer zu mir aufgeschaut, als ob ich beträchtlich älter wäre. Wenn ich an den Wochenenden nach Lansing gegangen war, um von den Weißen in Mason wegzukommen, hatte ich mit Wilfreds und Reginalds Clique im Schwarzenviertel der Stadt herumgehangen. Obwohl sie alle mehrere Jahre älter waren als ich, war ich größer und sah tatsächlich älter aus als die meisten von ihnen.

Ich wollte Ella nicht enttäuschen oder verstimmen, aber ich ging trotz ihrer Ermahnung ins Ghetto. Diese Welt aus Lebensmittelläden, Mietskasernen,

billigen Restaurants, Billardsälen, Bars, Pfandhäusern und kleinen Kirchen, die in ehemaligen Läden untergebracht waren, übte auf mich eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Dieser Teil von Roxbury war nicht nur viel aufregender, ich fühlte mich auch viel wohler unter Schwarzen, die auf natürliche Weise sie selbst waren und nicht irgendwie vornehm taten. Obwohl ich auf dem Hill lebte, hielt ich mich nie für besser als andere Schwarze.

Während meines ersten Monats in der Stadt blieb mein Mund vor Staunen dauernd offen stehen. Von den scharf gekleideten jungen "*Cats*", die an den Straßenecken und in den Billardsälen, Bars und Restaurants herumhingen und offensichtlich nirgendwo arbeiteten, war ich total begeistert. Ich konnte nicht aufhören, mich über ihr Haar zu wundern, das so glatt und glänzend war wie das Haar von weißen Männern. Ella erzählte mir, daß so etwas "*Conk*" genannt wurde. Ich hatte noch nie einen Tropfen Alkohol getrunken, ja, noch nie eine Zigarette geraucht, und hier sah ich zehn- und zwölfjährige schwarze Kinder würfeln, Karten spielen, sich prügeln, beobachtete sie, wie sie Erwachsene dazu brachten, für sie einen Penny oder einen Nickel beim Zahlenlotto zu setzen, und anderes mehr. Und diese Kinder warfen mit Flüchen um sich, die sogar ich noch nie gehört hatte, und mit Slangausdrücken, die für mich genauso neu waren, wie "*Stud*" und "*Cat*" , "*Chick*", "*cool*" und "*hip*". Jede Nacht, wenn ich im Bett lag, ließ ich mir diese neuen Worte durch den Kopf gehen. Es war schockierend für mich, daß man besonders nach Einbruch der Dunkelheit weiße Mädchen sehen konnte, die mit Schwarzen Arm in Arm spazierengingen, oder gemischte Paare, die in den neon-beleuchteten Bars tranken. Sie verzogen sich nicht in dunkle Ecken wie in Lansing. Auch darüber schrieb ich Wilfred und Philbert nach Hause.

Um Ella zu überraschen, wollte ich selbst eine Arbeit finden. An einem Nachmittag zog mich irgend etwas in einen Billardsaal, durch dessen Fenster ich geguckt hatte. Ich hatte schon oft durch dieses Fenster geschaut. Eigentlich hatte ich kein Verlangen danach, Billard zu spielen, und hatte tatsächlich auch noch nie einen Queue in der Hand gehabt. Aber ich wurde vom Anblick der cool aussehenden "*Cats*" angezogen, die drinnen herumstanden, sich über die großen grünen, filzbedeckten Tische beugten, Wetten abschlossen und die bunten Kugeln in die Löcher stießen.

Als ich an diesem Nachmittag durch das Fenster starrte, brachte mich etwas dazu, mich hineinzuwagen und einen dunklen, untersetzten Burschen mit Conk anzusprechen, der Kugeln für die Billardspieler aufsetzte und "Shorty" gerufen wurde. An einem der vergangenen Tage war er nach draußen gekommen, hatte mich dort rumstehen sehen und "Hey, Red" gesagt. Ich hielt ihn deshalb für freundlich.

So unauffällig ich nur konnte, schlüpfte ich durch die Tür und an den Leuten im Billardraum vorbei. Ich ging nach hinten zu Shorty, der gerade dabei war,

eine Aluminiumbüchse mit dem Puder zu füllen, das die Billardspieler zum Bestäuben ihrer Hände benutzten. Er hob den Kopf und schaute mich an. Später zog mich Shorty gern damit auf, daß er mit diesem ersten Blick meine ganze Geschichte erfaßt habe. "Mann, dieser Typ *roch* noch nach Kuhmist!" pflegte er lachend zu sagen. "Die Füße des Typs waren so lang und seine Hosen so kurz, daß man seine Knie sehen konnte - und sein Kopf sah aus wie ein Dornengebüsch!"

Aber an diesem Nachmittag ließ Shorty sich nicht anmerken, wie "dörflich" ich ihm erschien, als ich sagte, ich wäre ihm sehr dankbar für Informationen darüber, was ich tun müsse, um an einen Job wie den seinen heranzukommen.

"Wenn du Kugeln aufsetzen meinst", sagte Shorty, "kenn' ich hier in der Gegend keine Billardkneipen, die jemanden brauchen. Würdest du jede 'Maloche' machen, die du kriegen kannst?" Mit "Maloche" meinte er Arbeit, eine Stelle.

Er fragte mich, als was ich bisher gearbeitet hatte. Ich sagte ihm, daß ich Tellerwäscher in einem Restaurant in Mason, Michigan gewesen war. Bei meinen Worten ließ er vor Überraschung beinahe die Puderbüchse fallen. "*My homeboy*! Ein Landsmann! Mann, reich' mir deine Pranke! Ich komm' aus Lansing!"

Ich habe Shorty nie erzählt - und er kam selbst nie darauf -, daß er ungefähr zehn Jahre älter war als ich. Er sah uns als etwa gleichaltrig an. Anfangs wäre es mir peinlich gewesen, es ihm zu sagen, später war es mir einfach egal. Shorty war im ersten Jahr von der High School in Lansing abgegangen, hatte eine Weile bei Onkel und Tante in Detroit gelebt und die letzten sechs Jahre mit seinem Cousin zusammen in Roxbury verbracht. Als ich die Namen von Leuten und Örtlichkeiten in Lansing erwähnte, konnte er sich aber immer noch an viele erinnern, und wenn man uns so reden hörte, dann konnte man meinen, wir seien im selben Häuserblock aufgewachsen. Ich konnte Shortys echte Freude spüren, und ich brauche wohl nicht zu erwähnen, wie glücklich ich war, einen Freund zu finden, der so offensichtlich gut drauf war.

"Mann, das ist 'ne swingende Stadt, wenn du's einmal gecheckt hast", sagte Shorty. "Du bist mein Homeboy - ich werd dir zeigen, was hier abgeht." Ich stand da und grinste wie ein Blöder. "Mußt du jetzt irgendwohin? Gut, bleib hier bis ich fertig bin."

Eine Sache, die ich an Shorty sofort mochte, war seine Offenheit. Als ich ihm erzählte, wo ich lebte, sagte er, was ich bereits wußte - daß niemand in der Stadt die Schwarzen vom Hill ausstehen konnte. Aber er dachte, daß eine Schwester, die mir ein "Bude" gab, ohne Miete von mir zu verlangen, die mich noch nicht mal rumhetzte, um eine "Maloche" zu finden, nicht so schlecht sein könne. Shorty sagte, sein Job in der Billardhalle sei nur dazu da, über die Runden zu kommen, während er auf seiner "Kanne" spielen lernte. Ein paar Jahre zuvor hatte er beim illegalen Zahlenlotto gewonnen und sich ein Saxophon gekauft.

"Hab's gleich hier im Schrank, für meine Stunde heut' abend." Shorty nahm Stunden, zusammen "mit einigen anderen Typen", und er hatte vor, eines Tages seine eigene kleine Band aufzumachen. "Man kann 'ne Menge Knete machen mit Gigs direkt hier in Roxbury", erklärte mir Shorty. "Ich steh nicht drauf, in 'ne Bigband einzutreten und überall für 'ne Nacht zu spielen, nur um sagen zu können, daß ich mit Count oder Duke oder sonstwem gespielt hätte." Das fand ich schlau. Ich wünschte mir, ich hätte auch Saxophon spielen gelernt, aber ich hatte noch nie eins in den Händen gehabt.

Den ganzen Nachmittag über - zwischen seinen Gängen nach vorn, wo er Kugeln aufsetzte - gab Shorty mir hinter vorgehaltener Hand einen Überblick über die "*Hustler*", die im Saal herumstanden oder an den verschiedenen Tischen spielten: Bei wem man Marihunana-Zigaretten, "*Reefer*" genannt, kaufen konnte, wer gerade aus dem Knast kam oder wer von Einbrüchen lebte. Shorty sagte mir, daß er jeden Tag mindestens einen Dollar beim Zahlenlotto setzte. Er meinte, sobald er einen Treffer hätte, würde er mit dem Gewinn seine eigene Band gründen.

Es war mir peinlich, zugeben zu müssen, daß ich noch nie etwas beim Zahlenlotto gesetzt hatte. "Naja, du hattest halt noch nie was zum Einsetzen", sagte er entschuldigend, "aber du fängst gleich damit an, sobald du eine Maloche hast, und wenn du gewinnst, dann kannst du dir auch was leisten."

Er deutete auf einige Spieler und Zuhälter. "Ein paar von ihnen haben weiße Nutten laufen", flüsterte er. "Wenn ich ganz ehrlich bin - ich steh auf diese weißen Zwei-Dollar-Miezen", sagte Shorty. "Hier ist nachts 'ne ganze Menge los in dieser Beziehung; du wirst es mitkriegen." Ich sagte, ich hätte schon einiges gesehen. "Hast du schon mal eine gehabt?" fragte er. Meine Verlegenheit über mangelnde Erfahrungen war mir anzusehen. "Zum Teufel, Mann", sagte er, "du brauchst dich nicht zu schämen. Ich hatte schon ein paar, bevor ich Lansing verlassen habe - die polnischen Miezen von der Brücke. Hier sind es meistens Italienerinnen oder Irinnen. Aber es ist egal, woher sie kommen, die sind einfach Spitze! Ist überall dasselbe - es gibt nichts, was sie mehr lieben als einen schwarzen Typen."

Im Laufe des Nachmittags machte Shorty mich mit einigen Spielern bekannt, und ich traf auch ein paar Typen, die nur 'rumhingen und auf ihr nächstes Ding warteten. "Das ist mein Homeboy", sagte er, "er sucht 'nen Job, falls ihr irgendwas hört..." Alle sagten, sie wollten ihre Ohren aufsperren.

Um sieben Uhr, als die Ablösung von Shorty kam, sagte er mir, er müsse sich beeilen, um zu seiner Saxophonstunde zu kommen. Aber bevor er losging, hielt er mir noch die sechs oder sieben Dollar hin, die er an diesem Tag in kleinen Münzen als Trinkgeld eingenommen hatte. "Hast du genug Knete, Kumpel?"

Ich sagte ihm, ich sei okay - ich hatte ja noch zwei Dollar. Aber Shorty drückte mir noch drei in die Hand. "Hier haste ein bißchen Dünger für deinen Geldbeu-

tel." Bevor wir rausgingen, öffnete er seinen Saxophonkasten und zeigte mir das Ding - schimmerndes Messing auf grünem Samt, ein Altosax. "Halt' die Ohren steif, Homeboy", sagte er beim Weggehen. "Und komm' morgen wieder. Irgendeiner der Typen wird dir 'nen Job beschaffen."

Als ich nach Hause kam, empfing mich Ella mit der Nachricht, jemand namens Shorty habe angerufen. Er ließ mir ausrichten, daß diese Nacht drüben im Roseland State Ballroom der Schuhputzer aufhöre und daß er ihn gebeten habe, den Job für mich freizuhalten.

"Malcolm, du hast überhaupt keine Erfahrung im Schuheputzen!" sagte Ella. Ihr Gesichtsausdruck und Stimmfall sagten mir, daß sie nicht gerade begeistert darüber wäre, wenn ich diesen Job annähme. Ich nahm darauf aber keine besondere Rücksicht, weil mir bereits der Gedanke, in greifbarer Nähe der größten Bands der Welt zu sein, die Sprache verschlug. Ich wartete noch nicht einmal das Abendessen ab.

Der Tanzsaal war hell erleuchtet, als ich dort ankam. Ein Mann an der Eingangstür ließ Mitglieder der Band von Benny Goodman ein. Ich sagte ihm, daß ich zu Freddie, dem Schuhputzjungen, wollte. "Bist du der Neue?" fragte er. Ich antwortete, ich glaubte schon, worauf er lachte. "Naja, vielleicht gewinnst du ja auch bald im Lotto und schaffst dir einen Cadillac an." Er sagte mir, ich fände Freddie oben im ersten Stock in der Herrentoilette.

Bevor ich hochlief, ging ich rüber und warf einen Blick in den Tanzsaal. Ich konnte es einfach nicht fassen, wie groß der blankgebohuerte Tanzboden war! Am anderen Ende, in gedämpftes, rosafarbenes Licht getaucht, lag die Bühne, auf der gerade die Musiker von Benny Goodman lachend und redend umherliefen und ihre Instrumente und Notenständer aufbauten.

Ein drahtiger, braunhäutiger Typ mit Conk begrüßte mich oben in der Herrentoilette. "Bist bestimmt Shortys Homeboy...?" Nachdem ich das bestätigt hatte, stellte er sich als Freddie vor. "Der gute, alte Junge", sagte er. "Er rief mich an, hatte gerade gehört, daß ich das große Los gezogen habe und hat richtig kombiniert, daß ich wohl aufhören würde." Ich erzählte Freddie, was der Mann an der Eingangstür über den Cadillac gesagt hatte. Er lachte und sagte: "Es macht die weißen Typen wütend, wenn man sich als Schwarzer was leisten kann. Ja, ich habe ihnen gesteckt, daß ich mir einen zulegen würde - einfach nur, um sie ein bißchen verrückt zu machen."

Dann sagte Freddie, ich solle gut aufpassen, er werde viel zu tun haben, und ich solle zugucken, ihm aber dabei nicht im Weg rumstehen. Die nächste Tanzveranstaltung sei erst in ein paar Tagen, bis dahin würde er versuchen, mich so weit zu bringen, daß ich seinen Job übernehmen könne.

Während Freddie sich daran machte, seinen Schuhputzstand aufzubauen, riet er mir: "Sei frühzeitig hier ... die Putzlappen und Bürsten kommen neben das Trittbrett ... die Politurflaschen, Schuhcreme, Wildlederbürsten hier hin ... alles

an seinen Platz! Man wird dich hier hetzen, da darfst du keine überflüssigen Handgriffe tun ..."

Ich erfuhr, daß man während des Schuheputzens auch auf die Kunden im Innenraum achten mußte, die das Pissoir verließen. Dann mußte man rüberstürzen und ihnen ein kleines weißes Handtuch anbieten. "'ne Menge Typen, die gar nicht vorhaben, sich die Hände zu waschen, kannst du in Verlegenheit bringen, wenn du mit 'nem Handtuch hinrennst. Mit den Handtüchern machst du hier wirklich das beste Geschäft. Die waschen zu lassen kostet dich 'nen Penny das Stück - aber du kriegst immer mindestens fünf Cent Trinkgeld dafür."

Den Schuhputzkunden und jedem, der aus der Toilette kam und ein Handtuch nahm, strich man schnell ein paar Mal mit der Kleiderbürste übers Jackett. "Für ein Trinkgeld von fünf oder zehn Cents reicht das", sagte Freddie. "Aber für einen Vierteldollar kannst du ruhig ein bißchen den Onkel Tom spielen - besonders weiße Typen mögen das. Ich hatte welche, die an einem Abend zwei- oder dreimal wiederkamen."

Von unten drang jetzt Musik zu uns herauf. Ich glaube, ich stand vor Entzückung wie angenagelt. "Warst du noch nie bei einem großen Ball?" fragte Freddie. "Lauf hin und sieh für 'ne Weile zu!"

Einige Paare tanzten bereits im rosafarbenen Lichterschein. Aber noch aufregender fand ich die Menge, die sich hereindrängte. Die schönsten weißen Frauen, die ich jemals gesehen hatte, junge und alte; weiße Typen, die an der Kasse Eintrittskarten kauften und dicke Bündel grüner Geldscheine zurück in ihre Taschen steckten. Sie gaben die Mäntel ihrer Frauen an der Garderobe ab und führten sie am Arm in den Saal.

Als ich wieder oben war, hatte Freddie schon seine ersten Kunden. Er lief zwischen dem Schuhputzstand und dem Waschbecken hin und her und drängte den Männern Handtücher auf. Er schien vier Dinge gleichzeitig zu tun. "Hier, übernimm die Kleiderbürste", sagte er, "geh zwei- oder dreimal drüber - aber so, daß sie es merken."

Als es etwas ruhiger wurde, sagte er: "Was du heute abend gesehen hast, war noch gar nichts. Wart' ab, bis du einen der Tanzabende für die Schwarzen erlebt hast! Mann, unsere eigenen Leute machen richtig was *los*!"

Wenn der Kundenstrom es zuließ, brachte Freddie mir weitere Tricks bei. "Schnürsenkel kommen in diese Schublade hier. Du fängst gerade an, deshalb schenke ich sie dir. Kauf sie ein für einen Nickel das Paar; sag' den Typen, daß sie neue brauchen, wenn ihre alten hin sind, und verlang' einen Vierteldollar."

Mir schien es so, als ob jede Benny Goodman Schallplatte, die ich je in meinem Leben gehört hatte, gedämpft zu uns herüberdrang. Während einer weiteren Kundenflaute ließ Freddie mich wieder zum Zuhören nach draußen schlüpfen. Peggy Lee stand am Mikro und sang. Wunderschön! Sie war gerade erst in die Band eingetreten. Sie war aus North Dakota gekommen und hatte bei

einer Gruppe in Chicago gesungen, als die Frau von Benny Goodman sie entdeckte. So hatten jedenfalls einige Kunden erzählt. Sie beendete das Stück, und die Menge brach in stürmischen Beifall aus. Sie war eine echte Sensation.

"Es hat mich auch total umgehauen, als ich zum ersten Mal hier reinkam", sagte Freddie grinsend, als ich zu ihm zurückkehrte. "Aber hör' mal, hast du überhaupt schon mal Schuhe geputzt?" Er mußte lachen, als ich antwortete, sicher hätte ich das, allerdings nur meine eigenen. "Gut, dann laß uns an die Arbeit gehen. Ich hatte es damals auch noch nie vorher gemacht." Freddie setzte sich auf den Kundenstuhl und begann, an seinen eigenen Schuhen zu arbeiten. Abbürsten, flüssige Politur, bürsten, Schuhcreme, Poliertuch, Lackpolitur für die Sohlenränder - Schritt für Schritt zeigte er mir, was ich zu tun hatte.

"Aber du mußt noch 'nen Zahn schneller werden. Du darfst keine Zeit vergeuden!" Freddie demonstrierte mir an meinen eigenen Schuhen, wie schnell ich sein mußte. Weil das Geschäft abflaute, blieb dann sogar noch etwas Zeit, mir vorzuführen, wie man den Schuhputzlappen knallen lassen konnte wie einen Feuerwerkskörper. "Kapiert, wie's geht?" fragte er. Er wiederholte es noch mal langsam. Ich kniete mich hin und probierte es an seinen Schuhen aus. Im Prinzip hatte ich es begriffen. "Du mußt es nur schneller machen", sagte Freddie. "Es ist ein geiles Geräusch, das ist alles! Die Typen geben dir ein dickeres Trinkgeld, weil sie denken, du bringst dich vor Eifer um."

Am Ende des Balles ließ Freddie mich die Schuhe von drei oder vier verirrten Betrunkenen putzen, denen er eingeredet hatte, sie hätten es nötig. Ich hatte so lange an Freddies Schuhen geübt, mein Tempo zu steigern, daß sie jetzt glänzten wie Spiegel. Nachdem wir den Hausmeistern geholfen hatten, den Saal nach der Veranstaltung aufzuräumen, also all das Papier, die Zigarettenkippen und die leeren Schnapsflaschen aufzusammeln, war Freddie so nett, mich in seinem gebrauchten, kastanienbraunen Buick, den er für seinen Cadillac in Zahlung geben wollte, nach Hause zu Ella auf den Hill zu fahren. Dabei unterhielt er sich ununterbrochen mit mir. "Ich schätze, es ist okay, wenn ich dir den Rat gebe, dir ein paar Dutzend Packungen Pariser für einen Vierteldollar das Stück zu besorgen. Sind dir einige dieser Typen aufgefallen, die nach dem Tanzen zu mir hochkamen? Nun, wenn die neue Bräute haben, und alles gut läuft, dann kommen sie und fragen dich nach Parisern. Nimm einen Dollar dafür - im allgemeinen kriegst du noch ein extra Trinkgeld."

Dann sah er mich von der Seite an: "Für einige Geschäfte bist du noch zu grün. Typen werden dich nach Schnaps fragen, manche werden Reefers haben wollen. Aber du solltest nichts anbieten außer Parisern - solange du nicht riechen kannst, wer ein Bulle ist."

"Wenn du alles richtig machst, kannst du an einem Tanzabend zehn, zwölf Dollar für dich selbst rausholen", sagte Freddie, bevor ich vor Ellas Haus aus

dem Wagen stieg. "Das Wichtigste ist, immer daran zu denken, daß alles in der Welt ein Geschäft ist. Bis dann, Red."

Das nächste Mal traf ich Freddie zufällig ein paar Wochen später abends in der City. Er sah scharf aus wie eine Reißzwecke und saß vollkommen cool in seinem geparkten perlgrauen Cadillac.

"Mann", sagte ich, "da hast du mir ja was Schönes beigebracht!" Er lachte, weil er genau wußte, was ich meinte. Ich hatte nicht lange dort arbeiten müssen, um herauszufinden, daß Freddie weniger damit beschäftigt gewesen war, Schuhe zu putzen und Handtücher anzubieten, sondern mehr damit, Schnaps und Marihuana-Zigaretten zu verkaufen und weißen Freiern Kontakt zu schwarzen Huren zu vermitteln. Ich beobachtete auch, daß viele weiße Mädchen auf die Bälle der Schwarzen gingen - einige von ihnen waren Prostituierte, die von ihren Zuhältern mitgenommen wurden, um Geschäft und Vergnügen miteinander zu verbinden. Andere kamen mit ihren schwarzen Freunden, und einige kamen auch allein, um sich auf eigene Faust ein bißchen unter den reichlich vorhandenen enthusiastischen Schwarzen zu vergnügen.

An den Tanzabenden der Weißen hatte natürlich kein Schwarzer Zutritt, aber die Zuhälter der schwarzen Huren brachten einem neuen Schuhputzjungen schnell bei, was er für sich auf die Seite bringen konnte, wenn er den weißen Freiern, die gegen Ende des Abends auf der Suche nach "schwarzen Miezen" vorbeikamen, eine Telefonnummer oder eine Adresse zuschob.

Die meisten Tanzveranstaltungen im Roseland waren nur für Weiße reserviert, und dann spielten auch nur weiße Bands. Die einzige weiße Band, die nach meiner Erinnerung jemals dort auf einem Ball der Schwarzen spielte, war die von Charlie Barnet. Es ist eine Tatsache, daß nur sehr wenige weiße Bands die Ansprüche der schwarzen Tänzer befriedigen konnten. Aber ich weiß, daß Charlie Barnets "*Cherokee*" und sein "*Redskin Rhumba*" die Schwarzen wild machten. Sie standen dicht gedrängt im Saal, die schwarzen Mädchen in abgefahrenen Seiden- und Satinkleidern, extravaganten Schuhen und irren Frisuren, die Männer gestylt in ihren Zoot Suits und mit ihren scharfen, vor Pomade glänzenden Conks, und alle waren angeheitert und lachten.

Manche der Bandmitglieder kamen vor Beginn ihrer Auftritte gegen acht Uhr noch hoch zur Herrentoilette und ließen sich die Schuhe putzen. Duke Ellington, Count Basie, Lionel Hampton, Cootie Williams und Jimmie Lunceford sind nur einige Namen derer, die auf meinem Stuhl Platz nahmen. Bei diesen Kunden ließ ich meinen Schuhputzlappen erst recht wie chinesische Feuerwerkskörper knallen. Johnny Hodges, Dukes großartiger Altsaxophonist - er war Shortys Spitzenidol - ist mir immer noch Geld für einmal Schuheputzen schuldig. Eines Abends saß er auf meinem Stuhl und hatte eine freundschaftliche Auseinandersetzung mit dem Schlagzeuger Sonny Greer, der dabeistand. Ich klopfte auf

Hodges' Schuhsohlen, um zu zeigen, daß ich fertig war. Er stieg herunter, griff mit der Hand in seine Hosentasche, um mich zu bezahlen, riß sie dann aber gestikulierend wieder heraus und vergaß mich dann einfach und ging weg. Ich hatte mich nicht getraut, dem Mann, der "*Daydream*" so wunderbar spielte, wegen fünfzehn Cent nachzulaufen.

Ich erinnere mich, daß ich mit Count Basies ausgezeichnetem Bluessänger, Jimmie Rushing, am Schuhputzstand ein kleines Gespräch anfing. (Er ist derjenige, der mit "*Sent For You Yesterday, Here You Come Today*" und solchen Songs bekannt wurde.) Ich weiß noch, daß Rushings Füße riesengroß und seltsam geformt waren - nicht lang, wie die meisten großen Füße, sondern rundlich, rund und dick wie Rushing selbst. Egal, jedenfalls stellte er mich sogar einigen der anderen Typen von Basie vor: Lester Young zum Beispiel, Harry Edison, Buddy Tate, Don Byas, Dickie Wells und Buck Clayton. Sie kamen später selbst in den Waschraum. "Hi, Red!" Und dann saßen sie dort auf meinem Stuhl, und mein Putzlappen knallte zum Takt all ihrer Schallplatten, die sich in meinem Kopf drehten. Noch nie und nirgendwo hatten Musiker einen größeren Fan unter den Schuhputzjungen als mich. Ich schrieb an Wilfred und Hilda, Philbert und Reginald nach Lansing und versuchte, ihnen all meine Erlebnisse zu beschreiben.

Anständiges Trinkgeld bekam ich immer erst, wenn die Tanzveranstaltungen der Schwarzen halb herum waren. Dann hatten die Tänzer nämlich bessere Laune bekommen und wurden großzügig. Nach den für die Weißen reservierten Tanzveranstaltungen warfen wir beim Aufräumen vielleicht ein Dutzend leere Schnapsflaschen raus. Aber nach den Bällen der Schwarzen fielen kartonweise leere Flaschen an - und nicht etwa Fusel, sondern vom Feinsten, vor allem solche Marken wie Scotch.

Wenn oben in der Herrentoilette nichts los war, ging ich manchmal zum Saal und sah für fünf Minuten den Tänzern zu. Für die Weißen schien Tanzen ein Dressurakt zu sein - links, eins, zwei; rechts, drei, vier - dieselben Schritte und Muster immer wieder, als ob sie jemand aufgezogen hätte. Aber diese Schwarzen! Kein Choreograph dieser Welt hätte sich ausdenken können, wie sie sich bewegten. Sie schnappten sich einfach eine Partnerin, es konnte auch eine der weißen Miezen sein, die zu den Tanzabenden der Schwarzen kamen, und dann ging's los. (Und meine schwarzen Brüder von heute mögen mich vielleicht für das hassen, was ich jetzt sage, aber es ist eine Tatsache, daß viele schwarze Mädchen beinahe über den Haufen gerannt wurden, wenn die schwarzen Männer sich darum rissen, an die weißen Frauen ranzukommen. Das kam einem vor, als hätte Gott einige seiner Engel zur Erde gesandt, und jeder wollte einen abbekommen. Die Zeiten haben sich seither sicher geändert. Wenn das gleiche

heute passieren würde, dann würden dieselben schwarzen Mädchen wütend auf jene Männer losgehen - und auf die weißen Frauen natürlich auch.)

Egal, einige Paare tanzten so ungezwungen - sie wirbelten durch die Luft, machten weit ausgreifende Schritte und improvisierten Bewegungen -, daß man seinen Augen nicht traute. Der Rhythmus fuhr mir in die Knochen, obwohl ich noch nie getanzt hatte.

Etwa eine Stunde vor Schluß des Tanzabends fingen die Leute an, laut "*Schautanz*!" zu rufen. Dann blieben nur ein paar Dutzend wirklich wilde Paare auf der Tanzfläche. Die Mädchen zogen weiße flache Turnschuhe an, und die Band legte sich nun wirklich mit Volldampf ins Zeug. Alle anderen bildeten dann einen klatschenden, johlenden Kreis, um dem ausgelassenen Wettbewerb zuzuschauen, der sich nur auf etwa einem Viertel der Tanzfläche abspielte. Die Band, die Zuschauer und die Tänzer verwandelten den Roseland Ballroom in ein großes, schwankendes Schiff. Der Scheinwerfer wechselte von rosarot zu gelb, grün oder blau und hob die Paare heraus, die wie verrückt Lindy Hop tanzten. "*Legt los, Leute, legt los!*" schrien die Leute der Band zu; und sie *legte los*, bis ein Paar nach dem anderen einfach keine Kraft mehr hatte und erschöpft und in Schweiß gebadet der Menge entgegenstolperte. Manchmal war ich dort unten und stand in meinem grauen Jackett mit der Kleiderbürste in der Tasche hüpfend in der Tür, bis der Geschäftsführer kam und mich anschrie, daß ich oben Kunden hätte.

Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, wann ich das erste Mal Alkohol trank und meine erste Zigarette oder sogar meinen ersten Joint rauchte. Aber ich weiß noch sehr genau, daß es damals war, als ich anfing, nachts mit Shorty und seinen Freunden rumzuhängen, und meine ersten Würfel- und Kartenspiele und meine täglichen Ein-Dollar-Wetten beim Zahlenlotto machte. Shortys Witze darüber, was für ein Dörfler ich gewesen war, brachten uns alle zum Lachen. Ich weiß jetzt, daß ich immer noch provinziell war, aber weil ich trotzdem akzeptiert wurde, fühlte ich mich großartig. Wir trafen uns alle bei irgend jemandem zu Hause, gewöhnlich auf der Bude eines der Mädchen, dann turnten wir uns an, die Joints machten unsere Köpfe leicht, oder der Whisky ließ unser Inneres erglühen. Jeder hatte Verständnis dafür, daß mein Haar noch eine Weile länger kraus bleiben mußte, ehe es die richtige Länge hatte und Shorty mir einen Conk machen konnte.

In einer dieser Nächte erwähnte ich, daß ich ungefähr die Hälfte des Geldes für einen Zoot Suit zusammengespart hatte. "*Gespart?*" Shorty konnte es nicht fassen. "Homeboy, hast du noch nie von Kredit gehört?" Er wollte direkt am nächsten Morgen bei einem Bekleidungsgeschäft in der Nachbarschaft anrufen, und ich sollte frühzeitig dort sein.

Ein Verkäufer, ein junger Jude, kam mir entgegen, als ich den Laden betrat. "Sie sind Shortys Freund?" Ich bestätigte es und war verblüfft über Shortys gute

Beziehungen. Der Verkäufer schrieb meinen Namen auf ein Formular, dazu das Roseland als meinen Arbeitsplatz, Ellas Adresse als meine Wohnung und Shortys Namen als Referenz. Dazu sagte der Verkäufer: "Shorty ist einer unserer besten Kunden."

Der junge Verkäufer nahm Maß und nahm dann einen Zoot Suit vom Kleiderständer, der einfach irre war: himmelblaue Hosen, die am Knie etwa 75 cm breit waren und sich nach unten bis auf 30 cm verengten, dazu ein langes Jackett, das an meiner Taille eng anlag und sich unter meinen Knien nach außen erweiterte.

Der Verkäufer legte als Gratisbeigabe des Geschäftes noch einen schmalen Ledergürtel mit meiner Initiale "L" dazu. Dann empfahl er mir noch den Kauf eines Hutes, und ich nahm mir einen blauen, auf dessen 10 cm breiter Krempe eine Feder prangte. Darauf bekam ich vom Laden ein weiteres Geschenk: eine lange, dickgliedrige, vergoldete Kette, die noch unter dem Saum meines Jacketts hervorbaumelte. Von da an war ich von Ratenzahlungsgeschäften total überzeugt.

Als ich Ella den Zoot vorführte, sah sie mich lange an und ließ dann die Bemerkung fallen: "Naja, ich glaube, das mußte wohl so kommen." Ich ließ drei dieser braungetönten Vierteldollarfotos von mir machen, auf die man gleich warten konnte. Ich nahm dafür die typisch coole Pose ein, wie sich "*Hipster*" in ihren Zoots damals darstellten - den Hut schief aufgesetzt, die Knie eng zusammen, die Füße weit auseinander, beide Zeigefinger auf den Boden gerichtet. Das lange Jackett, die baumelnde Kette und die Punjab-Hosen zeigten viel bessere Wirkung, wenn man sich so hinstellte. Eine der Fotografien signierte ich und schickte sie per Luftpost an meine Geschwister in Lansing, um ihnen zu zeigen, wie gut es mir ging. Eine andere gab ich Ella und die dritte Shorty, der wirklich bewegt war. Ich konnte es an der Art spüren, wie er "Danke, Homeboy" sagte. Es war Teil des Verhaltenskodex von Leuten, die "hip" sind, Gefühlsbewegungen nicht zu zeigen.

Bald fand Shorty, mein Haar sei endlich lang genug für einen Conk. Er hatte versprochen, mir beizubringen, wie man die drei bis vier Dollar für den Friseur sparen konnte, indem man den Conk mit *Congolen* selber machte.

Ich nahm die kleine Zutatenliste, die er mir aufgeschrieben hatte, und ging zu einem Lebensmittelladen. Dort kaufte ich eine Dose "*Red Devil*" Lauge, zwei Eier und zwei mittelgroße weiße Kartoffeln. Dann besorgte ich in einer Drogerie neben dem Billardsaal noch einem großen Topf Vaseline, ein großes Stück Seife, einen groben und einen feinen Kamm, einen Gummischlauch mit metallenem Duschkopf, eine Gummischürze und ein Paar Handschuhe. "Legst dir wohl den ersten Conk zu, was?" fragte mich der Mann in der Drogerie. Ich grinste und antwortete stolz: "Genau!"

Shorty bezahlte sechs Dollar in der Woche für ein Zimmer in der schäbigen Wohnung seines Cousins. Sein Cousin war aber nicht zu Hause. "Es ist so, als

ob es meine Bude wäre, er ist meistens bei seiner Freundin", sagte Shorty. "Und jetzt paß auf...!"

Er schälte die Kartoffeln, schnitt sie in dünne Scheiben, gab sie in ein litergroßes Weckglas und fing dann an, sie mit einem Holzlöffel zu zerrühren, während er gleichzeitig nach und nach etwas mehr als die Hälfte der Büchse mit Lauge dazuschüttete. "Benutze niemals einen Metallöffel, die Lauge färbt ihn schwarz", erklärte er mir.

Eine gallertartige, steif aussehende Masse entstand aus der Lauge und den Kartoffeln, und Shorty gab noch die beiden Eier dazu, wobei er sich mit seinem eigenen Conk und seinem dunklen Gesicht dicht über das Glas beugte. Die Lauge färbte sich blaßgelb. "Fühl' mal das Glas!" sagte Shorty. Ich umfaßte es von außen mit meinen Händen und stieß es weg. "Ja, verdammt heiß, was? Das ist die Lauge", sagte er. "Also du weißt jetzt, daß es brennen wird, wenn ich es einkämme - es brennt *fürchterlich*. Aber je länger du es aushälst, desto glatter wird das Haar."

Ich mußte mich hinsetzen. Er knotete die Bänder der neuen Gummischürze straff hinter meinem Nacken zusammen und kämmte meinen Haarbusch hoch. Dann nahm er eine Handvoll aus dem großen Vaselineglas und massierte es fest in meine Haare und meine Kopfhaut ein. Auch meinen Hals, meine Ohren und meine Stirn rieb er dick mit Vaseline ein. "Wenn ich anfange, deinen Kopf abzuspülen, dann sag mir sofort, wenn du irgendwo auch nur das kleinste Brennen spürst", warnte mich Shorty. Er wusch seine Hände, zog sich die Gummihandschuhe an und band sich seine eigene Gummischürze um. "Du mußt immer daran denken, daß überall da, wo Reste des *Congolens* sitzen bleiben, dir ein Loch in deinen Kopf gebrannt wird." Die Lauge fühlte sich nur warm an, als Shorty anfing, sie einzukämmen. Aber dann begann mein Kopf zu brennen. Ich knirschte mit den Zähnen und versuchte, die Seiten des Küchentisches zusammenzudrücken. Es fühlte sich an, als wenn der Kamm mir die Kopfhaut herunterreißen würde.

Meine Augen tränten, meine Nase lief. Ich konnte es nicht länger aushalten und stürzte zum Waschbecken. Als Shorty den Hahn aufdrehte und begann, mich einzuseifen, verfluchte ich ihn mit jedem Schimpfwort, das mir gerade einfiel.

Er seifte meinen Kopf ein und spülte ihn mit Wasser ab, seifte ein und spülte ab, vielleicht zehn- oder zwölfmal hintereinander. Bei jedem Mal drehte er den Heißwasserhahn ein wenig mehr zu, bis er die Spülung nur noch mit kaltem Wasser machte. Das half ein bißchen.

"Spürst du irgendwelche brennenden Stellen?" "Nein", preßte ich heraus. Meine Knie zitterten. "Dann setz dich wieder hin. Ich glaube, wir haben alles gut rausgekriegt."

Das Brennen flammte wieder auf, als Shorty anfing, meinen Kopf fest mit einem dicken Handtuch abzurubbeln. "*Vorsicht*, Mann! *Vorsicht*, nicht so derb!" schrie ich.

"Das erste Mal ist immer am schlimmsten. Du wirst dich bald dran gewöhnt haben. Du warst wirklich tapfer, Homeboy. Dein Conk sieht echt gut aus!"

Als Shorty mich aufstehen und in den Spiegel gucken ließ, hing mein Haar in schlaffen, feuchten Strähnen herunter. Meine Kopfhaut brannte immer noch, aber nicht mehr so schlimm; ich konnte es ertragen. Er legte das Handtuch um meine Schultern, über meine Gummischürze und begann erneut, mein Haar mit Vaseline einzucremen. Ich konnte fühlen, wie er es gerade nach hinten kämmte, zuerst mit dem groben Kamm, dann mit dem feinen.

Dann rasierte er mir sehr feinfühlig mit einem Rasiermesser den Nacken aus. Schließlich stutzte er noch die Koteletten.

Mein erster Blick in den Spiegel ließ mich die Schmerzen vergessen. Ich hatte schon einige schöne Conks gesehen, aber auf dem eigenen Kopf ist die Verwandlung einfach überwältigend, wenn man sein Leben lang mit Kraushaar rumgelaufen ist.

Im Spiegel sah ich Shorty hinter mir. Wir beide schwitzten und grinsten uns an. Oben auf meinem Kopf glänzte mein rotes Haar mit einem dichten, glatten Schimmer - ein wunderbares Rot! - so glatt wie das der weißen Männer.

Was für ein lächerlicher Narr ich war! Ziemlich dumm, wie ich einfach sprachlos vor Entzückung darüber, daß mein Haar nun "weiß" aussah, dort in Shortys Zimmer stand und mein Spiegelbild betrachtete. Ich schwor, daß ich nie wieder ohne Conk herumlaufen würde, und viele Jahre lang hielt ich mich auch an meinen Vorsatz.

Dies war mein erster wirklich großer Schritt zur Selbsterniedrigung: Als ich all diese Schmerzen ertrug, meine Haut buchstäblich mit Lauge verbrannte, mein natürliches Haar weichkochte, nur damit es aussah wie das Haar von Weißen. Ich hatte mich damit jener Masse von schwarzen Männern und Frauen in Amerika zugesellt, die eine Gehirnwäsche durchgemacht haben und glauben, daß schwarze Menschen "minderwertig" und Weiße "überlegen" sind, so daß sie beim Versuch, nach weißen Maßstäben "schön" auszusehen, sogar ihre von Gott geschaffenen Körper verletzen und verstümmeln.

Wenn du dich heutzutage umschaust, dann siehst du in jeder kleineren und größeren Stadt schwarze Männer mit Conks, egal ob in billigen Fisch- und Erfrischungsbuden oder in der "integrierten" Lobby des Waldorf Astoria Hotels. Genauso kannst du schwarze Frauen sehen, die diese grünen, pinkfarbenen, violetten, roten und platinblonden Perücken tragen. Sie sind alle noch weniger ernst zu nehmen als eine Slapstick Komödie. Man fragt sich, ob der Schwarze sein Identitätsgefühl nun vollständig eingebüßt und jeden Kontakt zu sich selber verloren hat.

Der Conk wird von vielen Schwarzen der sogenannten "Oberschicht" getragen, und - so ungern ich das auch sage - von viel zu vielen Schwarzen aus der Unterhaltungsbranche. Einer der Gründe, warum ich Künstler wie zum Beispiel Lionel Hampton und Sidney Poitier besonders bewunderte, ist der, daß sie ihr natürliches Haar behalten und sich trotzdem bis zur Spitze durchgekämpft hatten. Ich bewundere jeden Schwarzen, der sich nie einen Conk hat machen lassen oder der genug Verstand hatte, sich davon zu befreien - wie ich es schließlich tat.

Ich weiß nicht, für wen es die größere Schande ist, sich mit einem Conk selbst zu entstellen - für die Schwarzen aus der sogenannten "Mittelschicht" und "Oberschicht", die es besser wissen müßten, oder für die Schwarzen unter den Ärmsten der Armen, unter den am meisten unterdrückten, die es nicht wissen können, weil ihnen jede Bildung vorenthalten wird. Ich meine damit diejenigen Schwarzen, die nur die gesetzlichen Mindestlöhne verdienen und im Ghetto leben, wie ich es tat, als ich meinen ersten Conk bekam. Unter diesen armen Narren ist es weit verbreitet, daß Männer ein schwarzes Tuch auf dem Kopf tragen, wie Tante Jemina, damit der Conk zwischen den Besuchen beim Friseur länger hält. Dieser durch ein Kopftuch geschützte Conk wird nur zu besonderen Gelegenheiten entblößt, nämlich um damit anzugeben, wie "scharf" und "hip" sein Besitzer sei. Die Ironie der Geschichte ist, daß ich noch nie eine Frau, sei sie weiß oder schwarz, gehört habe, die sich auf irgendeine Art bewundernd über einen Conk geäußert hätte. Natürlich macht sich nicht jede weiße Frau, die mit einem schwarzen Mann geht, Gedanken über sein Haar. Aber ich kann nicht verstehen, wie um alles in der Welt eine schwarze Frau mit etwas Rassenstolz neben einem schwarzen Mann die Straße entlanggehen kann, der einen Conk trägt - das weithin sichtbare Zeichen dafür, daß er sich schämt, ein Schwarzer zu sein.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich zuallererst über mich selbst rede, wenn ich über all dies spreche - weil es keinen zweiten Schwarzen gibt, der sich mit mehr Überzeugung einen Conk zugelegt hat als ich. Ich spreche aus persönlicher Erfahrung, wenn ich sage, daß es jedem schwarzen Mann, der sich heute einen Conk macht, oder jeder schwarzen Frau, die sich mit einer Perücke der Weißen schmückt, tausendmal besser ginge, wenn sie ihrem Hirn *im* Kopf auch nur halb soviel Aufmerksamkeit widmeten wie ihren Haaren *auf* dem Kopf.

4 Laura

Shorty nahm mich zu irren, ausgeflippten Feten mit, die auf den Buden verschiedener Miezen oder Typen abgingen. Bei schummrigem Licht und softer Mucke zogen wir uns Dope rein, ließen uns den Fusel schmecken und schwoften herum. Ich traf Miezen, die waren einfach große Klasse, und Typen, die jeden Scheiß mitmachten.

Der vorige Absatz ist natürlich so gewollt; er soll ein bißchen von dem Slang vermitteln, den alle sprachen, die ich damals als "hip" ansah. Und es dauerte überhaupt nicht lange, da sprach auch ich den Slang so, als sei ich ein Leben lang Hipster gewesen.

Wie Hunderttausende auf dem Land aufgewachsene Schwarze, die vor und nach mir in die schwarzen Ghettos des Nordens gekommen waren, legte auch ich mir den ganzen modischen Ghettoschmuck zu - Zoot Suits und den Conk, den ich schon beschrieben habe, Schnaps, Zigaretten, später Reefers - um damit meine peinliche Vergangenheit auszulöschen. Aber insgeheim empfand ich es immer noch als eine Schande, daß ich nicht tanzen konnte.

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wann ich es endlich lernte - das heißt, ich kann mich nicht an den bestimmten Abend oder die Abende erinnern. Aber bei diesen "Budenfeten" war Tanzen unsere Hauptaktivität, und so habe ich keinen Zweifel daran, *wie* es dazu kam, daß mir der Lindy Hop beigebracht wurde. Mit Alkohol oder Marihuana hob ich ab, und mit der wilden Musik, die aus tragbaren Plattenspielern jaulte, dauerte es nicht lange, bis sich bei mir die Tanzinstinkte meines afrikanischen Erbes rührten. Ich kann mich noch daran erinnern, daß mich während einer Fete in dieser Zeit, als außer mir fast alle tanzten, irgendein Mädchen packte. Die Mädchen übernahmen oft die Initiative und schnappten sich einen Partner, da keine auf diesen Feten sich auch nur im Traum hätte vorstellen können, daß irgendeiner der Anwesenden nicht tanzen könnte. Ich befand mich also bald auf der Tanzfläche in der dichtgedrängten Menge - und plötzlich, völlig unvermutet, kam es über mich. Es war, als ob jemand ein Licht angeknipst hätte. Meine lange unterdrückten afrikanischen Instinkte kamen zum Durchbruch, setzten sich frei.

Da ich so viel Zeit in der von Weißen geprägten Umgebung von Mason verbracht hatte, hatte ich immer geglaubt und befürchtet, daß Tanzen eine bestimmte Ordnung oder ein Muster festgelegter Schritte beinhalte - halt so, wie Weiße tanzten. Aber hier, unter meinen eigenen, weniger gehemmten Leuten, entdeckte ich, daß es einfach bedeutete, Füße, Hände und Körper spontan den Impulsen nachgeben zu lassen, die von der Musik hervorgerufen wurden.

Von da an fand keine Fete mehr statt, ohne daß ich auftauchte und mich mit lindy-hoppen um meinen Verstand brachte. Wenn es sein mußte, lud ich mich auch selbst zu diesen Feten ein.

Neues habe ich schon immer rasch aufnehmen können. Jetzt holte ich die verlorene Zeit so schnell auf, daß ich bei den Mädchen bald ein begehrter Tanzpartner war. Ich nahm sie hart ran, aber deshalb mochten sie mich um so lieber.

Wenn ich oben in der Herrentoilette des Roseland bei der Arbeit war, konnte ich einfach nicht ruhig bleiben. Mein Putzlappen knallte im Rhythmus der großen Bands, die den Saal ins Wanken brachten. Besonders die weißen Kunden am Schuhputzstand lachten, wenn meine Füße plötzlich ein Eigenleben bekamen und ein paar Tanzschritte machten. Weiße haben recht, wenn sie sagen, daß Schwarze geborene Tänzer sind, sogar schon als kleine Kinder. Aber die Schwarzen heute sind oft anders, sie sind, genauso wie ich früher, derart "integriert", daß es ihre natürlichen Instinkte hemmt. Ganz bekannt sind ja diese "*Tanzneger*"-Spielzeuge zum Aufziehen. Nun, ich war wie eine lebendige Tanzpuppe - die Musik drehte mich einfach auf.

Bevor die nächste Tanzveranstaltung für die Schwarzen in Boston stattfand - soweit ich mich erinnere, sollte Lionel Hampton auftreten -, hatte ich beim Manager des Roseland gekündigt.

Als ich Ella erzählte, warum ich aufgehört hatte, mußte sie laut lachen. Ich hatte einfach nicht genug Zeit, Schuhe zu putzen und gleichzeitig auf der Tanzfläche zu stehen! Sie war froh darüber, weil sie sich nie damit hatte anfreunden können, daß ich diesen anspruchslosen Job hatte. Als ich Shorty davon erzählte, meinte der, er habe sowieso gewußt, daß ich bald aus diesem Job herauswachsen würde.

Shorty konnte selbst ganz gut tanzen, aber er hatte seine eigenen Gründe, nicht zu den großen Tanzveranstaltungen zu gehen. Er liebte nur das Musizieren selber. Er übte auf seinem Saxophon und hörte sich Schallplatten an. Es überraschte mich, daß Shorty nicht daran interessiert war, hinzugehen und die großen Bands spielen zu hören. Er hatte zwar sein Idol am Altosax, Johnny Hodges aus Duke Ellingtons Band, aber er sagte, er hätte das Gefühl, zu viele junge Musiker würden die Größen der Bigbands einfach nur auf ihrem Instrument kopieren. Egal, das einzige, was Shorty wirklich ernst nahm, war seine Musik - und das Hinarbeiten auf den Tag, an dem er endlich mit seiner eigenen kleinen Band in Boston auftreten könnte.

Am Morgen nach meinem Abschied vom Roseland war ich schon in aller Herrgottsfrühe unten im Geschäft für Herrenbekleidung. Der Verkäufer schaute in seiner Kartei nach und stellte fest, daß ich nur eine wöchentliche Rate im Rückstand war; ich hatte einen "1-A" Kredit. Ich erzählte ihm, daß ich gerade meinen Job aufgegeben hätte, aber das war für ihn kein Problem. Notfalls könne

ich für ein paar Wochen aussetzen; ich würde es sicher wieder auf die Reihe kriegen, beruhigte er mich.

Dieses Mal probierte ich sorgfältig alles, was in meiner Größe am Kleiderständer hing, und schließlich wählte ich meinen zweiten Zoot Suit aus. Er war haifischgrau, mit einer weiten, langen Jacke sowie Hosen, die sich an den Knien weiteten und sich dann zu solch schmalen Aufschlägen verengten, daß ich meine Schuhe ausziehen mußte, um hineinzugelangen. Der Verkäufer ließ nicht locker, und so erstand ich noch ein weiteres Hemd, einen Hut und neue Schuhe von der Art, wie sie gerade bei den Hipstern Mode wurden: dunkelorange gefärbt, mit papierdünnen Sohlen und abgerundeten Knopfspitzen. Alles zusammen machte siebzig oder achtzig Dollar.

Es war ein Tag zum Schuldenmachen, und deshalb zog ich sogar los, um mir meinen ersten Conk vom Friseur machen zu lassen. Dieses Mal tat es weniger weh, genau wie Shorty es vorhergesagt hatte.

An diesem Abend paßte ich es so ab, daß ich zusammen mit der großen Masse der Leute ins Roseland hineinströmte. Im Gedränge der Lobby nahm ich wahr, daß einige der echten Hipster aus Roxbury meinen Zoot musterten und einige schöne Frauen mir sogar einen Blick zuwarfen. Ich schlenderte hoch zur Herrentoilette, um einen kleinen Schluck aus dem Flachmann zu nehmen, den ich in meiner Jackentasche bei mir trug. Mein Nachfolger war dort - ein ängstlicher, hungrig aussehender kleiner Bursche, braunhäutig und mit schmalem Gesicht, der gerade aus Kansas City in Boston eingetroffen war. Als er mich erkannte, konnte er seine Bewunderung und sein Erstaunen nicht verbergen. Ich sagte ihm, er solle cool bleiben, denn er werde bald durchblicken, wie alles liefe. Als ich in den Tanzsaal zurückging, fühlte ich mich großartig.

Hamptons Band spielte, und das große gebohnerte Tanzparkett war voll mit Menschen, die wie verrückt Lindy Hop tanzten. Ich schnappte mir irgendein Mädchen, das ich noch nie gesehen hatte, und dann fand ich mich auch schon auf der Tanzfläche wieder, wir tanzten und lächelten einander an. Es hätte nicht schöner sein können.

Den Lindy hatte ich vorher nur in beengten, kleinen Zimmern von Mietwohnungen getanzt, aber jetzt hatte ich genug Raum, um mich zu bewegen. Nachdem ich mich warmgelaufen und gelockert hatte, griff ich mir Partnerinnen aus den Hunderten von Mädchen, die ohne Begleitung auf den Zuschauerplätzen standen. Sie konnten fast alle gut tanzen. Ich war einfach nicht mehr zu bändigen! Hamptons Band legte los. Ich wirbelte die Mädchen so schnell herum, daß ihre Röcke knallten. Schwarze Mädchen, braunhäutige, hellgelbe, sogar ein paar weiße Mädchen waren dort. Ich hob sie über meine Schultern in die Luft, ließ sie über meine Hüften fliegen. Obwohl ich damals noch nicht ganz sechzehn war, war ich groß und hager, sah aber mit seinem schweren Knochenbau aus wie einundzwanzig, außerdem war ich ziemlich kräftig für mein Alter. Ich

bewegte mich steppend im Kreise, fing die Mädchen mit meinen Armen wieder auf, tanzte den "*Flapping Eagle*", das "*Kangaroo*" und den "*Split*". Danach ließ ich nie wieder einen Lindy Hop im Roseland aus, solange ich in Boston blieb.

Wenn ich's mir genau überlege, dann war meine beste Tanzpartnerin beim Lindy Hop ein Mädchen namens Laura. Ich lernte sie bei meinem nächsten Job kennen. Als ich aufgehört hatte, Schuhe zu putzen, war Ella darüber so glücklich, daß sie loszog und sich nach einem Job für mich umsah - und zwar einen, der *ihr* zusagte. Nur zwei Wohnblocks von ihrem Haus entfernt gab es den Townsend Drugstore, der einen Nachfolger für seinen Verkäufer am Getränkeausschank suchte. Der Bursche hatte aufgehört, weil er aufs College gehen wollte.

Als Ella mir davon erzählte, war ich nicht gerade begeistert. Sie wußte, daß ich diese Leute vom Hill nicht riechen konnte. Aber wenn ich das damals offen gesagt hätte, wäre Ella wütend geworden. Das wollte ich aber nicht, und deshalb zog ich schließlich die weiße Jacke an und begann, diesen eingebildeten Schwarzen Erfrischungsgetränke, Eisbecher, Bananen- und Erdbeersplits, Milchshakes und all dieses gekühlte Zeug zu servieren.

Jeden Abend, wenn ich um acht Feierabend hatte und nach Hause kam, sagte Ella zu mir: "Ich hoffe, daß du einige der netten jungen Leute in deinem Alter hier in Roxbury kennenlernst." Aber diese spießigen Pfennigfuchser, die jungen wie die alten, die dort reinkamen und vornehm taten wie Millionäre, regten mich nur auf. Leute wie das Dienstmädchen zum Beispiel, das bei Weißen auf dem Beacon Hill arbeitete und dauernd mit diesem "Ach du meine Güte, ach du meine Güte!" -Gehabe hereinkam und sich im jüdischen Drugstore für Schwarze ihre Hühneraugenpflaster kaufte. Oder die Frau, die in der Cafeteria des Krankenhauses bediente und an ihrem freien Tag mit einer Katzenfell-Stola um den Hals dort saß und dem Besitzer erzählte, sie sei "Diätassistentin" von Beruf - wobei beide wußten, daß sie log. Und dann die Jungen in meinem Alter, über die Ella dauernd sprach. Der Getränketresen im Drugstore war einer ihrer Treffpunkte. Wenn man sie nur gehört und nicht gesehen hätte, hätte man nicht einmal erkennen können, daß sie Schwarze waren, so gekünstelt war ihre Aussprache. Sie hatten mich damit bald soweit, daß ich wieder aufhören wollte. Ich konnte es kaum erwarten, zur Erholung von diesen Clowns vom Hill um acht Uhr nach Hause zu kommen, *"soul food"* aus Ellas Töpfen zu essen, dann meinen Zoot anzuziehen und eine der Buden meiner Freunde in der Stadt anzusteuern, um Lindy Hop zu tanzen und high zu werden oder so was.

Nicht lange, und ich konnte mir nicht mehr vorstellen, wie ich es dort acht Stunden am Tag aushalten sollte; es fehlte nicht viel und ich hätte aufgegeben. Ich erinnere mich an einen Abend, an dem ich beinahe alles hingeschmissen hätte, weil ich mit einem Einsatz von zehn Cent bei einer der Wetten, die ich nebenbei im Drugstore machte, im Zahlenlotto gewonnen hatte - das erste Mal,

daß ich dabei überhaupt Erfolg hatte. (Ja, auf dem Hill gab es mehrere Buchmacher; sogar vornehme Schwarze setzten heimlich beim illegalen Lotto.) Ich gewann sechzig Dollar, die Shorty und ich sofort auf den Kopf hauten. Ich wünschte mir, ich hätte mit dem einen Dollar gewonnen, den ich täglich bei meinem Kontaktmann setzte. Ich gab ihm das Geld wöchentlich im voraus. Dann hätte ich mit Sicherheit im Drugstore aufgehört und mir einen eigenen Wagen zugelegt.

Laura wohnte jedenfalls in einem Haus schräg gegenüber vom Drugstore auf der anderen Straßenseite. Nach einer Weile fing ich an, ihr den Bananensplit zu machen, sobald ich sie hereinkommen sah. Sie kam immer spät nachmittags nach der Schule und war richtig versessen auf Bananensplit. Ich glaube, ich hatte ihr schon fünf oder sechs Wochen lang die Eiscremeschale vor die Nase gestellt, ehe mir aufging, daß sie nicht so war wie die anderen. Sie war zweifellos das einzige Mädchen vom Hill, das dort hereinkam und sich in jeder Weise freundlich und natürlich benahm.

Sie hatte immer ein Buch bei sich, in das sie sich so eifrig vertiefte, daß sie für ihren Bananensplit jedesmal eine halbe Stunde brauchte. Ich fing an, darauf zu achten, was sie las. Es war ziemlich schwieriger Schulkram - Latein, Algebra und solche Sachen. Während ich sie beobachtete, mußte ich daran denken, daß ich nicht *eine* Zeitung gelesen hatte, seitdem ich aus Mason weg war.

Laura. Ich hörte, wie ihr Name von anderen genannt wurde. Aber ich bekam auch mit, daß sie Laura nicht sehr gut kannten - sie sagten "Hallo!", und das war's dann auch schon. Sie blieb für sich und sagte zu mir kaum mehr als "Danke". Nette Stimme. Sanft. Ruhig. Nie ein Wort zuviel. Und keine Angeberei wie bei den anderen, keine Schwarze aus der feinen Bostoner Gesellschaft. Sie war einfach sie selbst.

Mir gefiel das. Es dauerte nicht lange, und ich knüpfte ein Gespräch mit ihr an. Ich weiß nicht mehr, mit welchem Thema ich begann, aber sie ging bereitwillig darauf ein, fing an zu reden und war sehr freundlich. Ich fand heraus, daß sie die elfte Klasse der High School besuchte und zu den Klassenbesten gehörte. Ihre Eltern hatten sich getrennt, als sie noch ein Säugling gewesen war, und sie war von ihrer Großmutter aufgezogen worden, einer alten Dame, die eine Rente bezog und die sehr streng, altmodisch und religiös war. Laura hatte nur eine enge Freundin, ein Mädchen, das drüben in Cambridge wohnte und mit der sie zusammen zur Grundschule gegangen war. Sie telefonierten jeden Tag miteinander. Ihre Großmutter erlaubte ihr kaum, mal ins Kino zu gehen, geschweige denn sich zu verabreden.

Aber Laura ging wirklich gern zur Schule. Sie sagte, sie wolle später aufs College gehen. Sie interessierte sich sehr für Algebra und wollte Naturwissenschaften studieren. Sie wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß sie ein Jahr

älter war als ich. Ich konnte das aus Andeutungen schließen: Sie sah mich als jemanden, der viel reicher an Lebenserfahrung war als sie - was tatsächlich der Wahrheit entsprach. Aber wenn ich manchmal, nachdem sie gegangen war, an die Bücher dachte, die ich in Michigan so gern gelesen hatte, und von denen ich mich jetzt vollständig abgewandt hatte, dann fühlte ich mich ganz niedergeschlagen.

Schon bald war es so, daß ich mich jeden Tag darauf freute, sie nach der Schule hereinkommen zu sehen. Sie brauchte bei mir nicht mehr zu bezahlen, und ich gab ihr Extraportionen Eis. Auch sie ließ mich nicht im Unklaren darüber, daß sie mich mochte.

Es dauerte nicht mehr lange, und sie las keine Bücher mehr, wenn sie da war. Sie saß nur da, aß und unterhielt sich mit mir. Und bald versuchte sie, mich dazu zu bringen, über mich selbst zu reden. Als ich beiläufig erwähnte, ich hätte einmal daran gedacht, Rechtsanwalt zu werden, bereute ich es sofort. Sie ließ mich damit nicht mehr in Ruhe. "Malcolm, wer hindert dich denn daran, hier und heute damit zu beginnen und Rechtsanwalt zu werden?!" Sie war fest davon überzeugt, meine Schwester Ella würde mich dabei unterstützen so gut sie könnte. Und natürlich wäre es auch so gewesen. Ella hätte alles dafür getan, einem Mitglied der Familie Little zu einem Berufstitel zu verhelfen - sei es als Lehrer, Fußpfleger oder in einem selbständigen Beruf. Es wäre nicht einfach gewesen, sie daran zu hindern, das dafür notwendige Geld als Waschfrau zu verdienen.

Shorty gegenüber erwähnte ich Laura nie. Ich wußte einfach, daß sie ihn und den übrigen Haufen niemals verstanden hätte. Und die hätten auch mit ihr nichts anfangen können. Ich bin sicher, daß sie noch Jungfrau war, sie hatte sogar noch nie Alkohol getrunken, und sie hatte sicher keinen Schimmer davon, was ein Joint war.

Ich war sehr überrascht, als Laura eines nachmittags zufällig die Bemerkung fallenließ, daß sie es "einfach liebte", Lindy Hop zu tanzen. Ich fragte sie, wie sie es denn fertiggebracht habe, tanzen zu gehen. Sie antwortete, sie habe den Lindy Hop auf einer Party gelernt, die von den Eltern eines befreundeten Schwarzen gegeben wurde, der gerade von der Harvard University aufgenommen worden war.

Es war gerade Zeit, den Laden zu schließen, und ich sagte ihr, daß Count Basie an diesem Wochenende im Roseland spiele und fragte sie, ob sie Lust hätte hinzugehen.

Laura machte vor Überraschung große Augen und schien so aufgeregt, daß ich dachte, ich müßte sie festhalten. Sie sagte, sie sei noch nie dort gewesen, habe aber schon viel darüber gehört. Sie habe versucht, sich vorzustellen, wie es dort sei, und würde einfach alles dafür geben, hingehen zu können - aber ihre Großmutter würde sicher einen Anfall bekommen.

"Dann vielleicht ein anderes Mal", sagte ich zu ihr.

Aber am Nachmittag vor der Veranstaltung kam Laura völlig aufgeregt herein. Sie flüsterte, sie habe ihre Großmutter noch nie vorher angelogen, aber jetzt habe sie ihr weisgemacht, sie müsse an diesem Abend eine Schulfeier besuchen. Wenn ich sie früh nach Hause bringe, würde sie mit mir ins Roseland gehen - wenn ich sie überhaupt noch mitnehmen wolle.

Ich sagte ihr, wir müßten bei mir zu Hause vorbeigehen, damit ich mich umziehen könne. Sie zögerte, sagte aber dann: "In Ordnung." Bevor wir losgingen, rief ich Ella an, um ihr zu sagen, daß ich auf dem Weg zum Tanzen ein Mädchen mitbringen würde. Ella schien nicht überrascht zu sein, obwohl ich so etwas vorher noch nie getan hatte.

Noch lange Zeit danach mußte ich darüber lachen, wie Ellas Mund herunterklappte, als wir vor der Haustür standen - ich und ein wohlerzogenes Mädchen vom Hill. Laura war herzlich und aufgeschlossen, als ich sie vorstellte. Und Ella - man hätte meinen können, sie mache sich an ihren dritten Ehemann heran.

Während sie unten saßen und sich unterhielten, zog ich mich oben in meinem Zimmer um. Ich erinnere mich daran, daß ich es mir anders überlegte und nicht den wilden, haifischgrauen Zoot anzog, wie ich es eigentlich vorgehabt hatte, sondern stattdessen den blauen, den ersten, den ich mir gekauft hatte. Es schien mir angemessen, das konservativste Teil zu tragen, das ich hatte.

Als ich wieder herunterkam, waren sie schon wie zwei alte Freundinnen. Ella hatte sogar Tee gekocht. Sie warf mir Blicke zu, die mir sagten, daß sie mir den Anzug am liebsten vom Leib gerissen hätte. Aber ich bin sicher, sie war mir dankbar, daß ich wenigstens den blauen angezogen hatte. Da ich Ella kannte, wußte ich, daß sie Laura bereits ihre ganze Lebensgeschichte entlockt hatte - und daß ich schon die Hochzeitsglocken um den Hals hängen hatte. Im Taxi grinste ich den ganzen Weg bis zum Roseland vor mich hin; ich hatte Ella gezeigt, daß ich mit Mädchen vom Hill ausgehen konnte, wenn ich nur wollte.

Lauras Augen waren so groß. Sie sagte, fast niemand aus ihrer Bekanntschaft kenne ihre Großmutter, da sie niemals irgendwo hingehe außer in die Kirche. So bestehe keine große Gefahr, daß sie es erfahre. Die einzige Person, der Laura es erzählt hatte, war ihre Freundin, die genauso aufgeregt gewesen war wie sie.

Dann waren wir plötzlich im Gedränge der Lobby des Roseland. Man winkte mir zu, lächelte und grüßte: "Kumpel!" und "Hey, Red!", und ich antwortete "He, Alter!".

Wir hatten noch nie zuvor miteinander getanzt, aber das war sicher kein Problem. Wer den Lindy überhaupt tanzen kann, kann ihn mit jedem beliebigen Partner tanzen. Wir mischten uns unter die anderen Paare auf der Tanzfläche und fingen einfach an.

Erst nach der Hälfte der Nummer fiel mir richtig auf, wie gut sie tanzen konnte.

Wer je den Lindy Hop getanzt hat, der weiß, wovon ich rede. Meistens ist es so, daß du deiner Partnerin gegenüberstehst, sie umkreist, führst, seitwärts ausweichst. Der Arm, mit dem du führst, ist halb angewinkelt, mit deinen Händen ziehst du ein bißchen, schiebst ein bißchen, berührst dabei ihre Taille, ihre Schultern, ihre Arme. Sie nähert sich, entfernt sich, dreht sich im Kreise, wirbelt herum, je nachdem, wie du sie führst. Bei mittelmäßigen Partnerinnen spürst du das Gewicht stärker. Sie sind langsam und schwerfällig. Aber bei wirklich guten Partnerinnen brauchst du das Ziehen und Schieben nur anzudeuten. Sie lassen sich fast mühelos führen, heben leicht vom Boden ab und geben dir genug Zeit für ein kleines Solo, bevor sie wieder herunterkommen, während sie wirbelnd wieder mit dir zusammentreffen und gleich wieder im Takt sind.

Ich hatte mit vielen guten Partnerinnen getanzt. Aber bei Laura wurde mir plötzlich bewußt, daß ich noch niemals zuvor so wenig Gewicht gespürt hatte! Ich brauchte eine Tanzbewegung nur zu *denken*, und sie reagierte darauf.

Während wir uns hin und her und weit ausholend umeinander drehten, versuchte ich ein Gefühl für sie zu bekommen und mir einen Eindruck von ihrem Stil zu machen. Dabei fiel mir ihre Fußarbeit auf. Wenn ich jetzt meine Augen schließe, kann ich sie sofort wieder vor mir sehen: wie ein Ballett aus Nebelschleiern - wunderschön! Und leicht war sie, leicht wie ein Schatten! Wenn mich jemand nach meiner Vorstellung von einer perfekten Partnerin gefragt hätte, dann hätte ich mir eine gewünscht, die man so leicht führen konnte wie Laura, und die die Stärke gehabt hätte, einen langen, harten Schautanz durchzuhalten. Aber ich wußte, daß Laura diese Stärke noch nicht hatte.

Jahre später hat mir ein Freund aus Harlem, der "Sammy der Lude" genannt wurde, etwas beigebracht, was ich besser damals schon hätte kennen sollen, um in Lauras Gesicht danach zu suchen. Sammy behauptete, er habe ein unfehlbares Gespür dafür, die "unbewußte, wahre Persönlichkeit" von Frauen zu erkennen. Wenn man bedenkt, wie viele Frauen er aufgegabelt und zu Prostituierten gemacht hatte, dann konnte man Sammy schon einen "Fachmann" nennen. Jedenfalls schwor er darauf, daß sich bei einer Frau, bei jeder Frau, die sich beim Tanzen voll und ganz verausgabt, ihre wahre Persönlichkeit - oder das, was sie sein könnte - in ihrem Gesicht zeigt.

Ich will damit nicht den Eindruck erwecken, als habe sich während des Tanzens in Lauras Blick etwas von einem leichten Mädchen gezeigt, obwohl das Leben ihr grausame Schläge versetzte - damit angefangen, daß ich ihr über den Weg lief. Ich will nur sagen, wäre ich mit Sammys Erfahrung ausgestattet gewesen, dann hätte ich vielleicht damals an Laura einige Potentiale entdeckt, die im Verborgenen auf ihre Entfaltung warteten und von denen ihre Großmama ganz bestimmt schockiert gewesen wäre.

Im zweiten Drittel des Abends kamen vorwiegend die Gesangs- und Instrumentaleinlagen, und im letzten Teil folgte dann endlich das Schautanzen, bei

dem nur noch die besten Lindy Hop-Tänzer auf der Tanzfläche blieben, um sich zu messen und einander auszustechen. Alle anderen bildeten um sie herum ein großes u-förmiges Zuschauerspalier mit der Band am offenen Ende.

Die Mädchen, die vorhatten mitzumachen, tauschten am Tanzflächenrand schnell ihre hochhackigen Schuhe gegen flache weiße Turnschuhe. Mit hohen Absätzen hätten sie den Wettbewerb niemals durchstehen können. Unter ihnen waren immer vier oder fünf Mädchen ohne Begleitung, die herumrannten und versuchten, sich einen Typen zu angeln, von dem sie wußten, daß er wirklich gut Lindy tanzen konnte.

Count Basies Band spielte nun das Erkennungszeichen für den Schautanz, und die anderen Tänzer verließen das Parkett, suchten sich gute Zuschauerplätze und begannen, ihre Favoriten anzufeuern. "Alles klar, Red!" riefen sie mir zu. "Los, zeig's ihnen, Red!" Und während ich noch mit Laura auf der Tanzfläche stand, rannte eine der Einzeltänzerinnen, mit der ich bereits früher Lindy getanzt hatte, auf mich zu. Es war Mamie Bevels, eine leidenschaftliche Tänzerin, die als Kellnerin arbeitete. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Aber Laura zog sich zur Menge zurück, allerdings ohne mich aus den Augen zu lassen.

Count und seine Band legten los. Ich schnappte mir Mamie, und wir fingen an zu arbeiten. Sie war ein großes, ungestümes, starkes Mädel, und sie tanzte Lindy wie ein bockendes Pferd. Ich erinnere mich noch genau an eine andere Nacht, als sie dort im Roseland als eine der Schautanz-Favoritinnen bekannt wurde. Die Band heulte auf, als sie ihre Schuhe wegschleuderte und barfuß weitertanzte, sie schrie und schüttelte sich, als wäre irgendein afrikanisches Dschungelfieber über sie gekommen. Dann ließ sie ihrem Tanz freien Lauf, schrie bei jedem Schritt laut auf, bis der Typ, der mit ihr auf dem Parkett war, schon fast mit ihr ringen mußte, um sie im Zaume zu halten. Die Menge liebte jeden abgefahrenen Lindy-Stil, wenn dadurch eine solch farbenprächtige Show geboten wurde. Auf diese Weise war Mamie bekannt geworden.

Ich lenkte sie jedenfalls wie ein Pferd, so wie es ihr gefiel. Als wir nach dem ersten Stück von der Tanzfläche gingen, waren wir beide völlig schweißgebadet, und die Leute jubelten uns zu und klopften uns auf die Schultern.

Ich brach früh mit Laura auf, um sie rechtzeitig heimzubringen. Sie war sehr still. Und auch die nächste Woche war sie nicht sehr gesprächig, wenn sie in den Drugstore kam. Ich wußte damals wenigstens schon soviel über Frauen, daß man sie nicht bedrängen soll, wenn sie über etwas nachdenken. Sie rücken schon damit raus, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist.

Jedesmal, wenn ich Ella sah, sogar morgens, während ich mir die Zähne putzte, begann sie ein Verhör dritten Grades. Wann ich Laura wiedersehen würde? Würde ich sie wieder mit nach Hause bringen? "Was ist sie doch für ein nettes Mädchen!" Ella hatte sie für mich auserwählt.

Aber in dieser Richtung machte ich mir über das Mädchen kaum Gedanken. Was mein Privatleben betraf, war mein Sinn absolut darauf gerichtet, mich gleich nach Feierabend in meinen "scharfen" Zoot Suit zu schmeißen und in die Stadt zu rasen, um mit Shorty und den anderen Typen und ihren Freundinnen zusammen zu sein - Lichtjahre vom hochnäsigen Hill entfernt.

Ich hatte überhaupt nicht an Laura gedacht, als sie zu mir in den Drugstore kam und mich bat, sie zum nächsten Tanzabend für Schwarze ins Roseland mitzunehmen. Duke Ellington würde spielen, und sie war vor Aufregung ganz außer sich. Ich konnte noch nicht ahnen, was an diesem Abend passieren würde.

Sie bat mich, sie dieses Mal bei sich zu Hause abzuholen. Ich wollte mit dieser alten Großmama, von der Laura mir genug erzählt hatte, überhaupt nicht zusammentreffen, aber ich ging hin. Großmama öffnete die Tür - eine altmodische, runzlige, schwarze Frau mit grauem Kraushaar. Sie öffnete die Tür gerade weit genug, daß ich hineinschlüpfen konnte, und ihr kam noch nicht mal sowas wie "Komm' rein, Köter" über die Lippen. Ich habe bewaffneten Kripobeamten und Gangstern gegenübergestanden, die weniger feindselig waren als sie.

Ich erinnere mich an das muffige Wohnzimmer, vollgestopft mit alten Christusbildern, Gobelins mit eingewebten Gebetssprüchen, kleinen Kruzifixen und anderen religiösen Gegenständen auf dem Kaminsims, auf den Regalen, Tischen, Wänden, überall.

Da die alte Dame nicht mit mir sprach, sprach ich auch nicht mit ihr. Heute habe ich natürlich vollstes Verständnis für ihr Verhalten. Was sollte sie schon von mir halten in meinem Zoot Suit, mit meinem Conk und meinen orangefarbenen Schuhen? Sie hätte uns allen einen großen Dienst erwiesen, wenn sie schreiend zur Polizei gerannt wäre. Ich weiß jetzt: Käme heute jemand an unsere Tür, der so aussähe wie ich damals, und fragte nach einer meiner vier Töchter - ich würde explodieren!

Als Laura in den Raum stürzte und sich ihre Jacke überwarf, konnte ich sehen, daß sie durcheinander war, zornig und verwirrt. Und im Taxi fing sie an zu weinen. Sie haßte sich selbst dafür, daß sie vorher gelogen hatte, und hatte beschlossen, ehrlich zu sagen, wo sie hingehen wollte. Prompt hatte es eine schreckliche Auseinandersetzung mit ihrer Großmutter gegeben. Laura hatte der alten Dame gesagt, sie würde entweder künftig ausgehen, wann und wohin sie wolle, oder die Schule abbrechen, einen Job annehmen und sofort ausziehen. Daraufhin hatte ihre Großmama einen Anfall bekommen. Laura war einfach hinausgegangen.

Als wir im Roseland ankamen, tanzten wir den ersten Teil des Abends miteinander und mit verschiedenen Partnern. Und schließlich gab Duke das Startsignal für den Schautanz.

Laura wußte genausogut wie ich, daß sie es mit den im Schautanz erfahrenen Mädchen nicht aufnehmen konnte, aber sie sagte mir, sie wolle teilnehmen. Und

schon war sie unter den Mädchen drüben auf den Zuschauerplätzen und zog sich ihre Turnschuhe an. Ich schüttelte den Kopf, als ein paar Mädchen auf mich zurannten und mich zum Tanzen aufforderten.

Wie immer klatschte die Menge im Takt zur Musik und rief: "Los, Red, los!" Zum Teil hatte es etwas mit meinem guten Ruf zu tun, aber es lag auch an Lauras ballettreifem Tanz, daß die Scheinwerfer - und die Aufmerksamkeit der Menge - auf uns gerichtet waren. Laura tanzte den Lindy mit der Leichtigkeit einer Feder. Sowas hatten die Leute hier noch nie gesehen, ein ganz neuer Stil - und bezüglich der Stilfragen bestand das Publikum aus lauter Experten. Ich kam in Fahrt, Lauras Füße schwebten, sie flog in die Luft, nach unten, seitwärts, im Kreis herum, rückwärts, wieder hoch, herunter, wirbelte herum...

Der Scheinwerfer blieb die meiste Zeit nur auf uns gerichtet. Ganz kurz konnte ich zwischendurch einen flüchtigen Blick auf die vier oder fünf anderen Paare werfen. Die Mädchen tanzten dschungelstark, wie Tiere bockend und angriffslustig. Aber die kleine Laura beflügelte mich, neue Höhen zu erreichen. Ihre Haare hingen ihr ins Gesicht, der Schweiß lief in Strömen, und ich konnte nicht fassen, wie kräftig sie war. Die Menge stampfte und gröhlte, sie hatte einen neuen Publikumsliebling entdeckt! Um uns herum eine Wand aus Lärm. Ich spürte wie Laura schwächer wurde, sie tanzte Lindy wie ein angeschlagener Boxer. Wir taumelten rüber zu den Zuschauerplätzen. Die Band spielte weiter. Ich mußte Laura halb tragen; sie schnappte nach Luft. Einige Musiker der Band applaudierten, und sogar Duke Ellington erhob sich halb von seinem Klavierhocker und verbeugte sich.

Hatte man sich beim Schautanz die Gunst der Zuschauer erworben, dann fiel die Menge über einen her, wenn man das Tanzparkett verließ. Es wurde an einem herumgezerrt, man mußte Hände schütteln und wurde von allen Seiten angestubst, als gehöre man einer siegreichen Mannschaft an, die gerade die Weltmeisterschaft errungen hat. Eine Gruppe aus der Menge umschwärmte Laura. Sie hoben sie in ihrer Begeisterung hoch, und mir wurde auf die Schulter geklopft ... als ich plötzlich den Blick dieser hübschen Blondine auffing. Ich hatte sie noch nie gesehen unter den weißen Mädchen, die zu den Tanzbällen der Schwarzen ins Roseland kamen. Sie sah mir geradewegs in die Augen.

Nun, zu dieser Zeit war es in Roxbury wie in jedem anderen schwarzen Ghetto in Amerika für den durchschnittlichen schwarzen Mann ein Statussymbol ersten Ranges, wenn er eine weiße Frau hatte, die keine stadtbekannte Hure war. Und diese Frau, die dort stand und mich in aller Ruhe ansah, war fast zu schön, um wahr zu sein. Schulterlanges Haar, gute Figur, und ihre Kleidung hatte jemanden viel Geld gekostet.

Ich schäme mich, es zugeben zu müssen, aber ich hatte Laura beinahe schon vergessen, als sie sich von dem Haufen ihrer Bewunderer freigemacht hatte und mit großen Augen zu mir herübereilte. Sie blieb wie angewurzelt stehen. Ich

glaube, sie sah, was in dem Gesicht des weißen Mädchens - und in meinem - zu lesen war, als wir auf die Tanzfläche traten.

Ich werde sie Sophia nennen.

Sie tanzte nicht gut, wenigstens nicht nach den Maßstäben der Schwarzen. Aber wen kümmerte das? Ich konnte die starrenden Blicke anderer Paare um uns herum spüren. Wir unterhielten uns. Ich sagte ihr, sie sei eine gute Tänzerin und fragte sie, wo sie es gelernt habe. Ich versuchte herauszufinden, warum sie dort war. Bei den meisten weißen Frauen kannte ich die Gründe, warum sie zu den schwarzen Tanzveranstaltungen kamen, aber solche wie Sophia sah man dort nur selten.

Sie gab auf alles nur ausweichende Antworten. Aber während dieses Tanzes einigten wir uns, daß ich Laura früh nach Hause bringen und in einem Taxi zurücksausen würde. Und dann fragte sie, ob ich Lust hätte, später eine Spazierfahrt zu machen. Ich fühlte mich sehr glücklich.

In genau einer Stunde war Laura zu Hause und ich zurück im Roseland. Sophia wartete draußen. Ungefähr fünf Wohnblocks weiter stand ihr offenes Kabriolett. Sie wußte genau, wo sie hinfuhr. Außerhalb von Boston bog sie in eine Nebenstraße ab und von dort in einen verlassenen Feldweg. Dann stellte sie den Motor ab und ließ nur das Radio laufen.

In den folgenden Monaten holte Sophia mich in der Stadt ab, und ich ging mit ihr tanzen und in die Bars von Roxbury. Wir fuhren viel mit dem Auto herum. Manchmal wurde es fast schon wieder hell, wenn sie mich vor Ellas Haus absetzte.

Ich zeigte sie überall herum. Die Schwarzen liebten sie. Und sie schien einfach alle Schwarzen zu lieben. An zwei oder drei Abenden in der Woche gingen wir zusammen aus. Sophia gab zu, sich auch mit weißen Burschen zu treffen. "Nur so zum Schein", sagte sie. Sie schwor, daß ein weißer Mann sie nicht interessieren könne.

Ich habe oft erfolglos darüber nachgedacht, warum sie sich an jenem ersten Abend so kühn an mich herangemacht hat. Ich habe immer vermutet, daß es aufgrund einer früheren Erfahrung mit einem anderen Schwarzen war, aber ich habe sie nie danach gefragt, und sie hat es mir auch nie erzählt. Frage nie eine Frau nach anderen Männern. Entweder erzählt sie dir eine Lüge, und du weißt immer noch nichts, oder sie erzählt dir die Wahrheit - und die hättest du vielleicht lieber nie erfahren.

Wie dem auch sei, sie schien von mir hingerissen zu sein. Ich sah Shorty immer seltener. Wenn ich ihn und die Bande traf, spottete er: "Mann, ich hab' meinem Homeboy gerade erst die Krause aus seinem Pelz gekämmt, und jetzt hat er schon 'ne Biene vom Beacon Hill." In Wirklichkeit aber erfuhr Shorty dadurch, daß ich Sophia hatte, eine Steigerung seines eigenen Ansehens, weil

es bekannt war, daß er mich "geschult" hatte. Als ich sie ihm vorstellte, umarmte sie ihn wie eine Schwester, und das gab ihm fast den Rest. Seine besten weißen Frauen waren zum einen Prostituierte und zum anderen ein paar jener armen Individuen gewesen, die in den Textilfabriken der Umgebung arbeiteten und schwarze Männer für sich "entdeckt" hatten.

Als ich immer öfter mit Sophia in der Stadt gesehen wurde, stieg mein Prestige im schwarzen Roxbury um einiges an. Bis dahin war ich nur einer unter vielen Jungs mit Conk und Zoot gewesen. Aber jetzt, da ich mit der attraktivsten weißen Frau ging, die jemals in diesen Bars und Klubs aufgetaucht war, und zusätzlich auch noch ihr Geld ausgeben durfte, klopften mir sogar die großen, bedeutenden schwarzen Ganoven und "cleveren Jungs" - die Klubmanager, namhaften Glücksspieler, die Bankhalter der Lotterien und dergleichen - auf die Schulter, spendierten uns Drinks an reservierten Tischen und nannten mich "Red". Natürlich waren mir ihre Gründe so gut bekannt wie mein eigener Name: Sie wollten mir diese schöne weiße Frau wegnehmen.

Im Ghetto gibt es denselben Kampf ums Prestige wie in den bürgerlichen Vororten. Man versucht, sich von den anderen abzuheben und deren Neid zu erregen. Mit sechzehn hatte ich nicht das Geld, mir einen Cadillac zu kaufen, aber die anderen besaßen ihre eigenen feinen "Schlitten", wie wir einen Wagen damals nannten. Ich aber hatte Sophia, was noch um einiges besser war.

Laura kam nie wieder in den Drugstore, solange ich dort noch arbeitete. Als ich sie das nächste Mal sah, war sie ein Wrack von einer Frau, stadtbekannt im schwarzen Roxbury, ab und zu saß sie auch im Knast. Sie hatte die High School abgeschlossen, aber zu dem Zeitpunkt war sie schon auf die schiefe Bahn gekommen. Um ihre Großmutter zu provozieren, hatte Laura angefangen, spät auszugehen und Alkohol zu trinken. Das brachte sie dazu, Drogen zu nehmen, und in der Folge davon verkaufte sie sich selbst an Männer. Dadurch lernte sie die Männer hassen, an die sie sich verkaufen mußte, und wurde lesbisch.

Seit Jahren trage ich schwer an der Scham, die ich empfinde, weil ich mir für all dies die Schuld gebe. Daß ich Laura wegen einer weißen Frau so behandelt habe, macht die Sache doppelt schlimm. Meine einzige Entschuldigung dafür ist die, daß ich damals, wie so viele meiner schwarzen Brüder auch heute noch, einfach taub, stumm und blind war.

Nachdem ich Sophia kennengelernt hatte, dauerte es auf jeden Fall nicht mehr lange, bis Ella das herausfand, und als sie eines Morgens in aller Frühe aus dem Fenster guckte, sah sie mich aus Sophias Wagen aussteigen. Ich war nicht überrascht, daß Ella mich von da an wie eine Natter behandelte.

Ungefähr zu diesem Zeitpunkt zog Shortys Cousin endlich zu der Frau, nach der er so verrückt war, und Sophia gab mir Geld, damit ich mir mit Shorty die

Wohnung teilen konnte. Ich hörte im Drugstore auf und fand bald einen anderen Job.

Ich wurde Hilfskellner im Hotel Parker House in Boston. Ich trug ein gestärktes weißes Jackett und mußte vom Speisesaal große Aluminiumtabletts, auf denen die Kellner das schmutzige Geschirr und Silberbesteck abgestellt hatten, zu den Tellerwäschern in die Küche bringen.

Ein paar Wochen später, an einem Sonntagmorgen, kam ich viel zu spät zur Arbeit und war darauf gefaßt, rausgeschmissen zu werden. Aber die ganze Küchenbelegschaft war viel zu aufgeregt und zu aufgebracht, um auf mich zu achten: Japanische Flugzeuge hatten gerade einen Ort mit dem Namen Pearl Harbor bombardiert.

5 Harlem

"Belegte Käääse- und Schiiinkenbrote! Kaffee! Süßigkeiten! Kuchen! Eiscreme!" Jeden zweiten Tag schaukelte ich vier Stunden lang auf der New York, New Haven & Hartford Linie zwischen Boston und New York im Fernschnellzug Yankee Clipper durch die Gänge.

Old Man Rountree, ein älterer Schlafwagenschaffner und Freund von Ella, hatte ihr den Job bei der Eisenbahn für mich empfohlen. Er hatte ihr erzählt, es würden so viele Eisenbahner in den Krieg geschickt, daß er mich sofort unterbringen könne, sofern ich als Einundzwanzigjähriger durchginge.

Ella wollte mich aus Boston wegschaffen und von Sophia fernhalten. Am liebsten hätte sie es gehabt, wenn ich schon zu diesen anderen Schwarzen gehört hätte, die auf Heimaturlaub von der Armee in Khakiuniformen und Militärstiefeln durch Roxbury schlenderten. Aber mit sechzehn war ich noch zu jung dafür.

Ich hatte allerdings meine eigenen Gründe, diesen Job bei der Eisenbahn anzunehmen. Seit langem schon hatte ich New York City besuchen wollen. Über "*Big Apple*", wie New York von weitgereisten Musikern, Matrosen, Vertretern, Chauffeuren weißer Herrschaften und verschiedenen Ganoven, die mir über den Weg gelaufen waren, genannt wurde, hatte ich schon eine Menge gehört, seitdem ich in Roxbury war. Sogar in Lansing war mir erzählt worden, wie großartig New York, und besonders Harlem, seien. Ja, auch mein Vater hatte Harlem mit Stolz beschrieben und uns Fotos von den riesigen Aufmärschen der Anhänger Marcus Garveys in Harlem gezeigt. Und jedesmal, wenn Joe Louis einen Kampf gegen einen weißen Gegner gewann, veröffentlichten die Zeitungen der Schwarzen wie der *Chicago Defender*, der *Pittsburgh Courier* und der *Afro-American* auf den Titelseiten große Fotos, auf denen ein Menschenmeer

jubelnder und begeistert winkender Schwarzer aus Harlem zu sehen war, denen der *Braune Bomber* vom Balkon des Harlemer Theresa Hotels zurückwinkte.

Alles, was ich über New York gehört hatte, klang aufregend - die glänzenden Lichter des Broadways der Savoy Ballroom und das Apollo Theater in Harlem, in dem große Bands spielten und wo berühmte Songs und neue Tanzschritte geboren und schwarze Stars entdeckt wurden.

Aber man konnte sich nicht einfach von Lansing oder Boston oder von sonstwoher auf den Weg machen und mal eben New York besuchen - jedenfalls nicht ohne Geld. Ich hatte mir deshalb vorher noch nie besonders viele Gedanken darüber gemacht, nach New York zu fahren, bis mir Ellas Gespräch mit dem alten Rountree, der ein Mitglied ihrer Kirchengemeinde war, den kostenlosen Weg dorthin ebnete.

Ella wußte natürlich nicht, daß ich Sophia weiterhin treffen würde. Sophia konnte sich nur wenige Abende in der Woche freinehmen. Als ich ihr von dem Job bei der Eisenbahn erzählte, sagte sie, daß sie sich die Abende freihalten würde, an denen ich zurück nach Boston käme. Und das war jeden zweiten Abend, wenn ich die von mir bevorzugte Strecke bekam. Sophia wollte mich am liebsten gar nicht weggehen lassen, aber sie glaubte, ich sei bereits im wehrpflichtigen Alter, und der Job bei der Eisenbahn bewahre mich vor der Armee.

Shorty meinte, es sei eine große Chance für mich. Ihn selbst machte die Angst vor dem Einberufungsbefehl ganz krank. Er rechnete jeden Moment mit dem Eintreffen des Bescheides. Wie Hunderte junger Männer des schwarzen Ghettos nahm auch er ein Mittel, von dem es hieß, man könne damit gegenüber den Musterungsärzten einen Herzfehler vortäuschen.

Shorty dachte über den Krieg genauso wie ich und die meisten Schwarzen im Ghetto: "*Whitey* gehört alles. Wir sollen losgehen und für ihn bluten? Soll er doch selbst kämpfen!"

Wie dem auch sei, als ich zum Personalbüro der Eisenbahngesellschaft unten auf der Dover Street ging, um den Vertrag zu unterschreiben, kam der übermüdete, alte weiße Angestellte mit seinen Fragen an den kritischen Punkt: "Ihr Alter, Little?" Als ich sagte: "Einundzwanzig", und er nicht mal aufschaute, wußte ich, ich hatte den Job.

Man versprach mir den ersten freiwerdenden Job als Vierter Koch auf der Strecke Boston-New York. Zunächst mußte ich allerdings eine Weile auf dem Rangierbahnhof in der Dover Street arbeiten, wo ich dabei half, die Züge mit Lebensmittelvorräten zu beladen. Ich wußte, daß Vierter Koch nur eine beschönigende Bezeichnung für Tellerwäscher war, aber es wäre für mich schließlich nicht das erste Mal gewesen, und solange die Reise dorthin ging, wohin ich wollte, war es mir egal. Vorübergehend steckten sie mich dann jedoch in den Colonial, der nach Washington, D.C. fuhr.

Die Küchenbesatzung, die von einem westindischen Küchenchef namens Duke Vaughn geleitet wurde, arbeitete auf dem beengten Raum mit einer fast unglaublichen Effizienz. Die Kellner brüllten die Bestellungen der Gäste über den Lärm des dahinratternden Zuges hinweg, die Köche arbeiteten wie Maschinen, und fünfhundert Meilen schmutzige Töpfe, Teller und Silberbesteck klapperten zurück zu mir. Während wir über Nacht Pause machten, zog ich natürlich los, um mir die Innenstadt von Washington anzuschauen. Völlig perplex stellte ich fest, daß in der Hauptstadt der Nation - nur ein paar Blocks vom Capitol Hill entfernt - viele tausend Schwarze lebten, denen es viel schlechter ging als irgend jemand in den ärmsten Gegenden von Roxbury. Sie hausten dort in Elendshütten mit Böden aus gestampftem Lehm entlang unbeschreiblich schmutziger Gassen mit Namen wie Schweineallee und Ziegenallee. Ich hatte schon allerhand gesehen, aber noch nie so viele Dealer, Huren, Glücksspieler und Gescheiterte auf einem Haufen. Sogar kleine Kinder rannten noch um Mitternacht halbnackt und barfuß herum und bettelten um Pennies. Von den Köchen und Kellnern der Eisenbahn hatte ich den Rat erhalten, sehr vorsichtig zu sein, da es unter diesen Schwarzen jede Nacht zu Straßenraub, Messerstechereien und Überfällen käme. Und das alles nur ein paar Häuserblocks vom Weißen Haus entfernt.

Aber ich sah auch andere Schwarze, denen es besser ging. Sie lebten in Blocks heruntergekommener, roter Backsteinhäuser. Die alten Eisenbahner vom Colonial hatten mir erzählt, daß es in Washington ein Menge Schwarze der "Mittelschicht" gebe, die trotz ihrer Abschlüsse an der Howard University als Hilfsarbeiter, Hausmeister, Gepäckträger, Wachleute, Taxifahrer und ähnliches arbeiteten. Für den Schwarzen in Washington war Briefträger ein Prestigejob.

Nachdem ich ein paar Touren nach Washington mitgemacht hatte, packte ich die Gelegenheit beim Schopf, als mir das Personalbüro anbot, vorübergehend für einen Sandwichverkäufer auf dem Yankee Clipper nach New York einzuspringen. Bevor der erste Reisende den Zug an der Endstation verlassen hatte, hatte ich schon meinen Zoot Suit an.

Die Köche nahmen mich in einem Taxi bis nach Harlem mit. Das weiße New York zog an mir vorüber wie ein Film, bis sich dann plötzlich, als wir den Central Park am oberen Ende an der 110. Straße verließen, die Hautfarbe der Menschen zu ändern begann.

Die geschäftige Seventh Avenue führte an einem Lokal namens Small's Paradise vorbei. Bevor wir von Boston losgefahren waren, hatten mir meine Kollegen erzählt, dies sei ihr bevorzugtes Ziel bei ihren nächtlichen Streifzügen durch Harlem, und ich solle unbedingt dorthin gehen.

Kein Ort, an dem Schwarze zusammenkamen, hatte mich je so beeindruckt. Um die große, luxuriös aussehende, kreisförmige Bar standen dreißig oder vierzig Schwarze, meist Männer, herum, die tranken und sich unterhielten. Ich glaube, ich war vor allem beeindruckt von ihrer konservativen Kleidung und

ihrem Benehmen. Wenn in Boston zehn Schwarze zusammen tranken - von Schwarzen aus Lansing mal ganz zu schweigen -, war das immer mit sehr viel Lärm verbunden. Aber obwohl all diese Harlemer tranken und plauderten, war nur ein leises Gemurmel zu hören. Gäste kamen und gingen. Die Barmixer kannten die Wünsche der meisten ihrer Kunden sehr genau und machten die Drinks wortlos fertig. Manchen stellten sie auch eine ganze Flasche auf den Tresen.

Die meisten Schwarzen, die ich bisher gekannt hatte, stellten gerne ihr Geld zur Schau. Aber diese Harlemer Schwarzen legten unauffällig einen Geldschein auf die Theke, tranken und bedeuteten mit einer lässigen Kopfbewegung dem Mann hinter dem Tresen, einem Freund ebenfalls einen Drink einzuschenken. Und der Barmixer, ruhig und gelassen wie seine Gäste, schob das Wechselgeld zurück. Ihr Benehmen kam mir natürlich vor, sie waren keine Angeber. Ich war ganz und gar ergriffen. Schon nach fünf Minuten in Small's Paradise lagen Boston und Roxbury auf ewig weit hinter mir.

Ich wußte noch nicht, daß dies keine gewöhnlichen oder durchschnittlichen Harlemer Schwarzen waren. Später, noch in derselben Nacht, fand ich heraus, daß Harlem Hunderttausende aus meinem Volk beherbergte, die genauso laut und grell waren, wie Schwarze überall sonst. In Small's Paradise war ich aber der Elite der älteren, reiferen Gauner von Harlem begegnet. Das Lottogeschäft des Tages war getan. Das abendliche Glücksspiel und andere Arten der Geschäftemacherei hatten noch nicht begonnen. Die üblichen Nachtschwärmer, die tagsüber ihrer normalen Arbeit nachgingen, waren zu Hause und aßen ihr Abendbrot. Die Hustler befanden sich zu dieser Zeit bei ihrer täglichen Sechs-Uhr-Zusammenkunft und waren in ihren auf ganz Harlem verteilten Stammkneipen weitgehend unter sich.

Von Small's Paradise fuhr ich mit dem Taxi rüber zum Apollo Theater. (Ich weiß noch genau, daß Jay McShanns Band spielte, weil sein Sänger, Walter Brown, der den "*Hooty Hooty Blues*" sang, später ein enger Freund von mir wurde.) Von dort, auf der anderen Seite der 125. Straße, an der Seventh Avenue, sah ich das hohe, graue Theresa Hotel. Es war das beste in New York City, das damals auch Schwarzen offenstand, Jahre bevor die Hotels in der City Schwarze als Gäste akzeptierten. (Heute ist das Theresa dadurch bekannt, daß es Fidel Castro während seines Besuches der Vereinten Nationen als Residenz diente. Ihm gelang damit ein psychologischer Schlag gegen das US-Außenministerium, das seine Bewegungsfreiheit auf Manhattan beschränken wollte und nicht im Traum daran gedacht hatte, er könnte oben in Harlem wohnen und einen solchen Eindruck auf die Schwarzen machen.)

Nur etwas weiter die 126. Straße hoch, in der Nähe des Bühneneingangs vom Apollo, befand sich das Braddock Hotel. Seine Bar war als Treffpunkt von schwarzen Prominenten bekannt. Ich ging hinein und sah im Gewühle der

überfüllten Bar solche gefeierten Stars wie Dizzy Gillespie, Billy Eckstine, Billie Holliday, Ella Fitzgerald und Dinah Washington.

Als Dinah Washington mit einigen Freunden zusammen aufbrach, hörte ich, wie jemand sagte, sie sei auf dem Weg zum Savoy Ballroom, in dem Lionel Hampton an diesem Abend spielte. Sie war damals Hamptons Sängerin. Verglichen mit dem Ballroom war das Roseland in Boston klein und schäbig. Und der Lindy Hop, der im Savoy getanzt wurde, entsprach der Größe und Eleganz des Ortes. Hamptons heftig loslegende Truppe, mit Größen wie Arnett Cobb, Illinois Jacquet, Dexter Gordon, Alvin Hayse, Joe Newman und George Jenkins, hielt ein feuriges Tempo. Mit Partnerinnen, die als Zuschauerinnen dort waren, drehte ich auf der Tanzfläche ein paar Runden.

Etwa ein Drittel der Tische um die Tanzfläche war von Weißen besetzt, von denen die meisten nur den Schwarzen beim Tanzen zuschauten. Einige von ihnen tanzten aber auch zusammen, und wie in Boston tanzten ein paar weiße Frauen mit schwarzen Männern. Die Leute verlangten immer wieder nach Hamptons "*Flyin' Home*", bis er es schließlich spielte. (Jetzt konnte auch ich die Geschichte glauben, die ich in Boston über dieses Stück gehört hatte: Hamptons "*Flyin' Home*" hatte einmal im Apollo einen Marihuana rauchenden Schwarzen oben in der zweiten Balkonreihe zu dem Glauben verleitet, er könne fliegen. Er probierte es aus, sprang und brach sich ein Bein - ein Vorfall, der später unsterblich gemacht wurde, als Earl Hines einen Song mit dem Titel "*Second Balcony Jump*" schrieb.)

Noch nie hatte ich solche fiebrig heißen Tänze gesehen. Nachdem ein paar langsamere Stücke den Ballroom abgekühlt hatten, kam Dinah Washington auf die Bühne. Als sie ihren "*Salty Papa Blues*" sang, brachten die Leute beinah das Dach des Savoy zum Einsturz. (Das Begräbnis der armen Dinah war vor kurzem in Chicago. Ich las, daß über 20.000 Menschen gekommen waren, um ihren Leichnam zu sehen. Ich hätte selbst dort sein sollen. Arme Dinah! Wir waren sehr gute Freunde.)

Aber dieser Abend meines ersten Besuchs im Savoy war der Abend für Dienstmädchen und Küchenpersonal, denn es war der traditionell arbeitsfreie Donnerstagabend für Hausangestellte. Ich würde sagen, es waren doppelt so viele Frauen dort wie Männer, nicht nur Küchenpersonal und Dienstmädchen, sondern auch Soldatenfrauen und Arbeiterinnen aus den Rüstungsbetrieben, die sich einsam fühlten und nach jemand Ausschau hielten. Als ich den Ballroom verließ, hörte ich draußen auf der Straße eine Prostituierte bitter darüber fluchen, daß die Geschäfte der Professionellen wegen der Konkurrenz der Amateurinnen schlecht liefen.

Entlang der Lenox Avenue und zwischen ihr und der Seventh und Eighth Avenue glich Harlem einem Basar in Technicolor. Hunderte von jungen schwarzen Soldaten und Matrosen zogen genau wie ich mit ungläubig weit aufgeris-

senen Augen umher. Harlem war inzwischen für weiße Soldaten offiziell zum Sperrbezirk erklärt worden. Es hatte bereits einige Angriffe und Raubüberfälle gegeben, und mehrere weiße Soldaten waren sogar ermordet aufgefunden worden. Die Polizei versuchte, weiße Zivilisten davon abzuhalten, in den nördlichen Teil von Manhattan zu kommen, aber wer es eben unbedingt wollte, tat es trotzdem. Jeder Mann ohne eine Frau in seiner Begleitung wurde von den Prostituierten "bearbeitet": "Na, Baby, willst du etwas Spaß haben?" Die Luden schoben sich eng heran und flüsterten halblaut: "Alle Arten von Frauen, Jack - willst du 'ne weiße Frau?" Und die Hehler boten ihre Waren an: "'nen Ring von hundert Dollar, Mann, echter Diamant; 'ne Uhr von neunzig Dollar dazu, schau's dir an. Beides für fünfundzwanzig!"

Zwei Jahre später hätte ich ihnen allen noch etwas beibringen können. Aber an diesem Abend war ich wie hypnotisiert. Das war meine Welt. Ich hatte begonnen, Harlemer zu werden. Schon bald aber sollte ich einer der übelsten parasitären Gauner unter den acht Millionen Menschen New Yorks werden, von denen vier Millionen arbeiten und die anderen vier Millionen auf Kosten der Arbeitenden leben.

Als ich auf der Rückfahrt nach Boston meine Sandwichbox am Schulterband und den schweren 22-Liter-Kaffeebehälter aus Aluminium die Gänge des Yankee Clipper auf und ab schleppte, konnte ich all das, was ich in dieser Nacht gesehen und gehört hatte, kaum glauben. Ich wünschte mir, Ella und ich ständen besser zueinander, so daß ich versuchen könnte, ihr zu beschreiben, wie ich mich fühlte. Aber ich sprach wenigstens mit Shorty und drängte ihn, sich die Musikszene des Big Apple anzusehen. Auch Sophia hörte mir nachdenklich zu und sagte dann, ich würde sicher außer in New York nirgendwo mehr zufrieden sein können. Sie hatte ja so recht. In nur einer Nacht hatten New York und Harlem mich betäubt.

Der Sandwichverkäufer, den ich vertreten hatte, hatte wenig Aussichten, seinen Job wiederzubekommen. Ich ging laut rufend die Gänge im Zug auf und ab. Ich verkaufte Sandwiches, Kaffee, Süßigkeiten, Kuchen und Eiscreme in einem derartigen Tempo, daß die Versorgungsstelle der Bahngesellschaft mit den Lieferungen kaum nachkam. Ich brauchte keine Woche, bis ich gelernt hatte, daß man vor den weißen Reisenden nur eine Show abziehen mußte, und sie kauften alles, was man ihnen anbot. Es war so was ähnliches wie das Knallen mit dem Schuhputzlappen. Die Speisewagenkellner und Schlafwagenschaffner hatten das auch kapiert. Sie machten auf Onkel Tom, um größere Trinkgelder zu bekommen. Wir befanden uns in einer Welt der Schwarzen, in der man Diener und Psychologe zugleich sein mußte. Man war sich bewußt, daß die Weißen, weil sie so von ihrer eigenen Wichtigkeit besessen sind, großzügig und sogar übermäßig für den Eindruck bezahlen, daß man ihnen schmeichelt und sie unterhält.

Wenn wir einen Fahrtaufenthalt in Harlem hatten und über Nacht dort blieben, lief ich los und erforschte den Stadtteil. Zuerst nahm ich ein Zimmer im Harlemer YMCA, weil es weniger als einen Häuserblock von Small's Paradise entfernt war. Danach fand ich nahe dem YMCA in der Pension von Mrs. Fisher ein billigeres Zimmer. Viele meiner Eisenbahnkollegen stiegen bei ihr ab. Ich durchkämmte nicht nur die vom Glanz der Großstadt hell erleuchteten Gegenden, sondern auch Harlems Wohngebiete, vom besten bis zum schlimmsten. Vom Sugar Hill, oben nahe den Poloplätzen, wo viele Prominente wohnten, bis runter zu den Slums, den alten, rattenbefallenen Mietskasernen, wo es von allem wimmelte, was man sich als illegal und unmoralisch vorstellen kann. Dreck, überquellende oder umgekippte Mülltonnen, Betrunkene, Drogensüchtige, Bettler. Anrüchige Bars, Kirchen in aufgegebenen Ladenlokalen, aus denen Gospelgesänge nach außen drangen, Trödelläden, Leihhäuser, Bestattungsinstitute. Schmierige Gasthäuser mit "Küche nach Hausmacher Art", Schönheitssalons voller Qualm vom angesengten Haar schwarzer Frauen, Friseurläden, die damit Reklame machten, Conk-Experten zu sein. Neue und gebrauchte Cadillacs, die unter den sonstigen Wagen in den Straßen auffielen.

Alles zusammengenommen sah es hier aus wie in Lansings West Side oder Roxburys South End, nur tausendfach vergrößert. Kleine Kellertanzlokale mit Schildern im Fenster, auf denen zu lesen stand: "Zu vermieten". Leute, die einem kleine Handzettel in die Hand drückten, in denen für "*rent-raising-parties*" geworben wurde. Ich ging hin zu einer dieser Feten, mit denen die Leute versuchten, ihre Miete zusammenzukriegen, die sie sonst nicht bezahlen könnten: Dreißig oder vierzig Schwarze in einer überfüllten, heruntergekommenen Mietwohnung, sie schwitzten, aßen, tranken, tanzten und machten Glücksspiele, der Plattenspieler voll aufgedröhnt, das Brathähnchen oder die Barbecue-Kutteln mit Kartoffelsalat und Gemüse für einen Dollar den Teller; Bierdosen oder Alkohol für fünfzig Cent. Schwarze und weiße Zeitungswerber machten sich an dich heran und redeten mit einem Wortschwall auf dich ein, um dich dazu zu bringen, ein Exemplar des *Daily Worker* zu kaufen: "Diese Zeitung setzt sich für Mietpreiskontrollen ein ... Laß den geldgierigen Hausbesitzer die Ratten in deiner Mietwohnung totschlagen ... Diese Zeitung vertritt die einzige politische Partei, die jemals einen Schwarzen als Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten aufgestellt hat ... Ich will nur, daß du mal 'reinguckst. Es kostet dich kaum was von deiner Zeit ... Wer hat deiner Meinung nach am härtesten dafür gekämpft, die Scottsboro Boys freizukriegen?" Als die Zeitungsverkäufer aufgetaucht waren, hatte ich Schwarze darüber reden gehört, daß die Zeitung irgend etwas mit den Russen zu tun habe, aber zur damaligen Zeit sagte das meinem schlichten Gemüt nicht viel. Die Radiosendungen und Zeitungen waren damals voll mit Berichten über "unseren Verbündeten Rußland", ein starkes, robustes

Volk, Bauern zumeist, die Amerika halfen, Hitler und Mussolini zu bekämpfen, obwohl sie selbst mit dem Rücken zur Wand standen.

Aber New York war der Himmel für mich, und Harlem war mein Siebenter Himmel! Ich hing so oft in Small's Kneipe und in der Braddock Bar herum, daß die Barmixer mir schon einen Bourbon von meiner Lieblingsmarke einschenkten, sobald sie mich durch die Tür kommen sahen. Und die Stammgäste in beiden Kneipen, die Ganoven in Small's Paradise und die Unterhaltungskünstler im Braddock, nannten mich schon bald nur noch "Red" - im Hinblick auf meinen knallroten Conk ein naheliegender Spitzname. Ich ließ meinen Conk inzwischen in Boston im Laden von Abbott und Fogey machen. Nach Ansicht der Musikgrößen, die mir den Tip gegeben hatten, war es der beste Conk-Laden an der Ostküste.

Unter meinen Freunden waren inzwischen Musiker wie Duke Ellingtons großartiger Schlagzeuger Sonny Greer und Ray Nance, der große Geigenvirtuose. Er ist derjenige, der in diesem wilden *Scat*-Stil sang: "*Blip-blip-de-blop-de-blam-blam...*". Leute wie Cootie Williams und Eddie "Cleanhead" Vinson, der mich mit seinem "Conk" auf den Arm nahm - er hatte nämlich eine totale Glatze. Sein Song "*Hey, Pretty Mama, Chunk Me In Your Big Brass Bed*" brachte ihn damals steil nach oben. Ich kannte auch Sy Oliver. Er war mit einem rothäutigen Mädchen verheiratet und lebte auf dem Sugar Hill. Sy machte damals eine Menge Arrangements für Tommy Dorsey. Sein berühmtester Hit war, glaube ich, "*Yes, Indeed*!"

Der frühere Sandwichverkäufer des Yankee Clipper wurde in einen anderen Zug versetzt, als er zurückkam. Er berief sich auf ältere Rechte, aber mein Verkaufsrekord brachte die von der Eisenbahngesellschaft dazu, sich etwas auszudenken, womit sie ihn versöhnlich stimmen konnten. Kellner und Köche nannten mich nun schon "Sandwich Red".

Sie hatten scherzhaft miteinander gewettet, daß ich trotz meiner Verkaufserfolge nicht lange durchhalten würde, weil ich mich so schnell zu einem unhöflichen, wilden jungen Schwarzen entwickelt hatte. Meine Sprache bestand hauptsächlich aus Flüchen. Ich beschimpfte sogar Kunden, besonders Soldaten, die mir vollkommen gegen den Strich gingen. Einmal wollte ich, gewarnt durch die Beschwerden einiger Reisender über mich, doch besonders vorsichtig sein. Ich arbeitete mich den Gang hinunter, als ein großer, kräftiger, rotbackiger Soldat aus den Südstaaten sich vor mir aufbaute. Er war so betrunken, daß er hin und her schwankte, und dann verkündete er so laut, daß auch jeder im Wagen es hören konnte: "Ich werde dich verprügeln, Nigger!" Ich erinnere mich an die Spannung, die in der Luft lag. Aber ich lachte und sagte zu ihm: "Klar, wir werden uns prügeln, aber Sie haben zu viele Sachen an!" Er trug einen schweren Armeemantel. Den zog er nun aus, aber ich lachte weiter und sagte zu ihm, er habe immer noch zuviel an. Schließlich hatte ich diesen Südstaaten-*Cracker* so

weit gebracht, daß er nur noch mit seiner Hose bekleidet betrunken dastand. Der ganze Wagen lachte ihn aus, bis ein paar andere Soldaten ihn vom Gang wegzogen und ich weitergehen konnte. Ich habe das nie vergessen, daß ich diesen Weißen mit Witz härter getroffen habe, als ich es mit der Faust je hätte schaffen können.

Viele Köche und Kellner der New Haven Line, die heute immer noch im Dienst der Eisenbahngesellschaft stehen, werden sich an den alten Pappy Cousins erinnern. Er stammte aus Maine und war Oberkellner des Yankee Clipper, ein Weißer natürlich. (Schwarze arbeiteten bereits seit dreißig, vierzig Jahren im Speisewagen, aber es gab damals auf der New Haven Line keinen einzigen Schwarzen als Oberkellner.) Pappy Cousins liebte Whisky, und er mochte jeden, sogar mich. Er ignorierte eine Menge Beschwerden von Reisenden über mich. Pappy bat einige der älteren Schwarzen, die mit mir arbeiteten, mich zur Mäßigung zu ermahnen.

"Mann, der läßt sich nichts sagen!" gaben sie zurück. Und sie hatten recht. Zuhause in Roxbury sahen sie mich mit Sophia in meinen wilden Zoot Anzügen herumstolzieren. Dann kam ich zur Arbeit, laut und ungestüm und halb betrunken oder bekifft, und blieb so bis New York, während ich den Leuten Sandwiches reinstopfte. Wenn ich den Zug verließ, ging ich durch die Menge in der Grand Central Station, die nachmittags nach Hause eilte. Viele Weiße blieben dann stehen und starrten mich an. Der Faltenwurf und der Schnitt eines Zoot Suit sahen am vorteilhaftesten aus, wenn man groß war - und ich war über 1,80 m groß. Mein Conk war feuerrot. In meiner Unwissenheit hielt ich mich für einen scharfen Typen, aber in Wirklichkeit war ich ein Clown. Meine orangefarbenen, hochhackigen Schuhe mit Knopfspitzen waren von Florsheim, im Ghetto damals die Cadillacs unter den Schuhen. (Einige Schuhhersteller produzierten diese lächerlichen Modelle nur für den Verkauf in den schwarzen Ghettos, wo unwissende Schwarze wie ich für den großen Markennamen viel Geld bezahlten, weil wir ihn für einen Beweis von Wohlstand hielten.) Und dann zog ich von Small's Paradise zur Bar im Braddock Hotel und zu anderen Lokalen und brachte meinen Lohn von zwanzig oder fünfundzwanzig Dollar durch. Ich trank Schnaps, rauchte Marihuana, machte mit einem ständig größer werdenden Freundeskreis im Big Apple einen drauf und holte mir zuletzt, bevor der Yankee Clipper wieder losrollte, in Mrs. Fishers Pension noch ein paar Stunden Schlaf.

Es war unvermeidlich, daß man mich früher oder später feuern würde. Letztlich gab der wütende Brief eines Reisenden den Ausschlag. Die Schaffner steuerten ihren Teil dazu bei, indem sie erzählten, wie viele mündliche Beschwerden sie entgegengenommen hatten und wie oft ich verwarnt worden war.

Aber das war mir egal, denn mitten im Krieg gab es für mich genug Jobs. Als die New Haven Line mich auszahlte, ging mir der Gedanke durch den Kopf, daß es schön wäre, eine Reise zu meinen Geschwistern nach Lansing zu machen. Ich hatte noch ein paar Gratisfahrten bei der Eisenbahngesellschaft gut.
Die in Michigan konnten es kaum fassen, daß ich vor ihrer Tür stand. Außer Wilfred, meinem ältesten Bruder, der eine Ausbildung an der Wilberforce University in Ohio machte, waren alle da. Philbert und Hilda arbeiteten in Lansing. Reginald, der immer zu mir aufgeschaut hatte, war mittlerweile so groß, daß er seine Altersangabe fälschen konnte und vorhatte, bald zur Handelsmarine zu gehen. Yvonne, Wesley und Robert gingen zur Schule.

Mit meinem Conk und meiner ganzen Aufmachung fiel ich auf wie ein Marsmensch. Ich verursachte auch glatt einen kleinen Autounfall. Ein Fahrer hielt an, um mich anzugaffen, und der Fahrer hinter ihm knallte auf ihn drauf. Mein Aussehen verblüffte sogar die älteren Jungen, die ich früher beneidet hatte. Ich streckte ihnen meine Hand entgegen und sagte: "He, Alter, hau rein!" Meine Joints sorgten dafür, daß ich die ganze Zeit auf einem Höhenflug war, und wohin ich auch ging, mit meinen Geschichten über Big Apple war ich der Mittelpunkt der Party. "Mensch, Kumpel! ... Hau rein!"

Das einzige, was mich wieder runterholte, war der Besuch im Landeskrankenhaus in Kalamazoo. Meine Mutter schien halbwegs mitzukriegen, wer ich war.

Und dann ging ich auch bei Shortys Mutter vorbei. Ich wußte, er würde davon gerührt sein. Sie war eine alte Dame, und sie freute sich sehr, von mir etwas über ihn zu hören. Ich erzählte ihr, daß es Shorty gut gehe und er eines Tages ein großer Bandleader mit eigener Band sein würde. Sie bat mich, Shorty mitzuteilen, er solle ihr schreiben und ihr etwas schicken.

Und nach Mason fuhr ich auch, um Mrs. Swerlin zu besuchen, die Heimleiterin, die mich für ein paar Jahre aufgenommen hatte. Ihr Mund klappte herunter, als sie die Tür öffnete. Mein haifischgrauer "Cab Calloway" Zoot Suit, die langen, engen Schuhe mit den Knopfspitzen und der perlgraue Hut mit der 10 cm breiten Krempe über meinem geconkten feuerroten Haar - das war zuviel für Mrs. Swerlin. Sie konnte sich gerade noch so weit zusammenreißen, daß sie mich bat, hereinzukommen. Mein Aussehen und mein Redestil machten sie so nervös und ihr war so unbehaglich zumute, daß wir beide erleichtert waren, als ich wieder aufbrach.

Am Abend vor meiner Abreise gab es in der Turnhalle der Lincoln School Tanz. (Ich habe später gelernt, daß man die Schwarzen in einer fremden Stadt ganz einfach finden kann, ohne nach ihnen fragen zu müssen, indem man im Telefonbuch nach einer "Lincoln School" sucht. Die befindet sich garantiert immer im rassengetrennten schwarzen Ghetto - zumindest war es damals so.)

Ich hatte Lansing verlassen, ohne tanzen zu können, aber nun glitt ich gekonnt über den Tanzboden, schleuderte kleine Mädchen über meine Schultern und Hüften und führte meine sensationellsten Tanzschritte vor. Mehrere Male kam die kleine Band vor Staunen beinahe aus dem Takt, und fast jeder verließ die Tanzfläche und sah mir zu mit Augen, so groß wie Untertassen. Ich gab an diesem Abend sogar Autogramme - "Harlem Red" - und verließ ein geschocktes und erschüttertes Lansing.

Zurück in New York, völlig pleite und ohne jegliche Unterstützung, wurde mir klar, daß das einzige, wovon ich wirklich Ahnung hatte, die Eisenbahn war. Darum stellte ich mich im Personalbüro der Seabord Line vor. Die Eisenbahnen waren so knapp an Leuten, daß ich ihnen nur zu erzählen brauchte, daß ich auf der New Haven gearbeitet hatte, und zwei Tage später war ich im Silver Meteor unterwegs nach St. Petersburg und Miami. Ich war für die Kopfkissenausgabe verantwortlich, hielt die Wagen sauber und die weißen Reisenden bei guter Laune und verdiente etwa soviel wie zuvor als Wagenkellner.

Es dauerte nicht lange, bis ich mit einem Südstaaten-*Cracker* aus Florida aneinandergeriet, der als Hilfsschaffner im Zug arbeitete. Zurück in New York sagten sie mir, ich solle mir einen anderen Job suchen. Als ich an diesem Nachmittag in Small's Paradise Bar auftauchte, nahm mich einer der Barkeeper, der wußte, wie sehr ich New York liebte, beiseite. Er sagte, wenn ich bereit sei, den Eisenbahnjob an den Nagel zu hängen, könne ich vielleicht für einen Tageskellner einspringen, der kurz vor der Einberufung zur Armee stand.

Die Bar gehörte Ed Small. Er und sein Bruder Charlie waren unzertrennlich, und ich glaube, es gab in Harlem nicht noch einmal zwei Menschen, die so beliebt und geachtet waren. Sie wußten, daß ich bei der Eisenbahn gearbeitet hatte, und für einen Kellner war das die beste Empfehlung. Schließlich sprach ich mit Charlie Small in seinem Büro. Ich befürchtete, er würde mich warten lassen, um bei einigen seiner alten Freunde von der Eisenbahn noch ein paar Erkundigungen über mich einzuholen. Charlie hätte niemanden eingestellt, über den es hieß, er sei ein wüster Typ. Aber er traf seine Entscheidung aufgrund seines eigenen Eindrucks. Er hatte mich in seinem Lokal so viele Male gesehen, wie ich ruhig, beinahe ehrfurchtsvoll an der Bar saß und seine "ehrenwerte" Kundschaft beobachtete. Auf seine Frage hin sagte ich ihm, daß ich noch nie Ärger mit der Polizei gehabt hätte - und bis zu diesem Zeitpunkt entsprach das auch der Wahrheit. Charlie nannte mir die Regeln für Angestellte: kein Zuspätkommen, keine Faulenzerei, kein Klauen, keinerlei krumme Touren mit den Gästen, besonders nicht mit Männern in Uniform. Und schon war ich eingestellt.

Das war 1942, und ich war gerade siebzehn geworden.

In Small's Paradise war man praktisch im Mittelpunkt des Geschehens, deshalb war der Job dort für mich wie sieben mal der Siebte Himmel. Charlie Small

brauchte mich nicht zur Pünktlichkeit zu ermahnen. Ich war so scharf darauf, dort zu sein, daß ich immer schon eine Stunde früher auftauchte. Ich löste den Frühkellner ab, der meine Schicht für die ruhigste und ungünstigste hielt, was das Trinkgeld betraf. Manchmal blieb er die erste Stunde noch da und brachte mir Dinge bei, die meine Arbeit betrafen, weil ihm viel daran lag, daß ich nicht wieder rausgeschmissen wurde.

Er gab mir Dutzende Tips, wie sich ein neuer Kellner bei den Köchen und Barkeepern beliebt machen konnte. Sie konnten ihm die Jobs entweder vermiesen oder angenehm machen, je nachdem, ob sie ihn mochten oder nicht - und ich hatte vor, mich unentbehrlich zu machen. Innerhalb einer Woche hatte ich es bei Köchen und Barkeepern geschafft. Und die Gäste, die mich früher auf ihrer Seite des Tresens gesehen hatten und jetzt in der Kellnerjacke erkannten, waren erfreut und überrascht. Sie hätten nicht freundlicher sein können. Und ich hätte nicht zuvorkommender sein können: "Noch einen Drink? ... Sofort, Sir ... Würden Sie gerne zu Mittag essen? ... Es ist vorzüglich. ... Darf ich Ihnen die Speisekarte bringen, Sir? ... Vielleicht wünschen Sie ein Sandwich?"

Nicht nur die Barkeeper und Köche, die, wie mir schien, über alles bestens Bescheid wußten, sondern auch die Gäste begannen, mir während der Unterhaltungen an der Bar etwas beizubringen, wenn ich nichts anderes zu tun hatte. Zuweilen unterhielt sich ein Gast mit mir, während er sein Essen zu sich nahm. Manchmal entwickelten sich längere Gespräche mit den alten Füchsen, die schon in Harlem gelebt hatten, seitdem Schwarze zum ersten Mal dorthin gekommen waren. Ich saugte das alles in mich auf.

Dabei erfuhr ich in der Tat auch eine meiner größten Überraschungen: Harlem war nicht schon immer eine schwarze *Community* gewesen. Ich erfuhr, daß es zuerst eine holländische Siedlung gewesen war. Dann kamen die massiven Wellen armer, halbverhungerter und zerlumpter Einwanderer aus Europa, die alles, was sie besaßen, in Beuteln und Säcken auf ihrem Rücken trugen. Zuerst kamen die Deutschen; die Holländer wollten sich von ihnen absetzen, woraufhin Harlem ganz deutsch wurde.

Dann kamen die Iren auf der Flucht vor den Hungersnöten in ihrer Heimat. Die Deutschen verließen Harlem und sahen verächtlich herab auf die Iren, die den Stadtteil nun übernahmen. Als nächstes kamen die Italiener; dieselbe Sache: Die Iren liefen vor ihnen weg. Und als die Italiener Harlem in Beschlag genommen hatten, kamen die Juden die Laufplanken der Schiffe herunter - und die Italiener machten sich aus dem Staub.

Heute flüchten die Abkömmlinge all dieser Einwanderer so schnell sie können vor den Nachfahren der Schwarzen, die einst dabei halfen, die Einwandererschiffe zu entladen.

Ich staunte nicht schlecht, als alteingesessene Harlemer mir erzählten, bevor all diese Einwanderer gekommen seien, um hier "Die Reise nach Jerusalem" zu

spielen, hätten Schwarze bereits seit 1683 in der Stadt New York gelebt und seien in Ghettos über die ganze Stadt verstreut gewesen. Sie hätten zuerst in der Gegend um die Wall Street gewohnt; dann seien sie nach Greenwich Village abgedrängt worden. Der nächste Schub sei hochgezogen zur Gegend um die Pennsylvania Station. Und dann, als letzte Station vor Harlem, sei das schwarze Ghetto um die 52. Straße herum konzentriert gewesen. Deshalb hatte die 52. Straße den Namen Swing Street erhalten, und den Ruf bekommen, den sie noch heute hat, obwohl die Schwarzen schon so lange von dort verschwunden sind.

Dann, im Jahr 1910, brachte ein schwarzer Grundstücksmakler irgendwie zwei oder drei schwarze Familien in einem jüdischen Mietshaus in Harlem unter. Die Juden flüchteten zuerst aus diesem Haus, dann aus dem ganzen Häuserblock, und immer mehr Schwarze zogen in die verlassenen Wohnungen nach. Daraufhin verließen die Juden ganze Straßenzüge, noch mehr Schwarze zogen nach, und innerhalb kurzer Zeit war Harlem das, was es noch heute ist - ein fast ausschließlich von Schwarzen bewohnter Stadtteil.

Dann, in den frühen Zwanzigern, entstand in Harlem eine Musik- und Unterhaltungsindustrie, finanziert von Weißen aus der City, die jeden Abend nach Harlem strömten. Es begann alles etwa zu der Zeit, als ein zäher, junger Trompeter aus New Orleans, der schwere Polizeischuhe trug und Louis "Satchmo" Armstrong hieß, in New York aus einem Zug stieg und anfing, bei Fletcher Henderson zu spielen. 1925, als Small's Paradise eröffnet wurde, füllten große Menschenmengen die Seventh Avenue. Dann machte 1926 der große Cotton Club auf, in dem Duke Ellingtons Band fünf Jahre lang spielte. Und ebenfalls 1926 öffnete der Savoy Ballroom seine Pforten, er umfaßte eine ganze Häuserfront auf der Lenox Avenue mit einer 60 m breiten, von Scheinwerfern beleuchteten Tanzfläche vor zwei Podien für die Bands und einer versenkbaren hinteren Bühne.

Harlems berühmtes Image sprach sich herum, bis es allabendlich von Weißen aus aller Welt überschwemmt wurde. Sogar Touristenbusse fuhren dorthin. Der Cotton Club war nur für Weiße geöffnet, und in Hunderten von anderen Klubs, bis hin zu Speakeasy-Kneipen in Kellern, wurde den Weißen etwas für ihr Geld geboten. Einige der bekanntesten waren Connie's Inn, der Lenox Club, Barron's, The Nest Club, Jimmy's Chicken Shack und Minton's. Das Savoy, das Golden Gate und das Renaissance konkurrierten mit ihren Ballsälen um das Massengeschäft. Das Savoy führte als besondere Attraktion den Donnerstagabend für Küchen- und Hausangestellte ein, organisierte Schönheitswettbewerbe, und jeden Samstagabend wurde ein neues Auto verlost. Bands aus dem ganzen Land spielten in den Ballsälen und auf den Bühnen des Apollo und des Lafayette Theaters. Sie hatten buntschillernde Bandleader wie 'Fess Williams mit seinem diamantenbesetzten Anzug und seinem Zylinder. Sie hatten Cab Calloway mit seinem weißen Zoot Suit, der alle anderen Zoots ausstach, und

mit seinem breitkrempigen weißen Hut und seiner Fadenkrawatte. Diese beiden vermochten Harlem mit *"Tiger-Rag"*, *"Hi-de-hi-de-ho"*, *"St. James Infirmary"* und *"Minnie the Moocher"* in Brand zu setzen.

In *Blacktown* Harlem wimmelte es von Weißen, von Zuhältern, Prostituierten, Schnapsschmugglern, Ganoven aller Art, von schillernden Charakteren, von Polizisten und Prohibitionsagenten. Die Schwarzen tanzten, wie sie noch nirgendwo davor oder danach getanzt haben. Ich glaube, mindestens fünfundzwanzig von den Alten im Small's schworen mir, sie seien die ersten gewesen, die im Savoy den Lindy Hop getanzt hätten. Der wurde 1927 dort geboren und nach Lindbergh benannt, der gerade seinen Flug über den Atlantik nach Paris vollbracht hatte.

Sogar in den kleinen Kellerkneipen, die gerade mal Platz boten für ein Klavier, spielten legendäre Pianisten wie James P. Johnson und Jelly Roll Morton, und traten Sängerinnen wie Ethel Waters auf. Und um vier Uhr nachts, wenn alle lizensierten Klubs schließen mußten, kamen schwarze und weiße Musiker aus der ganzen Stadt zu einem vorher ausgemachten Treff nach Harlem, wo es nach der Sperrstunde weiterging, um mit dreißig oder vierzig Leuten eine *Jam Session* abzuhalten, die dann bis in den Tag hinein dauern konnte.

Als der Börsenkrach von 1929 allem ein jähes Ende bereitete, besaß Harlem Weltruf als Amerikas Kasbah. Small's war ein Teil davon, und hier konnte ich die Veteranen über die guten alten Zeiten reden hören.

Jeden Tag lauschte ich hingerissen den Gästen, die Lust hatten, Geschichten zu erzählen. Alles trug zu meiner Bildung bei. Meine Ohren saugten das alles auf, besonders dann, wenn mich einer der Gäste in einem seltenen Ausbruch von Vertrauensseligkeit oder weil er etwas zu viel getrunken hatte in die Geheimnisse seiner krummen Geschäfte einweihte, die sein ganzes Leben waren. Auf diese Weise erhielt ich sehr guten Unterricht von Experten aus verschiedenen Erwerbszweigen, darunter illegale Wettspiele, Zuhälterei, Betrug, Drogenhandel, Diebstahl jeglicher Art und bewaffnete Raubüberfälle.

6 Detroit Red

Jeden Tag verzockte ich meine ganzen Trinkgeldeinnahmen beim illegalen Lotto - manchmal an die 15 bis 20 Dollar - und träumte davon, was ich mit einem Gewinn alles anstellen würde.

Ich hatte erlebt, wie Typen, die das große Los gezogen hatten, mit dem Geld um sich warfen. Ich meine nicht die üblichen Hustler, die immer etwas in der

Tasche hatten. Ich rede von ganz gewöhnlichen Arbeitern, die sich so gut wie nie in solche Kneipen wie Small's Paradise verirrten. Die gaben - wenn die Gewinnquote groß genug war - ihre Arbeit bei den Weißen unten in der City einfach auf. Oft kauften sie sich einen Cadillac und hielten tagelang alle mit dicken Steaks und Getränken frei. Dann mußte ich immer zwei Tische zusammenrücken, und jedes Mal, wenn ich eine neue Runde brachte, gab es zwei bis drei Dollar Trinkgeld.

In New York setzten Hunderttausende von Schwarzen täglich - mit Ausnahme der Sonntage - von einem Cent bis zu größeren Beträgen ihr Geld auf dreistellige Zahlen. Das große Los bestand darin, die täglich veröffentlichten letzten drei Ziffern der Endverkaufssumme von inländischen und ausländischen Aktien an der New Yorker Börse richtig getippt zu haben.

Da die Gewinnquote 600:1 betrug, gab es für drei Richtige bei Einsatz von einem Cent einen Gewinn von sechs Dollar, bei einem Dollar sprangen 600 heraus. Bei Einsatz von 15 Dollar gab es bereits die stattliche Summe von 9000 Dollar. Sensationelle Gewinne in solcher Höhe hatten bereits ausgereicht, um Mehrheitsanteile an manchen Kneipen und Restaurants in Harlem zu kaufen, in einzelnen Fällen sogar dazu, um mit einem Schlag den ganzen Laden zu übernehmen. Die Gewinnchance lag bei tausend zu eins. Viele spielten besondere "Kombinationen". Ein Einsatz von 6 Cent reichte z.B. aus, um auf alle möglichen Kombinationen von drei Ziffern einen Tip abzugeben. Die "kombinierte" Zahl 840 deckte 840, 804, 048, 084, 408 und 480 ab.

In dem von Armut geplagten Ghetto von Harlem spielte praktisch jeder an jedem Tag Lotto. Es kam fast täglich vor, daß irgendein Bekannter drei Richtige getippt hatte, und dann ging die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Nachbarschaft. War der Gewinn groß genug, dann geriet die Nachbarschaft regelrecht aus dem Häuschen. Die Gewinne waren jedoch meistens relativ gering, oft lag der Einsatz nur bei 5, 10 oder 25 Cent. Die meisten Leute versuchten täglich einen Dollar zu setzen, verteilt auf mehrere Zahlen und Kombinationen.

Vom Morgen bis in die frühen Nachmittagsstunden boomte die Lotto-Industrie in Harlem, wenn die Buchmacher in den Fluren der Mietshäuser, in den Kneipen, in den Friseursalons, in Geschäften und auf offener Straße die Wetten annahmen und in ihre Listen eintrugen. Die Revierpolizisten schauten dem Treiben in aller Seelenruhe zu, denn kein Buchmacher blieb lange im Geschäft, wenn er es versäumte, regelmäßig eine Gratiswette für die Streifenpolizisten in seinem Revier abzugeben. Ansonsten wußte jeder, daß die Lottobankiers auch ganz andere Stellen in der Polizeihierarchie schmierten.

Die kleine Armee von Buchmachern erhielt täglich zehn Prozent ihrer Einnahmen. Den Rest, einschließlich der Tiplisten, bekamen die Kontrolleure. (Und von jedem Gewinn bekam der Buchmacher 10% als Trinkgeld.) Einem Kontrolleur unterstanden bis zu fünfzig Buchmacher, und auch er behielt 5% von

den Einnahmen, die er an den Bankier weitergab. Dieser wiederum zahlte die Gewinne aus, schmierte mit einem Teil die Polizei und wurde mit dem verbleibenden Rest reich.

Manche spielten das ganze Jahr über dieselbe Zahl. Einige führten Listen über die täglichen Gewinnzahlen, die Jahre zurückreichten und mit denen sie die Wiederholungsraten einzelner Zahlen errechneten. Andere benutzten ganz andere Systeme. Nach Intuition zum Beispiel: Adressnummern, Autonummern vorbeifahrender Fahrzeuge, irgendwelche Nummern in Briefen, Telegrammen, Wäschezetteln oder von sonstwoher. Mit Hilfe von Traumbüchern zum Preis von einem Dollar konnte man fast jeden Traum in Zahlen umdeuten. Evangelisten und Mystiker, die am Sonntag mit Jesus hausieren gingen, konnte man gegen Bezahlung für seine Glückszahlen beten lassen.

Vor kurzem gewannen die letzten drei Zahlen der für den Stadtteil Harlem neu eingeführten Postleitzahl, was einen der Bankiers fast in die Pleite trieb. Wenn dieses Buch eine große Verbreitung in den schwarzen Ghettos des Landes finden würde, dann würde ich - obwohl ich schon lange kein Spieler mehr bin - eine kleine Wette zugunsten einer gemeinnützigen Sache abschließen. Ich würde wetten, daß meine armen, törichten schwarzen Brüder und Schwestern Millionen von Dollar auf, sagen wir mal, die Seitenzahl, die diese Stelle des Buches trägt oder die Gesamtzahl der Seiten des Buches oder sonstwas setzen würden.

Jeder Tag in Small's Paradise war faszinierend für mich. Und von einer Harlemer Perspektive aus gesehen, hätte ich mich in keiner lehrreicheren Situation befinden können. Einige der fähigsten Ganoven der Stadt New York fanden Gefallen an mir. Weil ich in ihren Augen immer noch ein grüner Junge war, nahmen sie sich vor, "den Rothaarigen auf Vordermann zu bringen".

Dabei benutzten sie auch indirekte Methoden. Ein dunkler Westindier, der wie ein Geschäftsmann aussah, setzte sich oft an einen meiner Tische. Eines Tages, als ich ihm sein Bier brachte, sagte er: "Bleib mal stehen." Er nahm mit einem gelben Zentimeterband meine Maße und notierte alles in seinem kleinen Notizbuch. Als ich am nächsten Nachmittag zur Arbeit kam, übergab mir einer der Männer hinter dem Tresen ein Paket. Es war ein dunkler Anzug aus teurem Stoff mit konservativem Schnitt. Das Geschenk war durchaus aufmerksam und die Botschaft klar.

Die Leute hinter dem Tresen klärten mich darüber auf, daß mein Gönner einer der Köpfe der sagenhaften Bande der *Vierzig Diebe* war. Das war jene gut organisierte Diebesbande, die gegen Bargeld innerhalb eines Tages jedes beliebige Kleidungsstück auf Bestellung liefern konnte. Bezahlen mußte man nur ungefähr ein Drittel des Ladenpreises.

Ich erfuhr, wie sie ihre großen Coups landeten. Ein gut gekleidetes, vom Verhalten her unauffälliges Mitglied der Bande betrat kurz vor Feierabend den

ausgesuchten Laden, versteckte sich und ließ sich bei Ladenschluß einschließen. Schon vorher hatte man alle Taktzeiten der Polizeistreifen ermittelt. Nach Einbruch der Dunkelheit packte der Eingeschlossene die brauchbaren Kleidungsstücke in Säcke, stellte die Alarmanlage ab und rief telefonisch einen bereitstehenden LKW mit Besatzung herbei. Der LKW traf dann genau zwischen zwei Patrouillenfahrten der Polizei ein, die Beute wurde schleunigst verladen, und nach wenigen Minuten war die Bande verschwunden. Später lernte ich einige Bandenmitglieder der *Vierzig Diebe* persönlich kennen.

Schon bald wurde ich mittels Nicken oder Augenzwinkern unauffällig auf hereinkommende Polizisten in Zivil hingewiesen. Für die Hustler war es von elementarer Bedeutung, die örtlichen Gesetzeshüter zu kennen, und ähnlich wie sie reagierte ich nach und nach instinktiv auf die Anwesenheit von Polizisten, egal welchen Typs. Gegen Ende des Jahres 1942 hatte außerdem jeder der militärischen Geheimdienste seine zivilgekleideten Lauscher überall auf der Lauer liegen. Sie hielten Ausschau nach allem, was für sie von Interesse war, besonders nach den neuesten Tricks, sich der Einberufung oder der Wehrerfassung zu entziehen, aber auch nach den neuesten krummen Touren, Soldaten um ihr Geld zu bringen.

Schauerleute oder ihre Hehler kamen regelmäßig in die Bars, um Pistolen, Fotoapparate, Parfüm, Armbanduhren und ähnliches zu verkaufen, was sie auf den Docks gestohlen hatten. Für die Schwarzen blieb nur das, was die weißen Schauerleute übrigließen. Matrosen der Handelsmarine schleppten oft ausländische Waren an, günstige Gelegenheiten. Und die besten Reefers, die man überhaupt bekommen konnte, waren aus *gunja* und *kisca*, das die Matrosen aus Persien und Afrika herübergeschmuggelt hatten.

Tagsüber trat man allen Weißen in Harlem mit großer Vorsicht gegenüber. Nachts erfuhren sie eine bessere Behandlung. Die kleine Zahl von Harlemer Nachtklubs, die sie regelmäßig besuchten, war darauf eingerichtet, den weißen Nachtbummlern gute Unterhaltung zu bieten, um ihnen das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Da so viele Strafverfolgungsorgane über die "Sittlichkeit" der Soldaten wachten, wurden alle Uniformierten, die hereinkamen - und das waren nicht wenige - äußerst korrekt bedient. Es wurde ihnen serviert, was sie bestellten. Man sprach mit ihnen, wenn man angesprochen wurde, aber das war auch schon alles, es sei denn, jemand kannte sie, weil sie schon in Harlem geboren worden waren .

Ich lernte die erste Regel der Hustler-Gesellschaft: Traue niemandem außer dem eigenen kleinen Kreis von Verschwiegenen, laß dir viel Zeit und wähle sorgfältig aus, mit wem du innerhalb dieses Kreises enger befreundet sein willst.

Die Barkeeper klärten mich darüber auf, wer von den Stammkunden eher zur Gruppe der "Möchtegern-Typen" gehörte und wer wirklich etwas am Laufen

hatte, wer wirklich zur Unterwelt gehörte und Protektion durch die Polizeiführung oder von seiten der Politiker in der City genoß, wer echte Geldsummen bewegte oder wer eher von der Hand in den Mund lebte, wer die wirklichen Glücksspieler waren und wer mal wieder Tagesglück gehabt hatte, sowie über die, mit denen man sich besser nicht anlegen sollte.

Letztere waren sehr bekannte Leute im Stadtteil Harlem, wo man sie zugleich fürchtete und respektierte. Wer sie auf die Palme brachte, der bekam ohne viel Federlesens den Schädel eingeschlagen, das war allgemein bekannt. Das waren die Älteren, nicht zu verwechseln mit den jungen, hitzköpfigen Angeber-Typen, die sich einen Namen zu machen versuchten, indem sie dauernd den Finger am Abzug ihrer Pistole hatten oder wie verrückt mit Messern herumfuchtelten. Zu den Alten, von denen ich rede, gehörten solche wie "Black Sammy", "Bub" Hulan, "King" Padmore und "West Indian Archie". Die meisten dieser schweren Jungs hatten noch für Dutch Schultz als Schläger gearbeitet, als er gewaltsam ins Harlemer Lottogeschäft hineindrängte. Die weißen Gangster waren dahintergekommen, wieviel Geld da zu holen war, wo sie einst nur "Nigger-Pfennige" vermutet hatten. Das illegale Lotto-Geschäft hieß bei den weißen Gangstern schlicht "Nigger-Billard".

Die große Zeit dieser schwarzen Schlägertypen lag in der Zeit vor den Ermittlungen des Seabury-Ausschusses im Jahre 1931, die das Ende des Regimes von Dutch Schultz einleiteten. Beendet wurde seine Karriere im Jahr 1934, als er schließlich das Opfer eines Attentats wurde. Ich hatte die Geschichten gehört, wie sie Leute mit Bleirohren, nassem Zement, Baseball-Schlägern, Schlagringen, der bloßen Faust, mit den Füßen und auch mit Totschlägern "überredeten". Fast alle von ihnen hatten gesessen, waren in die Szene zurückgekehrt und hatten seitdem als Top-Buchmacher für die größten Bankiers gearbeitet, die sich auf hohe Wettsummen spezialisiert hatten.

Es schien eine Art stille Übereinkunft darüber zu geben, daß diese Schwarzen und die knallharten schwarzen Polizisten nie aufeinanderstießen. Beide Seiten wußten wohl, daß ansonsten irgendwer dabei draufgehen würde. Es gab ein paar brutale schwarze Polizisten in Harlem. Die *Vier Reiter*, die in der Gegend um Sugar Hill im Einsatz waren - ich kann mich noch daran erinnern, daß der schlimmste von ihnen Sommersprossen hatte -, das war ein hartes Quartett. Der größte, schwärzeste und brutalste Bulle von allen in Harlem war der Westindier Brisbane. Wenn er in der 125. Straße um die Seventh Avenue Streife lief, wechselten die Schwarzen auf die andere Straßenseite, um ihm nicht zu begegnen. Als ich im Gefängnis saß, erzählte mir jemand die Geschichte, daß Brisbane von einem verängstigten Jungen aus den Südstaaten erschossen worden war. Der Junge war noch nicht lange in Harlem gewesen und hatte nicht mitbekommen, was für ein übler Typ dieser Brisbane gewesen war.

Der merkwürdigste Zuhälter der Welt war "Cadillac" Drake. Er hatte eine schimmernde Glatze und sah aus wie eine Wassermelone; er nannte seinen riesigen Bauch den "Flittchen-Spielplatz". Für Cadillac arbeitete ein Dutzend der magersten, verhärmtesten schwarzen und weißen Straßenmädchen in ganz Harlem. Nachmittags in der Bar zogen ihn die Alten, die ihn lange genug kannten, damit auf, wie es nur möglich sei, daß Frauen mit einem solchen Aussehen überhaupt genug für ihren Lebensunterhalt anschaffen könnten - geschweige denn für seinen. Er stimmte dann lauthals brüllend in das Lachen der anderen mit ein, und ich höre ihn noch heute sagen: "Häßliche Frauen arbeiten halt schwerer."

Das vollständige Gegenstück zu Cadillac war der junge, glatte und unabhängig agierende "Sammy der Lude". Er besaß, wie ich schon sagte, die Fähigkeit, potentielle Prostituierte unter den Frauen alleine daran zu erkennen, wie sie sich beim Tanzen gaben. Im Laufe der Zeit wurden Sammy und ich die besten Freunde. Sammy, der aus Kentucky stammte, war ein ruhiger und besonnener Geschäftsmann in seinem Gewerbe - und sein Gewerbe waren Frauen. Genau wie Cadillac ließ er sich seinen Lebensunterhalt von schwarzen und weißen Frauen finanzieren, nur mit dem Unterschied, daß Sammys Frauen, die ihn manchmal in Small's Bar aufsuchten, um Geld abzuliefern oder sich von ihm einen Drink spendieren zu lassen, zu den bestaussehendsten Prostituierten gehörten, die es überhaupt gab.

Eine seiner weißen Frauen, eine Blonde, die man "Alabama Peach" nannte, brachte mit ihrem südlichen Akzent alle in der Bar dazu, sich krumm zu lachen. Selbst die schwarzen Frauen, die das Lotto-Geschäft um Small's herum kontrollierten, mochten sie gut leiden. Was viele Schwarze am meisten zum Lachen brachte, war die Art, wie Alabama Peach das Wort "Nigger" nach Art der Südstaatler dreisilbig aussprach. Das hörte sich dann ungefähr so an: "Ich liebe Ni-ah-gahs." Spendierte man ihr ein paar Drinks, erzählte sie einem in zwei Minuten ihre ganze Lebensgeschichte. Wie sie in irgendeinem gottverdammten kleinen Städtchen in Alabama aufgewachsen war, und daß sie als erstes bewußt mitbekommen hatte, daß sie "Nigger hassen" sollte. Und dann hörte sie bereits in der Grundschule, wie die Älteren miteinander flüsterten, daß "Nigger" sexuelle Giganten und Athleten seien, so daß in ihr allmählich der Wunsch wuchs, einen auszuprobieren. Als ihre Eltern schließlich einmal fort waren, drohte sie einem der schwarzen Bediensteten ihres Vaters, sie würde ihn als Vergewaltiger anschwärzen, wenn er sie nicht nähme. Ihm blieb keine andere Wahl, wollte er nicht die Arbeit verlieren. Von da an, bis sie die High School beendete, gelang es ihr noch mehrmals, mit anderen Schwarzen zu schlafen. Irgendwie schaffte sie es auch, nach New York zu kommen, und dort steuerte sie gleich Harlem an. Später erzählte mir Sammy, wie er sie im Savoy Ballroom aufgespürt hatte. Er hatte sie nicht beim Tanzen gesehen, sondern einfach wie

sie da am Rand stand und zusah, aber gleich gewußt, was mit ihr los war. Sie sei auf den Geschmack gekommen und wolle nur noch Schwarze, je häufiger, desto besser, sagte Sammy. Auf Weiße stehe sie nicht mehr. Ich habe mich manchmal gefragt, was aus ihr geworden ist.

Es gab auch einen großen, dicken Zuhälter, den wir "Dollarbill" nannten. Er liebte es, überall mit seinem großen "*Kansas-City-Roll*" genannten Geldscheinbündel herumzuprahlen. Diese Rolle bestand aus ungefähr fünfzig Eindollarnoten, unten drunter ein Zwanzigdollarschein und ein einziger Hundertdollarschein oben drauf. Wir haben uns immer gefragt, was er machen würde, wenn ihm je sein Hundertdollardeckblatt geklaut würde.

Einer, der ihm auch noch mit einer Binde vor den Augen die ganze Rolle hätte aus der Tasche ziehen können, war der komische alte "Fewclothes", dessen abgetragene Klamotten seinem Namen alle Ehre machten. Seinerzeit in den Zwanziger Jahren, als die Weißen jede Nacht nach Harlem strömten, war er einer der begabtesten Taschendiebe in ganz Harlem gewesen. Doch während der Depression hatte ihn eine schwere rheumatische Erkrankung der Hände heimgesucht. Seine Fingergelenke waren danach so verknotet und verzogen, daß es den Leuten beim reinen Anblick schon schlecht wurde. Egal ob Regen, Hagel oder Schnee - jeden Abend gegen achtzehn Uhr betrat er Small's und begann, Geschichten aus den guten alten Tagen zu erzählen. Und es gehörte zu den täglichen Ritualen, daß der eine oder andere Stammgast die Leute am Tresen anwies, ihn mit Drinks zu versorgen, und mir bedeutete, ich solle ihm etwas zu essen bringen.

Mit meinem Herzen bin ich noch einmal bei allen, die an jenen Nachmittagen an dem Schauspiel mit Fewclothes teilnahmen. Man muß ihn gesehen haben, wie er, angenehm "angesäuselt" von den Drinks, würdevoll - ohne Betteln, von niemand Almosen erwartend - seinen Platz am Eßtisch einnahm, die Serviette sorgfältig auf dem Schoß ausbreitete und ebenso sorgfältig die Speisekarte studierte, die ich ihm reichte. Dann gab er seine Bestellung auf. In der Küche sagte ich Bescheid, daß die Bestellung für Fewclothes war, und er bekam die Leckerbissen des Hauses. Ich servierte ihm sein Essen, als hätte ich es mit einem Millionär zu tun.

Seitdem habe ich oft darüber nachgedacht, was sich eigentlich dort abgespielt hat. Einerseits hockten wir alle, ohne es zu wissen, dort zusammen, um einander in der Suche nach Wärme, Geborgenheit und Trost Verbundenheit zu dokumentieren. Wir alle, die wir vielleicht das Zeug zu Weltraumforschern, Krebsspezialisten oder Industriekapitänen gehabt hätten, waren ja stattdessen zu schwarzen Opfern des Gesellschaftssystems der weißen Amerikaner geworden. Andererseits hatte Fewclothes' Tragödie als einstigem Meistertaschendieb ihn zu einem Symbol der "göttlichen Gnade" für die anderen alten Ganoven gemacht. Für die Wölfe, die immer noch gelegentlich auf Hasenjagd gingen, war es

wichtig zu sehen, daß ein alter Wolf, der seine Reißzähne verloren hatte, trotzdem nicht verhungern mußte.

Dann gab es da noch den Einbrecher "Jumpsteady". In den Ghettos, die der Weiße für uns errichtet hat, hat er uns dazu verdammt, nicht nach Höherem zu streben, sondern das tägliche Leben als *Überleben* zu sehen, und in einer solchen *Gemeinschaft* ist es gerade der Kampf ums Überleben, dem mit Respekt begegnet wird. In einer Kneipe, die hauptsächlich von Weißen besucht wird, wäre es unvorstellbar, daß ein bekannter Einbrecher und Klettermaxe zu den beliebtesten Stammgästen gehört. Wenn sich aber Jumpsteady einige Tage lang nicht blicken ließ, begannen wir alle schon nach ihm zu fragen.

Man sagte, Jumpsteady sei zu seinem Namen gekommen, weil er bei seinen Einbrüchen in den Wohnvierteln der Weißen in der Innenstadt stets von Dach zu Dach sprang. Er tat das mit einer solchen Ruhe und Sicherheit, daß er auf Zehenspitzen noch auf den schmalsten Fensterbänken entlangbalancieren konnte. Ein Absturz hätte seinen sicheren Tod zur Folge gehabt. Er stieg durchs Fenster in die Wohnungen ein, und man erzählte sich über ihn, daß er so kaltschnäuzig war, Einbrüche zu machen, während sich die Leute im Nebenzimmer befanden. Später hörte ich, daß sich Jumpsteady während seiner Arbeit immer mit Dope in Hochform brachte. Ich lernte einige Dinge von ihm, die ich dann später anwenden konnte, als ich gezwungenermaßen meinen eigenen Einbrecherring unterhielt.

Ich sollte noch einmal darauf hinweisen, daß Small's Paradise kein Tummelplatz für Kriminelle war. Ich verharre nur so lange bei den Hustlern, weil mich ihre Welt so faszinierte. In Wirklichkeit gehörte Small's Bar für die Leute, die das Nachtleben genießen wollten, zu den wohlanständigsten Kneipen. Sogar die New Yorker Polizei empfahl Weißen, die nach einem "sicheren" Lokal in Harlem suchten, einen Besuch bei Small's .

Mein erstes Zimmer nach meiner Kündigung bei der Eisenbahn (halb Harlem wohnte zur Untermiete) lag im 800er Block der St. Nicholas Avenue. In den vielen Zimmern dieses Mietshauses konnte man einfach alles bekommen - gestohlene Pelzmäntel, einen guten Fotoapparat, gutes Parfüm, Waffen; von heißen Frauen über heiße Autos bis zu heißen Diamanten gab es alles zu kaufen. Ich war einer der wenigen Männer in diesem Logierhaus. Das war noch während des Krieges, als man das Radio nicht einschalten konnte, ohne etwas über Guadalcanal oder Nordafrika zu hören. Die meisten Mieterinnen waren Prostituierte, einige wenige hatten auch andere Jobs - Ladendiebinnen, Buchmacherinnen oder Dealerinnen -, und nach meiner Schätzung nahmen alle im Haus irgendwelche Drogen. Damit will ich nichts Schlechtes über dieses Haus sagen, denn alle Leute in Harlem waren mehr oder weniger darauf angewiesen, Geschäfte nebenbei zu machen, um zu überleben. Jeder war auf irgendeine Art

high, um das zu vergessen, was man tun *mußte*, um in diesem Überlebenskampf zu bestehen.

In diesem Haus erfuhr ich mehr über Frauen als an irgendeinem anderen Ort in meinem Leben. Die Prostituierten klärten mich über Dinge auf, die jede Ehefrau und jeder Ehemann wissen sollte. Mißtrauisch wurde ich später eher durch Erfahrungen mit Frauen, die eben keine Prostituierten waren. Unter den Huren schien es eine höhere Ethik und Schwesternsolidarität zu geben als unter den feinen Damen, die zwar ständig zur Kirche rennen, aber viel öfter mit Männern nur so zum Vergnügen schlafen, als es die Prostituierten für Geld tun. Ich beziehe mich hier auf weiße und schwarze Frauen. Viele der schwarzen Frauen eiferten nämlich damals den weißen Frauen nach, deren Männer irgendwo in Übersee kämpften, während sie es zu Hause mit anderen Männern trieben und ihre Liebhaber sogar noch mit dem Sold der Ehemänner aushielten. Nicht eben wenige Frauen spielten zu Hause ihre Rolle als Mütter oder Ehefrauen, gingen aber gleichzeitig mit demselben geschäftigen Elan auf Männerjagd wie die Prostituierten - obwohl sie Mann und Kinder hier in der Stadt hatten.

Meine ersten Lektionen in der Kloakenmoral des weißen Mannes erhielt ich aus der besten aller möglichen Quellen - von den Frauen der Weißen. Und als ich dann später immer tiefer und tiefer sank, sah ich die Moral des weißen Mannes mit eigenen Augen. Ich habe sogar meinen Lebensunterhalt damit verdient, den Weißen ihre krankhaften Wünsche zu erfüllen.

Ich war noch jung, arbeitete in dieser Bar und kümmerte mich nicht weiter um die Prostituierten. Vermutlich war ich für sie in gewisser Hinsicht sowas wie ein kleiner Bruder. Wenn sie nichts zu tun hatten, kamen manche in mein Zimmer, wir rauchten einen Joint und quatschten miteinander. Das war meistens früh morgens, nachdem der Hochbetrieb bei ihnen vorbei war - aber davon möchte ich mehr erzählen.

Daß man die ganze Nacht hindurch weiße und schwarze Männer kommen und gehen sah, konnte man nicht anders erwarten in einem Haus, in dem Prostituierte ihrer Arbeit nachgingen. Was mich jedoch erstaunte, war das Gedränge, daß sich zwischen sechs und sieben Uhr dreissig in der Früh im Treppenhaus abspielte und dann schnell wieder abflaute, so daß ich schon um neun Uhr oft wieder der einzige Mann im ganzen Haus war.

Diese frühen Besucher waren allesamt Ehemänner, die morgens zeitig genug losgefahren waren, um vor der Arbeit noch rasch in der St. Nicholas Avenue vorbeizuschauen. Es waren natürlich nicht jeden Tag dieselben, aber immerhin genug, daß es zu diesem Gedränge kam. Darunter waren weiße Männer, die den ganzen Weg herauf von der Innenstadt mit dem Taxi gefahren waren.

Für diesen allmorgendlichen Hochbetrieb waren herrschsüchtige, herumnörgelnde und anspruchsvolle Ehefrauen verantwortlich, die ihre Ehemänner psychisch kastriert hatten. Die Streitsucht ihrer Frauen und die dauernde Anspan-

nung hatten diese Ehemänner dazu gebracht, keine Befriedigung mehr in ihrem Dasein zu finden. Um sich dieser spannungsgeladenen Atmosphäre und dem Spott der eigenen Frau zu entziehen, waren diese Männer morgens so früh aufgestanden und zu einer Prostituierten gefahren.

Für die Huren gehörte es zum Geschäft, das Verhalten der Männer genau zu studieren. Nach ihren Erkenntnissen stiegen die meisten Männer nach Abschluß ihrer Sturm- und Drangphase nur deshalb mit einer Frau ins Bett, weil sie ihr eigenes Selbstwertgefühl stärken wollten. Da viele Frauen das nicht verstehen, zerstören sie das Selbstwertgefühl ihrer Männer. Egal wie wenig Männlichkeit er auch aufbieten kann, Prostituierte geben ihm für eine kurze Zeit das Gefühl, der großartigste Kerl der Welt zu sein. Das war schon das ganze Geheimnis ihrer guten morgendlichen Geschäfte. Viele Frauen könnten ihre Ehemänner halten, wenn sie deren großes Verlangen begreifen würden, *Mann zu sein.*

Die Prostituierten erzählten mir alles. Komische kleine Geschichten, die von den unterschiedlichen Bettgewohnheiten der weißen und schwarzen Männer handelten. Und den Perversitäten! Ich dachte, ich hätte in dieser Beziehung schon alles mitbekommen, bis ich später als Schlepper die weißen Freier der Erfüllung ihrer Wünsche zuführte. Im Haus lachten alle über den kleinen Italiener, dem sie den Spitznamen "10-Dollar-die-Minute-Mann" gaben. Buchstäblich jeden Mittag kam er von seinem kleinen Souterrain-Restaurant in der Nähe des Poloplatzes herüber; der Witz war, daß es bei ihm nie länger als zwei Minuten dauerte ... doch seine zwanzig Dollar zahlte er immer.

Nach Meinung der Prostituierten ließen sich die meisten Männer zu viel gefallen. Die Huren hörten sich Tag für Tag die Klagen der Ehemänner über die ewige Meckerei ihrer Ehefrauen an, daß sie doch für sie sorgten und ihnen alles gäben. Nach Ansicht der Prostituierten müßten die Männer sich das zu eigen machen, was für die Zuhälter ausgemachte Sache war: Ein Mann sollte seine Frau hin und wieder verwöhnen, um sie seiner Zuneigung zu versichern. Darüberhinaus sollte er ihr gegenüber aber mit Bestimmtheit auftreten. Diese verrufenen Frauen jedenfalls behaupteten, daß diese Methode bei *ihnen* funktioniere. Alle Frauen seien von Natur aus zerbrechlich und schwach, sie fühlten sich zum Mann hingezogen, weil sie in ihm Stärke sähen.

Ab und zu kam Sophia von Boston nach New York, um mich zu besuchen. Ihr Aussehen verlieh mir selbst unter den Schwarzen Harlems ein gewisses Prestige, weil sie so waren wie die meisten Schwarzen überall. Genau deshalb verdienten die weißen Prostituierten ja auch so viel Geld. Es stimmt leider, was die weißen Rassisten sagen: Egal, ob in Lansing, Boston oder New York, wenn ein weißes Mädchen in der Nähe eines durchschnittlichen Schwarzen auftaucht, so reagiert er prompt darauf. Die Augen des Weißen beginnen zwar auch beim

Anblick einer schwarzen Frau zu leuchten, aber er ist clever genug, es zu verbergen.

Sophia kam meist am späten Nachmittag mit dem Zug an. Sie kam dann bei Small's rein, ich machte sie mit allen bekannt, und sie blieb, bis ich Feierabend hatte. Es gefiel ihr nicht, daß ich mit Huren unter einem Dach wohnte. Nachdem ich sie aber mit einigen von ihnen bekannt gemacht hatte und sie miteinander ins Gespräch gekommen waren, änderte sie ihre Meinung und fand die Prostituierten großartig. Sie erzählten Sophia, daß sie ihretwegen aufpassen würden, daß ich ihr treu bliebe.

Abends gingen wir in die Bar des Braddock Hotels, wo mich einige der Musiker wie einen alten Freund begrüßten: "Hey, Red, wen hast du uns denn da mitgebracht?" Sie machten ein großes Ding aus Sophias Erscheinen, und es war überhaupt nicht daran zu denken, daß wir selber für unsere Drinks bezahlten. Niemand auf der ganzen Welt war so verrückt nach weißen Frauen wie diese Musiker. Die Leute im Show-Geschäft machten sich eben weniger aus gesellschaftlichen Tabus und Rassenschranken.

Weiße Rassisten würden niemals zugeben, daß die Sache umgekehrt genauso läuft. Spät nachts kreuzten Sophia und ich immer noch in Lokalen und Bars auf, die bis in die frühen Morgenstunden geöffnet hatten. Wenn die Nachtklubs in Manhattan schon zu waren, wimmelte es in den Harlemer Lokalen nur so von Weißen. Die Weißen waren verrückt nach der "Atmosphäre" unter Schwarzen, besonders nach einigen Läden, die das hatten, was man die "Seele" der Schwarzen nennen könnte. Wir redeten manchmal über Weiße, die scheinbar nicht genug davon kriegen konnten, in unserer Nähe zu sein, unter uns zu sein - in Gruppen. Sowohl weiße Männer als auch weiße Frauen schienen durch die Gegenwart von Schwarzen wie hypnotisiert zu sein.

An einen besonders eigenartigen Fall kann ich mich noch gut erinnern. Es ging um ein weißes Mädchen, das nicht eine Nacht im Savoy Ballroom ausließ. Mein Freund Sammy war von ihr geradezu fasziniert; er hatte ihr schon mehrfach zugeschaut. Sie tanzte nur mit Schwarzen und schien dabei wie in einen Trancezustand versetzt zu sein. Forderte sie ein Weißer zum Tanzen auf, lehnte sie ab. Früh morgens schließlich, kurz bevor das Savoy schloß, ließ sie sich von einem Schwarzen zur U-Bahn bringen. Das war alles. Sie verriet niemandem ihren Namen, und niemand hatte die leiseste Ahnung, aus welcher Gegend sie stammte.

Ich will noch von einem anderen merkwürdigen Fall erzählen, der ganz anders ausging und mir etwas klarmachte, was ich später noch tausendfach auf andere Weise erfahren mußte. Es handelt sich um meine früheste Lektion darin, wie sich bei den meisten weißen Männern - egal, was sie dir sonst erzählen - der Magen umdreht, wenn sie sehen, daß ein Schwarzer mit einer weißen Frau allzu engen Umgang pflegt.

Ein paar Weiße in der Gegend von Harlem, junge Typen, die wir "*Hippies*" nannten, gaben und kleideten sich wie Schwarze und versuchten uns noch zu übertreffen. Der, von dem ich hier erzählen will, quatschte noch mehr im Hipster-Slang herum, als wir es taten. Er hätte mit jedem eine Schlägerei angefangen, der ihm unterstellt hätte, er mache auch nur den geringsten Unterschied zwischen den Rassen. Die Musiker vom Braddock Hotel hatten alle Mühe, nicht auf Schritt und Tritt über ihn zu stolpern. Jedes Mal, wenn er mir über den Weg lief, hieß es: "He, Alter! Sollen wir uns einen in die Birne knallen?" Sammy konnte ihn überhaupt nicht ausstehen, aber dieser Typ lief einem pausenlos vor die Füße. Er trug sogar einen verwegenen Zoot Suit, schmierte sich Pomade ins Haar, damit es wie ein Conk aussah, trug die modischen Schuhe mit Knopfspitzen und die lange, baumelnde Kette - einfach alles. Aber nicht nur, daß er sich dauernd mit schwarzen Frauen sehen ließ, er hauste sogar mit *zwei* von ihnen im selben kleinen Apartment. Ich war mir zwar nie sicher, wie sie das Ding geregelt kriegten, konnte es mir aber ungefähr vorstellen.

Eines Morgens zwischen drei und vier Uhr früh stießen wir also auf diesen weißen Jungen in Creole Bills Speakeasy-Kneipe. Er war high von Marihuana und in dem Zustand, in dem man die Welt ganz locker sieht. Ich stellte ihm Sophia vor und ging weg, um mit jemandem zu reden. Als ich zurückkehrte, sah ich Sophia an, daß etwas war - sie sprach jedoch erst darüber, als wir das Lokal verlassen hatten. Er hatte sie gefragt: "Warum vergeudet sich ein weißes Mädchen wie du an einen Nigger?"

Creole Bill - wie unschwer zu vermuten ist, stammte er aus New Orleans - wurde ebenfalls einer meiner besten Freunde. Wenn wir bei Small's Feierabend hatten, fuhr ich mit Weißen, bei denen das Geld locker saß und die noch einen trinken wollten, zu Creole Bills Speakeasy-Kneipe. Das waren meine ersten Erfahrungen als Schlepper. Das Lokal war eigentlich Creole Bills Wohnung. Ich glaube, er hatte eine Zwischenwand herausgenommen, um das Wohnzimmer zu vergrößern. Aber die Atmosphäre und das Essen machten diesen Raum zu einem der besten "*soul spots*" des Harlemer Nachtlebens.

Von einem Plattenspieler erklang die passende leise Musik. Es gab alle möglichen Drinks, und Bill bot Portionen seiner köstlichen, stark gewürzten kreolischen Gerichte, wie zum Beispiel *Gumbo* und *Jambalaya*, an. Bills Freundin, eine wunderschöne Schwarze, bediente die Gäste. Bill nannte sie "Brown Sugar", und irgendwann wurde sie schließlich von allen so genannt. Wenn mehrere Gäste auf einmal bedient werden sollten, rückte Bill gleich mit den Töpfen an, Brown Sugar brachte einen Stapel Teller, und Bill teilte direkt am Tisch riesige Portionen aus. Dann nahm er sich auch selber noch etwas und setzte sich dazu. Ihm beim Essen zuzusehen war ein reines Vergnügen, weil ihm anzumerken war, wie sehr er sein eigenes Essen liebte; und es *war* einfach gut.

Bill konnte Reis kochen wie die Chinesen - ich meine so locker, jedes Korn für sich. Doch habe ich nie erlebt, daß Chinesen aus Meeresfrüchten und Bohnen etwas Vergleichbares zaubern konnten, wie es Bill gelang.

Bill verdiente so viel Geld mit seiner illegalen Kneipe, daß er ein später berühmt gewordenes kreolisches Restaurant in Harlem eröffnen konnte. Er war ein begeisterter Baseball-Anhänger. Überall an den Wänden seines Restaurants hingen die signierten Fotos berühmter Baseball-Spieler. Es gab auch Fotos berühmter Politiker und Showstars, die mit Freunden bei ihm gegessen hatten. Ich frage mich manchmal, was wohl aus Creole Bill geworden ist. Sein Restaurant ist verkauft worden, und seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Ich muß unbedingt einige der Alten in der Seventh Avenue danach fragen, die wissen es bestimmt.

Als ich Sophia eines Tages in Boston anrief, sagte sie, sie könne sich erst am nächsten Wochenende frei machen. Sie hatte soeben einen gutbetuchten Weißen aus Boston geheiratet. Er diente beim Militär, war gerade auf Heimaturlaub zu Hause gewesen und nun wieder zu seiner Einheit zurückgekehrt. Sie sagte, das solle nichts an unserer Beziehung zueinander ändern. Ich sagte ihr, mir mache es nichts aus. Natürlich hatte ich Sophia bereits meinem Freund Sammy vorgestellt, und wir waren auch schon einige Male zusammen ausgegangen. Und Sammy und ich hatten schon öfter gründlich miteinander über die Psychologie des Verhältnisses von schwarzen Männern zu weißen Frauen diskutiert. Sammy verdanke ich es, daß ich schon auf Sophias Heirat vorbereitet war.

Sammy meinte, weiße Frauen seien sehr praktisch veranlagt. Er habe sich schon mit vielen unterhalten, und sie hätten ihm ihre Empfindungen mitgeteilt. Ihrer Ansicht nach hat der schwarze Mann keine Chancen, er werde vom weißen Mann unterdrückt, mit Füßen getreten, und es gebe für ihn überhaupt keine Möglichkeit, etwas zu erreichen. Die weiße Frau wolle es bequem haben, sie wolle die Gunst von ihresgleichen genießen, wolle aber auch ihr Vergnügen haben. So heirate manche von ihnen einen Weißen aus Gründen der Zweckmäßigkeit und wegen der Sicherheit, hielte aber gleichzeitig ihre Beziehung zu einem Schwarzen aufrecht. Sie müsse nicht notwendigerweise in den Schwarzen verliebt sein, vielmehr gehe es um die Begierde - besonders das Vernarrtsein in die "tabuisierte" Begierde.

Für einen Weißen war es nicht ungewöhnlich, zehn-, zwanzig-, dreißig-, vierzig- oder gar fünfzigtausend Dollar im Jahr zu verdienen. Ein Schwarzer hingegen, der in der Welt des weißen Mannes fünftausend Dollar verdiente, war schon die absolute Ausnahme. Wenn eine weiße Frau also mit einem Schwarzen zusammen war, dann nur aus einem von zwei Gründen. Entweder war sie völlig außer sich vor Liebe, oder es handelte sich um reine Begierde.

Als ich schon so lange in Harlem war, daß der Eindruck entstehen konnte, ich würde auf Dauer bleiben, erhielt ich einen Spitznamen, durch den ich mich

problemlos von zwei anderen "Reds" unterscheiden sollte, die ebenfalls rote Conks trugen und in Harlem recht bekannt waren. Ich hatte sie beide schon mal getroffen, und es sollte später noch zu einer Zusammenarbeit mit ihnen kommen. "St. Louis Red", einer der beiden, war ein Profi für bewaffneten Raub. Als ich ins Gefängnis kam, saß er gerade eine Strafe dafür ab, daß er den Kellner im Zug zwischen New York und Philadelphia überfallen hatte. Er kam schließlich frei, sitzt aber, wie ich höre, wieder wegen eines Juwelenraubs in New York im Knast.

Der andere hieß "Chicago Red". Wir freundeten uns in einer Speakeasy-Kneipe an, in der ich später als Kellner arbeitete. Chicago Red war der komischste Tellerwäscher der Welt. Heute verdient er sein Geld damit, daß er als landesweit bekannter Komiker in Shows und Nachtklubs auftritt. Ich denke nicht, daß der alte Chicago Red etwas dagegen hat, wenn ich erwähne, daß er sich inzwischen Redd Foxx nennt.

Auf jeden Fall dauerte es nicht lange, bis auch ich meinen Spitznamen weg hatte. Wann genau das war, weiß ich nicht mehr. Aber die Leute, die ja wußten, daß ich aus Michigan kam, fragten mich immer wieder, aus welcher Stadt ich käme. Und da die meisten New Yorker noch nie von der Stadt Lansing gehört hatten, sagte ich einfach immer, ich käme aus Detroit. Nach und nach wurde ich also immer häufiger "Detroit Red" genannt - und wurde den Namen nicht mehr los.

Eines Nachmittags im Jahre 1943, so gegen sechs Uhr, als die üblichen Stammgäste noch nicht erschienen waren, saß ein einsamer schwarzer Soldat an einem meiner Tische und trank still vor sich hin. Mehr als eine Stunde muß er so dagesessen haben. Er sah dumm und erbärmlich aus, als wäre er gerade aus den tiefsten Südstaaten angekommen. Beim vierten oder fünften Drink, den ich ihm an den Tisch brachte, beugte ich mich zu ihm herunter, wischte noch einmal mit dem Tuch den Tisch ab und fragte ihn, ob er eine Frau suche.

Ich hätte es besser wissen müssen. Nicht nur in Small's Paradise Bar, sondern in jedem Lokal, das im Geschäft bleiben wollte, galt das ungeschriebene Gesetz, daß man nichts unternahm, was als eine "Gefährdung der Moral" der Soldaten hätte interpretiert werden können, und daß man sie auch nicht auf irgendeine betrügerische Art ausnahm. Dutzende von Lokalen hatten durch das Ignorieren dieser Vorsichtsmaßnahmen ziemlichen Ärger bekommen. Einige waren für Soldaten gesperrt worden, anderen war von der Stadt- oder der Landesverwaltung die Lizenz entzogen worden.

Ich hatte mit meiner Frage einem Militärspitzel direkt in die Hände gespielt. In der Tat sei er auf der Suche nach einer Frau. Er gab sich so dankbar und sprach sogar mit einem extremen Südstaatenakzent. Also gab ich ihm die Telefonnum-

mer einer meiner besten Freundinnen unter den Prostituierten, bei denen ich im Haus wohnte.

Doch ich spürte, daß da etwas faul war. Ich ließ dem Soldaten eine halbe Stunde Zeit - spätestens bis dahin hätte er ankommen müssen. Dann rief ich dort an. Die Antwort, die ich erhielt, hatte ich befürchtet - es war kein Soldat dagewesen.

Ich kehrte nicht einmal in die Bar zurück, sondern ging gleich zu Charlie Small ins Büro. "Ich habe gerade etwas angestellt, Charlie", sagte ich, "ich kann noch nicht einmal sagen, warum...", und dann erzählte ich es ihm. Charlie schaute mich an. "Ich wünschte, du hättest das nicht getan, Red." Es war klar, was er damit meinte.

Als Joe Baker, der westindische Zivile, erschien, wartete ich bereits auf ihn. Ohne ihm irgendwelche Fragen zu stellen, ging ich mit. Als wir im Revier in der 135. Straße eintrafen, wimmelte es von uniformierten Polizisten und Militärpolizisten, die festgenommene Soldaten im Schlepp hatten. Einige Kripobeamte, die wie Joe Baker gelegentlich bei Small's reinschauten, erkannten mich.

Zwei Dinge sprachen zu meinen Gunsten. Erstens hatte ich bisher noch nie Ärger mit der Polizei gehabt. Zweitens hatte ich, als der schwarze Spitzel versuchte, mir ein Trinkgeld zu geben, das mit der Bemerkung abgelehnt, ich wolle ihm nur einen Gefallen tun. Sie müssen sich einig gewesen sein, daß Joe Baker mir nur ein bißchen Angst machen sollte.

Ich hatte aber von den ganzen Vorgängen keine Ahnung, deshalb begriff ich noch nicht einmal, was es bedeutete, als ich nicht an das Pult geführt wurde, an dem sie einem normalerweise den Verhaftungsgrund eröffnen und die Personalien feststellen. Joe Baker führte mich nur zurück in einen weiter hinten gelegenen kleinen Raum des Reviers. Dort konnten wir hören, wie jemand im Nebenraum verprügelt wurde. *Klatsch! Klatsch!* Er schrie: "Bitte! Bitte, schlagt mich nicht ins Gesicht, ich verdiene mein Geld damit!" Es konnte sich nur um einen Zuhälter handeln. *Klatsch! Klatsch!* - "Bitte, nicht! Bitte!" (Nicht sehr viel später hörte ich, daß Joe Baker drüben in New Jersey in eine Falle gegangen war, als er einen schwarzen Zuhälter und seine weiße Hure erpressen wollte. Er wurde aus dem Dienst der New Yorker Polizei entlassen, in New Jersey verurteilt und wanderte ins Gefängnis.)

Bitterer noch als meine Entlassung bei Small's war das Hausverbot, das gegen mich ausgesprochen worden war. Ich konnte es jedoch verstehen. Auch wenn ich nicht gerade das war, was man "heiß" nannte, so stand ich doch unter Beobachtung - und die Gebrüder Small mußten ihr Geschäft schützen.

Sammy erwies sich als wahrer Freund in der Not. Er ließ mir über ein paar Ecken mitteilen, ich solle mich bei ihm zu Hause blicken lassen. Ich war noch nie dort gewesen. Seine Wohnung kam mir vor wie ein kleiner Palast - seine Frauen ermöglichten ihm ein tolles Leben. Während wir uns darüber unterhiel-

ten, in was für ein Geschäft ich einsteigen sollte, gab Sammy mir etwas von dem besten Marihuana, das ich je geraucht habe.

Mehrere Kontrolleure beim illegalen Lotto, die als Stammkunden bei Small's ein und aus gingen, hatten mir angeboten, als Buchmacher für sie zu arbeiten. Das hätte aber bedeutet, daß ich erst nach dem Aufbau eines eigenen Kundenstamms richtig verdient hätte. Die Zuhälterei, wie Sammy sie betrieb, kam für mich auch nicht in Frage. Ich spürte, daß ich keinerlei Talent in dieser Richtung hatte und daß ich bereits lange verhungert wäre, bevor es mir gelungen wäre, Prostituierte zu rekrutieren.

Mit Reefers zu dealen schien für mich das Beste zu sein; darüber wurden Sammy und ich bald einig. Es war ein relativ einfaches Geschäft für einen Einzelgänger, das nicht sehr viel Einsatz erforderte und bei dem ich sofort Geld verdienen konnte. Wenn man ein bißchen Grips im Kopf hatte, brauchte man keine besondere Erfahrung, besonders wenn man ein bißchen Menschenkenntnis besaß.

Sammy und ich kannten beide ein paar Matrosen der Handelsmarine und noch ein paar andere Typen, bei denen man loses Marihuana kaufen konnte. Den besten kontinuierlichen Absatz hoffte ich unter den Musikern zu haben, von denen ich so viele persönlich kannte. Außerdem nahmen die Musiker auch noch am ehesten die stärkeren Drogen, falls ich später noch dazu übergehen wollte, auch diese anzubieten. Das war zwar riskanter, brachte aber auch mehr Geld. Beim Handel mit Heroin und Kokain konnte man hundert Dollar am Tag verdienen; man brauchte jedoch gute Kenntnisse über die Agenten vom Rauschgiftdezernat, wenn man in dem Geschäft so lange bestehen wollte, bis es auch genügend abwerfen würde.

Ich war nun schon lange genug in der Szene, um die meisten Streifenbullen und Zivilen entweder zu kennen oder sie instinktiv zu riechen. Das traf allerdings überhaupt nicht auf die Leute vom Rauschgiftdezernat zu. Unter den gestandenen Ganoven, die zur Stammkundschaft bei Small's gehörten, hatte ich schon einige potentiell nützliche Kontakte. Das war wichtig; denn zu wissen, wo man Hilfe bekommen konnte, war ebenso ein wesentliches Erfolgsgeheimnis im Leben eines Hustlers wie Kontakte in der Art, wie ich sie zu Sammy hatte, der dafür sorgen konnte, daß ich an das Marihuana herankam. Die erwähnte Hilfestellung hätte auch von Polizisten und Kripobeamten kommen können, selbst von höheren Chargen dort. Aber zu jenem Zeitpunkt war ich noch nicht so weit. Also gab Sammy mir einen Vorschuß. Zwanzig Dollar waren es, glaube ich.

Noch am selben Abend klopfte ich an seine Tür, gab ihm sein Geld zurück und fragte, ob ich ihm etwas leihen solle. Ich war nachmittags gleich zu dem Lieferanten gelaufen, den er erwähnt hatte. Ich hatte nur eine kleine Menge Marihuana gekauft und noch das Papier besorgt, um die Zigaretten zu drehen.

Weil sie ja kaum größer als Streichhölzer waren, hatte ich so viele Sticks davon drehen können, daß ich, nachdem ich sie alle an die Musiker, die ich im Braddock Hotel kannte, verkauft hatte, Sammy seinen Vorschuß zurückzahlen und noch genug übrig behalten konnte, um im Geschäft zu bleiben. Und als die Musiker ihren Kumpel und Fan beim Geschäftemachen sahen, meinten sie: "He, Alter, du bist mein Mann!", "Irre, Red!"

In jeder Band rauchte mindestens die Hälfte der Musiker Reefers. Ich werde keine Namen nennen, denn sonst müßte ich einige der damals prominentesten und zum Teil auch heute noch bekannten Musiker anführen. Im Fall einer anderen berühmten Band rauchten sogar alle Musiker ohne Ausnahme Marihuana. Und noch ein Beispiel: Unzählige Musiker wüßten sofort, welcher berühmte Sänger gemeint ist, wenn ich den erwähne, der einen ausgehöhlten Hühnerschenkelknochen als Zigarettenspitze für seine Reefers benutzte. Er hatte das so oft getan, daß er nur ein brennendes Streichholz vor den Knochen halten und daran ziehen mußte, um einen, wie er es nannte, "Kontaktrausch" zu bekommen.

Ich investierte meinen Gewinn immer wieder neu, kaufte Rohstoffe auf Vorrat ein und verkaufte Reefers wie ein Verrückter. Ich schlief kaum noch, sondern war überall zur Stelle, wo sich Musiker trafen. In der Tasche hatte ich eine dicke Rolle Scheine. Täglich strich ich einen Gewinn von fünfzig bis sechzig Dollar ein. In jenen Tagen (wenn man es genau nimmt auch heute noch) war das für einen siebzehnjährigen Schwarzen ein Vermögen. Zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich das großartige Gefühl, *frei* zu sein! Plötzlich stand ich auf einer Stufe mit den anderen jungen Hustlern, die ich früher so bewundert hatte.

In dieser Zeit entdeckte ich mein Interesse am Film. Manchmal ging ich bis zu fünfmal am Tag ins Kino, entweder in Manhattan oder in Harlem. Am besten gefielen mir die starken Typen und die Action, zum Beispiel Humphrey Bogart in "Casablanca". Sehr gut gefiel mir auch das viele Tanzen und die Atmosphäre in Filmen wie "*Stormy Weather*" und "*Cabin in the Sky*". Nach dem Kino suchte ich meinen Kontaktmann auf, um neuen Stoff zu kaufen, drehte meine Sticks und begann bei Einbruch der Dunkelheit meine Runden zu drehen. Wenn jemand zehn Sticks kaufte, was schon fünf Dollar kostete, legte ich immer noch ein paar drauf. Und ich machte mich auch nie gleich nach dem Deal wieder aus dem Staub, da die meisten meiner Kunden auch meine Freunde waren. Oft kiffte ich auch gleich noch mit ihnen zusammen. Keiner meiner Abnehmer war je so zugedröhnt wie ich.

Da ich nun frei über mich selbst bestimmen konnte, folgte ich einer plötzlichen Regung und fuhr nach Boston. Selbstverständlich besuchte ich Ella. Ich gab ihr etwas Geld und sagte dazu, ich täte das aus Dank dafür, daß sie mir damals geholfen hatte, als ich aus Lansing zu ihr kam. Aber Ella war nicht mehr dieselbe wie damals. Sie hatte mir immer noch nicht verziehen, wie ich Laura

behandelt hatte. Wir erwähnten Laura aber beide mit keiner Silbe. Insgesamt verhielt Ella sich besser als damals, als ich nach New York gezogen war. Wir sprachen über die ganzen Veränderungen innerhalb der Familie. Wilfred hatte sich bei seiner Ausbildung derart gut angestellt, daß sie ihn gebeten hatten, als Dozent in Wilberforce zu bleiben. Und von Reginald hatte Ella auch eine Postkarte erhalten. Ihm war es gelungen, bei der Handelsmarine anzuheuern.

Von Shortys Wohnung aus rief ich Sophia an. Wir trafen uns kurze Zeit später bei Shorty, bevor er zur Arbeit ging. Ich wäre gerne mit ihr in einige der Klubs in Roxbury gegangen, aber Shorty hatte uns erzählt, daß die Bostoner Polizei den Krieg zum Vorwand nahm, um genau wie in New York gemischtrassige Paare zu belästigen. Sie hielten ihre Opfer an und unterzogen den Schwarzen meist einem peinlichen Verhör über seinen Status als Wehrpflichtiger. Natürlich mußten wir auch noch doppelt vorsichtig sein, da Sophia jetzt verheiratet war.

Nachdem Sophia mit dem Taxi nach Hause gefahren war, machte ich mich auf den Weg, um mir Shortys Band anzuhören. Ja, jetzt hatte er endlich seine eigene Band. Ihm war es gelungen, sich als wehrdienstuntauglich einstufen zu lassen. Das freute mich natürlich sehr, und ich hatte Lust, ihn spielen zu hören. Seine Band war - na ja, es ging so. Aber Shorty kam in Boston trotzdem gut zurecht und spielte in den kleineren Nachtklubs. In seine Wohnung zurückgekehrt, quatschten wir bis in die frühen Morgenstunden. "Homeboy, du bist einmalig", sagte Shorty immer wieder. Ich erzählte ihm von den verrückten Dingen, die ich in Harlem angestellt hatte, und von meinen neuen Freunden. Unter anderem erzählte ich ihm die Geschichte von Sammy dem Luden.

In seiner Geburtsstadt Paducah, im Bundesstaat Kentucky, hatte Sammy ein Mädchen geschwängert. Dessen Eltern hatten ihm das Leben so zur Hölle gemacht, daß er von dort wegging. Es verschlug ihn nach Harlem, wo er einen Job als Kellner in einem Restaurant annahm. Wenn nun eine Frau allein in den Laden kam, versuchte er herauszubekommen, ob sie wirklich alleinstehend war, also weder verheiratet noch mit jemandem zusammenlebte. Wenn das zutraf, dann fiel es dem feschen Sammy gewöhnlich nicht schwer, sich von ihr in deren Wohnung einladen zu lassen. Er bestand immer darauf, etwas für das gemeinsame Abendessen von einem naheliegenden Restaurant zu holen. Während er diese Besorgung erledigte, ließ er heimlich ihren Wohnungsschlüssel nachmachen. Später, wenn sie außer Haus war, kehrte er in die Wohnung zurück und räumte sämtliche Wertgegenstände ab. Der armen Geschädigten konnte Sammy dann in der Pose des Großzügigen mit einem Kredit unter die Arme greifen, damit sie wieder auf die Beine kam. Dies konnte der Beginn einer emotionalen und finanziellen Abhängigkeit sein, die Sammy dann zu hegen und zu pflegen wußte, um die Frau buchstäblich zu seiner Sklavin zu machen.

Es dauerte nicht allzu lange, bis die Beamten vom Rauschgiftdezernat in der Harlemer Szene erfuhren, daß ich Reefers verkaufte. Es kam dann gelegentlich vor, daß mir einer von ihnen folgte und mich überwachte. Viele Dealer landeten im Bau, weil sie sich mit den Beweismitteln am Körper erwischen ließen. Ich entwickelte einen Dreh, um dieser Gefahr zu entgehen. Das Gesetz besagte, daß man nur verhaftet werden könne, wenn man persönlich im "Besitz" des Stoffes war. Ausgehöhlte Schuhabsätze, präparierte Hutbänder und all diese Sachen waren für die Leute vom Rauschgiftdezernat Schnee von gestern.

Ich trug immer eine Jacke und hatte ein kleines Päckchen mit etwa fünfzig Sticks unter meiner Achselhöhle versteckt. Mit dem Arm preßte ich es fest gegen meinen Körper. Unterwegs hielt ich pausenlos die Augen offen. Wenn ich etwas Verdächtiges erspähte, wechselte ich rasch auf die andere Straßenseite, verschwand blitzschnell durch eine Tür oder bog um die Ecke und lockerte meinen Arm, so daß das Paket auf die Erde fallen konnte. Gewöhnlich war ich nachts zum Dealen unterwegs, und dann war es eher unwahrscheinlich, daß jemand den Trick bemerkte. Kam ich zu der Einschätzung, daß die Luft wieder rein war, kehrte ich zurück und hob mein Päckchen wieder auf.

Auf diese Weise ging mir zwar so mancher Stick verloren, aber zuweilen bekam ich auch mit, daß ich die von der Kripo hereingelegt hatte. Und vor allem: Auf diese Weise kam ich nie in die Verlegenheit, mir einen Gerichtssaal von innen ansehen zu müssen.

Eines Morgens jedoch kam ich auf mein Zimmer zurück und entdeckte Spuren einer Durchsuchung. Das konnte nur die Kripo gewesen sein. Ich hatte schon oft davon gehört, daß die Bullen, wenn sie keine echten Beweise finden konnten, selber welche an Stellen hinterließen, wo du sie nie entdecken würdest. Anschließend kehrten sie dann zu einer weiteren Hausdurchsuchung zurück, um die "Beweise" zu "finden". Ich mußte nicht zweimal überlegen, was angesagt war. Ich packte meine paar Habseligkeiten zusammen und verschwand, ohne mich noch einmal umzuschauen. Als ich mich das nächste Mal schlafen legte, hatte ich bereits ein anderes Zimmer bezogen.

Seit dieser Zeit trug ich immer eine kleine automatische Pistole vom Kaliber .25 bei mir. Ich hatte sie für eine Handvoll Reefers von einem Süchtigen bekommen, von dem ich wußte, daß er sie irgendwo gestohlen hatte. Ich trug sie immer hinten im Hosenbund. Irgendwer hatte mir erzählt, daß die Bullen einen beim normalen Filzen an dieser Stelle nicht abklopften. Und wenn ich nicht genau wußte, wen ich um mich hatte, hielt ich mich nie in einer Menschenmenge auf. Die Bullen von der Rauschgiftfahndung hatten die Angewohnheit, sich auf dich zu stürzen, dich zu "filzen" und dir dabei etwas unterzuschieben. Ich war überzeugt davon, daß ich gute Chancen hätte, einer solchen Situation zu entgehen, solange ich mich lediglich in offener Umgebung aufhalten und immer in Bewegung bleiben würde. Ich weiß nicht, was ich mir wirklich dabei

dachte, eine Pistole bei mir zu tragen. Aber ich vermute, daß ich entschlossen war, mich gegen eine Festnahme zu wehren, so gut ich konnte, falls irgend jemand versuchen sollte, mich in eine Falle zu locken.

Ich verkaufte weniger als früher, weil die notwendig gewordenen Vorsichtsmaßnahmen sehr viel Zeit kosteten. Bei den leisesten Alarmsignalen wechselte ich sofort das Zimmer. Niemand außer Sammy wußte, wo ich gerade wohnte. Schließlich kursierte das Gerücht, das Harlemer Rauschgiftdezernat habe mich auf eine Sonderliste gesetzt. Es geschah nun fast an jedem zweiten Tag, daß die Bullen mich irgendwo an einem belebten Ort anhielten, mir ihre Dienstmarken vor die Nase hielten und mich von Kopf bis Fuß filzten. Aber ich machte dann immer gleich ein großes Spektakel, so daß mich alle Umstehenden gut hören konnten. Ich rief laut, daß ich keinen Stoff bei mir hätte und sie mir bloß nicht irgendwas unterschieben sollten. Gerade das wurde durch mein Geschrei effektiv verhindert, denn die Leute in Harlem hatten sowieso keine besonders gute Meinung von den Gesetzeshütern. Die Bullen mußten darauf achten, die Menge nicht gegen sich aufzubringen und womöglich eine Auseinandersetzung zu provozieren. Die Spannung unter den Schwarzen nahm in Harlem gerade gewaltig zu. Es gärte, und man konnte den kommenden Zoff schon fast in der Luft riechen. Bis zu seinem Ausbruch sollte es auch nicht mehr lange dauern.

Die Verfolgung machte mir damals schwer zu schaffen. Ich mußte meine Sticks immer in der Nähe der Orte verstecken, an denen ich meine Deals abwickelte. Ich steckte fünf Stück in eine leere Zigarettenpackung und deponierte die leer aussehende Packung an einem Laternenpfahl oder hinter einer Mülltonne. Die Kunden mußten zuerst bezahlen, und dann verriet ich ihnen das Versteck. Doch meinen Stammkunden gefiel das nicht. Wie wollte man auch von einem bekannten Musiker erwarten, daß er hinter Mülltonnen herumwühlte? Also verlagerte ich mich mehr auf den Straßenhandel, auf die Leute, denen man schon ansah, daß sie high waren. Ich sammelte mehrere leere Blechdosen für Heftpflaster, um sie als tote Briefkästen zu benutzen. Das funktionierte ziemlich gut.

Aber die Bullen vom Rauschgiftdezernat im Zentrum von Harlem dachten sich einiges aus, um mir die Arbeit zu erschweren, so daß ich mir einen anderen Bezirk suchen mußte. Ich verzog mich in den unteren Teil Harlems, in die Nähe der 110. Straße. Hier gab es erheblich mehr Leute, die Reefers rauchten, allerdings von einer billigeren Sorte. Ich befand mich nun in der schlimmsten Gegend des Ghettos, hier lebten die Ärmsten der Armen, jene, die es in allen Ghettos gab und die sich permanent zudröhnten, um sich ihrer erbärmlichen Existenz nicht stellen zu müssen. Da unten hielt ich's aber auch nicht lange aus. Ich verlor einfach zu viel von meiner Ware. Einige Marihuana-Raucher, an die ich verkauft hatte, folgten mir wie hungrige Tiere, um meine Gewohnheiten auszubaldowern. Sie legten mich dann rein, indem sie plötzlich aus einer

Türnische hervorsprangen, um zu provozieren, daß ich mein Zeugs auf den Boden fallen ließ, und machten sich dann darüber her wie hungrige Hühner über den Mais. Wenn du im Ghetto zum Tier wirst, zum Aasgeier, so wie ich, dann betrittst du eine Welt, in der du auch nur noch mit Tieren und Geiern zu tun hast. Hier überleben wirklich nur die Stärksten.

Bald ertappte ich mich dabei, wie ich Leute um kleine Summen angehen mußte, mal Sammy, mal den einen oder anderen von den Musikern. Genug, um Ware zu kaufen, genug, um selbst kiffen zu können, und manchmal reichte es sogar noch für eine Mahlzeit.

Dann brachte mich Sammy auf eine Idee. "Red, du hast doch noch deinen alten Bahnausweis, oder?" Natürlich hatte ich den noch. Die Eisenbahngesellschaft hatte ihn nicht zurückgefordert. "Nun, warum benutzt du ihn nicht, um ein paar Touren zu machen, bis sich die Gemüter hier wieder beruhigt haben?" Er hatte vollkommen recht.

Ich fand heraus, daß die Zugschaffner - ja, selbst der härteste Südstaaten-*Cracker* - einen einfach in den Zug winkten, wenn man direkt auf sie zuging und ihnen den Bahnausweis in einer selbstverständlichen Art und ohne Unterwürfigkeit vorzeigte. Und wenn sie später ihre Runden machten, knipsten sie dir anstandslos eine Platzkarte, mit der du in jeden Ort fahren konntest, in dem der Zug planmäßig hielt.

Das brachte mich auf die Idee, die ganze Ostküste mit dem Zug zu bereisen, um Reefers an meine Musikerfreunde, die mit ihren Bands auf Tournee waren, zu verkaufen. Den Ausweis von der New Haven-Bahnlinie hatte ich bereits. Für ein paar andere Eisenbahngesellschaften arbeitete ich in der Folgezeit jeweils auch ein paar Wochen, bis ich alle benötigten Dienstausweise beisammen hatte.

In New York drehte und verpackte ich jeweils vor der Reise eine gewaltige Menge Sticks und versiegelte sie schließlich in Weckgläsern. Mit den Dienstausweisen klappte alles ganz perfekt. Wenn du den Schaffner davon überzeugen konntest, daß du ein Kollege warst, der in einer dringenden Familiensache nach Hause fuhr, tat er dir den Gefallen und ließ dich mitfahren, ohne sich weitere Gedanken zu machen. Die meisten Weißen trauen einem Schwarzen sowieso nicht genug Klugheit - oder Unverfrorenheit - zu, sie übers Ohr zu hauen.

So tauchte ich also plötzlich in den Städten auf, in denen meine Freunde gerade spielten. "Red!" begrüßten sie voller Freude ihren alten Freund von zu Hause. Draußen in der Pampa war ich für sie jemand vom Braddock Hotel. "*He, Alter! Wie steht's*?" Und vor allem hatte ich echte Reefers aus dem Big Apple dabei. Noch nie zuvor hatte man von einem reisenden Reefershändler gehört.

Ich hängte mich nie an eine bestimmte Band. Alle Musiker kannten die Tourneepläne der anderen Gruppen. Wenn die Ware zur Neige ging, fuhr ich nach New York zurück, deckte mich neu ein und zog wieder los. Mal waren es

grell erleuchtete Konzertsäle, mal nur Sporthallen, vor denen der Tourneebus der Band geparkt war. In jedem Ort strömten die aufgetakelten und freudig erregten Tanzbegeisterten herbei. Am Eingang sagte ich einfach, ich sei der Bruder eines Bandmitglieds; in den meisten Fällen hielten sie mich sowieso für einen der Musiker. Wenn endlich Tanzen angesagt war, dann führte ich den Leuten vom Lande einen schlichten aber flotten Lindy Hop vor. Manchmal übernachtete ich dann im Ort, wo der Auftritt stattfand. Zuweilen fuhr ich aber auch im Bus mit der Gruppe zum nächsten Spielort mit. Gelegentlich, wenn ich nach New York zurückfuhr, blieb ich etwas länger dort. Die Lage war nicht mehr so heikel. Es hatte sich herumgesprochen, daß ich die Stadt verlassen hatte, und die Rauschgiftfahnder ließen es dabei bewenden. In einigen Kleinstädten bestürmten mich Leute, die mich auch für einen der Musiker hielten, wegen einem Autogramm, und in der Stadt Buffalo rissen sie mir bei einer dieser Gelegenheiten fast den Anzug vom Leib.

Als ich eines Tages mit dem Zug in New York einfuhr, wartete dort mein Bruder Reginald auf mich. Am Tag zuvor war sein Schiff der Handelsmarine drüben in New Jersey eingelaufen. In der Annahme, ich arbeitete noch bei Small's, hatte Reginald zuerst diese Bar angesteuert. Die Leute am Tresen hatten ihn zu Sammy geschickt, der ihn dann bei sich aufgenommen hatte.

Es tat mir gut, meinen Bruder wiederzusehen. Ich konnte kaum glauben, daß er der Kleine gewesen sein sollte, der mir immer nachgerannt war. Inzwischen war er 1,80 m groß, nur wenige Zentimeter kleiner als ich. Seine Haut war dunkler als meine, aber er hatte grünliche Augen und eine weiße Strähne im Haar, das ansonsten eine meinem Haar ähnliche dunkelrote Farbe hatte.

Ich nahm Reginald überall mit hin und stellte ihn vor. Nachdem ich ihn eine Weile beobachtet hatte, spürte ich, daß ich ihn gut leiden mochte. Er war erheblich ruhiger und selbstbeherrschter, als ich es mit sechzehn Jahren gewesen war.

Ich hatte zu dieser Zeit kein eigenes Zimmer, aber ich hatte ein bißchen Geld, und Reginald konnte auch etwas beisteuern, und so mieteten wir uns im St. Nicholas Hotel am Sugar Hill ein. (Inzwischen ist das Hotel abgerissen worden.) Die ganze Nacht hindurch unterhielten wir uns über die Jahre in Lansing und über unsere Familie. Ich erzählte ihm Dinge über unseren Vater und unsere Mutter, an die er sich gar nicht mehr erinnern konnte. Dann berichtete Reginald mir das Neueste über die anderen Geschwister. Wilfred war immer noch Dozent an der Wilberforce University. Hilda, die noch immer in Lansing wohnte, spielte genauso wie Philbert mit dem Gedanken zu heiraten. Reginald und ich waren die Nächstjüngeren. Die danach kamen, Yvonne, Wesley und Robert, wohnten noch in Lansing und besuchten die Schule.

Reginald und ich lachten über Philbert, der schon, als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, zutiefst religiös geworden war; er trug nun auch einen dieser runden Strohhüte.

Reginalds Schiff war für etwa eine Woche auf Reede gegangen, um einen Motorschaden beheben zu lassen. Ich freute mich, daß er meine Art bewunderte, mich mit Köpfchen durchs Leben zu schlagen, obwohl er wenig darüber sprach. Für meinen Geschmack war Reginald ein wenig zu auffällig gekleidet. Ich ließ ihm durch einen meiner Reefer-Kunden einen etwas konservativeren neuen Mantel und Anzug besorgen. Dann erzählte ich ihm, was ich gelernt hatte: daß, wenn man es zu etwas bringen will, man so aussehen muß, als hätte man es bereits zu etwas gebracht.

Noch bevor Reginald die Stadt verließ, redete ich auf ihn ein, er solle die Handelsmarine verlassen; ich würde ihm dabei behilflich sein, sich in Harlem etwas aufzubauen. Ich muß das Gefühl gehabt haben, daß es nur gut sein könnte, meinen kleineren Bruder um mich zu haben. Dann hätte es mindestens zwei Menschen gegeben, denen ich mein Vertrauen hätte schenken können - der andere neben Reginald war Sammy. Aber Reginald verhielt sich ganz cool. In seinem Alter wäre ich jedem Zug hinterhergelaufen, nur um nach New York und nach Harlem zu kommen. Aber als er sich verabschiedete, sagte er nur: "Ich werde es mir überlegen."

Kurz nachdem Reginald weggefahren war, zog ich den wildesten Zoot Suit an, den ich in ganz New York finden konnte. Wir schrieben das Jahr 1943. Die zuständige Einberufungsbehörde in Boston hatte mir einen Bescheid an Ellas Adresse geschickt, und als niemand darauf reagiert hatte, hatten sie das Schreiben an die New Yorker Behörde weitergeleitet. Uncle Sam's Grüße in Form eines Einberufungsbefehls erreichten mich schließlich über Sammys Adresse.

Damals konnten mir nur drei Dinge auf dieser Welt einen Schrecken einjagen: das Gefängnis, eine regelmäßige Arbeit und die Armee. Ich hatte noch ungefähr zehn Tage Zeit, bevor ich mich bei der Wehrerfassungsbehörde einfinden mußte. Ich machte mich gleich an die Arbeit. Die Soldaten vom Militärischen Nachrichtendienst, jene schwarzen Spitzel in Zivil, die im Auftrag ihrer weißen Bosse aus Manhattan alles belauschten, hatten sich in Harlem eingenistet. Ich wußte genau, wo ich meine Gerüchte ausstreuen mußte. Überall posaunte ich herum, daß ich verrückt danach sei, in die Armee einzutreten - in die japanische nämlich!

Immer, wenn ich mir relativ sicher war, daß die Spitzel mich belauschten, fing ich an, mich total verrückt und wie ein Bekiffter zu benehmen und auch entsprechend wirres Zeug zu reden. Viele der Harlemer Hustler hatten diesen Zustand auch in Wirklichkeit schon erreicht - mir sollte es erst später so ergehen. Wir waren alle einem unausweichlichen Schicksal ausgesetzt: Je härter die

Drogen wurden, die man zu sich nahm, und je fester sich die Schraubzwinge des Hustlerlebens anzog, desto tiefer rutschten wir ab.

Wie dem auch sei, ich zog also im Beisein der vermeintlichen Spitzel meinen Einberufungsbescheid aus der Tasche und las ihn laut vor, um sicher zu gehen, daß sie wußten, um wen es sich dabei handelte, und wann ich mich bei der Erfassungsbehörde melden würde. (Dies war damals wahrscheinlich das einzige Mal, daß man in Harlem meinen wirklichen Namen zu hören bekam.)

Am besagten Tag kostümierte ich mich wie ein Schauspieler. Zu meinem ausgeflippten Zoot Suit trug ich die gelben Schuhe mit den Knopfspitzen. Die Haare frisierte ich mir zu einem rotbuschigen Conk.

Ich tänzelte und hüpfte in die Wehrerfassungsbehörde hinein und schleuderte dem weißen Soldaten am Tresen meinen völlig zerfledderten Einberufungsbescheid mit dem Spruch hin: "Ist ja irre, Alter, laß mich gleich abfahren. Ich kann's kaum erwarten, mich ins Gemetzel zu stürzen...!" Wahrscheinlich hat sich der Soldat bis heute noch nicht ganz von dieser Begegnung erholt.

Sie hatten schon ihre Meldungen über mich aus Harlem erhalten. Trotzdem schickten sie mich in die Warteschlange. Im ersten Wartesaal waren vierzig oder fünfzig weitere Neueinberufene. Als ich den Raum wie ein Wasserfall plappernd betrat, verstummten sofort alle Gespräche. "Ich werd' an allen Fronten kämpfen! He, Mann, ich werd' schon General sein, bevor ich hier fertig bin...!" und ähnliches dummes Zeug quatschte ich unverdrossen im besten Slang weiter.

Natürlich waren die meisten von ihnen weiß. Die eher Zartbesaiteten schienen jederzeit bereit, vor mir davonzulaufen. Andere hatten diesen essigsauren Blick und schienen zu denken: "Das ist mal wieder einer von der übelsten Sorte Nigger." Und einige wenige blickten amüsiert drein, sahen in mir den archetypischen "*Harlem Jigaboo*".

Eher amüsiert schienen auch einige der zehn oder zwölf anwesenden Schwarzen zu sein. Aber die übrigen saßen mit ihren versteinerten Gesichtern so da, als seien sie wild entschlossen, den Fahneneid zu leisten und dann sofort loszuziehen, um Leute zu töten. Mit mir hätten sie sicherlich gern den Anfang gemacht.

Die Schlange schob sich langsam vorwärts. Bald war ich nur noch mit Unterhosen bekleidet und gab in den medizinischen Untersuchungsräumen immer wieder von mir, wie scharf ich darauf sei, in die Truppe aufgenommen zu werden. Aus den Gesichtern der Weißkittel, die mich dabei verständnislos anblickten, sprach schon ein überdeutliches "Dienstuntauglich!".

Ich blieb länger in der Schlange als ich erwartet hatte, bis sie mich schließlich aussonderten. Einer im weißen Kittel führte mich einen Gang entlang und dann um die Ecke. Ich wußte, jetzt waren wir auf dem Weg zum *Dachdecker* - zum Armeepsychiater.

Im Vorzimmer saß eine schwarze Krankenschwester. Ich erinnere mich daran, daß sie Anfang zwanzig war und nicht einmal übel aussah. Sie gehörte zu den schwarzen "Ersten".

Schwarze wissen, wovon ich spreche. Damals, während des Krieges, hatte der weiße Mann einen derartigen Personalmangel, daß er einigen Schwarzen erlaubte, Putzeimer, Schrubber und Staubtuch gegen einen Bleistift einzutauschen, sich hinter einen Schreibtisch zu setzen und irgendeinen Schmalspurtitel zu führen. Die schwarze Presse war voll von derartigen Berichten über irgendwelche dieser eingebildeten schwarzen "Ersten".

Irgend jemand war noch drin beim Psychiater. Ich brauchte mich diesem schwarzen Mädchen gegenüber nicht einmal besonders aufzuführen; sie konnte mich sowieso nicht ausstehen. Als der Summer an ihrem Schreibtisch endlich einen Ton von sich gab, schickte sie nicht etwa mich hinein, sondern ging erst einmal selbst. Mir war klar, daß sie ihrem Boß gegenüber vorweg klarstellen wollte, was sie von mir hielt. Auch heute ist das für Schwarze immer noch eins der größten Probleme. Es gibt zu viele dieser "besseren" Schwarzen, die so sehr darauf aus sind, dem weißen Mann zu zeigen, sie seien "anders als die anderen". Sie merken gar nicht mehr, wie sehr sie die Weißen darin unterstützen, eine schlechte Meinung von *allen* Schwarzen zu haben.

Da nun also ihr eigenes Prestige gerettet war, kam die schwarze Krankenschwester wieder heraus und bedeutete mir mit einem Kopfnicken, hineinzugehen.

Eines muß ich dem Psychiater zugute halten: Er gab sich größte Mühe, objektiv und sachlich zu sein. Er saß da, kritzelte mit einem blauen Bleistift in seinem Notizblock herum und hörte sich drei oder vier Minuten lang mein Gelaber an, bevor er Anstalten machte, selbst zu Wort zu kommen. Er versuchte auf die ruhige Tour, mit vorsichtigen Fragen herauszubekommen, warum ich so aufgeregt war. Ich ließ ihm Zeit; ich redete um den heißen Brei herum, beobachtete ihn dabei aber genau. Ich ließ ihn den Eindruck gewinnen, er könne alles aus mir herausholen, was er wissen wolle. Ich zuckte immer wieder zusammen und blickte verstört hinter mich, als hätte ich das Gefühl, es belausche jemand das Gespräch. Mir war klar, daß er sich nach dieser Geschichte noch einmal in seine Bücher vertiefen würde, um herauszubekommen, mit was für einem Fall er es da zu tun gehabt haben könnte.

Plötzlich sprang ich auf, warf mich auf den Boden und versuchte unter beiden Türen hindurchzublicken; zuerst unter der Tür, durch die ich hereingekommen war und dann unter einer anderen, die vermutlich eine Schranktür war. Dann stellte ich mich vor ihn, beugte mich zu ihm herunter und flüsterte ihm ins Ohr: "Hör mal, Alter, du und ich, wir beide hier sind aus dem Norden, also erzähl's niemandem ... Ich möchte in die Südstaaten versetzt werden. Die Nigger unter den Soldaten da unten organisieren, verstehste? Paar Gewehre mitgehen lassen, und Rassisten abknallen!"

Der Psychiater ließ seinen blauen Bleistift auf den Schreibtisch fallen, und sein professionelles Gerüst brach spürbar an allen Ecken zusammen. Er starrte mich an, als entschlüpfe ich gerade einem Schlangenei, und grabschte nach seinem roten Bleistift. Ich wußte, ich hatte ihn gepackt. Während ich schon dabei war, sein Zimmer in Richtung *Miss First* zu verlassen, hörte ich ihn sagen: "Danke, das genügt."

Der Bescheid mit der Einstufung "wehrdienstuntauglich" kam mit der Post, und ich habe nie wieder etwas von der Armee gehört. Natürlich habe ich auch nie nachgefragt, warum sie mich abgelehnt haben.

7 Hustler

Ich habe keinerlei Erinnerung daran, womit ich in den folgenden zwei Jahren meine Geschäfte in Harlem machte, nachdem meine Bahnreisen zu den Tourneeorten der Bands, die ich mit Reefers belieferte, ein abruptes Ende gefunden hatten.

Die schwarzen Eisenbahner hielten sich gewöhnlich im Untergeschoß der Grand Central Station in ihrem großen Umkleideraum auf und warteten auf den Dienstbeginn in ihren Zügen. Rund um die Uhr wurden dort heftige Blackjack- und Pokerrunden veranstaltet. Manchmal lagen 500 Dollar auf dem Tisch. Eines Tages versuchte ein alter Koch, der die Bank hielt, mich während eines Blackjack-Spieles zu linken, und zwang mich so dazu, ihm meine Pistole vor die Nase zu halten.

Als ich das nächste Mal zu einem dieser Spiele ging, hatte ich mir instinktiv meine Kanone hinten in den Hosenbund gesteckt. Es kam, wie es kommen mußte: jemand hatte uns verpfiffen. Zwei große, fleischgesichtige irische Bullen kamen herein. Sie durchsuchten mich, entdeckten die Knarre aber nicht, weil sie an der Stelle, wo ich es trug, keine vermuteten.

Die Bullen sagten mir, ich solle mich nie wieder in der Grand Central Station erwischen lassen, es sei denn, ich hätte eine Fahrkarte und wolle verreisen. Mir war klar, daß mich spätestens am nächsten Tag jedes Personalbüro der Eisenbahngesellschaften auf seiner schwarzen Liste haben würde, und deswegen habe ich mich nie wieder um einen Job bei der Bahn bemüht.

Also war ich bald wieder mitten unter all den anderen Hustlern auf Harlems Straßen. Reefers konnte ich nicht mehr verkaufen, denn die Bullen von der Drogenfahndung kannten mich zu gut. Ich war ein typischer Hustler, keine Ausbildung und nichts Anständiges gelernt. Ich hielt mich für dreist und gerissen genug, mich mit Köpfchen durchs Leben zu schlagen, und war bereit, mich auf jede Beute zu stürzen, die sich mir bot. Ich hätte damals alles riskiert.

Jetzt, in diesem Moment, halten sich in den Großstadtghettos Zehntausende von Jugendlichen, die gerade oder schon vor einiger Zeit die Schule abgebrochen haben, als Hustler mit irgendwelchen dunklen Geschäften über Wasser, genauso wie ich es damals tat. Und unausweichlich geraten sie mehr und mehr in immer tiefere Abgründe von Gesetzlosigkeit und Unmoral. Hustler, die rund um die Uhr aktiv sind, kommen nie dazu, sich mal in Ruhe klarzumachen, in was für einem Dschungel sie sich bewegen. Das Leben eines Hustlers ist von früh bis spät ganz praktisch und durch eine unbewußte Ahnung davon bestimmt, daß sich sofort die anderen hungrigen und ruhelosen Füchse, Marder, Wölfe und Geier ohne zu zögern auf ihn stürzen und ihn zu ihrer Beute machen würden, sobald er sich auch nur einen Moment ausruhen oder nur eine Sekunde in seiner Wachsamkeit nachlassen würde.

Während der nächsten sechs bis acht Monate unternahm ich meine ersten Raubüberfälle - nur kleine, und grundsätzlich nur in anderen Städten der Umgebung. Ich konnte jedesmal entkommen. Wie die Profis putschte auch ich mich vorher auf, um diese Jobs durchziehen zu können, und nahm zum ersten Mal harte Drogen. Auf Sammys Empfehlung hin begann ich, Kokain zu schnupfen.

Normalerweise trug ich jetzt "als Straßenkleidung", wie ich es damals nannte, eine kleine, flache, kaum sichtbare stahlblaue .25er Automatik. Aber bei der Arbeit benutzte ich eine .32er, .38er oder eine Kanone mit .45er Kaliber. Ich hielt das für sinnvoll, seitdem ich gesehen hatte, wie den Leuten beim Starren auf das große schwarze Mündungsloch die Kinnladen herunterklappten und die Mäuler offenstehen blieben. Und wenn ich mit ihnen redete, schien es so, als reagierten die Leute ferngesteuert, und sie machten dann alles, was ich von ihnen verlangte.

Zwischen den Jobs blieb ich weiter voll auf Drogen, um meine Nervosität zu unterdrücken. Aus Gründen der Sicherheit und weil ich auch immer wieder plötzlichen Eingebungen nachging, wechselte ich häufig mein 15 bis 20 Dollar teures Zimmer, blieb aber immer in meinem Lieblingsviertel zwischen der 147. und 150. Straße, gleich neben Sugar Hill.

Einmal, als ich mit Sammy zusammen auf Tour war, wären wir beinahe geschnappt worden. Irgend jemand muß uns gesehen haben. Wir waren gerade dabei, uns aus dem Staub zu machen, als wir auch schon die Sirenen hörten. Sofort stellten wir das Laufen ein und gingen gemächlichen Schrittes weiter. Als ein Polizeiwagen sich uns näherte und mit quietschenden Bremsen anhielt, traten wir auf die Straße und winkten den Wagen zu uns heran. Die Polizisten müssen wohl gedacht haben, daß wir ihnen irgendwelche Informationen geben wollten, aber als wir uns nur nach dem Weg erkundigten, stießen sie nur einen Fluch aus und rasten weiter. Wieder einmal schien es den Weißen überhaupt nicht in den Sinn gekommen zu sein, daß sie von Schwarzen hereingelegt werden könnten.

Die Anzüge, die ich trug, waren vom Feinsten. Ich hatte sie alle als heiße Ware für je 35 bis 50 Dollar gekauft. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, mir nie mehr zu organisieren, als ich zum Leben brauchte. Jeder erfahrene Hustler wird bestätigen, daß persönliche Raffgier am schnellsten im Knast endet. Ich betrieb eine Art "Buchführung" in meinem Kopf, prägte mir ständig alle Orte und Situationen ein, die günstige Voraussetzungen für einen "Job" boten, drehte das nächste Ding aber erst, wenn das Geldscheinbündel in meiner Tasche zu dünn wurde.

Im Verlauf einiger Wochen verwettete ich große Summen in der Zahlenlotterie. Ich setzte immer noch beim selben Buchmacher, bei dem ich damals in Small's Paradise angefangen hatte. Nicht selten setzte ich bis zu vierzig Dollar nach Gefühl auf zwei Zahlen und hoffte dabei auf die sagenhafte Quote von 600:1. Aber ich landete niemals einen richtigen Treffer. Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, wenn ich wirklich einmal 10.000 oder 12.000 Dollar bei einem Spiel gewonnen hätte. Natürlich erwischte ich gelegentlich kleinere Kombinationen. Dann rief ich auch gleich Sophia an, und sie kam für ein paar Tage aus Boston herüber.

Ich ging auch wieder öfter ins Kino und verpaßte niemals die Auftritte meiner Musikerfreunde, egal ob sie in Harlem, in den großen Theatersälen der City oder in der 52. Straße spielten.

Als Reginalds Schiff das nächste Mal wieder in New York anlegte, kamen wir uns sehr viel näher. Wir sprachen über unsere Familie und fanden, es sei eine Schande, daß unser ältester Bruder Wilfred, dieser Bücherwurm, niemals die Chance bekommen hatte, eine der großen Universitäten zu besuchen. Er hätte es bestimmt weit gebracht. Wir tauschten Gedanken aus, über die wir vorher noch nie mit jemand anderem gesprochen hatten.

Reginald war auf seine ruhige Art ein großer Fan und verrückt vor Begeisterung, wenn es um Musik und Musiker ging. Daß sein Schiff eines Morgens ohne ihn ablegte, lag hauptsächlich daran, daß ich ihn gründlich mit der aufregenden Welt der Musik vertraut gemacht hatte. Wir hatten wilde Zeiten mit den Musikern hinter der Bühne, wenn sie im Roxy oder im Paramount auftraten. Da ich den Bands bei ihren Tourneen Reefers verkauft hatte, kannte mich 1944-45 fast jeder populäre schwarze Musiker in der Gegend von New York.

Reginald und ich gingen in den Savoy Ballroom, ins Apollo Theater, in die Bar des Braddock Hotels, in die Nachtklubs und Speakeasy-Kneipen, überallhin, wo schwarze Musiker auftraten. Die große Billie Holiday, auch Lady Day genannt, nahm Reginald in den Arm und nannte ihn "Baby Brother". Wie zehntausend andere Schwarze fand auch Reginald, daß die Band von Lionel Hampton die beste aller Big Bands war. Ich kannte die meisten Musiker von Hamptons Band persönlich und machte sie mit meinem Bruder bekannt. Ich stellte ihn auch Hamp selbst und seiner Frau und Managerin, Gladys Hampton, vor. Hamp ist einer der reizendsten Menschen auf dieser Welt. Wer besser mit

ihm bekannt ist, weiß, daß Hamp selbst Leute, die er kaum kennt, mit ungewöhnlicher Großzügigkeit behandelt. Hamp hat einen Haufen Geld gemacht und ist heute immer noch gut im Geschäft. Aber er wäre schon lange pleite, wenn Gladys sich nicht um sein Geld und seine Geschäfte gekümmert hätte. Sie ist eine der gescheitesten Frauen, die mir jemals begegnet sind. Der Besitzer des Apollo Theaters, Frank Schiffman, könnte das bestätigen. Normalerweise unterzeichnete er mit den Bands Verträge, in denen eine bestimmte Wochengage festgesetzt wurde. Gladys Hampton setzte es jedoch damals in den Verhandlungen durch, daß Hamps Band eine prozentuale Beteiligung an den Einnahmen der Eintrittsgelder garantiert wurde. Nach der Verdoppelung der sonst üblichen Anzahl der Shows - wenn ich mich recht erinnere, von vier auf acht Auftritte - und mit der Anziehungskraft von Hamps Musik wurde dann kräftig abgesahnt. Gladys unterhielt sich sehr oft mit mir, und sie versuchte, mir gute Ratschläge zu geben: "Geh' alles etwas ruhiger an, Red!" Sie hatte schon mitgekriegt, wie verrückt ich war, und ahnte, daß es mit mir noch böse enden würde.

Eine der Sachen, die ich an Reginald besonders mochte, war, daß er mir keine dummen Fragen stellte, wenn ich ihn allein ließ und mich an meine "Arbeit" machte. Seitdem er nach Harlem gekommen war, unternahm ich mehr Jobs als zuvor. Vermutlich steckte dahinter der Wunsch, mein erstes richtiges Apartment zu haben; denn ich wollte nicht, daß Reginald in Harlem herumhing, ohne irgendwo ein richtiges "Zuhause" zu haben. Diese erste Wohnung hatte dann drei Zimmer und kostete mich hundert Dollar im Monat. Wenn ich mich richtig erinnere, lag sie im Erdgeschoß, direkt an der 147. Straße, zwischen der Convent und der St. Nicholas Avenue. Unmittelbar hinter uns, im Erdgeschoß zum Hof hinaus, lebte einer der erfolgreichsten Drogendealer Harlems.

Von dieser Wohnung aus, als unserem Hauptquartier, führte ich Reginald nach und nach in Creole Bills Schuppen und die anderen Nachtkneipen Harlems ein. Ungefähr um zwei Uhr morgens, wenn die weißen Nachtklubs in Manhattan dichtmachten, stand ich mit Reginald immer vor dem einen oder anderen Nachtlokal in Harlem und führte ihm vor, was sich dort abspielte.

Vor allem wenn die Nachtklubs in der City ihre Türen schlossen, kamen unzählige Taxis und schwarze Limousinen nach Harlem herein und luden jenen Typus Weiße aus, die von der *"Negro Soul"* nie genug kriegen konnten. Die Lokale, die diese Weißen bevorzugten, reichten von großen, in der Gegend sehr gut bekannten, wie Jimmy's Chicken Shack und Dickie Wells', bis zu den Eintagsfliegen unter den Privatklubs, wo an der Tür ein Dollar für die "Mitgliedschaft" kassiert wurde.

In den Nachtschuppen, die wir besuchten, war die Luft derart verraucht, daß einem die Augen brannten. Auf jeden Schwarzen kamen vier Weiße, die Whisky aus Kaffeetassen tranken und Brathähnchen verzehrten. Die zumeist rotgesichtigen weißen Männer und ihre maskenhaft geschminkten Frauen mit dem

glitzernden Lidschatten schlugen einander ausgelassen auf die Schultern, brachen dauernd in schallendes Gelächter aus und spendeten den Bands tosenden Beifall. Wenn sie dann richtig betrunken waren, taumelten die Weißen schon mal auf die Schwarzen zu - die Kellner, Barbesitzer oder Gäste -, ergriffen deren Hände, ja umarmten sie zuweilen sogar und ließen den Spruch los: "Du bist genauso gut wie ich - wirklich, ich will, daß du das weißt!"

Die bekanntesten Lokale zogen sowohl weiße als auch schwarze Prominente an, die sich dort miteinander amüsierten. Um halb fünf Uhr morgens konnte man in brechend vollen Kneipen wie Jimmy's Chicken Shack oder bei Dickie Wells' beispielsweise Jam Sessions miterleben, bei denen Hazel Scott am Flügel die Begleitung für Billie Holidays Bluesgesang spielte. Zufällig arbeitete ich später selbst für kurze Zeit in Jimmy's Chicken Shack als Kellner. Als Redd Foxx dort vorübergehend den Tellerwäscherjob hatte, kam die Küchenmannschaft nicht mehr aus dem Lachen heraus.

Nach einer Weile wurde es Zeit für meinen Bruder Reginald, sich darum zu kümmern, daß etwas Geld hereinkam, und ich machte mir mächtig Gedanken darüber, welche Art von Geschäft für ihn die beste und sicherste wäre. Nachdem er sich nun schon ganz gut allein zurechtfand, sollte er sich auch selber entscheiden, zu welchen Risiken er bereit war - wenn er schneller an mehr Geld herankommen wollte.

Das Geschäft, das ich Reginald dann vermittelte, war recht einfach. Es beruhte darauf, sich die Psychologie des Ghetto-Dschungels zunutze zu machen. In der City besorgte er sich für etwa zwei Dollar einen ganz normalen Gewerbeschein für Straßenhändler. Dann kauften wir bei einem Großhändler einen Grundstock an billiger Ware vom Typ "zweite Wahl mit kleinen Fehlern", also Sachen wie Hemden, Unterwäsche, billige Uhren und Ringe, die direkt von Hand zu Hand verkauft werden konnten.

Nachdem ich Reginald vorgemacht hatte, wie man dieses Geschäft in Harlem aufziehen konnte, bekam er auch recht schnell den Bogen heraus: Er tauchte in Friseurläden, Schönheitssalons und Bars auf, spielte dabei den Nervösen und erlaubte den Kunden einen kurzen Blick in seine Umhängetasche mit angeblich "heißer Ware". Es gab viele Diebe in der Gegend, die ständig bemüht waren, möglichst schnell ihre qualitativ gute Hehlerware zu günstigen Preisen loszuwerden. Genau deshalb sprangen viele Bewohner Harlems auf Reginalds Angebot an und zahlten gutes Geld für mangelhafte Ware, deren Verkauf völlig legal war. Innerhalb kürzester Zeit war der Inhalt einer Umhängetasche für mindestens das Doppelte von unserem Einkaufspreis verscherbelt. Und für den Fall, daß irgendein Bulle Reginald angehalten hätte, hätte er den Gewerbeschein und die Verkaufsquittungen des Großhandels immer in seiner Tasche parat gehabt. Reginald mußte nur sicher gehen, daß keiner seiner Kunden herausfand, daß er ein stinklegales Geschäft betrieb.

Ich vermutete, daß Reginald wie die meisten Schwarzen, die ich kannte, auf eine weiße Frau aus war. Ich machte ihn auf einige weiße Frauen aufmerksam, die auf Schwarze standen, und erklärte ihm, daß jeder Schwarze mit ein bißchen Hirn im Kopf diese Frauen um den kleinen Finger wickeln könne. Aber eins muß ich sagen: Reginald stand überhaupt nicht auf weiße Frauen. Ich erinnere mich an das eine Mal, als er Sophia traf; er war damals ihr gegenüber so cool, daß Sophia sich fürchterlich aufregte. Mich amüsierte es eher.

Reginald suchte sich eine schwarze Frau. Ich schätze, sie ging damals auf die Dreißig zu, also eine "gemachte Frau", wie wir das damals nannten. Sie arbeitete als Kellnerin in einem der teuren Restaurants in der City. Sie war so glücklich, einen jungen Mann erwischt zu haben, daß sie ihn regelrecht verwöhnte. Das heißt, sie kaufte ihm Sachen zum Anziehen, kochte und wusch für ihn, machte einfach alles für ihn, als sei er ihr Baby.

Das war noch ein zusätzlicher Grund für meine wachsende Achtung vor meinem jüngeren Bruder. Reginald bewies überraschenderweise oft mehr Verstand als viele der professionellen Hustler, die doppelt so alt waren wie er. Reginald war damals gerade sechzehn, aber mit seinen 1,80 m sah er nicht nur wesentlich älter aus, er verhielt sich auch so.

Während des gesamten Krieges sahen die Rassenbeziehungen in Harlem nicht besonders rosig aus. Die Spannungen verstärkten sich in ungeheurem Ausmaß. Alteingesessene Bewohner erzählten mir, Harlem sei seit dem Aufstand im Jahr 1935 nie wieder so gewesen wie vorher. Damals hatten Tausende von Schwarzen Schäden in Millionenhöhe angerichtet. Sie waren hauptsächlich deshalb so aufgebracht gewesen, weil die weißen Händler sich geweigert hatten, Schwarze zu beschäftigen, obwohl die Harlemer ihr ganzes Geld in diese Läden schleppten.

Bürgermeister LaGuardia schloß während des Zweiten Weltkriegs offiziell den Savoy Ballroom. Allerdings vermutete man in Harlem als wirklichen Grund dahinter, daß Schwarze nicht mehr mit weißen Frauen tanzen sollten. Dem hielten die Harlemer entgegen, daß niemand die weißen Frauen gewaltsam dorthin geschleppt habe. Adam Clayton Powell veranstaltete wegen der Schließung einen großen Wirbel. Er hatte bereits erfolgreich gegen die Firma Consolidated Edison und die New Yorker Telephone Company gekämpft, die danach gezwungen waren, Schwarze zu beschäftigen. Dann hatte er sich an Protesten gegen die Führung von US-Marine und US-Armee beteiligt, weil schwarze und weiße Soldaten dort in den Einheiten getrennt wurden. Aber Powell konnte diesen Kampf nicht gewinnen. Das Rathaus machte das Savoy lange Zeit dicht. Das war eine weitere Aktion des "liberalen Nordens", die nun nicht gerade dazu beitrug, die Weißen in Harlem beliebter zu machen.

In dieser Situation verbreitete sich auch noch blitzartig das Gerücht, weiße Bullen hätten im Braddock Hotel einen schwarzen Soldaten erschossen. Ich ging gerade die St. Nicholas Avenue runter, als ich ganz viele Schwarze aus der 125. Straße laut schreiend Richtung Norden laufen sah. Einige von ihnen waren mit jeder Menge Zeugs bepackt. "Shorty" Henderson, der Neffe des Bigband-Leaders Fletcher Henderson, erzählte mir später, was passiert war. Die Schwarzen hatten die Schaufenster von Geschäften zertrümmert und alles herausgeholt, was sie greifen und davontragen konnten: Möbel, Lebensmittel, Schmuck, Kleidung und Whisky. Innerhalb einer knappen Stunde schienen alle New Yorker Bullen nach Harlem gekommen zu sein. Bürgermeister LaGuardia und der damalige NAACP-Sekretär, der weithin bekannte Walter White, fuhren gemeinsam in einem roten Feuerwehrwagen herum und baten die wütenden Schwarzen über Lautsprecher, bitteschön nach Hause zu gehen und in der Wohnung zu bleiben.

Erst kürzlich habe ich Shorty Henderson auf der Seventh Avenue wiedergetroffen. Wir sprachen über damals und amüsierten uns noch einmal köstlich über einen Typen, dem während des Aufstandes der Spitzname "Linker Fuß" verpaßt worden war. Bei der Plünderung eines Damenschuhgeschäftes hatte er irgendwie fünf Schuhe in die Finger bekommen, aber alle waren nur für den linken Fuß! Wir lachten auch über den besorgten kleinen Chinesen, dessen Restaurant keinen Kratzer abbekam, weil sich die Plünderer die Bäuche vor Lachen halten mußten, als sie sein hastig in die Eingangstür gehängtes kleines Schild sahen: "Ich auch farbig!"

Unmittelbar nach dem Aufruhr war die Lage in Harlem äußerst kritisch. Es war schrecklich für die Nachtschwärmer und für alle Hustler, deren Haupteinkommen darin bestand, den Weißen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Der Aufstand von 1935 hatte von dem Strom der während der 20er Jahre nach Harlem hineingeflossenen Gelder bereits nur noch ein paar bescheidene Tropfen übriggelassen. Aber nach dem erneuten Aufstand waren selbst diese Reste der Geldquelle versiegt.

Heute sind es kaum mehr als einige Dutzend Weiße, die Harlem besuchen. Sie kommen meist an den Wochenenden, um in Small's Paradise *Twist*, *Frug*, *Watusi* und all die anderen verrückten modernen Tänze auszuprobieren. Der Laden gehört heute dem berühmten Basketball Champion "Wilt the Stilt" Chamberlain, der mit seinem sauberen US-amerikanischen Sportlerimage ein großes Publikum anzieht.

Die meisten Weißen haben heute regelrecht Angst davor, nach Harlem zu kommen - und das auch aus gutem Grund. Sogar für Schwarze ist das Nachtleben in Harlem so gut wie vorbei. Die meisten Schwarzen, die genug Geld haben, geben es im Rahmen ihrer angeblichen "Integration" in der City aus - in Läden, wo man vor nicht allzu langer Zeit sofort die Polizei gerufen hätte, wenn

Schwarze dort aufgetaucht wären. Niemand wäre damals so verrückt gewesen, auch nur zu versuchen, dort etwas zu kaufen. Aber heute sieht das ganz anders aus. Noch bevor die Weißen, die eh schon reich wie Krösus sind, ihre neuen Wolkenkratzerhotels hochziehen und eröffnen, rennen ihnen all diese integrationsgeilen Schwarzen, die selber nicht mal einen Geräteschuppen besitzen, bereits die Türen ein und buchen das protzige Hotel für ihre "Kotillon-Gesellschaftstänze" und "Konvente". Die reichen Weißen, die ihr Geld in Harlem verpraßten, konnten sich das leisten; die Schwarzen aber, die ihr Geld zu den Weißen nach Manhattan tragen, können es sich eigentlich überhaupt nicht leisten.

Sammy und ich hatten bei einem Raub sehr schlechte Karten und wurden beinahe geschnappt. Es lief damals in Harlem so schlecht, daß einige Hustler sogar gezwungen waren, arbeiten zu gehen. Selbst die eine oder andere Hure hatte einen Job als Hausmädchen angenommen oder arbeitete nachts als Putzfrau in Bürohäusern. Für Zuhälter lief es so schlecht, daß Sammy mit mir zusammen auf Tour gehen mußte. Wir hatten uns einen dieser Jobs ausgesucht, die als "nicht zu machen" galten. Wenn aber Leute über ein Objekt schon so denken, dann sind die Wachleute auch unbewußt etwas weniger aufmerksam, und so ein Ding ist dann mit Leichtigkeit zu drehen. Aber gerade als wir mitten in unserer Arbeit waren, verließ uns das Glück. Sammy bekam einen Streifschuß ab, und wir konnten gerade noch entkommen. Glücklicherweise war Sammy nicht schwer verletzt, und wir trennten uns, weil das in solchen Situationen immer das Klügste ist.

Kurz vor Morgengrauen ging ich zu Sammys Wohnung. Seine neueste Frau war dort, eine jener bildschönen heißblütigen spanischen Schwarzen. Sie heulte und machte ein ziemliches Theater wegen Sammy. Weil sie wußte, daß wir zusammen losgezogen waren, ging sie schreiend und kratzend auf mich los. Ich wehrte sie ab und begriff nicht, warum Sammy sie nicht zum Schweigen brachte. Also tat ich es... und sah aus meinen Augenwinkeln, wie Sammy nach seiner Kanone griff.

Daß Sammy, obwohl wir beide uns so nahe standen, so reagierte, als ich seine Frau schlug, war die einzige Schwäche, die ich jemals bei ihm wahrnahm. Die Frau stürzte sich schreiend auf ihn. Sie wußte so gut wie ich, daß jemand, der seine Kanone auf seinen besten Kumpel richtet, völlig die Kontrolle über seine Gefühle verloren hat und auch bereit ist zu schießen. Sie lenkte Sammy lange genug ab, so daß ich durch die Tür entwischen konnte. Sammy hetzte noch einen ganzen Block hinter mir her.

Wir vertrugen uns bald wieder - allerdings nur oberflächlich. Denn mit jemandem, der dich beinahe umgelegt hätte, kann es nie wieder so werden wie vorher.

Instinktiv war uns klar, daß wir uns für eine gute Weile bedeckt halten mußten. Am schlimmsten war, daß wir bei dem Bruch beobachtet worden waren. Die Polizei in dieser Nachbarstadt hatte bestimmt schon unsere Personenbeschreibungen in Umlauf gebracht.

Der Vorfall mit Sammys Frau ging mir einfach nicht mehr aus dem Kopf, und ich kam immer mehr zu der Überzeugung, daß mein Bruder Reginald in meiner Umgebung der einzige war, dem ich voll und ganz vertrauen konnte. Mir war aufgefallen, daß Reginald faul war. Er hatte sein Geschäft als Straßenhändler an den Nagel gehängt. Das war mir aber egal, denn jemand konnte so faul sein wie er wollte, solange er nur weiter seinen Grips benutzte - und das tat Reginald. Mittlerweile war er aus meiner Wohnung ausgezogen. Wenn er überhaupt in der Stadt war, lebte er von seiner neuen Frau. Ich hatte ihm beigebracht, wie er sich für kurze Zeit einen Job bei der Eisenbahn beschaffen konnte, um dann seinen Bahnausweis dazu zu benutzen, kostenlos durch die Gegend zu fahren - denn Reginald reiste für sein Leben gern. Mehrfach war er auf diese Weise herumgekommen und hatte alle unsere Geschwister besucht. Sie wohnten mittlerweile verstreut in verschiedenen Städten. In Boston hatte er mehr mit unserer Schwester Mary zu tun als mit Ella, meiner Lieblingsschwester. Reginald und Mary waren von der ruhigen Sorte, während Ella und ich eher extrovertiert waren. Und Shorty hatte meinen Bruder in Boston fürstlich versorgt.

Aufgrund meines Ansehens war es für mich recht einfach, in das illegale Lotteriegeschäft einzusteigen. Es war wahrscheinlich das einzige Gewerbe in Harlem, das noch nicht unter die Räder gekommen war. Als Gegenleistung für einen Gefallen, den mein neuer Boß einem weißen Gangster erwiesen hatte, erhielten er und seine Frau das Vorrecht, sechs Monate lang in Motthaven Yards, dem Bezirk um die Eisenbahnanlagen der Bronx, die Zahlenlotterie zu kontrollieren. Die weißen Gangster hatten das Lotteriegeschäft in bestimmte Gebiete unter sich aufgeteilt. Die Bezirke wurden jemandem immer nur für einen bestimmten Zeitraum zugewiesen. Die Frau meines Bosses war in den 30er Jahren Sekretärin von Dutch Schultz gewesen, und zwar zu der Zeit, als Schultz seinen Feldzug organisierte, mit dem er das illegale Lotteriegeschäft in Harlem unter seine Kontrolle bringen wollte.

Mein Job bestand darin, mit einem Bus über die George Washington Bridge zu fahren und dort einem Typen, der auf mich wartete, ein Bündel Wettscheine zu geben. Geredet wurde dabei nicht. Danach überquerte ich die Straße und nahm den nächsten Bus zurück nach Harlem. Ich wußte niemals, wer der Typ war, mit dem ich zu tun hatte, und wer die Wettgelder für die Scheine annahm, die ich weitergab. In solchen Gangs werden keine Fragen gestellt.

Die Frau meines Bosses und Gladys Hampton waren die einzigen mir bekannten Frauen aus Harlem, deren Geschäftsqualitäten mich wirklich überzeugten. Wenn sie Zeit und Lust hatte, erzählte mir die Frau meines Bosses viele

interessante Dinge. Sie sprach von den Tagen mit Dutch Schultz, über die damaligen Geschäfte, über Bestechungsgelder, die an Beamte gezahlt worden waren, angefangen bei frischgebackenen Bullen über Winkeladvokaten bis in die Spitzen von Polizei und Politik. Sie wußte aus eigener Erfahrung, daß das Verbrechen sich nur in dem Ausmaß entwickeln kann, wie staatliche Stellen damit kooperieren. Sie zeigte mir, daß in der gesamten sozialen, politischen und wirtschaftlichen Struktur des Landes Kriminelle, Gesetzeshüter und Politiker als untrennbare Partner zusammenwirkten.

Zu dieser Zeit verließ ich meinen alten Buchmacher, bei dem ich seit meinem ersten Job in Small's Paradise meine Wetten aufgegeben hatte. Es paßte ihm nicht, einen regelmäßig setzenden Spieler zu verlieren, aber er verstand auch sofort, warum es für mich an der Zeit war, mit einem Buchmacher aus meiner eigenen Szene zusammenzuarbeiten. Aus diesem Grund fing ich an, meine Wetten bei West Indian Archie abzuschließen. Ich habe ihn bereits früher erwähnt - er war einer der richtig *schweren Jungs* unter den schwarzen Ganoven Harlems, einer der früheren Geldeintreiber von Dutch Schultz.

Kurz bevor ich in Harlem eintraf, hatte West Indian Archie seine Zeit in Sing Sing abgesessen gehabt. Aber die Frau meines Bosses hatte ihn damals nicht nur angeheuert, weil sie ihn aus alten Tagen kannte. West Indian Archie besaß nämlich ein derart gutes fotografisches Gedächtnis, daß er zur Spitze der Wettannehmer gehörte. Selbst im Falle von Kombinationswetten notierte er niemals die Zahlen, auf die gesetzt worden war. Er nickte nur kurz. Er war in der Lage, alle Nummern auf Abruf im Kopf zu behalten und sie höchstens für seinen Bankier aufzuschreiben, wenn er bei ihm das eingenommene Geld abgab. Das machte ihn zum idealen Buchmacher, denn die Bullen konnten ihn niemals im Besitz von irgendwelchen Wettscheinen fassen.

Ich habe oft über solche schwarzen Lotterieveteranen wie West Indian Archie nachgedacht. Hätten sie in einer anderen Art von Gesellschaft gelebt, wären ihre außergewöhnlichen mathematischen Talente sicherlich besser genutzt worden. Aber sie waren eben schwarz.

Egal, es machte was her, als Kunde von West Indian Archie bekannt zu sein, denn er hatte nur mit routinierten Spielern zu tun. Voraussetzung war nur eine bestimmte Integrität und Kreditwürdigkeit. Es war nicht nötig, den Tip direkt zu bezahlen; das ging bei West Indian Archie auch wöchentlich. Er hatte immer mehrere tausend Dollar bei sich, und zwar eigenes Geld. Wenn beispielsweise jemand ankam und ihm erklärte, er habe eine 50-Cent oder Ein-Dollar-Kombination richtig getippt, die einigermaßen Geld brachte, dann hatte West Indian Archie immer die passenden drei- oder sechshundert Dollar dabei, blätterte sie hin und erhielt das Geld später von seinem Bankier zurück.

Jedes Wochenende zahlte ich meinen Einsatz, mal fünfzig Dollar, mal sogar bis zu hundert Dollar, wenn ich besonders waghalsig gewesen war. Und für die

ein- oder zweimal, die ich was gewonnen hatte - immer nur mit einer Kombination, wie ich schon erzählt habe -, zahlte mir West Indian Archie den Treffer aus seiner eigenen Tasche.

Schließlich waren die sechs Monate für meinen Boß und seine Frau vorbei. Es war gut gelaufen. Ihre Buchmacher bekamen gute Trinkgelder und wurden sofort von anderen Bankiers übernommen. Ich blieb weiter bei meinem Boß und seiner Frau, und arbeitete für sie in einem Spielkasino, das sie neu eröffneten.

Eine Harlemer Bordellmutter, die ich kennengelernt hatte, nachdem ich einer ihrer Freundinnen einen Gefallen getan hatte, führte mich in einen besonderen Zweig des Harlemer Nachtlebens ein, der durch die Unruhen nur zeitweise in Mitleidenschaft gezogen worden war. Es war dies eine Welt hinter verschlossenen Türen, in der Schwarze die abgedrehten Sexualbedürfnisse begüterter Weißer bedienten.

Die Weißen, die ich bisher kennengelernt hatte, liebten es, in aller Öffentlichkeit Seite an Seite mit Schwarzen in den Nachtlokalen und den Speakeasy-Kneipen beisammenzusitzen. Den anderen Weißen jedoch war es überhaupt nicht recht, daß jemand etwas von ihren Ausflügen nach Harlem erfuhr. Die Unruhen hatten diese vornehme weiße Kundschaft nervös gemacht. Solange sie mit vielen anderen Weißen zusammen nach Harlem gekommen waren, hatte niemand groß Notiz von ihnen genommen. Jetzt aber liefen sie Gefahr, Aufsehen zu erregen. Zusätzlich fürchteten sie die gerade erst zutage getretene Wut der Schwarzen in Harlem. Aus diesem Grund versuchte die Madam vom Bordell, die Ausdehnung ihres Wirkungskreises abzusichern, indem sie mir einen Job als Schlepper anbot.

Während des Krieges war es ungemein schwierig, einen Telefonanschluß zu bekommen. Eines Tages bat mich die Madam, am darauffolgenden Morgen in meiner Wohnung zu bleiben. Sie setzte sich mit irgendwem in Verbindung. Ich weiß nicht, wer es war, aber noch vor dem nächsten Mittag konnte ich sie schon von meinem eigenen Telefon aus anrufen, ohne jede Formalität.

Auf ihrem Gebiet war diese Madam schon eine Spezialistin. Wenn ihre eigenen Mädchen einen Kunden nicht zufriedenstellen konnten oder wollten, dann schickte sie mich woanders hin, meistens zu einem Apartment irgendwo in Harlem, wo die gewünschte "Spezialität" zu haben war.

Die Stelle, an der ich die Kunden abholte, befand sich direkt vor dem Astor Hotel, an der ständig betriebsamen nordwestlichen 45. Straße Ecke Broadway. Ich beobachtete den fließenden Verkehr genau und hatte keine Mühe, das entsprechende Taxi, Auto oder die Limousine schon auszumachen, noch bevor der Betreffende das Tempo verringerte. Ich erkannte die Kunden an ihren Gesichtern, weil sie nervös Ausschau hielten nach dem hochgeschossenen,

rötlichbraunen Schwarzen im dunklen Anzug oder Regenmantel mit der weißen Blume im Knopfloch.

Wenn es ein Privatwagen ohne Chauffeur war, setzte ich mich ans Steuer und fuhr den Wagen selbst ans Ziel. Wenn es aber ein Taxi war, sagte ich dem Fahrer immer: "Bitte zum Apollo Theater nach Harlem!" Denn unter den New Yorker Taxifahrern gab es stets einen bestimmten Prozentsatz an Bullen. Am Apollo angekommen, stiegen wir um in ein anderes Taxi mit einem schwarzen Fahrer, und dem gab ich die richtige Adresse.

Sobald ich den Kunden bei seiner "Party" abgeliefert hatte, rief ich die Chefin an. Meistens mußte ich dann für sie mit dem nächsten Taxi sofort wieder in die City rasen, um zu einer bestimmten Uhrzeit wieder an der 45. Straße Ecke Broadway zur Stelle zu sein. Die Verabredungen wurden immer genauestens eingehalten. Es kam selten vor, daß ich länger als fünf Minuten an der Ecke stand. Und ich wußte auch, wie ich mich verhalten mußte, um nicht die Aufmerksamkeit irgendwelcher Zivilbullen vom Sittendezernat oder uniformierter Polizisten zu erregen.

Mit den meist satten Trinkgeldern kam ich zuweilen pro Nacht auf gute hundert Dollar bei zehn Kunden, die nach Wunsch alles begaffen und machen oder mit sich machen lassen konnten. Ich wußte so gut wie nie, wer diese Freier waren, aber die wenigen, die ich erkannte oder deren Namen ich irgendwo aufschnappte, erinnern mich heute an den Profumo-Skandal in England. Wenn es um die Jagd nach Ungewöhnlichem und Kuriosem geht, unterscheiden sich die Engländer kaum von wohlhabenden und einflußreichen Amerikanern.

Es kamen reiche Männer mittleren Alters und welche, die ihre besten Jahre schon hinter sich hatten. Dies waren keine Jungs vom College, sondern ihre Väter aus der *Ivy League*. Ich glaube, sogar Großväter. Führende Stützen der Gesellschaft. Bedeutende Politiker. Industriemagnaten. Wichtige Geschäftsfreunde von außerhalb. Hohe Tiere aus der Stadtverwaltung. Vertreter aller akademischen Berufe. Stars der darstellenden Kunst. Theater- und Hollywoodgrößen. Und natürlich auch Gangster.

Harlem war ihr Sündenbabel, ihr Fleischtopf. Verstohlen mischten sie sich unter die mit Tabu belegten Schwarzen und legten dabei ihre keimfreien Masken, die sie in ihrer weißen Welt bedeutend und würdevoll erscheinen ließen, ab. Diese Männer konnten es sich leisten, für zwei, drei oder vier Stunden riesige Geldbeträge zu verschleudern, um ihren bizarren Appetit zu stillen. Aber in dieser schwarz-weißen Unterwelt verurteilte niemand solche Freier. Alles, was sie sich vorstellen, beschreiben und beim Namen nennen konnten, konnten sie machen oder mit sich machen lassen - solange sie dafür bezahlten.

Im Profumo-Fall in England bestätigte Christine Keelers Freundin, daß einige ihrer Kunden sich von ihr auspeitschen lassen wollten. In Harlem war neben

dem Bordell meiner Madam das Apartment eines großen, rabenschwarzen Mädchens eine der wichtigen Spezialadressen, zu denen ich die Freier schleppte. Sie war stark wie ein Ochse und hatte Muskeln wie ein Dockarbeiter. Eine verrückte Sache: Meistens waren es die älteren Männer, so um die sechzig und manchmal auch um die siebzig. Sie konnten sich noch gar nicht erholt haben von den letzten Peitschenhieben, da wollten sie von mir schon wieder an der 45. Straße Ecke Broadway abgeholt werden. Zurück in das Apartment, um dort auf ihren Knien herumzurutschen und unter den erneuten Peitschenhieben des schwarzen Mädchens zu winseln und um Gnade zu betteln. Einige von ihnen zahlten extra mehr dafür, daß ich mitkam und zusah, wie sie geschlagen wurden. Das Mädchen schmierte seinen mächtigen Amazonenkörper von Kopf bis Fuß mit Öl ein, um seine Haut glänzend zu machen und noch schwärzer auszusehen. Sie benutzte kleine geflochtene Peitschen, mit denen sie ihre Kunden blutig schlug. Und diese alten weißen Männer verhalfen ihr zu einem kleinen Vermögen.

Ich möchte nicht alles, was ich damals mitbekam, erzählen. Später im Knast habe ich mich manchmal gefragt, was wohl ein Psychiater zu all dem gesagt hätte. Viele dieser Männer saßen in verantwortlichen Positionen; sie waren Vorgesetzte, übten Einfluß und Macht über andere Menschen aus.

Im Knast dachte ich auch noch über eine andere Sache nach. Fast alle diese Weißen betonten ihre besondere Vorliebe für schwarze Haut - ja *schwarz*: "Je schwärzer, desto besser!" Meine Chefin, die das schon lange wußte, hatte dementsprechend in ihrem Haus nur die schwärzesten Freudenmädchen, die sie finden konnte.

Während meiner gesamten Zeit in Harlem habe ich niemals mitbekommen, daß eine weiße Prostituierte von einem weißen Mann berührt worden wäre. Es gab weiße Mädchen in verschiedenen Harlemer Bordellen, die Spezialservice anboten. Sie waren dazu da, den von weißen Freiern am häufigsten vorgebrachten voyeuristischen Wunsch zu erfüllen: Sie wollten zusehen, wie ein geschmeidiger schwarzer Mann Sex mit einer weißen Frau machte. War das der Wunsch des weißen Mannes: Zeuge seiner tiefsten Sexualängste zu sein? Einige Male hatte ich sogar Kunden, die ihre weißen Frauen mitbrachten, damit sie bei so etwas zuschauen konnten. Ich schleppte niemals weiße Frauen an, außer in den genannten Fällen, wenn sie von ihren eigenen Männern mitgebracht wurden oder wenn der Kontakt durch eine weiße Lesbe zustande gekommen war, die ich kannte und die ein anderes spezielles Serviceangebot meiner Chefin war.

Diese Lesbe, eine bildhübsche Weiße, deren Vokabular nur aus Flüchen bestand, hielt sich einen Stall voll schwarzer Männer. Auf Bestellung versorgte sie wohlsituierte weiße Frauen mit schwarzen Liebhabern.

Ich habe diese Lesbe und ihre blonde Freundin immer mit jungen Schwarzen zusammen in Harlemer Bars trinken und reden gesehen. Niemand wäre je darauf

gekommen, daß sie dabei war, neue Männer anzuwerben. Aber eines Abends gab ich ihr und ihrer Freundin einige Reefers, von denen sie später meinten, es seien die besten gewesen, die sie jemals geraucht hätten. Sie lebten zusammen in einem Hotel in der City, und seit diesem Abend riefen sie mich hin und wieder an, dann brachte ich ihnen Sticks und wir unterhielten uns eine Weile.

Sie erzählte mir, wie sie eigentlich eher zufällig mit ihrem Spezialservice angefangen hatte. Als ständige Besucherin Harlems hatte sie viele Schwarze kennengelernt, die weiße Frauen mochten. Ihre spätere Rolle hatte sich aus ihrer früheren Arbeit in einem Schönheitssalon in der East Side ergeben. Ein ständig wiederkehrendes Thema der gelangweilten, begüterten weißen Frauen waren ihre Beschwerden über die sexuellen Unzulänglichkeiten ihrer Männer. Diesen Frauen erzählte sie, was sie über die Qualitäten schwarzer Männer "gehört" hatte. Nachdem sie gesehen hatte, wie aufgeregt einige der Damen wurden, hatte sie schließlich in ihrem eigenen Apartment Rendezvous für sie mit schwarzen Männern aus Harlem arrangiert, die sie persönlich kannte.

Schon bald hatte sie drei in der Stadtmitte gelegene Apartments angemietet, in denen sich ihre weibliche Kundschaft nach Absprache mit Schwarzen treffen konnte. Ihre Kundinnen empfahlen diesen Service an ihre Freundinnen weiter. Dann kündigte sie im Schönheitssalon, eröffnete als Tarnung einen Kurierdienst und betrieb ihr Geschäft nur noch per Telefon.

Auch ihr war die Vorliebe der Weißen für schwarze Haut aufgefallen. Einmal erklärte sie mir lachend, ich könne in einem Notfall niemals für jemand einspringen, denn ich sei zu hellhäutig. Fast jede weiße Frau in ihrer Kundschaft wolle "einen richtig schwarzen" haben, manchmal verlangten sie auch "einen *echten*", womit ebenfalls *schwarz* gemeint war, und nicht Schwarze mit eher brauner oder rötlicher Hautfarbe.

Auf die Idee mit dem Kurierdienst war sie deshalb gekommen, weil einige ihrer Kundinnen die Schwarzen nach sorgfältiger telefonischer Absprache zu sich nach Hause kommen ließen. Diese Frauen lebten in einer Umgebung aus protzigen Sandsteinvillen und exklusiven Apartmenthäusern, mit Portiers, die gekleidet waren wie Admiräle. Aber die weiße Gesellschaft hegt niemals auch nur den leisesten Verdacht gegen einen Schwarzen in Dienstbotenrolle. Die Portiers riefen oben an und hörten: "Oh ja, schicken Sie ihn herauf, James." Mit den Dienstbotenaufzügen sausten die nett gekleideten schwarzen Botenjungen nach oben - um das "abzuliefern", was einige der privilegiertesten weißen Frauen in Manhattan bestellt hatten.

Die Ironie besteht darin, daß die weißen Frauen keineswegs mehr Achtung vor diesen Schwarzen haben, als die weißen Männer vor den schwarzen Frauen, die sie seit den Zeiten der Sklaverei "benutzt" haben. Und umgekehrt haben die Schwarzen keine Achtung vor den Weißen, mit denen sie ins Bett gehen. Ich

weiß schließlich auch, was ich für Sophia empfand, die noch immer gern nach New York kam, wenn ich sie anrief.

Im Profumo-Skandal müssen Christine Keelers westindischer Freund, Lucky Gordon, und seine Freunde etwas Ähnliches empfunden haben. Nachdem die politischen Führer Englands mit den weißen Callgirls zusammen gewesen waren, gingen diese Mädchen anschließend zu schwarzen Männern, um dort wirkliche Befriedigung zu finden. Mit den Schwarzen rauchten sie Marihuana und machten sich lustig über ihre Kunden, unter denen bedeutende Mitglieder des britischen Oberhauses zu finden waren, die sie aber nachträglich noch zu Narren gemacht und denen sie Hörner aufgesetzt hatten. Ich zweifle nicht daran, daß Lucky Gordon nicht nur wußte, wer "der Mann mit der Maske" war, sondern auch noch einiges mehr. Hätte Gordon alles erzählt, was die weißen Mädchen ihm zugetragen hatten, dann hätte er England in einen neuen Skandal gestürzt. Es besteht überhaupt kein Unterschied zu dem, was in den höchsten Kreisen des weißen Amerika geschieht. Vor zwanzig Jahren war ich selber Augen- und Ohrenzeuge, wie es diese Herrschaften jede Nacht getrieben haben.

Der heuchlerische Weiße mag über die "niedere Moral" der Schwarzen herziehen; aber wessen Moral ist eigentlich am tiefsten gesunken auf dieser Welt, wenn nicht die der Weißen? Und nicht nur einfach die der Weißen, sondern vor allem der Weißen aus der "Oberschicht"! Vor kurzem wurden Einzelheiten veröffentlicht über eine Gruppe von weißen Hausfrauen und Müttern aus New Yorker Vorstädten, die einen professionellen Callgirl-Ring betrieben. In einigen Fällen gingen diese Frauen mit der Zustimmung, ja selbst der Kooperation ihrer Ehemänner, der Prostitution nach. Einige der Männer blieben zu Hause und paßten auf die Kinder auf. Was die Kunden betrifft, möchte ich eine größere New Yorker Morgenzeitung zitieren: "Ungefähr 16 Telefonverzeichnisse und Notizbücher mit den Namen von 200 Freiern, darunter viele wichtige Persönlichkeiten aus Gesellschaft, Wirtschaft und Politik, wurden bei der Razzia Freitagnacht beschlagnahmt."

Vor kurzem habe ich auch über Gruppen junger weißer Paare gelesen, die zusammenkommen, wobei die Ehemänner ihre Wohnungsschlüssel in einen Hut werfen und dann mit verbundenen Augen einen Schlüssel ziehen und die Nacht mit der Frau verbringen, die zum jeweiligen Schlüssel gehört. Mir ist niemals zu Ohren gekommen, daß es unter Schwarzen etwas Ähnliches gäbe, selbst nicht unter denen, die in den schlimmsten Gassen und Gossen der Ghettos leben.

Eines Morgens überfiel ein hochgewachsener, hellhäutiger Schwarzer mit Hut und Strumpfmaske in Harlem den schwarzen Barmixer und den Manager eines Lokals, die gerade dabei waren, die nächtlichen Einnahmen zu zählen. In den meisten Bars in Harlem waren die Schwarzen bloß Aushängeschilder, tatsäch-

lich gehörten die Läden jüdischen Eigentümern. Um eine Kneipe zu eröffnen, mußte man irgendwen bei der State Liquor Authority kennen. Und Juden, die mit Juden zusammenarbeiteten, schienen zu dieser Behörde offensichtlich die besten Kontakte zu haben. Der schwarze Geschäftsführer heuerte einige schwarze Gangster an, die den Geldräuber aufspüren und jagen sollten. Und die Beschreibung des Mannes veranlaßte sie, auch mich zu den Verdächtigen zu zählen. Noch am selben Morgen traten sie in aller Frühe die Tür zu meiner Wohnung ein.

Ich erklärte ihnen, daß ich von der ganzen Sache nichts wüßte und daß ich damit nichts zu tun hätte. Ich wäre bis fast vier Uhr morgens meinen Geschäften nachgegangen, hätte Leute abgeschleppt und wäre danach direkt zu mir nach Hause gegangen und hätte mich sofort ins Bett gelegt.

Die gedungenen Schurken bedrohten mich, versuchten mich als den Typen festzunageln, der es getan hatte. Zu meinem Glück hatten sie noch andere Verdächtige zu überprüfen. Das war meine Rettung. Nachdem sie wieder abgehauen waren, zog ich schleunigst meine Klamotten an, nahm ein Taxi und jagte zuerst meine Chefin und dann Sammy aus dem Bett. Ich hatte noch Geld, aber die Madam gab mir noch etwas dazu, und ich erklärte Sammy, daß ich meinen Bruder Philbert in Michigan besuchen wollte. Ich gab Sammy die Adresse, damit er mich informieren konnte, sobald sich die Sache geklärt hatte.

Es war Winter, und vor der Fahrt nach Michigan schmierte ich mir Congolen auf den Kopf, mußte dann aber leider feststellen, daß die Wasserleitung im Bad eingefroren war. Um mir von der Lauge nicht die Kopfhaut verbrennen zu lassen, mußte ich meinen Schädel ins Klo stecken und spülen und spülen, bis das Zeug aus den Haaren herausgewaschen war.

Im frostigen Michigan harrte ich eine Woche aus, bis Sammys Telegramm eintraf. Ein anderer Schwarzer mit rötlicher Haut hatte den Überfall zugegeben - ich konnte also wieder nach Harlem zurück.

Meinen Job als Schlepper trat ich aber nicht wieder an. Ich weiß auch nicht mehr, warum. Wahrscheinlich hatte ich damals so ein Gefühl, es sei gut, mich für eine Weile aus den Hustler-Geschäften herauszuhalten, stattdessen in Nachtklubs zu gehen und mich dort mit meinen Freunden zuzudröhnen. Egal, den Job bei der Madam gab ich jedenfalls auf.

Ungefähr zur gleichen Zeit wurde ich häufiger krank. Ich war dauernd erkältet. Es war eine chronische Reizung meiner Atemwege. Tag und Nacht hatte ich eine triefende Nase und mußte mich dauernd schneuzen. Ich war permanent high, so daß ich nur noch in einer Traumwelt lebte. Mittlerweile rauchte ich gelegentlich Opium, zusammen mit weißen Freunden, Schauspielern, die in der City wohnten. Und ich rauchte mehr Reefers als je zuvor. Ich rauchte nicht mehr die streichholzgroßen Marihuanasticks, sondern war so abgedreht, daß ich mittlerweile pro Reefer fast eine Unze Stoff verbrauchte.

Nach einer Weile fing ich an, für einen Juden in Manhattan zu arbeiten. Er mochte mich, weil ich ihm mal einen Gefallen getan hatte. Sein Name war Hymie. Er kaufte heruntergekommene Restaurants und Bars auf. Er baute die Läden um, organisierte dann eine große Neueröffnung mit Transparenten und Spots vor der Tür. Die brechend vollen Läden mit den großen Schildern "Neueröffnet!" im Fenster zogen Spekulanten an, normalerweise andere Juden, die auf der Suche nach Anlageobjekten waren. Manchmal konnte Hymie schon in der Woche der Wiedereröffung den Laden mit gutem Gewinn weiterverkaufen.

Hymie mochte mich wirklich, und auch ich konnte ihn gut leiden. Er liebte es zu erzählen, und mir machte es Freude, ihm zuzuhören. Gut die Hälfte seiner Themen drehte sich um Juden und Schwarze. Seine ganze Verachtung galt Juden, die ihre Namen der englischen Sprache angepaßt hatten. Er spuckte auf sie und konnte sich den Mund fusselig reden, wenn er voller Hohn die Namen all derer aufzählte, die das getan hatten. Einige waren berühmte Namen, hinter denen niemand Juden vermutet hätte.

"Red, ich bin Jude, und du bist schwarz", sagte er. "Diese Heiden mögen uns beide nicht. Wäre der Jude nicht schlauer als die Heiden, man würde ihn noch schlimmer behandeln als euch Schwarze."

Hymie zahlte mir gutes Geld, während ich bei ihm war, manchmal zweihundert oder dreihundert Dollar in der Woche. Ich hätte für Hymie alles getan. Ich habe verschiedenste Arbeiten für ihn gemacht. Aber mein Hauptjob bestand darin, schwarz gebrannten Schnaps zu transportieren, mit dem Hymie vor allem die neu herausgeputzten Bars belieferte, die er an irgendwen verkauft hatte.

Zusammen mit einem anderen Kumpel fuhr ich raus nach Long Island, wo eine große illegale Destille Whisky produzierte. Wir nahmen ganze Kartons mit leeren, verzollten Whiskyflaschen mit, die in denselben Kneipen, die wir belieferten, illegal gesammelt wurden. Wir kauften fünf Gallonen-Kanister mit Schwarzgebranntem, füllten sie in die Flaschen um und lieferten dann, nach Hymies Anweisungen, die jeweils bestellte Menge in Holzkisten an die Bars zurück.

Viele Leute, die behaupteten, sie tränken nur eine ganz bestimmte Marke, konnten ihre Spezialmarke nicht vom puren, eine Woche alten Whisky aus der Schwarzbrennerei in Long Island unterscheiden. Und die meisten Whiskytrinker sind solche "Markenkenner". Mit Hymies Zustimmung versorgte ich nebenbei auf eigene Rechnung ein paar angesehene Bars in Harlem und einige der immer noch existierenden Speakeasy-Kneipen mit kleineren Mengen an Schwarzgebranntem.

Aber dann passierte an einem Wochenende etwas auf Long Island, worin die State Liquor Authority verwickelt war. Es war einer der größten Skandale im Staate New York, der erst kürzlich bekannt geworden ist. Es ging um Korruption

und Schmiergelder innerhalb der State Liquor Authority. Von den Alkoholschmugglern, mit denen ich zu tun hatte, mußte irgendein hohes Tier ganz oben mit einem ziemlichen Batzen Geld geschmiert worden sein. Hymie und die anderen hatten Wind davon bekommen, daß es unter den "Insidern" einen Informanten gab. Eines Tages tauchte Hymie nicht an einem verabredeten Treffpunkt auf. Danach hörte ich nie wieder etwas von ihm. Ich hörte nur, er sei in den Ozean geworfen worden, und ich wußte, daß er nicht schwimmen konnte.

Oben in der Bronx hatte ein Schwarzer einen Raubüberfall auf italienische Gangster verübt, die viel Geld beim illegalen Würfelspiel abgezockt hatten. Das hörte ich über die entsprechenden Kanäle. Der Typ muß verrückt gewesen sein, aber abgesehen davon wurde noch erzählt, es sei ein "langer, hellhäutiger" Schwarzer mit einer Strumpfmaske gewesen. Ich hatte mich schon ständig gefragt, ob dieser Kneipenüberfall damals tatsächlich aufgeklärt worden war oder ob nicht der falsche Mann unter Schlägen ein Geständnis abgelegt hatte. Aber egal, ich war schon beim letzten Mal in Verdacht geraten, also passierte mir nun dasselbe wieder.

In der Fat Man's Bar, oben auf dem Sugar Hill, von wo man eine gute Aussicht auf den Poloplatz hatte, war ich gerade in der Telefonkabine verschwunden. Alle in der Bar - und überhaupt in Harlem - hatten gute Laune und tranken einen darauf, daß Branch Rickey, der Eigentümer der *Brooklyn Dodgers* Baseballmannschaft, gerade einen guten Fang gemacht hatte. Er hatte Jackie Robinson verpflichtet, als Nachwuchsspieler für die *Dodgers* in Montreal anzutreten. Es muß also im Herbst 1945 gewesen sein.

Am Nachmittag hatte mir West Indian Archie direkt aus seiner Brieftasche dreihundert Dollar für einen Fünfzig-Cent Kombinationstip ausgezahlt. Ich stand also in der Telefonkabine und sprach mit Jean Parks. Jean war eine der schönsten Frauen, die jemals in Harlem gelebt haben. Früher hatte sie zusammen mit Sarah Vaughan bei den *Bluebonnets* gesungen, einem Gesangsquartett, das mit Earl Hines auftrat. Seit langem schon hatte ich mit Jean eine feste, freundschaftliche Absprache, daß jeder Treffer, den einer von uns beiden in der Zahlenlotterie landete, gemeinsam gefeiert würde. Seit meinem letzten Gewinn hatte Jean mich schon zweimal eingeladen, und wir lachten zusammen am Telefon und freuten uns auf den gemeinsamen Abend, an dem ich sie ausführen würde. Wir verabredeten uns zum Besuch eines Nachtklubs in der 52. Straße, um dort Billie Holiday zu hören, die gerade von einer Tournee nach New York zurückgekehrt war.

Nachdem ich aufgelegt hatte, entdeckte ich die beiden hageren, finsteren *Paisano*-Gestalten, die mich fixierten.

Die Situation war sonnenklar. Ich stand in dieser engen Kabine und hatte keine Knarre dabei. Das einzige, was ich in der Tasche hatte, war ein Zigaret-

tenetui. Ich versuchte zu bluffen und steckte ganz langsam meine Hand in die Tasche - aber schon riß einer von ihnen die Tür auf. Es waren dunkelhäutige Italiener mit olivglänzendem Teint. Ich behielt die Hand in der Tasche. "Komm raus. Wir rechnen ab!" sagte der eine.

Genau in diesem Moment kam ein Bulle durch die Eingangstür. Die beiden Schurken machten sich dünn. Niemals in meinem Leben war ich derart glücklich gewesen, einen Bullen zu sehen.

Als ich die Wohnung meines Freundes Sammy endlich erreichte, zitterte ich immer noch am ganzen Leib. Er sagte mir, West Indian Archie sei kurz zuvor dagewesen und suche mich.

Wenn ich heute über all das nachdenke, weiß ich wirklich nicht, wieso ich immer noch lebe und heute selber darüber berichten kann. Es heißt, Gott schütze die Narren und die Kinder. Mir ist klar, daß Allah mich sehr oft beschützt hat. Während all dieser Jahre *war* ich eigentlich tot - geistig tot. Ich wußte es nur nicht.

Sammy und ich schnupften dann zum Zeitvertreib etwas von seinem Kokain, bis es Zeit war, Jean Parks abzuholen und zu Lady Day zu gehen. Darüber, daß Sammy mir vorher erzählt hatte, West Indian Archie sei auf der Suche nach mir, zerbrach ich mir nicht den Kopf - jedenfalls zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

8 In der Falle

Es klopfte an der Tür. Sammy lag mit Schlafanzug und Bademantel bekleidet auf seinem Bett und fragte: "Wer ist da?"

Als West Indian Archie antwortete, schob Sammy den runden Rasierspiegel mit den Kokainresten unter das Bett, und ich öffnete die Tür.

"Red, ich will mein Geld!"

Eine .32-20er ist eine recht beeindruckende Kanone. Sie ist größer als eine .32er, aber noch nicht so ein Riesending wie eine .38er. Ich hatte schon einigen recht gefährlichen Schwarzen ins Auge gesehen, aber nur wer lebensmüde war, legte sich mit West Indian Archie an.

Ich konnte es einfach nicht glauben. Er machte mir echt Angst. Es war alles so unglaublich, daß es mir schwerfiel, zu denken und Worte zu finden.

"Mann, was soll das?"

West Indian Archie sagte, er habe von Anfang an geglaubt, daß etwas faul sei, als ich ihm erzählte, ich hätte einen Treffer. Trotzdem habe er mir die dreihundert Dollar ausgezahlt. Nun habe sich aber beim Überprüfen der notierten Wetten

das herausgestellt, was er auch vermutet hatte, daß ich nämlich nicht die von mir angegebene Kombination getippt hatte, sondern eine andere.

"Mann, du bist verrückt!" Ich redete hastig, wollte Zeit gewinnen. Aus dem Augenwinkel konnte ich beobachten, wie Sammys Hand langsam unter das Kopfkissen glitt, wo er seine .45er Armeepistole aufbewahrte. "Archie, du willst doch immer so schlau sein - dann erklär' mir mal, wieso zahlt ein Typ wie du jemanden aus, der nicht wirklich gewonnen hat?"

Archie drehte seine .32-20er etwas zur Seite und Sammy erstarrte. "Eigentlich sollte ich dir durchs Ohr schießen." Dann wandte er sich wieder mir zu: "Also du hast mein Geld nicht mehr?"

Ich muß meinen Kopf geschüttelt haben.

"Du hast Zeit bis morgen, zwölf Uhr."

Mit diesen Worten langte er mit seiner Hand nach hinten und riß die Tür auf. Dann ging er rückwärts hinaus. Die Tür knallte zu.

Es war eine der klassischen ausweglosen Situationen, in die uns der Hustler-Ehrenkodex bringen konnte. Das Geld war nicht das Problem. Ich hatte immer noch gute zweihundert Dollar davon übrig. Wenn es nur um die Kohle gegangen wäre, hätte Sammy mir leicht den Rest leihen können. Wenn er es nicht dabei gehabt hätte, so hätten es seine Frauen leicht beschaffen können. Wenn ich ihn darum gebeten hätte, hätte sogar West Indian Archie mir ohne weiteres dreihundert Dollar geliehen. Schließlich hatte ich bereits für etliche tausend Dollar Wetten bei ihm abgeschlossen, und zehn Prozent davon hatte er eingestrichen. Einmal, als er gehört hatte, daß ich blank war, hatte er mir Geld rübergeschoben und gemurmelt: "Steck das ein."

Das Problem war die Situation, in die er uns durch sein Verhalten gebracht hatte. In unserem damaligen Ghetto-Dschungel hatten Begriffe wie "das Gesicht wahren" und "Ehre" große Bedeutung. Kein Hustler konnte zulassen, daß über ihn bekannt wurde, er sei gelinkt worden, also übers Ohr gehauen und verarscht. Und, schlimmer noch, kein Ganove konnte es sich leisten, als jemand vorgeführt zu werden, der sich bluffen und durch Drohungen einschüchtern ließ oder gar die Nerven verlor.

West Indian Archie war das gut bekannt, wie junge Hustler in unserer Welt dadurch an Statur gewannen, daß sie ältere Ganoven auf irgendeine Weise linkten und das in der Szene in Umlauf brachten. Er glaubte, daß ich genau das bei ihm probierte. Ich wußte, daß er im Gegenzug seine Stellung sichern würde, indem er seine Drohung gegen mich über seine Kanäle verbreitete.

Aufgrund solcher Verhaltensregeln waren während meiner Zeit in Harlem schon ein gutes Dutzend Hustler, die ich persönlich kannte, bedroht worden und hatten die Stadt in Schimpf und Schande verlassen müssen.

Wenn die Geschichte erstmal überall bekannt war, war ein Rückzug für jeden von uns undenkbar. Die Szene erwartete nun Meldungen über den Ausgang unseres Clinches.

Ich hatte mindestens ein Dutzend solcher Kraftproben mitbekommen. Am Ende wurde der eine mit dem Ticket "Bei Einweisung tot" ins Leichenschauhaus eingeliefert, und der andere wegen Totschlags in den Knast gesteckt oder wegen Mordes auf den elektrischen Stuhl gesetzt.

Sammy gab mir seine .32er. Meine Knarren waren in meiner Wohnung. Ich steckte die Kanone in meine Jackentasche, hielt sie mit meiner Hand fest umschlossen und ging nach draußen.

Ich konnte nicht einfach verschwinden. Ich mußte mich weiterhin an den üblichen Plätzen sehen lassen. Ich war nur froh, daß Reginald nicht in der Stadt war; wahrscheinlich hätte er versucht, mich zu beschützen, und ich wollte nicht, daß West Indian Archie ihm ein Loch in den Kopf schoß.

Mit verwirrtem Kopf und den für einen Süchtigen typischen benebelten Gedanken stand ich eine ganze Weile an der Straßenecke. Ich fragte mich, ob West Indian Archie mich bluffen wollte. Wollte er sich etwa einen Scherz mit mir erlauben? Einige der alten Profis hatten eine Vorliebe dafür, die Jüngeren aufs Kreuz zu legen. Aber ich wußte, daß er so etwas nicht wegen schlapper dreihundert Dollar machen würde; andere vielleicht...aber nicht West Indian Archie. Andererseits...man konnte niemandem trauen. Im Harlemer Dschungel gab es Leute, die ihre eigenen Brüder übers Ohr hauten. Die Buchmacher legten häufig Drogenabhängige herein, die zwar einen Treffer hatten, aber so zugeknallt waren, daß sie sich ihrer gesetzten Zahlen nicht mehr sicher waren, wenn die Auszahlung anstand.

In mir kamen Zweifel auf, ob West Indian Archie nicht doch recht haben könnte. Hatte ich vielleicht die eigene Kombination verdreht? Ich wußte genau, auf welche beiden Zahlen ich gesetzt hatte, und auch, daß ich ihm gesagt hatte, nur auf eine der beiden eine Kombinationswette aufzugeben. Hatte ich die Zahlen vielleicht im Kopf vertauscht?

Manchmal ist man so felsenfest davon überzeugt, etwas getan zu haben, daß man keinen Gedanken mehr daran verschwendet hätte - wenn es nicht auf einmal von jemandem angezweifelt worden wäre. Und dann versucht man, sich genau daran zu erinnern, ist sich aber nur noch halb so sicher.

Es war Zeit für mich, Jean Parks abzuholen, um mit ihr zu Billie in den Onyx Club in der City zu gehen. Mir schwirrte der Kopf und ich war drauf und dran, sie anzurufen und mit irgendeiner Entschuldigung abzusagen. Aber ich wußte, daß es jetzt nichts Dümmeres gab, als davonzulaufen. Also blieb ich dabei und holte Jean in ihrer Wohnung ab. Wir nahmen ein Taxi zur 52. Straße. Vor dem Klub erstrahlten der Schriftzug *"Billie Holliday"* und überdimensionale Fotos von ihr im Reklamelicht. Der Onyx Club war einer der ganz kleinen Läden. Auf

den kleinen Tischen, die sich an den Wänden drängten, hatten gerade mal zwei Drinks und vier Ellbogen Platz.

Billie stand am Mikrofon und hatte gerade ein Lied zu Ende gesungen, als sie mich und Jean sah. Ihr weißes Kostüm glänzte im Scheinwerferlicht, ihr Gesicht sah kupferfarben aus, hatte etwas von einer Indianerin, und ihr Haar war zu dem für sie typischen Pferdeschwanz zusammengebunden. Als nächste Nummer sang sie ein Lied, von dem sie wußte, daß es mir immer sehr gefallen hatte: *"You Don't Know What Love Is"* - "until you face each dawn with sleepless eyes ... until you've lost a love you hate to lose...".

Nach ihrem Auftritt kam Billie an unseren Tisch. Sie und Jean hatten sich lange nicht mehr gesehen und umarmten sich. Billie spürte, daß mit mir etwas nicht in Ordnung war. Sie wußte, daß ich immer high war, aber sie kannte mich gut genug, um zu spüren, daß bei mir noch irgend etwas anderes querlief. Sie fragte mich, was mit mir los sei. Ich verstellte mich und versicherte ihr, daß alles in Ordnung sei, und sie hörte auf, weiter nachzufragen.

Der Klubfotograf machte an diesem Abend ein Bild von uns, auf dem wir alle drei eng zusammensaßen. Seitdem habe ich Lady Day niemals wiedergesehen. Sie ist tot. Drogen und Seelenkummer brachten nicht nur ihr Herz zum Stillstand, das groß wie ein Scheunentor war, sondern auch ihren unnachahmlichen Stil und ihre Musik. Lady Day sang mit der *Seele* der Schwarzen über Sorgen und Unterdrückung, die uns Schwarze seit Jahrhunderten bedrängten. Es ist eine Schande, daß diese stolze und edle schwarze Frau niemals in einer Umgebung hat leben können, die von Achtung gegenüber der wahren Größe der schwarzen Rasse geprägt gewesen wäre.

Auf der Herrentoilette des Onyx Club nahm ich eine Prise Kokain, die Sammy mir mitgegeben hatte. Und auf dem Rückweg nach Harlem im Taxi entschloß ich mich, mit Jean noch einen Drink zu nehmen. Sie konnte nicht ahnen, was sie noch alles auslösen würde, als sie eine meiner Stammkneipen vorschlug: die Bar La Marr-Cheri in der 147. Straße Ecke St. Nicholas Avenue. Aber ich hatte ja meine Knarre, das Kokain machte mich mutig, und so sagte ich okay. Nachdem wir unseren Drink genommen hatten, war ich so high, daß ich Jean bat, sich ein Taxi zu nehmen und nach Hause zu fahren, was sie auch tat. Auch Jean habe ich danach nie wiedergesehen.

Ich war ein Narr und dachte nicht daran, nach Hause zu gehen. Ich blieb auf meinem Hocker sitzen und grübelte über West Indian Archie nach. Doch was mich zu einem noch größeren Narren machte, war meine Dummheit, mit dem Rücken zur Eingangstür dort zu sitzen. Seit jenem Tag habe ich nie wieder einer Tür meinen Rücken zugekehrt - und werde es auch nie wieder tun. Aber damals war es gut so, denn ich bin sicher, wenn ich West Indian Archie hätte reinkommen sehen, hätte ich ihn sofort erschossen.

Plötzlich stand er also vor mir, beschimpfte mich aus vollem Hals und richtete seine Kanone auf mich. Er zog sein Ding richtig für die Öffentlichkeit ab, machte eine bühnenreife Vorstellung daraus. Er warf mir üble Ausdrücke an den Kopf und bedrohte mich.

Alle in der Bar, Barmixer und Gäste gleichermaßen, saßen oder standen wie versteinert da, ihre Hände mit den Drinks blieben in der Luft hängen. Der Musikautomat im Hintergrund dudelte weiter. Ich hatte West Indian Archie vorher noch niemals so high gesehen. Damit meine ich nicht, aufgeputscht mit Whisky, sondern mit was anderem. Ich kannte die Angewohnheit der Hustler, sich vor ihren Jobs mit Drogen anzuheizen.

Mir schoß es durch den Kopf: "Ich werde Archie umlegen ... ich warte, bis er sich umdreht, und dann verpasse ich ihm eine Kugel!" Ich konnte meine .32er an den Rippen spüren; sie steckte dort unterm Jacket im Hosenbund.

Offenbar konnte West Indian Archie meine Gedanken lesen. Er hörte auf zu fluchen. Und seine Worte machten mich beklommen: "Red, du glaubst wohl, mich schneller erledigen zu können. Aber ich will dir was sagen, worüber du mal nachdenken solltest: Ich bin sechzig. Ich bin ein alter Mann. Ich habe in Sing Sing gesessen. Mein Leben ist vorbei. Aber du bist noch jung. Töte mich ruhig, du bist sowieso verloren. Alles, was dir bleibt, ist der Knast."

Später ist mir der Gedanke gekommen, daß West Indian Archie vielleicht versucht hat, mir Angst einzujagen, damit ich verduftete und er sein Gesicht wahren und sein Leben retten konnte. Vielleicht ist das auch der Grund, warum er so high war. Niemand wußte, daß ich bisher noch nie jemanden getötet hatte, aber es bestand auch kein Zweifel daran, daß ich dazu in der Lage war.

Ich weiß nicht, was dabei herausgekommen wäre, aber wenn West Indian Archie die Kneipe verlassen hätte, dann hätte ich ihm hinterhergehen müssen. Der Kodex verlangte das, wenn man derart beleidigt worden war. Draußen auf der Straße hätten wir es dann mit unseren Knarren austragen müssen.

Aber ein paar von Archies Freunden traten auf ihn zu und redeten beruhigend auf ihn ein: "Archie, Archie..." Er ließ es zu, daß sie ihre Hände auf seine Schultern legten und ihn zur Seite nahmen. Sein Blick durchbohrte mich, als sie ihn an mir vorbei nach hinten ins Lokal führten.

Ich ließ mir Zeit und stieg ohne Hast von meinem Hocker herunter. Dem Barkeeper legte ich einen Geldschein auf den Tresen. Ohne mich umzublicken, ging ich hinaus.

Draußen wartete ich vielleicht fünf Minuten lang, behielt die Bar im Auge und die Hand an meiner Kanone. Als West Indian Archie nicht herauskam, ging ich fort.

Es muß etwa fünf Uhr morgens gewesen sein, als ich in Manhattan einen meiner Bekannten weckte, einen weißen Schauspieler, von dem ich wußte, daß er im Howard Hotel wohnte, 45. Straße Ecke Sixth Avenue.

Mir war nur eines klar: Ich mußte high bleiben.

Die Menge Dope, die ich in den nächsten Stunden zu mir nahm, ist schier unvorstellbar. Der Schauspieler hatte etwas Opium für mich übrig. Ich nahm ein Taxi zurück zu meiner Wohnung und rauchte das Zeug dort. Meine Kanone lag schußbereit vor mir. Es hätte nur eine Mücke husten brauchen.

Mein Telefon klingelte. Die weiße Lesbe aus dem Stadtzentrum war dran. Sie wollte, daß ich ihr und ihrer Freundin für fünfzig Dollar Reefers bringe.

Ich war der Meinung, daß ich das, was ich bisher gemacht hatte, auch jetzt tun müßte. Das Opium hatte mich schläfrig gemacht. Im Badezimmer stand ein Fläschchen mit Benzedrintabletten. Ich schluckte einige, um mich aufzupeppen. Mit den beiden Drogen im Körper schien mein Kopf in zwei verschiedene Richtungen gleichzeitig zu wollen.

Ich ging auf den Flur und klopfte an die Tür des Apartments, das direkt hinter meinem lag. Der Dealer gab mir loses Marihuana auf Kommission. Er merkte, wie high ich war, und half mir, ungefähr hundert Sticks zu rollen. Während wir sie drehten, rauchten wir selbst einige davon.

Jetzt war ich also gleichzeitig auf Opium, Benzedrin und Marihuana.

Auf dem Weg in die City hielt ich kurz bei Sammy. Seine Freundin, die spanische Schwarze mit den funkelnden Augen, öffnete mir die Tür. Diese Frau schien Sammy schwach gemacht zu haben. Keine andere seiner Frauen hatte er jemals zuvor so lange in seiner Nähe geduldet. Mittlerweile öffnete sie sogar schon die Wohnungstür! Zu diesem Zeitpunkt war Sammy schwer auf Droge. Er schien mich kaum zu erkennen. Liegend griff er unter das Bett und holte erneut den unvermeidlichen runden Rasierspiegel hervor, auf dem er aus irgendeinem Grund immer seine Kokainkristalle aufbewahrte. Er forderte mich auf, etwas davon zu schnupfen. Da sagte ich nicht nein.

Auf dem Weg in die City verspürte ich unbeschreibliche Empfindungen, verursacht durch die verschiedenen Rauschzustände, die sich überlagerten. Das einzige Wort, das es annähernd beschreibt, ist *Zeitlosigkeit*. Ein Tag erschien mir wie fünf Minuten, oder eine halbe Stunde kam mir vor wie eine Woche.

Ich habe keine Ahnung, wie ich aussah als ich im Hotel ankam. Als die Lesbe und ihre Freundin mich sahen, verfrachteten sie mich gleich ins Bett. Ich fiel quer darüber und verlor im selben Moment das Bewußtsein.

Als sie mich am Abend wieder weckten, war Archies Frist bereits um einen halben Tag abgelaufen. Spät nachts machte ich mich auf den Rückweg nach Harlem. Jeder schien zu wissen, was in der Luft lag. Wenn ich Leuten begegnete, die mich kannten, dann hatten sie augenblicklich irgendwas Wichtiges zu tun. Mir war klar, niemand wollte in einen Schußwechsel hineingeraten.

Aber nichts geschah. Am nächsten Tag auch nicht. Und ich blieb einfach high.

Irgendeinem ungehobelten Hustler-Bengel mußte ich in einer Bar was aufs Maul geben. Er kam zurück und zog ein Messer. Ich hätte ihn umgeschossen, wenn ihn nicht jemand gepackt und zurückgehalten hätte. Sie warfen ihn raus, und er verfluchte mich und drohte, er wolle mich umbringen.

Eine innere Stimme sagte mir, daß ich meine Pistole loswerden mußte. Einem Hustler, der mir in der Bar gegenüber saß, bedeutete ich mit einem Blick, was ich vorhatte. Kaum hatte ich die Knarre aus meinem Hosenbund gezogen und zu ihm rübergeschoben, da sah ich auch schon einen Bullen, der durch die andere Tür hereinkam. Er hatte seine Hand am Pistolengriff. Er kannte die Gerüchte, die bereits überall herumgegangen waren, und er war sicher, daß ich eine Waffe trug. Er kam langsam auf mich zu. Mir war klar, daß er mich bei der geringsten Bewegung umnieten würde.

"Red", sagte er, "nimm die Hand aus der Tasche - *ganz* langsam!"

Was blieb mir übrig. Als er meine leeren Hände sah, entkrampften wir uns beide etwas. Er forderte mich auf, vor ihm her nach draußen auf die Straße zu gehen. Sein Kollege wartete auf dem Bürgersteig gegenüber dem Streifenwagen, der in zweiter Reihe abgestellt war und aus dem der Polizeifunk quäkte. Leute blieben stehen und gafften, als ich dort auf dem Bürgersteig lag und abgetastet wurde.

"Wonach sucht ihr?" fragte ich sie, nachdem sie nichts gefunden hatten.

"Uns liegt eine Meldung vor, daß du eine Waffe trägst, Red."

"Ich hatte eine", sagte ich, "aber ich habe sie in den Fluß geworfen."

Der Bulle, der in die Bar gekommen war, sagte: "Red, ich an deiner Stelle würde die Stadt verlassen."

Ich ging zurück in die Bar. Daß ich gesagt hatte, ich hätte meine Kanone weggeworfen, hatte die Bullen davon abgehalten, mit mir in meine Wohnung zu fahren. Die Sachen, die ich dort aufbewahrte, hätten mir mehr Knast eingebracht als zehn Knarren - und den Bullen garantiert eine Beförderung.

Über mir braute sich etwas zusammen und drohte bald über mich hereinzubrechen. Ich saß in einer Falle und befand mich in mehreren Fadenkreuzen gleichzeitig. Alle waren mir auf den Fersen: West Indian Archie war mit der Knarre hinter mir her. Die Italiener dachten, ich hätte ihre Würfelspielkasse ausgenommen. Der verstörte Hustler-Bengel, den ich geschlagen hatte. Und natürlich die Bullen.

Vier Jahre lang hatte ich Glück gehabt oder war clever genug gewesen, dem Knast oder auch nur einer Verhaftung zu entgehen. Bisher hatte ich wirklich keinerlei *ernste* Probleme gehabt. Aber ich wußte, daß jetzt jede Minute etwas passieren konnte.

Ich habe mir oft gewünscht, Sammy für das danken zu können, was er damals für mich getan hat. Ich ging gerade über die St. Nicholas Avenue, als ich das

Auto hupen hörte. Aber meine Ohren waren auf das Geräusch einer Pistole eingestimmt. Ich hätte nicht einmal im Traum daran gedacht, daß dieses Hupen mir gelten könnte.

"Homeboy!"

Ich zuckte herum und hätte beinahe geschossen.

Shorty - aus Boston! Ich hatte ihn fast zu Tode erschreckt.

"He, alter Junge!" Ich hätte kaum glücklicher sein können.

Im Wagen erklärte Shorty mir, Sammy habe ihn angerufen und ihm über meine verfahrene Situation berichtet. Er habe ihn aufgefordert, am besten gleich herzukommen und mich abzuholen. Shorty hatte einen Termin mit seiner Band erledigt, sich den Wagen seines Pianisten geliehen und die Kilometer nach New York runtergerissen.

Ich hatte nichts dagegen zu verschwinden. Shorty schob vor meiner Wohnung Wache. Das bißchen Zeug, an dem ich noch hing, schleppte ich aus meiner Wohnung heraus und stopfte es in den Kofferraum des Wagens. Dann jagten wir über die Autobahn. Shorty hatte seit sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen. Wie er mir später erzählte, muß ich auf dem gesamten Rückweg pausenlos ein ziemlich chaotisches Zeug gequatscht haben.

9 Gefangen

Ella wollte schier nicht glauben, was für ein ungehobelter Klotz und Atheist aus mir geworden war. Nach meiner Auffassung sollten Männer alles machen dürfen, wozu sie clever, gemein oder mutig genug waren, und eine Frau war für mich nichts anderes als ein Gebrauchsgegenstand. Jedes von mir benutzte Wort war entweder Hipster-Slang, oder es war unter der Gürtellinie. Ich möchte wetten, daß mein damaliger Wortschatz aus noch nicht einmal zweihundert Wörtern bestand.

Selbst Shorty, mit dem ich in Boston wieder in seinem Apartment zusammenwohnte, war nicht darauf vorbereitet, wie ich nun lebte und dachte - wie ein Raubtier. Gelegentlich ertappte ich ihn dabei, wie er mich beobachtete.

Am Anfang schlief ich viel - sogar wieder nachts. Während der vergangenen zwei Jahre hatte ich meistens tagsüber geschlafen. Wenn ich wach war, rauchte ich Reefers. Ursprünglich war es ja Shorty gewesen, der mich an Marihuana herangeführt hatte, aber nun wunderte selbst er sich über meinen Konsum.

Anfänglich mochte ich auch nicht viel reden. Wenn ich nicht schlief, legte ich ununterbrochen Platten auf. Die Reefers gaben mir dabei ein Gefühl der Zufriedenheit. So genoß ich stundenlange, dahinfließende Tagträume und imaginäre Unterhaltungen mit meinen New Yorker Musikerfreunden.

Innerhalb der ersten zwei Wochen holte ich mir mehr Schlaf als in zwei Monaten in Harlem, wo ich wegen meiner Geschäfte Tag und Nacht auf Achse gewesen war. Als ich schließlich doch wieder aus dem Haus ging, auf die Straßen Roxburys, brauchte ich nur kurze Zeit, um den ersten "Schneemann" auszumachen, den Kokaindealer. Erst als ich wieder das vertraute "*snow feeling*" bekam, war ich in der Lage zu reden.

Bei demjenigen, der Kokain schnupft, produzieren diese pulverähnlichen weißen Kristalle eine Illusion des höchsten Wohlbefindens, ein übersteigertes, erhebendes Selbstvertrauen sowohl in die körperlichen als auch in die geistigen Fähigkeiten. Man fühlt sich, als könne man einen Schwergewichts-Champion von den Füßen hauen und sei der klügste Mensch von allen. Hinzu kommt das Gefühl von Zeitlosigkeit, und darüber hinaus gibt es gelegentlich noch Intervalle, während derer man sich mit einer erstaunlichen Klarheit an Vorfälle erinnert, die Jahre zurückliegen.

Shortys Band trat an drei oder vier Abenden in der Woche in Boston auf. Wenn er zur Arbeit gegangen war, kam Sophia vorbei, und ich erzählte ihr von meinen Plänen. Meistens war sie schon wieder zurück bei ihrem Ehemann, wenn Shorty von seinen Auftritten zurückkam, und dann quatschte ich ihm bis zum Morgengrauen die Ohren voll.

Sophias Ehemann hatte mittlerweile seinen Militärdienst abgeleistet und war nun so eine Art Handlungsreisender. Er war gerade dabei, irgendein großes Geschäft abzuschließen, und sollte deswegen in absehbarer Zeit häufig an die Westküste reisen. Ich stellte keine Fragen, aber Sophia deutete mehrmals an, daß es zwischen ihnen nicht besonders gut lief. Ich wußte nur, daß *ich* damit nichts zu tun hatte. Er hatte nicht die geringste Ahnung von meiner Existenz. Eine weiße Frau kann vielleicht mächtig gegenüber ihrem Ehemann aufdrehen, ihn ankreischen und anschreien, ihn mit allen denkbaren Schimpfworten belegen, ihm, um ihn absichtlich zu verletzen, die gröbsten Dinge an den Kopf werfen, über seine Mutter und seine Großmutter herziehen, aber sie würde ihm niemals erzählen, daß sie etwas mit einem schwarzen Mann hat. Denn das würde wie ein rotes Tuch auf den weißen Mann wirken, und das weiß sie als seine Frau natürlich.

Sophia hatte mir immer Geld gegeben. Selbst wenn ich Hunderte von Dollar in den Taschen hatte, hatte ich ihr immer noch fast alles abgenommen, wenn sie zu Besuch in Harlem war, ausgenommen das Geld für ihre Rückfahrt nach Boston. Offensichtlich mögen es manche Frauen, ausgenommen zu werden. Wenn sie nicht selber ausgenutzt werden, nutzen sie den Mann aus. Jedenfalls vermute ich, daß es das Geld ihres Ehemanns war, das sie mir gab - sie selbst hatte niemals gearbeitet. Jetzt aber stellte ich an sie immer höhere Forderungen. Sie ging darauf ein, und ich weiß nicht, wie sie das zustandebrachte. Bereits früher hatte ich ihr immer wieder mal hart mitgespielt, nur um sie bei der Stange zu halten. Ab und zu scheint eine Frau das zu brauchen und tatsächlich auch zu

wollen. Aber jetzt war ich mies, und in den Nächten, in denen Shorty nicht da war, putzte ich sie meist noch schlimmer herunter als jemals zuvor. Manchmal weinte sie, verfluchte mich und schwor, daß sie nie wieder zurückkommen würde. Aber ich wußte, daß sie daran nicht einmal im Traum dachte.

Sophias Anwesenheit war für Shorty eine der größten mit meiner Rückkehr verbundenen Freuden. Wie ich früher schon erwähnt habe, habe ich niemals in meinem Leben einen schwarzen Mann erlebt, der so scharf auf weiße Frauen war wie Shorty. Seitdem ich ihn kennengelernt hatte, war er mit mehreren zusammengewesen. Er war nie in der Lage gewesen, eine weiße Frau über einen längeren Zeitraum zu halten, weil er zu gut zu ihnen war - das scheint jede Frau, gleichgültig ob schwarz oder weiß, auf Dauer zu langweilen.

Eines Abends war es soweit: Als Sophia ihre siebzehnjährige Schwester mitbrachte, da war Shorty richtig in seinem Element. Ich habe nie etwas Vergleichbares gesehen. Beide fuhren vollständig aufeinander ab. Für ihn war sie nicht nur eine weiße Frau, sondern ein *junges* weißes Mädchen. Für sie war er nicht bloß ein Schwarzer, sondern ein schwarzer *Musiker.* Vom Aussehen her war sie eine jüngere Version von Sophia, und selbst nach der schauten sich die Leute immer noch um.

Manchmal nahm ich beide Frauen in die schwarzen Lokale mit, in denen Shorty auftrat. Wenn die anwesenden schwarzen Männer die weißen Frauen sahen, strahlten sie von einem Ohr bis zum anderen. Sie kamen gleich rüber zu unserer Nische oder zu unserem Tisch, standen dort 'rum und laberten dummes Zeug. Shorty war keineswegs besser. Wenn er beim Spielen entdeckte, daß Sophias Schwester ihm zuwinkte und auf ihn wartete, stand er auf und winkte zurück. Sobald der Auftritt vorbei war, rannte er die Leute praktisch über den Haufen, um an unseren Tisch zu gelangen.

Damals hatte ich mit Lindy Hop nichts mehr zu tun. Genausowenig wie ich an Tanzen dachte, wäre ich auf die Idee gekommen, in einem Zoot Suit herumzurennen. Meine Anzüge waren allesamt konservativ, und meine Schuhe hätte genausogut ein Bankier tragen können.

Ich traf Laura wieder. Wir waren richtig froh, einander wiederzusehen. Sie war mir jetzt viel ähnlicher und dachte auch nur an ihr Vergnügen. Wir unterhielten uns und waren albern. Sie sah wesentlich älter aus, als sie wirklich war, sie hatte keinen festen Freund, flippte mit mehreren Männern gleichzeitig herum. Schon vor langer Zeit war sie bei ihrer Großmutter ausgezogen. Laura erklärte mir, sie habe zwar die High School hinter sich, habe aber die Idee aufgegeben, danach aufs College zu gehen. Auch Laura war jetzt jedesmal high, wenn ich sie traf. Ab und zu rauchten wir Reefers zusammen.

Nachdem ich ungefähr einen Monat lang "toter Mann" gespielt hatte - so nannten wir damals völliges Nichtstun - wußte ich, daß ich irgendeine Art von Geschäft ans Laufen bringen mußte.

Ein mittelloser Hustler ohne einen Cent braucht Startkapital. An einigen Abenden, an denen Shorty außer Haus war, nahm ich alles, was Sophia für mich hatte auftreiben können, und versuchte, mehr daraus zu machen. Ich ging in John Hughes' Spielsalon und spielte Poker.

Früher, als ich in Roxbury gewesen war, war John Hughes einer der großen Spieler gewesen und hatte mich niemals eines Blickes gewürdigt. Aber während des Krieges war in Roxbury viel Szeneklatsch über mich und mein Harlemer Leben verbreitet worden. Jetzt haftete der strahlende Glanz des Namens New York an mir. Hustler waren überall gleich: Wer in New York Geschäfte machen konnte und es zu was gebracht hatte, den wollte jeder kennen - auf daß von diesem Prestige auch etwas auf ihn abfiele. John Hughes jedenfalls hatte während der turbulenten Kriegsjahre profitable dunkle Geschäfte betrieben und sich so in die Lage versetzt, einen gut laufenden Spielklub aufzumachen.

Eines Abends spielte ich mit John zusammen. Nachdem jeder schon zwei Karten bekommen hatte, lag ein As offen vor mir auf dem Tisch. Ich schaute mir die Karte in meiner Hand an: ein weiteres As. Also ein Paar.

Weil meine offene Karte ein As war, war ich an der Reihe mit dem Einsatz. Aber ich ließ mir Zeit. Saß einfach da und dachte gründlich über meinen nächsten Schritt nach. Schließlich klopfte ich auf den Tisch und überließ dem nächsten in der Runde den Einsatz. Dieses Vorgehen sollte den anderen signalisieren, ich hätte neben dem offenen As wahrscheinlich nur eine unbedeutende Karte auf der Hand, für die ich augenscheinlich keinen Cent riskieren wollte.

Der Spieler neben mir ging mir gleich auf den Leim. Er legte eine Menge Geld auf den Tisch, und der nächste erhöhte noch zusätzlich. Möglicherweise hatte jeder von ihnen irgendein niedriges Paar; vielleicht wollten sie mich auch nur schocken, damit ich ausstieg, bevor ich das nächste As zog. Endlich kam John an die Reihe. Er zeigte eine Dame, und sein Einsatz überstieg den der anderen.

Nun, niemand wußte, was John in der Hand hielt. John war ein gerissener Spieler. Er hätte es mit jedem anderen Spieler in New York aufnehmen können.

Die Reihe kam wieder an mich. Daß es mich eine Menge Scheine kosten würde, mit den anderen mitzuhalten, war klar. Die anderen Spieler hatten bestimmt auch ein gutes Blatt, aber ich war mir sicher, daß ich sie alle übertrumpfen konnte. Ich ließ mir wieder viel Zeit, sinnierte und sinnierte. Nach außen hin spielte ich den Ratlosen. Schließlich legte ich meinen Einsatz auf den Tisch.

Das gleiche Schema wiederholte sich bis zur letzten Runde. Als die letzte Karte ausgegeben wurde, bekam ich als nächste offene Karte ein weiteres As. Drei Asse! Johns letzte offene Karte war eine Dame.

Er setzte einen Haufen Kohle. Jeder ging noch mal prüfend durch sein Blatt, und dann warf einer nach dem anderen seine Karten hin und stieg aus. Nur ich nicht. Ich setzte alles ein, was mir noch geblieben war.

Hätte ich mehr Geld gehabt, dann hätte ich auf fünfhundert Dollar oder mehr erhöhen können und John hätte mithalten müssen, wenn er meine Karten hätte sehen wollen. Denn er hätte es wenigstens wissen wollen, ob ich nur geblufft hatte, wenn er schon diesen großen Pott an mich verlor.

Ich blätterte meine drei Asse hin. John hatte drei Damen. Mein erstes großes Ding in Boston! Als ich den Pott mit etwas über fünfhundert Dollar zu mir ranzog, stand John auf, verließ den Spieltisch und sagte zu seinem Geschäftsführer: "Wann immer Red hier reinkommt und irgendwas haben will, gib's ihm!" Und weiter sagte er: "Ich habe noch nie einen jungen Mann gesehen, der sein Blatt so spielt wie er."

John nannte mich einen "jungen Mann". Ich vermute, er selber war etwa fünfzig, obwohl das Alter eines Schwarzen nie richtig zu schätzen ist. Wie die meisten dachte er, ich sei ungefähr dreißig Jahre alt. Niemand in Roxbury, abgesehen von meinen Schwestern Ella und Mary, kannte mein richtiges Alter.

Die Geschichte dieser Pokerpartie erhöhte mein Ansehen unter den anderen Spielern und Hustlern innerhalb der Roxbury-Szene. Hinzu kam noch ein weiterer Vorfall in Johns Spielsalon, durch den sich bald herumsprach, daß ich nicht nur eine Kanone mit mir führte, sondern immer gleich mehrere.

Es war eiserne Regel bei John, daß jeder, der in sein Lokal kam, um ein Spiel zu machen, seine Knarre abgeben mußte, wenn er eine hatte. Ich gab immer zwei ab. Dann, an einem Abend, als ein Spieler einen miesen Trick versuchte, zog ich die dritte Kanone aus meinem Schulterhalfter. Nun wurden meinem Ruf noch die Attribute "knarrengeil" und "durchgedreht" angehängt.

Wenn ich heute auf diese Zeit zurückblicke, dann glaube ich wirklich, daß ich zumindest leicht neben der Spur war. Drogen waren für mich das, was für andere Leute das Essen ist. Ich trug meine Kanonen, wie ich heute Krawatten trage. In meinem tiefsten Innern war ich der Überzeugung, man müsse nach einem Leben, das nach menschlichen Maßstäben voll ausgelebt worden war, auch gewaltsam sterben. Damals wie heute war ich jederzeit auf meinen Tod vorbereitet. Aber ich glaube, damals lud ich den Tod vorsätzlich ein, auf vielfältige, teilweise recht kranke Art.

Eines Tages kam beispielsweise ein Seemann, der mich und meinen Ruf kannte, mit einem Paket unterm Arm in eine Bar. Er forderte mich auf, ihm nach unten auf die Herrentoilette zu folgen. Dort packte er eine gestohlene Maschinenpistole aus und bot sie mir zum Kauf an. Ich sagte: "Woher weiß ich, daß das Gerät funktioniert?" Er steckte ein Magazin rein, lud durch und erklärte mir, ich brauche jetzt nur noch zu entsichern. Ich nahm die MP, überprüfte sie, und ehe er sich's versah, hatte ich ihm die Kanone in den Bauch gerammt. Ich sagte ihm, daß ich ihn auf der Stelle zum Sieb machen könne. Er ging rückwärts aus der Toilette hinaus und die Treppe rauf, genau so wie Bill "Bojangels" Robinson

immer rückwärts herumtanzte. Er wußte, daß ich durchgeknallt genug war, ihn umzulegen. Und ich war verrückt genug, keinen Gedanken daran zu verschwenden, daß er mich möglicherweise bei nächster Gelegenheit umbringen könnte. Ungefähr einen Monat lang bewahrte ich die Maschinenpistole bei Shorty auf. Dann war ich pleite und verkaufte sie.

Reginald kam zu Besuch nach Roxbury. Er war schockiert gewesen über das, was er nach seiner Rückkehr nach Harlem über die Vorfälle dort mitbekommen hatte. Ich verbrachte eine Menge Zeit mit ihm. Für mich war er noch immer mein kleiner Bruder, der für mich damals viel mehr meine "Familie" war als meine Schwester Ella. Ella mochte mich zwar immer noch, und ab und zu besuchte ich sie. Sie konnte sich aber nicht damit abfinden, wie ich mich verändert hatte. Inzwischen hat sie mir erzählt, sie sei damals ständig von der Vorahnung geplagt worden, daß ich dabei war, in ganz üblen Ärger hineinzugeraten. Ich hatte trotzdem das Gefühl, daß Ella meine Rebellion gegen die Welt irgendwie bewunderte. Sie, die mehr Energie und Mut hatte als die meisten Männer, fühlte sich oft benachteiligt, weil sie als Frau zur Welt gekommen war.

Hätte ich damals nur an mich selbst gedacht, wäre ich vielleicht Berufsspieler geworden. Es gab bei John Hughes genug stümperhafte Spieler, die eine feste Arbeit hatten und in ihrer Freizeit im Spielsalon herumhingen. Für einen guten Spieler wäre es ein leichtes gewesen, dort sein Auskommen zu haben. Man durfte nur auf keinen Fall die Spielpartien an den Zahltagen auslassen. Außerdem bot John Hughes mir einen Job als Bankhalter an, den lehnte ich aber ab.

Ich hatte mich nämlich entschieden, nicht nur an mich zu denken; ich wollte etwas zustande bringen, was auch Shorty weiterhelfen sollte. Wir hatten viel miteinander geredet, und Shorty tat mir tatsächlich leid. Mit Musikern war es immer die gleiche Geschichte! Der sogenannte Glanz des Musikerlebens bestand darin, gerade mal so viel Geld zu verdienen, daß nach Abzug der Miete, der Kohle für Reefers, Essen und den anderen Alltagskram nichts mehr übrigblieb - ganz abgesehen von den Schulden. Wie sollte Shorty auch zu etwas gekommen sein? Mit den bekanntesten Musikern war ich jahrelang in Harlem und auch auf Tour zusammengewesen - sie hatten große Namen und machten als Musiker das große Geld, aber sie besaßen nichts.

Auch durch meine Hände waren Tausende von Dollars geflossen, aber für *mich* war davon nichts übriggeblieben. Allein um meine Kokainsucht zu stillen, brauchte ich ungefähr zwanzig Dollar am Tag. Schätzungsweise fünf Dollar kamen nochmal für Reefers und normale Zigaretten dazu; denn abgesehen von den Drogen, brauchte ich als Kettenraucher noch vier Päckchen Zigaretten am Tag. Deshalb sage ich auch heute, daß Tabak in jeder Form eine genauso große Abhängigkeit schafft wie jedes andere Rauschgift.

Als ich Shorty gegenüber das Thema Geldmachen anschnitt, brachte ich ihn erstmal soweit, mit mir in dem Grundgedanken übereinzustimmen, daß nur komplette Spießer daran glauben, durch Sklavenarbeit etwas zu erreichen. Er selbst war ja der schlagende Beweis dafür! Und dann weihte ich Shorty in meine Pläne ein. Als ich ihm erklärte, daß es dabei um Einbrüche ging, war ich schon erstaunt, wie schnell der relativ konservative Shorty zustimmte, obwohl er doch von Einbrüchen nun überhaupt keine Ahnung hatte.

Als ich Shorty erklärte, wie wir vorgehen würden, kam ihm die Idee, daß sein Freund Rudy mitmachen solle. Den hatte ich vorher schon kennengelernt und mochte ihn.

Rudys Mutter war Italienerin, und sein Vater war schwarz. Er war direkt dort in Boston zur Welt gekommen, ein kleiner, hellhäutiger, recht hübscher Junge. Rudy arbeitete regelmäßig für eine Zeitarbeitsagentur, die ihn als Tischkellner für exklusive Parties vermittelte. Gleichzeitig hatte er einen Nebenjob, der mir meine alten Tage als Schlepper in Harlem wieder in Erinnerung brachte. Einmal in der Woche besuchte Rudy das Haus eines alten, blaublütigen, steinreichen Bostoner Aristokraten, einer sogenannten Stütze der Gesellschaft. Der bezahlte Rudy dafür, daß er ihn und sich selbst auszog, den alten Mann wie ein Baby auf den Arm nahm, aufs Bett legte, sich dann über ihn stellte und den Greis von Kopf bis Fuß mit *Talkum* einpuderte. Wie Rudy sagte, ging dem Alten dabei einer ab.

Ich erzählte ihm und Shorty einiges von dem, was ich erlebt hatte. Rudy sagte, in Boston gäbe es keine solchen Etablissements für spezielle Wünsche; vielmehr ließen sich die reichen Weißen ihre privaten Begierden von Schwarzen erfüllen, die als Chauffeure, Hausmädchen oder Kellner verkleidet zu ihnen nach Hause kämen. Genau wie in New York waren es überwiegend alte Männer, Reiche aus den höchsten Gesellschaftskreisen, meist über das Alter für normalen Sex hinaus, und immer auf der Jagd nach neuen "Reizen".

Rudy berichtete auch von einem alten Weißen, der ein schwarzes Paar dafür bezahlte, daß er sie beobachten konnte, während sie es auf seinem Bett miteinander trieben. Ein anderer war dazu zu "empfindlich", und deshalb bezahlte er dafür, sich auf einen Stuhl vor ein Zimmer setzen zu dürfen, in dem sich ein Paar aufhielt. Seine Befriedigung bestand allein darin, sich vorzustellen, was in dem Raum vorging.

Ich wußte, daß zu einer guten Einbrecherbande ein "Beschaffer" gehört, der interessante, lohnende Objekte auskundschaftet. Darüberhinaus wird unbedingt jemand benötigt, der den jeweiligen Ort genauer "ausbaldowert" - also wo man einsteigen kann, welche Fluchtwege und Rückzugsmöglichkeiten existieren und ähnliches. Für beides war Rudy genau der richtige Mann. Während seiner Arbeit in den reichen Privathäusern verdächtigte ihn niemand, wenn er geschäftig dreinschauend in seiner weißen Kellnerjacke herumlief, den Laden ausspähte und die zukünftige Beute abschätzte.

Nachdem wir ihn in unsere Pläne eingeweiht hatten, war seine erste Reaktion: "Mann, wann legen wir los?"

Aber ich wollte nichts überstürzen, sondern gute Vorbereitungen treffen. Von einigen Profis und aus eigener Erfahrung hatte ich gelernt, wie wichtig eine sorgfältige Planung war. Trotz nicht zu unterschätzender Gefahren bieten Einbrüche, wenn sie sauber durchgeführt werden, ein Maximum an Erfolg und ein Minimum an Risiko. Es gibt die Grundregel, den Job so einzurichten, daß man niemals den bestohlenen Opfern begegnet. Das verringert die Gefahr, jemanden angreifen oder vielleicht sogar töten zu müssen. Und wenn man aufgrund irgendwelcher Pannen doch geschnappt wird, gibt es später bei der Polizei keine Augenzeugen.

Ebenso wichtig ist es, sich eine bestimmte Einbruchsmethode auszusuchen und sich darauf zu konzentrieren. Unter Einbrechern gibt es Spezialisten. Einige arbeiten nur in Wohnungen, andere nur in Häusern oder Geschäften oder Lagerhäusern, noch andere konzentrieren sich auf Safes und Tresore.

Man kann diejenigen, die in Privatwohnungen einbrechen, in verschiedene Kategorien unterteilen. Da gibt es die, die ihre Brüche am Tag durchführen. Die zweite Kategorie steigt abends ein, während die Bewohner zum Essen ausgegangen sind oder im Theater sitzen. Und zur dritten gehören die, die während der Nacht kommen. Ich glaube, jeder Polizist kann bestätigen, daß es kaum einen Typ gibt, der außerhalb seiner festgelegten Zeiten arbeitet. Jumpsteady in Harlem war beispielsweise Spezialist für Wohnungseinbrüche in der Nacht. Es wäre sehr schwer gewesen, Jumpsteady davon zu überzeugen, am Tage zu arbeiten, selbst wenn ein Millionär zum Mittagessen sein Haus verlassen und seine Haustür sperrangelweit offengelassen hätte.

Abgesehen von meinen privaten Vorlieben, hatte ich einen recht pragmatischen Grund, niemals am Tage zu arbeiten. Aufgrund meines auffälligen Äußeren wäre ich tagsüber erledigt gewesen. Ich konnte schon die Leute hören: "Ein rötlich-brauner Schwarzer, über 1,80 Meter groß." Dazu war ein Blick voll ausreichend.

Ich wollte ein perfektes Unternehmen aufbauen und dachte deshalb aus zwei Gründen daran, die weißen Frauen in unser Vorhaben einzubeziehen. Ein Grund bestand darin, daß wir offensichtlich zu eingeschränkt gewesen wären, wenn wir uns nur auf die Örtlichkeiten hätten beziehen können, in denen Rudy als Kellner arbeitete. Denn er hatte nur an wenigen Einsatzorten zu tun. Es hätte also nicht lange gedauert, und uns wären die Objekte ausgegangen. Und wenn Häuser in den Wohngebieten der begüterten Weißen ausgesucht und ausgekundschaftet werden mußten, wären wir als Schwarze dort wie bunte Hunde aufgefallen. Die weißen Frauen konnten sich jedoch ohne Probleme in die richtigen Objekte einladen lassen.

Ich mochte die Vorstellung nicht, zu viele Leute auf einmal in die Sache hineinzuziehen. Aber Shorty und Sophias Schwester waren mittlerweile fest zusammen, Sophia und ich waren wie eine fünfzigjährige Beziehung, und Rudy war heiß auf die Sache und cool genug. Keiner würde jemanden verpfeifen. Alle trugen das gleiche Risiko. Wir waren wie eine Familie.

Ich hatte niemals Zweifel, daß Sophia mitmachen würde. Sophia würde alles tun, was ich von ihr verlangte. Und ihre Schwester würde alles tun, was Sophia sagte. Beide waren dabei. Sophias Ehemann war auf einer seiner Reisen an die Küste, als ich sie und ihre Schwester einweihte.

Ich wußte, daß die meisten Einbrecher nicht bei ihrem Job gefaßt wurden, sondern bei dem Versuch, die Beute abzusetzen. Wir hatten ziemliches Glück, genau den Hehler zu finden, den wir brauchten. Die gegenseitige Absprache bestand darin, daß der Hehler nichts mit uns direkt zu tun hatte. Sein Mittelsmann, ein Ex-Gefangener, hatte ausschließlich mit mir zu tun und mit niemandem sonst aus unserer Bande. Abgesehen von seinem üblichen Geschäft besaß er verschiedene Garagen und kleine Lagerhäuser, die über Boston verstreut waren. Vereinbart war, daß ich vor einem Bruch den Verbindungsmann informierte und ihm einen groben Überblick gab über das, was wir uns jeweils erwarteten. Er erklärte mir dann, in welcher Garage oder in welchem Lager wir die Hehlerware deponieren sollten. Nachdem wir unsere Beute verstaut hatten, wurde das Diebesgut vom Mittelsmann taxiert. Er entfernte alle identifizierbaren Kennzeichen und rief dann den Hehler an, der vorbeikam und den Wert der Ware schätzte. Am nächsten Tag traf ich mich mit dem Verbindungsmann an einem vorherbestimmten Ort, und er zahlte uns aus - in bar.

Mir ist im Kopf geblieben, daß der Hehler versprach, uns immer in funkelnagelneuen Geldscheinen auszuzahlen. Er war clever. Es würde uns allen einen psychologischen Kick geben, nach einem gelungenen Bruch mit neuen grünen Scheinen in der Tasche herumzulaufen. Er selber mochte vielleicht noch andere Gründe haben.

Wir brauchten für unser Unternehmen eine Operationsbasis außerhalb von Roxbury. Die Frauen mieteten aus diesem Grund am Harvard Square eine Wohnung für uns. Im Gegensatz zu uns Schwarzen konnten sich die weißen Frauen nach den für uns geeigneten Bedingungen umschauen. Wir hatten also jetzt eine Parterrewohnung, die wir auch nachts betreten und verlassen konnten, ohne Aufmerksamkeit zu erregen.

In jeder Organisation muß es einen Chef geben. Besteht deine Organisation nur aus einer einzigen Person, so mußt du in der Lage sein, dein eigener Chef zu sein.

Bei der ersten Besprechung unserer Bande in der neuen Wohnung redeten wir darüber, wie wir an die Arbeit gehen wollten. Um in Häuser zu gelangen

und die Lage auszukundschaften, sollten die Frauen an den Haustüren klingeln und sich als Vertreterinnen ausgeben, als Meinungsforscherinnen oder Collegestudentinnen, die eine Untersuchung machen. Waren sie erst einmal in den Häusern, sollten sie sich so gut wie möglich umsehen, ohne dabei aufzufallen. Nach ihrer anschließenden Rückkehr würden sie darüber berichten können, welche besonderen Wertgegenstände sie an welcher Stelle gesehen hatten, um dann für Shorty, Rudy und mich einen Lageplan zu zeichnen. Wir waren uns einig, daß sich die Frauen nur in Ausnahmefällen, d.h. wenn besonders viel zu holen war, an den Einbrüchen beteiligen sollten. Aber normalerweise sollten die drei Männer unterwegs sein; zwei erledigten den Job, und der dritte saß bei laufendem Motor im Fluchtwagen und paßte auf.

Während ich mit meiner neuen Gang sprach und ihnen die Pläne erklärte, hatte ich mich absichtlich ihnen gegenüber auf ein Bett gesetzt. Plötzlich zog ich meine Knarre raus, schüttelte alle fünf Kugeln aus der Trommel und steckte dann, für alle gut sichtbar, eine Patrone zurück. Ich drehte die Trommel und hielt mir die Mündung an den Kopf.

"Jetzt möchte ich mal sehen, wieviel Mumm ihr alle habt!" sagte ich.

Ich grinste sie an. Sie saßen mit offenem Maul da. Ich drückte ab und alle hörten das *Klick!*.

"Und jetzt das Ganze nochmal."

Sie baten mich aufzuhören. Shorty und Rudy war anzusehen, daß sie sich auf mich stürzen wollten. Und erneut hörten wir alle das *Klick*! des Hammers auf eine leere Trommelkammer.

Die Frauen wurden hysterisch. Rudy und Shorty flehten mich an: "*Mann ... Red ... laß den Unfug! ... Beruhige dich!*" Ich drückte ein weiteres Mal ab.

Dann erklärte ich ihnen: "Ich mache das, um euch zu zeigen, daß ich keine Angst davor habe zu sterben. Also, kommt nie einem Mann in die Quere, der keine Angst vor dem Tod hat ... und nun an die Arbeit!"

Danach hatte ich mit keinem von ihnen mehr auch nur die geringsten Schwierigkeiten. Sophia war eingeschüchtert, und ihre Schwester nannte mich beinahe "Mr. Red". Auch Shorty und Rudy waren von da an nicht mehr die alten. Niemand kam jemals wieder darauf zu sprechen. Sie dachten, ich sei verrückt. Sie hatten Angst vor mir.

Noch in derselben Nacht machten wir unseren ersten Bruch - bei dem alten Mann, der Rudy dafür bezahlte, sich von ihm mit Talkumpuder bestreuen zu lassen. Einen saubereren, glatteren Job hätten wir kaum haben können. Alles lief wie am Schnürchen. Der Hehler lobte uns und bewies, daß er es mit den frischen, neuen Banknoten ernst gemeint hatte. Der Alte erzählte Rudy später, eine kleine Armee von Bullen sei bei ihm gewesen und zu dem Ergebnis gekommen, das sehe alles ganz nach einer Einbrecherbande aus, die seit ungefähr einem Jahr innerhalb Bostons operiere.

Wir entwickelten recht schnell unsere eigene Kunstfertigkeit. Die Frauen kundschafteten Objekte in den reichen Wohngegenden aus. Dann kam der Einbruch, der manchmal nicht länger als zehn Minuten dauerte. Den eigentlichen Bruch machten meistens Shorty und ich, während Rudy im Fluchtwagen wartete.

Wenn die Leute nicht zu Hause waren, benutzten wir für einfache Türschlösser einen Dietrich, Patentschlösser knackten wir mit Brecheisen oder Abzieher. Manchmal stiegen wir auch von der Feuerleiter oder vom Dach aus durch ein Fenster ein. Einige naive Hausfrauen hatten Sophia und ihrer Schwester bereitwillig das ganze Haus gezeigt, um vor ihnen mit all dem Reichtum anzugeben. Mit Hilfe der von den Frauen angefertigten Zeichnungen und einer kleinen Stabtaschenlampe gelangten wir direkt zu den gewünschten Dingen.

Manchmal lagen die Bestohlenen schlafend in ihren Betten. Das mag sich sehr wagemutig anhören, aber meistens war es beinahe zu einfach. Wenn Leute im Haus waren, mußten wir erst eine Weile sehr leise warten und auf die Atemgeräusche achten. Schnarcher mochten wir besonders, sie machten es uns recht einfach. Auf Strümpfen schlichen wir uns dann direkt ins Schlafzimmer. Wir bewegten uns schnell, wie Schatten, und ließen Kleider, Uhren, Brieftaschen, Handtaschen und Schmuckschatullen mitgehen.

Die Weihnachtssaison war für uns eine einzige Bescherung. Die Leute ließen überall in ihren Häusern teure Geschenke herumliegen, und sie hatten mehr Geld als üblich von ihren Bankkonten abgehoben. Manchmal fingen wir früher mit der Arbeit an als sonst, und wir machten sogar Einbrüche in Häusern, die wir vorher nicht ausgekundschaftet hatten. Wenn die Vorhänge zugezogen waren und kein Licht zu sehen war, wenn auch niemand an die Tür ging, nachdem eine der Frauen geklingelt hatte, nutzten wir die Chance und stiegen ein.

Mein Rat: Einbrecher hält man von seinem Haus am besten fern, indem man die ganze Nacht Licht brennen läßt, speziell im Badezimmer. Das ist der sicherste Schutz gegen Einbrecher. Denn das Badezimmer ist ein Ort, an dem sich jemand selbst nachts jederzeit beliebig lange aufhalten und von dem aus er auch die kleinsten fremden Geräusche wahrnehmen kann. Einbrecher wissen das, und sie werden nicht versuchen, einzusteigen. Es ist auch der preiswerteste Schutz, immerhin geht der Stromverbrauch weniger ins Geld als der Verlust der Wertsachen.

Wir wurden immer tüchtiger. Manchmal gab uns auch der Hehler Tips, wo gute Beute zu machen war. Dadurch hatten wir z.B. eine unserer besten Zeiten, eine Periode, in der wir uns auf Orientteppiche spezialisierten. Ich habe immer den Verdacht gehabt, daß der Hehler selbst den Leuten die Teppiche verkauft hatte, die wir dann wieder klauten. Der Wert solcher Teppiche ist unvorstellbar. Ich erinnere mich an einen kleinen Läufer, der uns tausend Dollar einbrachte.

Was der Hehler dann beim Weiterverkauf rausgeholt hat, ist natürlich noch ein ganz anderes Thema. Jeder Dieb weiß, daß er von den Hehlern übler ausgenommen wird, als er selber jemals andere Leute durch Stehlen ausnehmen könnte.

Nur ein einziges Mal hatten wir eine kurze Begegnung mit den Gesetzeshütern. Wir waren gerade dabei zu verschwinden, drei von uns saßen vorne im Wagen, und auf dem Rücksitz lag die heiße Ware von unserem letzten Fischzug. Plötzlich sahen wir einen Polizeiwagen um die Ecke biegen und direkt auf uns zukommen. Sie fuhren jedoch an uns vorbei. Sie waren auf einer routinemäßigen Streifenfahrt. Aber dann sahen wir im Rückspiegel, daß sie wendeten, und wir ahnten, gleich würden sie uns mit der Lichthupe zum Halten auffordern. Im Vorbeifahren hatten sie uns als Schwarze erkannt, und sie wußten, daß Schwarze um diese Uhrzeit nichts in dieser Gegend zu suchen hatten.

Die Situation war heikel. Es gab zu dieser Zeit eine Menge Einbrüche, und uns war klar, daß wir keinesfalls die einzige Bande waren, die in dieser Gegend arbeitete. Aber meiner Erfahrung nach geht ein Weißer selten davon aus, daß ihn ein Schwarzer austricksen kann. Bevor sie also aufblendeten, forderte ich Rudy auf, anzuhalten. Ich unternahm genau das, was ich früher schon einmal gemacht hatte, ich stieg aus, winkte sie herbei und ging auf sie zu. Als sie anhielten, trat ich an ihren Wagen heran. Wie ein verstörter Schwarzer erkundigte ich mich bei ihnen in gestelzter Sprache nach dem Weg zu einer bestimmten Adresse in Roxbury. Sie beschrieben ihn mir, und dann trennten sich unsere Wege auch schon wieder.

Es ging uns recht gut. Wir hatten einen großen Fang gemacht, von dem wir gut leben konnten, und hielten uns eine Weile zurück. Shorty trat nach wie vor mit seiner Band auf, Rudy ließ keinen Besuch bei seinem empfindsamen alten Kerl aus und kellnerte weiterhin bei diesen exklusiven Parties. Und die Frauen kamen ihren Alltagsverpflichtungen zu Hause nach.

Hin und wieder nahm ich die Frauen mit in die Läden, in denen Shorty auftrat, manchmal auch in andere Lokale. Wir gaben das Geld aus, als ob es am nächsten Tage abgeschafft würde. Die Frauen trugen Schmuck und Pelze, die sie für sich aus der Beute unserer Diebeszüge ausgesucht hatten. Niemand wußte, wie wir unser Geld verdienten, aber es ging uns sichtbar gut. Manchmal kamen die Frauen vorbei, und wir trafen uns in Shortys Wohnung in Roxbury oder in der Wohnung am Harvard Square. Wir rauchten Reefers und hörten Musik. Es ist eine Schande, so über einen Mann zu sprechen, aber Shorty war von dem weißen Mädchen so besessen, daß er die Vorhänge aufzog, sobald das Licht aus war, damit er ihre weiße Haut auch noch im Lichtschein der Straßenlaterne sehen konnte.

Wenn wir zwischen zwei Brüchen gerade nichts zu tun hatten, ging ich gerne früh abends ins Savoy, den Nachtklub in der Massachusetts Avenue. Sophia

verlangte mich dort zu verabredeten Zeiten am Telefon. Selbst wenn wir unsere Jobs durchzogen, machte ich mich von diesem Klub aus auf den Weg, um danach schnell wieder dorthin zurückzukehren. Dafür gab es einen recht einfachen Grund: Sollte es jemals notwendig sein, so konnten Leute bezeugen, daß sie mich ungefähr zur Zeit des Einbruchs dort gesehen hatten. Bei Verhören durch die Polizei ließen Schwarze sich nie auf eine exakte Zeit festlegen.

Zum damaligen Zeitpunkt gab es in Boston zwei schwarze Detektive bei der Kripo. Seit dem ersten Tag meiner Rückkehr in die Szene von Roxbury hatte mich einer der beiden, ein Kerl von dunkler Hautfarbe namens Turner, nicht ausstehen können. Das beruhte auf Gegenseitigkeit. Er ließ sich in der Öffentlichkeit darüber aus, was er mit mir machen würde, wenn er könnte, und prompt ließ ich meine Antwort darauf über die Gerüchteküche verbreiten. An der Art seines Verhaltens konnte ich erkennen, daß er meine Antwort erhalten hatte. Jeder wußte, daß ich Waffen bei mir trug, und Turner kapierte sehr gut, daß ich nicht zögern würde, sie zu benutzen - auch gegen ihn, ob er nun bei der Kripo war oder nicht.

Eines abends war ich schon früh im Savoy. Zur üblichen Zeit klingelte das Telefon in der Kabine, und genau in diesem Augenblick kam dieser Turner durch den Haupteingang herein. Er sah, wie ich aufstand, und er wußte auch, daß das Gespräch für mich war, aber er trat selbst in die Telefonkabine und nahm den Hörer ab.

Während er mich scharf im Auge behielt, hörte ich ihn sagen: "Hallo, Hallo, Hallo?" Ich wußte, daß Sophia, nachdem sie eine fremde Stimme gehört hatte, gleich wieder aufgelegt hatte.

Ich ging zu Turner und fragte ihn: "War das nicht ein Gespräch für mich?" Er bestätigte es. "Und warum haben Sie das nicht gesagt?"

Er gab mir eine unverschämte Antwort, um mich zu provozieren, den ersten Schritt zu machen. Wir gaben uns beide keine Blöße, denn wir wußten, daß einer den anderen umlegen wollte. Keiner riskierte ein falsches Wort; Turner sagte nichts, was ihn in der Öffentlichkeit in schlechtem Licht erscheinen lassen konnte, und ich nichts, was man als Drohung gegenüber einem Bullen hätte auslegen können.

Aber ich erinnere mich noch genau an das, was ich ihm trotzdem antwortete, absichtlich so laut, daß die Leute an der Bar es mithören konnten: "Turner, Sie versuchen, in die Geschichte einzugehen. Aber ist Ihnen eigentlich nicht klar, wenn Sie Ihre miesen Spielchen mit mir treiben, daß Sie unweigerlich in dieser Geschichte untergehen werden, weil Sie mich nämlich umlegen müßten?"

Turner schaute mich an. Dann gab er klein bei und ging an mir vorbei. Er schien noch nicht bereit zu sein, in die Geschichte einzugehen.

Ich war allerdings an einem Punkt angelangt, wo ich an meinem eigenen Sarg zimmerte. Jeder Kriminelle rechnet damit, irgendwann geschnappt zu werden.

Das gehört zu den ungeschriebenen Gesetzen unseres Gewerbes. Jeder versucht aber, das Unvermeidliche so lange wie möglich hinauszuschieben.

Mit Hilfe von Drogen verdrängte ich diesen Gedanken immer ganz weit nach hinten. Die Drogen waren jetzt mein Lebensmittelpunkt. Ich hatte das Stadium erreicht, wo ich jeden Tag soviel Drogen nahm - Reefers, Kokain oder beides zusammen -, daß ich mich über allen Ärger und alle Spannungen erhaben fühlte. Wenn irgendwelche Sorgen doch ihren Weg an die Oberfläche meines Bewußtseins fanden, konnte ich sie immer noch bis zum nächsten Tag dahin zurückdrängen, wo sie hergekommen waren - und sie dann wieder auf den übernächsten Tag schieben.

Aber während ich früher noch in der Lage gewesen war, Reefers zu rauchen und Koks zu schnupfen, ohne daß man es mir allzusehr angemerkt hätte, so war das jetzt nicht mehr so einfach.

Nach einem großen Fischzug hatten wir eine Woche lang nichts zu tun, und ich war ständig high und hing dauernd in Nachtklubs herum. Als ich einen der Klubs betrat und mich der Barkeeper mit "Hallo, Red!" begrüßte, sah ich seinem Gesicht an, daß irgend etwas nicht stimmte. Aber ich stellte keine Fragen. Das hatte ich mir schon immer zur Regel gemacht: Keine überflüssigen Fragen stellen in so einer Situation; du wirst schon erfahren, was du wissen sollst. Aber der Barkeeper hatte keine Gelegenheit, mich aufzuklären, selbst wenn er die Absicht dazu gehabt hätte. Als ich mich auf einen Hocker setzte und einen Drink bestellte, sah ich sie. Sophia saß mit ihrer Schwester an einem Tisch in der Nähe der Tanzfläche, zusammen mit einem weißen Mann.

Ich weiß nicht, was mich dazu getrieben hat, den Fehler zu machen, den ich dann beging. Ich hätte später mit ihr reden können. Ich wußte nicht, wer der weiße Kerl war, und es war mir auch egal. Das Kokain in meinem Kopf brachte mich dazu aufzustehen.

Der Weiße war nicht Sophias Ehemann, aber es war sein bester Freund. Sie hatten im Krieg zusammen gedient. Da der Ehemann nicht in der Stadt war, hatte er Sophia und ihre Schwester zum Essen eingeladen. Aber dann, nach dem Abendessen, hatte er während der Autofahrt plötzlich vorgeschlagen, rüber ins schwarze Ghetto zu fahren.

Jeder Schwarze, der in einer größeren Stadt lebt, hat diese Typen schon tausendmal gesehen, diese Nordstaaten-*Cracker* auf Besuch in "Niggertown", die sich über die "coons" amüsieren.

Die beiden Frauen, die in den schwarzen Kneipen Roxburys ja überall bekannt waren, hatten versucht, ihm sein Vorhaben auszureden; aber er war stur geblieben. So hielten sie den Atem an, als sie in den Klub kamen, in dem sie schon hundertmal gewesen waren. Sie gingen hinein und zwinkerten den Kellnern zu; die verstanden das Zeichen sofort und verhielten sich so, als hätten sie die Frauen noch nie zuvor gesehen. Sie saßen also beide da mit ihren Drinks

vor der Nase und beteten, daß kein Schwarzer, der sie kannte, an ihrem Tisch aufkreuzte.

Und dann trat ich an den Tisch. Ich sprach beide mit "Baby" an. Sie wurden kreidebleich, der Typ knallrot.

Am gleichen Abend, als ich wieder zurück in der Wohnung am Harvard Square war, wurde ich ernstlich krank. Es war weniger eine körperliche Erkrankung, als vielmehr die Summe meiner Erfahrungen aus den letzten fünf Jahren. Ich lag dösend in meinem Schlafanzug im Bett, als ich jemanden klopfen hörte.

Ich wußte, daß irgend etwas nicht stimmte. Von unserer Gang besaßen alle einen Schlüssel. An diese Tür hatte noch nie jemand geklopft. Ich rollte mich unter das Bett; ich war so fertig, daß es mir nicht in den Sinn kam, mir meine Knarre von der Kommode zu greifen.

Unter dem Bett liegend hörte ich, wie der Schlüssel im Schloß herumgedreht wurde, und ich sah Schuhe und Hosenaufschläge hereinkommen. Ich sah jemanden herumgehen und stehenbleiben. Jedesmal, wenn er stehenblieb, wußte ich, wonach seine Augen suchten. Und ich wußte, daß er sich bücken und unters Bett schauen würde. Er tat es. Es war der Freund von Sophias Ehemann. Sein Gesicht war gerade einen halben Meter von meinem entfernt und erstarrte.

"Ha, ha, ha, reingelegt!" sagte ich. Aber es war ganz und gar nicht lustig. Ich kroch unter dem Bett hervor und tat immer noch so, als lachte ich. Er lief nicht weg, das muß ich ihm lassen, er trat zurück und betrachtete mich, als sei ich eine Schlange.

Ich versuchte nicht, zu vertuschen, was er bereits wußte. Nicht nur im Bad, überall lagen Sachen der Frauen herum. Das alles hatte er schon gesehen. Wir unterhielten uns sogar ein bißchen. Ich erklärte ihm, die Frauen seien nicht da, und er verschwand. Was mich am meisten erschütterte, war die Tatsache, daß ich mich ohne Kanone unter dem Bett selber in eine Falle begeben hatte. Ich kam wirklich langsam ins Schleudern.

Ich hatte eine gestohlene Uhr in ein Juweliergeschäft gebracht, um das zerbrochene Uhrglas ersetzen zu lassen. Als ich sie zwei Tage später wieder abholen wollte, brach alles zusammen.

Wie gesagt, eine Pistole gehörte so selbstverständlich zu meiner Kleidung wie eine Krawatte. Ich trug meine Knarre unter der Jacke im Schulterhalfter.

Der frühere Besitzer der Uhr hatte, wie ich später erfuhr, die nötige Reparatur der Polizei gegenüber genauestens beschrieben, nachdem wir sie ihm gestohlen hatten. Es war eine sehr kostbare Uhr, und deswegen hatte ich sie selber behalten. Aber alle Uhrmacher in Boston waren schon gewarnt worden.

Der jüdische Geschäftsinhaber wartete, bis ich bezahlt hatte, und legte dann die Uhr auf den Tresen. Er gab sein Signal, und dann tauchte plötzlich dieser andere Typ aus dem Hintergrund auf und ging auf mich zu. Er hatte eine Hand in der Tasche. Ich wußte, das war ein Bulle.

Er sagte mit ruhiger Stimme: "Gehen Sie nach hinten!"

Gerade als ich das tun wollte, betrat ein anderer, unbeteiligter Schwarzer den Laden. Ich erinnere mich, später erfahren zu haben, daß er just an diesem Tag vom Militär entlassen worden war. Der Kriminalbeamte dachte aber, wir gehörten zusammen, und wandte sich ihm zu.

Da stand ich nun, meine Kanone unter der Jacke, der Kripomann redete mit dem Schwarzen und drehte mir den Rücken zu. Heute bin ich fest davon überzeugt, daß Allah mir schon in diesem Moment beistand. Ich versuchte nicht, auf den Bullen zu schießen, und das hat mir mein Leben gerettet.

Wenn ich mich recht erinnere, hieß der Kripobeamte Slack.

Ich hob meinen Arm und forderte ihn auf: "Hier, nehmen Sie mir die Pistole ab!"

Ich sah sein Gesicht, als er sie an sich nahm. Er war schockiert. Wegen des plötzlichen Auftretens dieses anderen Schwarzen hatte er an alles gedacht, nur nicht daran, daß ich eine Waffe haben könnte. Er war regelrecht gerührt, daß ich nicht versucht hatte, ihn zu erschießen.

Mit meiner Knarre in der Hand gab er dann ein Zeichen, woraufhin zwei weitere Polizeibeamte aus ihrem Versteck kamen. Sie hatten mich die ganze Zeit im Auge gehabt. Eine falsche Bewegung, und ich wäre ein toter Mann gewesen.

Im Knast sollte ich noch reichlich Zeit haben, darüber nachzudenken.

Wäre ich im übrigen nicht zu diesem Zeitpunkt verhaftet worden, so hätte ich auch noch auf andere Art umkommen können. Sophias Ehemann hatte von seinem Freund die notwendigen Informationen über mich erhalten. Er war an diesem Morgen nach Boston zurückgekommen und hatte sich gleich mit einer Pistole auf die Suche nach mir gemacht. Während ich schon zum Polizeirevier gebracht wurde, kam er gerade vor unserer Wohnung an.

Die Polizeibeamten quetschten mich aus, aber sie schlugen mich nicht. Sie rührten mich überhaupt nicht an. Der Grund lag auf der Hand: Ich hatte nicht versucht, den Bullen, der mich verhaftet hatte, umzulegen.

Sie bekamen meine Adresse über Papiere heraus, die sie bei mir fanden. Sophia und ihre Schwester wurden sehr bald hochgenommen. Shorty wurde noch am gleichen Abend von der Bühne runtergezogen. Die Frauen hatten in ihren Aussagen auch Rudy belastet. Bis zum heutigen Tage habe ich mich immer wieder verwundert gefragt, wie Rudy das mitbekommen hat; jedenfalls setzte er sich in Windeseile aus Boston ab. Und es ist ihnen bis heute nicht gelungen, ihn zu packen.

Tausendmal habe ich darüber nachgegrübelt, wie es nur möglich war, daß ich am Tag meiner Verhaftung dem Tod gleich zweimal knapp entkommen bin. Allein deswegen glaube ich fest daran, daß alles vorherbestimmt ist.

Die Bullen fanden unsere Wohnung überladen mit Beweismaterial gegen uns. Da waren Pelzmäntel, etwas Schmuck und anderer Kleinkram sowie unser Handwerkszeug: Stemmeisen, Dietrich, Glasschneider, Schraubenzieher, Stabtaschenlampen, Nachschlüssel - und mein kleines Waffenarsenal.

Die Frauen kamen gegen geringe Kaution frei. Sie waren eben weiß - egal ob sie was mit Einbrüchen zu tun hatten oder nicht. Ihr schlimmstes Verbrechen war, daß sie sich mit Schwarzen eingelassen hatten. Für Shorty und mich aber wurden Kautionssummen von jeweils 10.000 Dollar festgesetzt, und denen war klar, daß wir die niemals aufbringen konnten.

Die Sozialarbeiter machten sich daran, uns zu bearbeiten. Weiße Frauen hatten mit Schwarzen zusammengesteckt - das erfüllte sie mit schlimmsten Zwangsvorstellungen. Zumal die Frauen weder Trebegängerinnen noch anderer "sozialer Müll" waren, sondern vielmehr zur gehobenen weißen Mittelschicht gehörten. Das beunruhigte die Sozialarbeiter und Gesetzeshüter mehr als alles andere.

Wie, wo und wann hatte ich sie kennengelernt? Hatten wir miteinander geschlafen? - Niemand wollte irgend etwas über die Einbrüche wissen. Von Interesse war nur, daß wir dem weißen Mann die Frauen weggenommen hatten.

Ich sah die Sozialarbeiter bloß an und gab ihnen ihre Fragen zurück: "Nun, was glauben *Sie* denn?"

Selbst die Justizangestellten und Gerichtsschreiber hatten das drauf: "Nette weiße Mädchen ... gottverdammte Nigger." Auch die vom Gericht bestellten Pflichtverteidiger bewegten sich auf dieser Ebene. Als wir vor unserer ersten richterlichen Anhörung unter Bewachung an einem Tisch saßen, sagte ich vor dem Eintreffen des Richters zu einem dieser Anwälte: "Offensichtlich werden wir hauptsächlich wegen dieser Frauen bestraft." Er lief knallrot an, kramte nervös in seinen Papieren herum und sagte: "Was habt ihr euch auch an weißen Frauen zu vergreifen!"

Später, als ich mir der vollen Wahrheit über den weißen Mann bewußt wurde, ging mir oft durch den Kopf, daß das übliche Strafmaß für nicht vorbestrafte Einbrecher - solche, wie wir es waren - damals bei zwei Jahren lag. Aber wir sollten nicht mit dieser Durchschnittsstrafe davonkommen - nicht für *unser* Verbrechen.

Bevor ich fortfahre, möchte ich sagen, daß ich noch niemals zuvor irgend jemandem so detailliert über meine üble Vergangenheit berichtet habe. Das habe ich auch jetzt nicht etwa getan, um damit den Eindruck zu erwecken, als sei ich auch noch stolz darauf, wie übel und verdorben ich war.

Aber die Leute spekulieren immer darüber, warum ich so bin, wie ich bin. Um das bei einer Person begreifen zu können, muß man ihr ganzes Leben von

Geburt an untersuchen. Alle unsere Erfahrungen fließen in unsere Persönlichkeit ein. Alles, was uns je zugestoßen ist, wird zu einem Bestandteil unserer Persönlichkeit.

Heute, da alles, was ich mache, eine bestimmte Dringlichkeit besitzt, würde ich keine Stunde an die Herstellung eines Buches verschwenden, das nur die Absicht hätte, einigen Lesern Nervenkitzel zu verschaffen. Aber ich wende viele Stunden für dieses Buch auf, weil nur die vollständige Geschichte zeigt und verständlich macht, daß ich auf die unterste Stufe der Gesellschaft des amerikanischen weißen Mannes gesunken war, bis ich dann - bald schon, im Gefängnis - Allah und die islamische Religion gefunden habe, wodurch mein gesamtes Leben völlig verwandelt wurde.

10 Satan

Shorty wußte nicht, was er unter dem juristischen Begriff "parallele Strafverbüßung" verstehen sollte.

Irgendwie hatte es Shortys alte Mutter geschafft, das Geld für eine Fahrkarte von Lansing nach Boston aufzutreiben. Während wir auf das Urteil warteten, besuchte sie Shorty mehrmals, einmal aber auch mich. Ihrem Sohn gegenüber wiederholte sie ständig: "Mein Sohn, lies die Offenbarung des Johannes und bete zu Gott!" Shorty las sich tatsächlich die Seiten mit der Offenbarung in der Bibel durch, fiel auf die Knie und betete wie ein schwarzer Baptistendiakon zu Gott.

Dann standen wir im Gericht des Middlesex County dem Richter gegenüber. Alle vierzehn Straftaten, die man uns vorwarf, waren in diesem Landkreis verübt worden. Shortys Mutter saß neben Ella und Reginald. Sie schluchzte, warf ihren Kopf hin und her und flehte ihren Herrn Jesus an. Shorty wurde als erster von uns aufgefordert aufzustehen:

"Erster Anklagepunkt: acht bis zehn Jahre ..."

"Zweiter Anklagepunkt: acht bis zehn Jahre ..."

"Dritter Anklagepunkt: ..."

Und am Ende hieß es: "Die Einzelstrafen sind parallel zu verbüßen."

Shorty schwitzte so sehr, daß sein schwarzes Gesicht wie in Öl getaucht aussah. Weil er das mit der "parallelen Strafverbüßung" nicht begriff, hatte er angenommen, er müsse die Einzelstrafen zeitlich hintereinander absitzen und hatte in seinem Kopf möglicherweise schon über hundert Jahre zusammengerechnet. Er schrie auf und brach danach zusammen. Die Justizbeamten mußten ihn auffangen und stützen.

Diese acht bis zehn Sekunden hatten aus Shorty einen ebensolchen Atheisten gemacht, wie ich von Anfang an einer gewesen war.

Ich bekam zehn Jahre.

Die Mädchen wurden zu ein bis fünf Jahren verurteilt, die sie in der Besserungsanstalt für Frauen in Framingham, im Bundesstaat Massachusetts, verbüßen sollten.

Das war im Februar 1946. Ich war noch keine einundzwanzig Jahre alt und hatte noch nicht angefangen, mich zu rasieren.

Shorty und ich wurden mit Handschellen aneinander gefesselt und in das Staatsgefängnis von Charlestown gebracht.

Ich kann mich an keine meiner Gefangenennummern erinnern. Das wundert mich immer noch, obwohl ich mittlerweile schon zwölf Jahre aus dem Knast raus bin. Die Gefangenennummer wird im Gefängnis zu einem Teil der Persönlichkeit. Man wird nicht mit dem Namen, sondern mit der Nummer angesprochen. Die Nummer ist auf jedes einzelne Kleidungsstück aufgedruckt. Nach einiger Zeit ist sie auch in das Gehirn des Gefangenen eingebrannt.

Jeder Mensch, der von sich behauptet, er besäße ein tiefes Mitgefühl für andere menschliche Wesen, sollte lange, lange darüber nachdenken, bevor er zustimmt, andere Menschen hinter Gitter zu bringen und wie in Käfigen zu halten. Ich meine nicht, daß es keine Gefängnisse geben sollte, aber es sollte keine Gitter geben. Kein Mensch bessert sich hinter Gittern. Kein Mensch wird das je vergessen. Niemand kann über die Erinnerung an die Gitter vollständig hinwegkommen. Nach der Entlassung wird er versuchen, diese Erfahrung aus seinem Kopf zu drängen, aber das wird ihm nicht gelingen. Ich habe mich mit vielen früheren Strafgefangenen unterhalten. Es war interessant für mich herauszufinden, daß wir viele Einzelheiten der Gefängnisjahre in unserem Bewußtsein ausgelöscht hatten. Aber jeder Gefangene erzählte, daß er die Gitter niemals vergessen kann.

Als "Fisch" (das ist der Knastausdruck für neu eingelieferte Gefangene) fühlte ich mich in Charlestown aufgrund des plötzlichen Drogenentzugs zunächst körperlich miserabel, ich war tückisch wie eine Schlange. Die Zellen hatten kein fließendes Wasser. Der Knast war 1805, noch während der Zeit Napoleons, im Stil der Bastille erbaut worden. In der schmutzigen, engen Zelle konnte ich mit ausgestreckten Armen die gegenüberliegenden Wände berühren, wenn ich auf der Pritsche lag. Als Toilette diente ein Eimer mit Deckel. Ganz egal wie widerstandsfähig jemand ist, den Fäkaliengestank eines ganzen Zellentraktes kann niemand aushalten.

Als der Gefängnispsychologe mit mir sprechen wollte, bombardierte ich ihn mit den übelsten Beschimpfungen, die mir einfielen, und dem Knastpfarrer warf ich noch schlimmere Ausdrücke an den Kopf. Soweit ich mich erinnere, kam der erste Brief, der mich erreichte, von meinem frommen Bruder Philbert aus

Detroit. Er teilte mir mit, seine "Heiligkeitskirche" bete für mich. Ich kritzelte ihm eine Antwort hin, für die ich mich noch heute schäme.

Meine erste Besucherin war Ella. Ich weiß noch, wie sie sich zusammenreißen und sich ein Lächeln abringen mußte, als sie mich in dem verwaschenen Leinenanzug mit der aufgedruckten Nummer sah. Wir fanden beide nicht die richtigen Worte, und ich wünschte mir, sie wäre überhaupt nicht gekommen. Die bewaffneten Wärter hatten ungefähr fünfzig Gefangene und Besucher zu überwachen. Ich habe miterlebt, wie sich unzählige neue Gefangene nach der Besuchszeit in ihren Zellen schworen, nach der Entlassung bei der ersten Gelegenheit diesen Wärtern aufzulauern. Auf sie konzentrierte sich der meiste Haß.

In Charlestown wurde ich zum ersten Mal von Muskatmehl high. Mein Zellennachbar gehörte zu den mindestens hundert Muskatmännern, die für Geld oder Zigaretten das von den Küchenarbeitern gestohlene Muskatmehl in Streichholzschachteln erwarben. Ich krallte mir eine der Streichholzschachteln, als sei es ein Pfund harter Drogen. In einem Glas mit kaltem Wasser aufgelöst, hat so eine Portion Muskatmehl die gleiche Wirkung wie drei oder vier Reefers.

Mit dem bißchen Geld, das mir Ella schickte, konnte ich mir schließlich Stoff für bessere Trips von den Knastwärtern kaufen. Ich bekam richtige Sticks von ihnen, auch Nembutal und Benzedrin. Dieses Zeug zu den Gefangenen zu schmuggeln war für die Schließer ein Nebenerwerb. Jeder Gefängnisinsasse weiß, daß die Wärter damit den größten Teil ihres Verdienstes machen.

Insgesamt saß ich sieben Jahre im Knast. Wenn ich heute versuche, Einzelheiten des ersten Jahres in Charlestown zusammenzubekommen, so reduziert sich das alles auf wenige Erinnerungen: meine Erfahrungen mit Muskatmehl und anderen Ersatzdrogen, Flüche gegen Wärter, aus meiner Zelle hinausgeworfene Sachen, mein störrisches Verhalten beim Antreten, auf den Boden geworfene Tabletts im Speisesaal, meine Weigerung, beim Aufrufen meiner Knastnummer zu reagieren - weil ich sie angeblich vergessen hätte -, und ähnliches mehr.

Die Einzelhaft, die mir dieses Verhalten jedesmal einbrachte, paßte mir durchaus in den Kram. Stundenlang rannte ich wie ein eingesperrter Leopard in meiner Zelle auf und ab und stieß dabei laute und abscheuliche Flüche aus. Am liebsten verhöhnte ich dabei die Bibel und Gott. Es gab allerdings eine rechtliche Grenze dafür, wie lange man in Einzelhaft gehalten werden konnte. Schließlich nannten mich die Gefangenen in meinem Zellenblock wegen meiner antireligiösen Einstellung "Satan".

Der erste Mensch, den ich im Gefängnis kennenlernte, der einen positiven Eindruck auf mich machte, war mein Mitgefangener "Bimbi". Ich begegnete ihm 1947 in Charlestown. Er war ein Schwarzer von gleichem Aussehen wie ich, hellhäutig und rothaarig, hatte ungefähr meine Größe und viele Sommer-

sprossen. Bimbi war ein alter Hase aus dem Einbrechergewerbe und hatte schon viele Knäste von innen gesehen. In Charlestown arbeitete er wie ich in der Autokennzeichenherstellung. Er stand an der Stanzmaschine, mit der die Schilder geprägt wurden, und ich am Fließband, wo die Nummern aufgemalt wurden.

Bimbi war für mich der erste schwarze Häftling, der auf die Floskel "Was gibt's Neues, Alter?" überhaupt nicht reagierte. Wenn wir unser Tagespensum beim Schilderprägen erfüllt hatten, saßen wir manchmal mit fünfzehn Leuten um Bimbi herum und hörten ihm zu. Die weißen Gefangenen interessierten sich keinen Deut für die Meinung eines schwarzen Mitgefangenen, aber sogar die Wärter kamen dichter ran, wenn sich Bimbi über irgendein Thema ausließ.

Er konnte eine Menge Leute mit den unglaublichsten Themen fesseln, auf die sonst niemand kam. Er bewies uns mit einem Abstecher in die Verhaltensforschung, daß der einzige Unterschied zwischen uns und den Menschen draußen der Umstand war, daß wir geschnappt worden waren. Er sprach gerne über geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten. Wenn er sich über die Geschichte der Stadt Concord ausließ - ich wurde später dahin verlegt -, konnte man den Eindruck gewinnen, er sei von der dortigen Industrie- und Handelskammer dafür angeheuert worden. Ich war nicht der einzige Gefangene, der noch nie etwas von Thoreau gehört hatte, bis Bimbi über ihn sprach. Bimbi war als bester Kunde der Knastbibliothek bekannt. Am meisten faszinierte mich an ihm, daß er der erste Mann war, dem ich begegnete, der es verstand, sich - allein durch seine Worte - totalen Respekt zu verschaffen.

Bimbi sprach nicht viel mit mir. Einzelnen gegenüber war er kurz angebunden, aber ich spürte, daß er mich mochte. Der Anlaß, ihn näher kennenzulernen, war für mich die Art und Weise, wie er über Religion diskutierte. Ich glaubte mich vom bloßen Atheismus abzuheben - ich hielt mich für Satan in Person. Bimbi jedoch brachte die atheistische Philosophie in den richtigen Zusammenhang. Und dadurch hörte auch meine abscheuliche Flucherei auf. Gegenüber seiner Betrachtungsweise erwies sich meine Einstellung als recht dünn, und zudem benutzte er niemals ein verletzendes Wort.

Eines Tages erklärte mir Bimbi aus heiterem Himmel in der für ihn bekannten offenen Art, daß ich einiges im Kopf hätte, wenn ich ihn nur benutzen würde. Ich hätte damals zwar gerne Bimbis Freundschaft genossen, hörte so einen Rat aber nicht gern. Einen anderen Mitgefangenen hätte ich vielleicht verflucht, aber niemand wäre auf den Gedanken gekommen, Bimbi zu beschimpfen. Er riet mir, die angebotenen Weiterbildungskurse und die Gefängnisbücherei zu nutzen.

Nach dem Abschluß der achten Klasse in Mason, Michigan, hatte ich nicht länger ernsthaft in Erwägung gezogen, etwas anderes zu lernen als die Dinge, die für das Hustlerleben von praktischem Wert waren. Mein Leben auf der Straße hatte darüberhinaus alles weggewischt, was ich in der Schule gelernt hatte. Ich konnte ein Verb nicht von einem Haus unterscheiden. Meine Schwe-

ster Hilda hatte mir in einem Brief empfohlen, mich mit Englisch und Schönschrift zu beschäftigen, wenn es im Gefängnis möglich sein sollte; denn sie hatte die paar Ansichtskarten, die ich ihr früher von meinen Dealertouren geschickt hatte, kaum entziffern können.

Aus diesem Grund und aus dem Gefühl heraus, genug Zeit zur Verfügung zu haben, fing ich einen Englisch-Fernkurs an. Wenn die vervielfältigten Listen aus der Bücherei durch die Zellen gingen, setzte ich meine Nummer neben die Buchtitel, die mir zusagten und noch nicht ausgeliehen waren.

Durch die Übungen und Lektionen des Fernstudiums kamen mir langsam wieder einige allgemeine Strukturen der Grammatik in den Sinn. Nach etwa einem Jahr, glaube ich, konnte ich einen vernünftigen und lesbaren Brief schreiben. Zu diesem Zeitpunkt begann ich auch still und heimlich mit einem Latein-Fernkurs, denn ich war beeindruckt von Bimbis häufigen Erklärungen zur Herkunft vieler Wörter.

Unter Bimbis Anleitung hatte ich auch ein kleines Glücksspielgeschäft innerhalb des Zellenblocks aufgezogen. Beim Dominospiel schlug ich fast jeden und gewann päckchenweise Zigaretten. Ich hatte ständig mehrere Pappschachteln voller Zigaretten in meiner Zelle, und im Knast waren Zigaretten als Tauschmittel fast so wertvoll wie bares Geld. Ich entwickelte mich zu einer Art Buchmacher, bei dem die Gefangenen Zigaretten und Geld auf Boxkämpfe und Ballspiele setzen konnten. Ich werde niemals vergessen, was für eine Sensation das im Knast war, als Jackie Robinson an jenem Tag im April 1947 mit den *Brooklyn Dodgers* zusammen antrat. Ich gehörte damals zu seinen treusten Anhängern. Wenn er spielte, klebte mein Ohr am Radio, und kein Spiel endete, ohne daß ich nicht seine Trefferquote einschließlich des aktuellen Spiels schon neu ausgerechnet hätte.

Nachdem ich in den Knast nach Concord verlegt worden war, erhielt ich eines Tages im Jahre 1948 einen Brief von meinem Bruder Philbert. Er, der ständig irgendwelchen Vereinigungen beitrat, berichtete, er habe nun "die natürliche Religion der Schwarzen entdeckt". Wie Philbert schrieb, gehörte er jetzt zur sogenannten "*Nation of Islam*". Ich solle "Allah um Erlösung bitten". Ich schrieb meinem Bruder einen Brief, der zwar in besserem Englisch verfaßt, dabei aber noch grober war, als meine frühere Antwort auf seinen Hinweis, in der "Heiligkeitskirche" würden alle für mich beten.

Dann erhielt ich einen Brief von Reginald, und obwohl ich wußte, daß er etliche Zeit mit Wilfred, Hilda und Philbert in Detroit verbracht hatte, dachte ich nicht im Traum daran, die beiden Briefe in einen Zusammenhang zu bringen. Reginalds Brief war voller Neuigkeiten und enthielt auch folgenden Rat: "Malcolm, iß kein Schweinefleisch mehr und hör' auf zu rauchen. Ich werde Dir zeigen, wie Du aus dem Gefängnis rauskommst!"

Automatisch dachte ich zuerst, ihm sei etwas eingefallen, womit man die Gefängnisbürokratie aufs Kreuz legen konnte. Darüber grübelnd, was das wohl für ein Dreh sein mochte, schlief ich ein und wachte mit demselben Gedanken wieder auf. Vielleicht war es irgendwas in Richtung Psychologie, ähnlich der Sache, die ich der Musterungsbehörde in New York vorgemacht hatte? War es vielleicht möglich, nach einem längeren Verzicht auf Nikotin und Schweinefleisch irgendwelche körperlichen Gebrechen vorzuweisen, die mich aus dem Knast bringen konnten?

"Aus dem Knast raus..." - es war, als schwirrten diese Worte ständig in der Luft um mich herum. Ich wollte nichts sehnlicher als das. Ich hätte mich am liebsten mit Bimbi darüber beraten, aber eine mächtige innere Stimme hielt mich davon ab, es auszuplaudern.

Es war nicht allzu schwierig für mich, mit dem Rauchen aufzuhören. Durch die Einzelhaft, in der ich tagelang nicht rauchen durfte, war ich darauf vorbereitet. Was auch immer für eine Chance ich hatte, am Rauchen sollte es nicht scheitern. Nachdem ich den Brief gelesen hatte, brauchte ich die letzte Schachtel Zigaretten auf, und seit 1948 habe ich nie wieder eine einzige Zigarette angerührt.

Ungefähr drei oder vier Tage später gab es zum Mittagessen Schweinefleisch. Als ich mich auf meinen Platz an dem langen Tisch setzte, dachte ich noch nicht an so etwas wie "Schweinefleisch". Die übliche Art, im Knast zu essen, bestand im Routineablauf Hinsetzen-Zulangen-Runterschlingen-Aufstehen-Antreten. Als mir das Tablett mit dem Fleisch herübergereicht wurde, war mir gar nicht klar, um welche Art von Fleisch es sich eigentlich handelte. Normalerweise konnte das niemand genau sagen. Trotzdem blitzte plötzlich innerlich vor mir ein Bildschirm auf mit dem Hinweis: *"Iß kein Schweinefleisch!"*

Ich zögerte, das Fleisch direkt vor meinen Augen, und reichte dann das Tablett an meinen Nebenmann weiter. Der begann sich den Teller zu füllen, hörte abrupt auf, drehte sich zu mir um und sah mich überrascht an.

Ich sagte zu ihm: "Ich esse kein Schweinefleisch."

Dann ging das Tablett weiter am Tisch herum.

Es war schon interessant zu verfolgen, wie sich meine Worte im Knast herumsprachen und wie darauf reagiert wurde. Es gab so wenig Abwechslung, die den eintönigen Gefängnisalltag unterbrochen hätte, daß die kleinste Kleinigkeit Anlaß für ausgedehnte Spekulationen war. Am Abend war im gesamten Zellenblock herum: "Satan ißt kein Schweinefleisch..."

In gewisser Weise war ich sehr stolz darauf. Im Knast und draußen war die Vorstellung weit verbreitet, daß Schwarze ohne Schweinefleisch nicht leben können. Mit Freude sah ich, daß besonders die weißen Häftlinge irritiert waren von meiner Weigerung, Schweinefleisch zu essen.

Später, nach ausgedehntem Studium des Islam, wurde mir klar, daß ich damit unbewußt meinen ersten vorislamischen Ergebenheitsakt vollzogen hatte. Ich

hatte zum ersten Mal die Erfahrung eines islamischen Lehrspruches gemacht: "Wer Allah einen Schritt entgegengeht, dem nähert Allah sich um zwei Schritte."

Meine Geschwister in Detroit und Chicago waren alle zu dem Glauben bekehrt worden, der ihnen als die "natürliche Religion des Schwarzen" nahegebracht worden war - so, wie es Philbert auch in seinem Brief geschrieben hatte. Sie beteten alle dafür, daß ich mich ebenfalls im Gefängnis dazu bekehren möge. Philbert erzählte ihnen von meiner bösartigen Antwort, und sie berieten, was am besten zu tun sei. Sie entschieden, daß Reginald am besten wisse, wie er an mich herankommen könne. Er, der zuletzt Bekehrte, stand mir am nächsten und kannte mich noch gut aus der Zeit, als wir zusammen in der Gosse gelebt hatten.

Unabhängig davon hatte sich meine Schwester Ella beharrlich dafür eingesetzt, daß ich in die Gefängniskolonie von Norfolk verlegt würde, einen experimentellen Rehabilitationsknast in Massachusetts. In anderen Gefängnissen erzählten die Häftlinge, nur wer Geld oder die richtigen Beziehungen habe, könne in diese Knastkolonie versetzt werden, wo der Strafvollzug angeblich nach Grundsätzen gestaltet werde, die zu schön seien um wahr zu sein. Jedenfalls waren Ellas Bemühungen für mich erfolgreich, und Ende 1948 wurde ich nach Norfolk verlegt.

In mehrfacher Hinsicht war diese Kolonie, im Vergleich zu anderen Knästen, ein Paradies. Es gab Toiletten mit Wasserspülung und keine Gitter. Statt der Gitter gab es Wände, und innerhalb dieser Wände hatte man viel mehr Freiheit. Es war mehr frische Luft zum Atmen da. Der Knast lag eben nicht in der Stadt.

Wenn ich mich richtig erinnere, bestand die Kolonie aus vierundzwanzig "Häusern", in denen jeweils fünfzig Männer lebten. Das bedeutet, daß in der Kolonie insgesamt etwa 1200 Häftlinge untergebracht waren. Jedes "Haus" hatte drei Stockwerke, und was das Beste von allem war, jeder Gefangene hatte seinen eigenen Zellenraum.

Ungefähr fünfzehn Prozent der Gefangenen waren Schwarze, auf jedes Haus aufgeteilt waren das fünf bis neun Schwarze.

Die Gefängniskolonie von Norfolk stellt für mich die modernste Form des Strafvollzuges dar, von der ich jemals gehört habe. Anstelle einer Atmosphäre von böswilligem Geschwätz, Perversitäten, Korruption und verhaßten Wärtern gab es hier vergleichsweise mehr "Kultur", also was man unter "Kultur" im Knast eben versteht. Ein großer Prozentsatz der Häftlinge in Norfolk beteiligte sich an "intellektuellen" Sachen wie Gruppendiskussionen, Debatten und ähnlichem. Die Lehrkräfte für die Bildungs- und Rehabilitationsprogramme kamen von Harvard, von der Boston University und anderen Bildungseinrichtungen der Umgebung. Die Besuchsregelungen waren wesentlich lockerer als in anderen

Gefängnissen. Besucher waren fast täglich zugelassen und konnten zwei Stunden bleiben. Man hatte die Wahl, neben oder gegenüber dem Besucher zu sitzen.

Die Gefängnisbücherei in Norfolk war eine der Hauptattraktionen. Ein Millionär namens Parkhurst hatte sich offensichtlich zu Lebzeiten für das Rehabilitationsprogramm interessiert und hatte dann der Kolonie seine Privatbibliothek vermacht. Seine Hauptinteressen waren Geschichte und Religion gewesen. In den Regalen standen Tausende seiner Bücher, und im hinteren Teil der Bücherei gab es weitere Kartons und Kisten voller Bücher, für die auf den Borden kein Platz mehr war. Wir durften in Norfolk sogar in die Bibliothek hineingehen, in den Regalen herumstöbern und uns Bücher aussuchen. Es gab Hunderte von alten Büchern, von denen einige bestimmt ziemlich selten waren. Ich las ziellos, bis ich lernte, mir nach Plan bestimmte ausgesuchte Titel vorzunehmen.

Seitdem ich in die Gefängniskolonie von Norfolk gekommen war, hatte ich nichts mehr von Reginald gehört. Jedenfalls hatte ich nicht wieder mit dem Rauchen angefangen und aß kein Schweinefleisch, wenn es auf den Tisch kam. Das verursachte schon ein gewisses Stirnrunzeln. Dann kam ein Brief von Reginald, in dem er seinen Besuch ankündigte. In der Zeit vor dem Besuch wurde ich richtig scharf darauf, von ihm seinen vermeintlichen Trick erklärt zu bekommen.

Reginald wußte genau, wie mein Hustlergehirn funktionierte. Deswegen war seine Herangehensweise auch so wirkungsvoll. Er hatte sich schon immer recht gut gekleidet, und als er zu Besuch kam, sah er besonders gepflegt aus. Ich brannte darauf, von ihm die Lösung des Rätsels "Kein Schweinefleisch und keine Zigaretten" zu hören, aber stattdessen erzählte er von der Familie, Neuigkeiten aus Detroit und von seinem letzten Aufenthalt in Harlem. Ich habe nie jemanden gedrängt, mir etwas zu erzählen, bevor er nicht selbst dazu bereit gewesen wäre, und Reginalds Zurückhaltung in Redeweise und Verhalten signalisierten mir, daß er noch etwas Wichtiges auf Lager hatte.

Schließlich sagte er, so als sei es ihm gerade in den Kopf gekommen: "Malcolm, wenn jemand alles Vorstellbare weiß, was man wissen kann, wer könnte das sein?"

Früher in Harlem war er auch gerne über diese Art von Umwegen zum Ziel gekommen. Das hatte mich oft geärgert, denn ich war schon immer dafür, den direkten Weg zu nehmen. Ich schaute ihn an: "Nun, das muß wohl so eine Art Gott sein."

Reginald sagte: "Es *gibt* einen Menschen, der alles weiß."

Ich fragte: "Wer ist das?"

"Gott ist ein Mensch", sagte Reginald, "sein wahrer Name ist Allah."

Allah. Dieses Wort tauchte doch schon in Philberts Brief auf. Also gab es da irgendeine Verbindung. Aber Reginald machte weiter. Er sagte, Gottes Wissen

umfasse 360 Grad. Er sagte, diese 360 Grad stellten "die absolute Gesamtsumme des Wissens" dar.

Zu behaupten, ich sei verwirrt gewesen, wäre eine Untertreibung. Die Umstände, unter denen ich dort saß und meinem Bruder zuhörte, muß ich nicht noch einmal darstellen. Ich hörte einfach zu und wußte, daß er sich Zeit nahm, um mich auf etwas Bestimmtes zu bringen. Wenn jemand so etwas versucht, muß man ihm zuhören.

"Das Wissen des Teufels umfasst nur 33 Grad, besser bekannt als die Freimaurerei", sagte Reginald. Ich kann mich sehr genau an diese Sätze erinnern, denn später habe ich sie selber so vielen Menschen nahegebracht. "Der Teufel benutzt die Freimaurerei, um andere Menschen zu beherrschen."

Er erzählte mir, Gott sei nach Amerika gekommen und habe sich einem Mann namens Elijah zu erkennen gegeben - "einem Schwarzen, genau wie wir". Dieser Gott habe Elijah verkündet, daß die "Zeit des Teufels abgelaufen ist".

Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte. Ich hörte einfach zu.

"Der Teufel ist ebenfalls ein Mensch", sagte Reginald.

"Wie meinst du das?"

Mit einer leichten Kopfbewegung wies Reginald auf einige weiße Gefangene und ihre Besucher im Raum, die sich miteinander unterhielten.

"Sie", sagte er. "Der Weiße ist der Teufel." Er erklärte mir, alle Weißen wüßten, daß sie Teufel seien, "insbesondere die Freimaurer".

Ich werde niemals vergessen, wie in diesem Moment in meinem Kopf unwillkürlich das gesamte Spektrum weißer Menschen aufblitzte, die ich jemals gekannt hatte, und aus irgendwelchen Gründen blieb ich bei Hymie stehen, dem Juden, der so gut zu mir gewesen war.

Reginald war mehrmals mit mir nach Long Island gefahren, um den schwarzgebrannten Schnaps für Hymie zu kaufen und in Flaschen abzufüllen.

Ich sagte: "Ohne irgendeine Ausnahme?"

"Ohne irgendeine Ausnahme."

"Was ist mit Hymie?"

"Was ist das, wenn ich dir fünfhundert Dollar gebe, damit ich zehntausend machen kann?"

Nachdem Reginald gegangen war, dachte ich nach. Ich dachte lange nach. Dachte noch sehr lange nach. Ich blickte nicht mehr durch, wußte nicht mehr, wo hinten und vorne war.

An meinem geistigen Auge zogen alle mir bekannten Weißen vorbei - von Beginn meines Lebens an ... die Weißen von der Behörde, die ständig in unserem Haus gewesen waren, nachdem andere Weiße, die ich nicht kannte, meinen Vater umgebracht hatten ... die Weißen, die, in meiner Anwesenheit und der meiner Geschwister, meiner Mutter unablässig ins Gesicht gesagt hatten, sie sei verrückt, bis sie schließlich von Weißen in die Anstalt nach Kalamazoo gebracht

worden war ... der weiße Richter und andere, die uns Kinder getrennt hatten ... die Swerlins und die anderen Weißen in der Gegend von Mason ... die weißen Mitschüler ... und die Lehrer, zum Beispiel derjenige, der mir in der achten Klasse gesagt hatte, ich solle Tischler werden, denn ein Schwarzer, der Rechtsanwalt werden wolle, sei verrückt ...

Mein Kopf lief über von der Parade weißer Gesichter. Ich sah die Weißen in Boston wieder vor mir, die die nur für Weiße zugelassenen Tanzveranstaltungen im Roseland Ballroom besuchten und denen ich die Schuhe geputzt hatte ... dann die der Leute im Parker House, deren schmutzige Teller ich in die Küche geschleppt hatte ... die Gesichter der Eisenbahner und der Fahrgäste ... Sophia ...

Die Weißen in New York City: die Bullen und die weißen Gangster, mit denen ich zu tun gehabt hatte ... Weiße auf der Suche nach der *Negro Soul* in den Kneipen Harlems ... weiße Frauen auf der Suche nach schwarzen Männern ... die, denen ich als Schlepper zum gewünschten schwarzen "Spezialsex" verholfen hatte ...

Der Hehler in Boston und sein vorbestrafter Mittelsmann ... die Bullen in Boston ... der Freund von Sophias Ehemann ... ihr Ehemann selbst, den ich niemals kennengelernt hatte, über den ich aber so viel wußte ... Sophias Schwester ... der jüdische Juwelier, der geholfen hatte, mir die Falle zu stellen ... die Sozialarbeiter ... die Leute vom Gericht in Middlesex County ... der Richter, der mir zehn Jahre aufgebrummt hatte ... die Häftlinge, die ich kannte ... die Wärter und die Verwaltungsbeamten ...

In der Gefängniskolonie gab es einen angesehenen Gefangenen namens John, ein reicher, älterer Kerl im Rollstuhl. Er hatte sein Kind getötet, ihm den "Gnadentod" gegeben. Er war ein stolzer und sehr einflußreicher Typ, der allen zu verstehen gab, daß er ein Freimaurer des 33. Grades sei, und er betonte ständig, welche Macht er und seine Brüder besäßen. Zum Beispiel seien alle Präsidenten der USA Freimaurer gewesen. Und wenn Freimaurer in Schwierigkeiten steckten, könnten sie sich jederzeit mit Richtern und anderen Freimaurern in einflußreichen Stellungen durch geheime Zeichen verständigen.

Reginalds Erklärungen schwirrten mir immer noch im Kopf herum. Ich wollte an John ausprobieren, was an ihnen dran war. Er hatte einen leichten Job in der Anstaltsschule, also ging ich dorthin.

"John", sagte ich, "wieviel Grad hat ein Kreis?"

"Dreihundertsechzig."

Ich zeichnete ein Quadrat. "Und wieviele Grade stecken hier drin?" Er sagte wieder: "Dreihundertsechzig."

Ich fragte ihn dann, ob dreihundertsechzig Grad das Höchstmaß an Graden überhaupt sei. Er bejahte das.

Ich fragte weiter: "Warum gibt es dann bei den Freimaurern nur 33 Grade?" Darauf hatte er keine befriedigende Antwort. Mir jedoch war die Antwort schon

klar: Die Freimaurerei deckte nur 33 Grade der islamischen Religion ab, die aber ihrerseits das volle Spektrum umfasst. Dies bleibt den Freimaurern bis in alle Ewigkeit vorenthalten, obwohl sie vom Vorhandensein des Spektrums wissen.

Als mich Reginald einige Tage später erneut besuchte, merkte er, welche Auswirkungen seine Erzählungen auf mich gehabt hatten. Er schien sehr erfreut zu sein. Dann sprach er sehr ernsthaft volle zwei Stunden lang über den "weißen Teufel" und über die "Gehirnwäsche an den Schwarzen".

Nachdem Reginald gegangen war, ließ er mich mit den ersten wirklich ernsthaften Gedanken meines Lebens zurück: Der Weiße verlor unwiderruflich seine Macht, die Welt der Schwarzen zu unterdrücken und auszubeuten. Die Welt der Schwarzen war im Begriff aufzusteigen und die Welt erneut zu regieren, so wie sie es früher schon getan hatte. Die Welt des Weißen befand sich im Niedergang, war auf dem Weg ins Aus.

"Du weißt nicht einmal, wer du bist!" hatte Reginald gesagt. "Du weißt es nicht, weil der weiße Teufel vor dir geheimgehalten hat, daß du aus einem Menschengeschlecht uralter Zivilisationen, großer Reichtümer und großer Königreiche stammst. Du kennst deinen wirklichen Familiennamen nicht, und wenn du deine eigene Sprache hören würdest, würdest du sie nicht verstehen. Der weiße Teufel hat dich von allem Wissen über deine eigene Art abgeschnitten. Du bist ununterbrochen ein Opfer der Untaten des weißen Teufels gewesen, seitdem du ermordet, vergewaltigt und in Gestalt des Samens deiner Vorväter aus deiner Heimat verschleppt worden bist.

Es kamen jetzt täglich mindestens zwei Briefe von meinen Geschwistern aus Detroit. Mein ältester Bruder Wilfred und seine erste Frau Bertha, die Mutter seiner beiden Kinder, schrieben mir. (Nach Berthas Tod hat Wilfred seine jetzige Frau Ruth kennengelernt und geheiratet.) Auch Philbert schrieb mir und ebenso meine Schwester Hilda. Reginald besuchte mich und blieb eine Weile in Boston, bevor er nach Detroit zurückging, wo er als letzter von meinen Geschwistern zum Islam übergetreten war. Sie waren nun alle Muslime und Anhänger eines Mannes, den sie den "Ehrwürdigen Elijah Muhammad" nannten, gelegentlich auch als "Bote Allahs" bezeichnet. Sie beschrieben ihn als einen kleinen, freundlichen Mann; er sei "ein Schwarzer wie wir". Er war in den Vereinigten Staaten auf einer Farm in Georgia geboren worden, war mit seiner Familie nach Detroit umgezogen und hatte dort einen gewissen Wallace D. Fard kennengelernt, der behauptete, "Gott in Person" zu sein. Wallace D. Fard hatte Elijah Muhammad die Botschaft Allahs an das schwarze Volk weitergegeben, das schwarze Volk, das "die einst verlorene, nun aber zum Glauben zurückgeführte *Nation of Islam* hier in der Wildnis Nordamerikas" sei.

Meine Geschwister drängten mich, "die Lehren des Ehrwürdigen Elijah Muhammad anzunehmen". Reginald erklärte mir, niemand, der sich zur islami-

schen Religion bekenne, esse Schweinefleisch. Ebenso gehöre der Verzicht auf das Rauchen zu den Regeln der Anhänger des Ehrwürdigen Elijah Muhammad, da sie keine schädlichen Mittel wie Drogen, Tabak oder Alkohol zu sich nähmen. Immer wieder hörte und las ich: "Der Schlüssel für einen Muslim ist die Ergebenheit und die eigene Ausrichtung auf Allah."

Was sie als "die wirkliche Erkenntnis des Schwarzen" bezeichneten, die von den Anhängern des Ehrwürdigen Elijah Muhammad beansprucht wurde, erfuhr ich aus ihren seitenlangen Briefen. Denen waren manchmal auch gedruckte Abhandlungen beigelegt.

"Die wirkliche Erkenntnis" bedeutet - viel kürzer zusammengefaßt, als ich sie damals erklärt bekam -, daß die Geschichte in den Geschichtsbüchern des weißen Mannes "geweißt" worden ist, und daß die Schwarzen "jahrhundertelang einer Gehirnwäsche unterzogen worden sind". Der Erste Mensch war schwarz und lebte auf dem Kontinent Afrika, der die menschliche Rasse auf dem Planeten Erde hervorgebracht hat.

Der schwarze Mensch, der Urmensch, erschuf große Reiche, Zivilisationen und Kulturen, während der Weiße noch immer in Höhlen auf allen Vieren herumkroch. Der "weiße Teufel" hat aus seiner satanischen Natur heraus alle nichtweißen Menschenrassen im Laufe der Geschichte ausgeplündert, gemordet, vergewaltigt und ausgebeutet.

Das größte Verbrechen in der menschlichen Geschichte ist der Handel mit schwarzen Menschenleibern. Nachdem der weiße Teufel Afrika betreten hatte, ermordete er Millionen schwarzer Männer, Frauen und Kinder, kidnappte sie, um sie angekettet in den Laderäumen seiner Schiffe in den Westen zu verschleppen, wo sie zur Sklavenarbeit gezwungen, geschlagen und gefoltert wurden.

Der weiße Teufel beraubte diese Schwarzen all ihres Wissens über sich selbst, beraubte sie jeglicher Kenntnis der eigenen Sprache, Religion und früheren Kultur, und trieb es so lange, bis die Schwarzen in Amerika die einzige Rasse auf der Welt waren, die nicht die geringste Kenntnis von ihrer wahren Identität besaß.

Innerhalb einer Generation hatten die weißen Sklavenhalter so viele schwarze Sklavinnen in Amerika vergewaltigt, daß eine eigene einheimische, einer Gehirnwäsche unterzogene Rasse entstand, die nicht mehr ihre wahre Hautfarbe besaß und nicht einmal mehr ihren wahren Familiennamen kannte. Die Sklavenhalter zwangen dieser durch Vergewaltigung vermischten Rasse ihre eigenen Familiennamen auf und fingen an, sie "Neger" zu nennen.

Diesem "Neger" wurde beigebracht, daß seine Heimat Afrika von heidnischen schwarzen Wilden bevölkert sei, die sich wie die Affen von Baum zu Baum schwängen. Der "Neger" akzeptierte das genauso wie die anderen Beleh-

rungen des Sklavenhalters, deren Zweck war, ihn dazu zu bringen, den Weißen anzuerkennen, ihm zu gehorchen und ihn anzubeten.

Und während jede Religion anderer Völker der Erde ihre Gläubigen von einem Gott lehrt, mit dem sie sich identifizieren können, der zumindest wie ihresgleichen aussieht, impften die Sklavenhalter den "Negern" ihre christliche Religion ein. Dem "Neger" wurde beigebracht, einen fremden Gott anzubeten, der die blonden Haare, die helle Haut und die blauen Augen der Sklavenhalter besaß.

Diese Religion lehrte den "Neger", die schwarze Farbe als Fluch anzusehen. Sie richtete ihn darauf ab, alles Schwarze, einschließlich seiner selbst, zu hassen. Sie brachte ihm bei, alles Weiße sei gut und müsse bewundert, geachtet und geliebt werden. Diese Gehirnwäsche trieb den "Neger" in den Glauben, er sei etwas Besseres, wenn seine Hautfarbe mehr Anzeichen der Schändung durch den weißen Sklavenhalter zeigte. Die christliche Religion des Weißen brachte den "Neger" durch ihre Gehirnwäsche dazu, immer lächelnd auch noch die andere Wange hinzuhalten, zu buckeln, freundlich zu sein, zu singen, zu beten und alles zu ertragen, was der weiße Teufel austeilte; und zusätzlich nach dem Glück im Jenseits zu suchen und auf das Paradies im Himmel zu hoffen, während der weiße Sklavenhalter unmittelbar hier auf dieser Erde *sein* Paradies genoß.

Vielfach habe ich mir später noch meine ersten Reaktionen auf all dies in Erinnerung gerufen. Jeglicher Instinkt aus dem Dschungel der Ghettostraßen, jeder Instinkt eines gaunerhaften Fuchses oder kriminellen Wolfes, mit denen ich ansonsten alles mögliche verspottet und zurückgewiesen hätte, waren wie gelähmt. Es war, als ob dieses vergangene Leben einfach von mir abgefallen sei und keinerlei Auswirkung oder bleibenden Einfluß mehr auf meine Gegenwart habe. Ich erinnere mich, wie ich einige Zeit später in der Gefängnisbücherei immer wieder die Bibelstelle las, wo Paulus auf dem Weg nach Damaskus, nachdem er die Stimme von Christus gehört hat, so überwältigt und verstört ist, daß es ihn vom Pferd wirft. Ich möchte mich weder heute noch damals mit Paulus vergleichen, aber seine Erfahrung ist für mich nachvollziehbar.

Seitdem habe ich erfahren - und es hat mir geholfen zu begreifen, was damals in mir vorging -, daß die Wahrheit, wenn überhaupt, nur von dem Sünder schnell angenommen werden kann, der weiß und zugibt, daß er viel Unrecht begangen hat. Oder anders ausgedrückt: Nur die eingestandene Schuld erzeugt die Bereitschaft, die Wahrheit zu empfangen. Um wieder die Bibel zu bemühen: Die einzigen Menschen, denen Jesus nicht helfen konnte, waren die Pharisäer; sie hatten nicht das Gefühl, irgendwelcher Hilfe zu bedürfen.

Das ungeheure Ausmaß der Schuld, die ich in meinem früheren Leben auf mich geladen hatte, bereitete mich darauf vor, die Wahrheit anzunehmen. Es

sollten noch Wochen vergehen, bevor ich diese Wahrheit auf mich persönlich anwenden konnte. Bis dahin war sie noch wie ein blendendes Licht.

Reginald verließ Boston und ging zurück nach Detroit. Ich saß in meiner Zelle und starrte vor mich hin. In der Knastkantine aß ich kaum etwas und trank nur Wasser. Ich wäre beinahe verhungert. Besorgte Mithäftlinge und Wärter fragten, was mit mir los sei. Ich lehnte es ab, zum Arzt zu gehen. Daraufhin wurde der Arzt zu mir geschickt. Keine Ahnung, wie seine Diagnose aussah; wahrscheinlich hielt er mich für einen Simulanten.

Ich nahm mir die schwerste aber auch großartigste Aufgabe vor, der sich ein Mensch stellen kann: das zu akzeptieren, was bereits in mir und um mich herum war.

Später erfuhr ich, daß meine Geschwister in Detroit ihr Geld zusammengeworfen hatten, um meiner Schwester Hilda einen Besuch bei mir zu ermöglichen. Sie erzählte mir, der Ehrwürdige Elijah Muhammad käme nach Detroit und wohne als Gast bei meinem Bruder Wilfred in der McKay Street. Hilda drängte mich, an Mr. Muhammad zu schreiben. Er würde verstehen, was es bedeute, in einem Gefängnis des weißen Mannes zu stecken, sagte sie, denn er sei selbst erst vor kurzem aus dem Bundesgefängnis in Milan, Michigan, entlassen worden, wo er fünf Jahre wegen Kriegsdienstverweigerung abgesessen hatte.

Hilda sagte, der Ehrwürdige Elijah Muhammad komme nach Detroit, um seinen Tempel Nummer Eins zu reorganisieren, dessen Gemeinde während seiner Haftzeit auseinandergefallen sei. Aber Muhammad wohne in Chicago, wo er bereits mit dem Aufbau seines Tempels Nummer Zwei begonnen habe.

Hilda fragte mich: "Möchtest du hören, wie der Weiße auf den Planeten Erde kam?" Und dann erklärte sie mir die Grundlage der Lehren Mr. Elijah Muhammads: "Die Geschichte Jakubs", eine Dämonologie, wie sie auch in jeder anderen Religion vorkommt.

Elijah Muhammad lehrt seine Anhänger, daß sich am Anfang der Mond von der Erde spaltete. Die Urmenschen, die *Ersten Menschen*, waren ein schwarzes Volk. Sie gründeten die Heilige Stadt Mekka.

Unter dieser schwarzen Rasse waren vierundzwanzig weise Gelehrte. Einer dieser Gelehrten, der mit den anderen im Streit lag, schuf den besonders starken schwarzen Stamm der Shabazz, von dem die sogenannten "Neger" in Amerika abstammen.

Vor ungefähr 6.600 Jahren, als siebzig Prozent der Menschen zufrieden waren und dreißig Prozent unzufrieden, wurde unter den Unzufriedenen ein "Mr. Jakub" geboren. Er kam auf die Welt, um Unruhe zu stiften, den Frieden zu stören - um zu töten. Sein Kopf war ungewöhnlich groß. Mit vier Jahren ging er in die Schule. Im Alter von achtzehn Jahren hatte er alle Schulen und Universitäten seines Landes hinter sich gebracht. Er war bekannt als der

"Großköpfige Gelehrte". Neben vielem anderen hatte er gelernt, nach wissenschaftlichen Grundsätzen Menschenrassen zu erzeugen.

Der Großköpfige Gelehrte, Mr.Jakub, predigte in den Straßen von Mekka und gewann eine so große Schar von Gläubigen, daß ihn die aufgeschreckten Oberen schließlich mit seinen 59.999 Anhängern ins Exil auf die Insel Patmos schickten. Im Neuen Testament der Bibel wird diese Insel als der Ort beschrieben, an dem der Apostel Johannes seine Offenbarung empfing.

Obwohl er selber ein Schwarzer war, beschloß Mr. Jakub nun aus Verbitterung gegenüber Allah und um sich zu rächen, ein Teufelsgeschlecht auf der Erde zu erschaffen - eine ausgebleichte, weiße Rasse.

Aus seinen Studien wußte der Großköpfige Gelehrte, daß in den schwarzen Menschen zwei Keimzellen angelegt waren, eine schwarze und eine braune. Er wußte, daß die hellere, die braune Keimzelle, untätig blieb, weil sie die schwächere von beiden war. Mr. Jakub entwickelte eine Idee, mit der er die Naturgesetze auf den Kopf stellen wollte. Er trennte die beiden Keimzellen voneinander und züchtete die braune Keimzelle zu einer immer helleren und abgeschwächteren Art. Heute ist das unter dem Begriff "rezessive Genstruktur" bekannt. Er wußte, daß die daraus hervorgehenden Menschen nicht nur hellhäutiger und schwächlicher sein würden, sondern auch anfälliger für alles Sündhafte und Böse. Auf diese Weise wollte er schließlich sein Ziel erreichen und eine ausgebleichte, weiße Rasse von Teufeln erzeugen.

Er wußte, daß verschiedene Stufen farblicher Umwandlung nötig waren, um von Schwarz auf Weiß zu kommen. Mr. Jakub begann sein Vorhaben, indem er auf der Insel Patmos eine eigene Erbgesundheitslehre aufstellte.

Unter den 59.999 schwarzen Anhängern von Mr. Jakub wies etwa jedes dritte neugeborene Kind eine leichte Brauntönung der Haut auf. Wenn diese Kinder erwachsen waren, durften nur die braungetönten Menschen von ihnen untereinander heiraten. In einigen Fällen wurde die Verbindung von Schwarz und Braun gestattet. Gingen aus diesen Beziehungen schwarze Kinder hervor, so schrieb das Gesetz von Mr. Jakub den versorgenden Kinderfrauen oder Hebammen vor, diese Kinder mit einem Nadelstich in das Gehirn zu töten und an ein Krematorium zu übergeben. Den Müttern wurde erklärt, diese Kinder seien "Engelskinder", die zum Himmel aufgefahren seien, um ihnen dort einen Platz zu bereiten. Die Mutter eines braunen Kindes jedoch wurde angewiesen, sie solle sehr gut für ihr Kind sorgen.

Mr. Jakub brachte einigen Helfern bei, seine Arbeit fortzusetzen. Als er im Alter von 152 Jahren auf der Insel Patmos starb, hinterließ er Regeln und Gesetze, die seine Helfer befolgen mußten. Nach den Lehren des Ehrwürdigen Elijah Muhammad hat Mr. Jakub die von ihm durch seine Methoden, Gesetze und Regeln geschaffene ausgebleichte Teufelsrasse nie mit eigenen Augen gesehen, sondern sie sich nur in seiner Vorstellung ausgemalt.

Ein Zeitraum von zweihundert Jahren war nötig, um alle schwarzen Menschen auf der Insel Patmos zu entfernen - nur noch braune Menschen blieben übrig.

Die folgenden zweihundert Jahre waren erforderlich, um aus der braunen Rasse die rote Rasse zu machen. Danach gab es keine braunen Menschen mehr auf der Insel.

Noch zweihundert Jahre dauerte es, bis aus der roten Rasse die gelbe, und nach weiteren zweihundert Jahren aus dieser schließlich die weiße Rasse erschaffen war.

Auf der Insel Patmos gab es nur noch diese blonden hellhäutigen Teufel mit ihren kalten blauen Augen - Wilde, die nackt, schamlos und behaart wie Tiere auf allen Vieren herumliefen und auf den Bäumen lebten.

Sechshundert weitere Jahre vergingen, bevor diese Menschenrasse auf das Festland zu den ursprünglichen schwarzen Menschen zurückkehrte.

Mr. Elijah Muhammad lehrt seine Anhänger, daß diese Teufelsrasse dann innerhalb eines halben Jahres die Schwarzen durch Lügen dazu aufhetzte, gegeneinander zu kämpfen. Was vorher ein friedliches Paradies auf Erden gewesen war, wurde durch diese Teufelsrasse zu einer durch Streit und Kampf zerrissenen Hölle.

Aber schließlich erkannten die schwarzen Urmenschen, daß die plötzlich über sie hereingebrochenen Schwierigkeiten von dieser teuflischen weißen Rasse ausgelöst worden waren, die Mr. Jakub erschaffen hatte. Sie kreisten die Weißen ein und legten sie in Ketten. Angetan mit kleinen Lendenschurzen zur Bedeckung ihrer Blöße, wurden die Angehörigen dieser Teufelsrasse durch die arabische Wüste in die Höhlen Europas getrieben.

Die Symbole der heutigen Freimaurer, Lammfell und Strick, erinnern an die Lendenschurze und Fesseln, in denen die Weißen durch den heißen Sand getrieben wurden.

Mr. Elijah Muhammad lehrt weiter, daß die weiße Teufelsrasse in Europas Höhlen äußerst primitiv lebte. Die Tiere dort versuchten, die Teufel umzubringen. Außerhalb seiner Höhle kletterte der Weiße auf Bäume, fertigte sich Keulen an und versuchte, seine Familie vor den wilden Tieren zu schützen.

Nachdem diese Teufelsrasse zweitausend Jahre in den Höhlen verbracht hatte, wurde Moses von Allah auserwählt, sie zu zivilisieren und aus den Höhlen herauszuführen. Es steht geschrieben, daß die weiße Teufelsrasse von da an die Welt während der nächsten sechstausend Jahre beherrschen sollte.

Die Bücher Moses' sind verschwunden. Deshalb ist nicht überliefert, daß er tatsächlich in den Höhlen war.

Die ersten dieser Teufel, die Moses' Lehren nach seiner Ankunft folgten und die er aus den Höhlen herausführte, waren die Vorfahren der heutigen Juden.

Der "Geschichte Jakubs" zufolge ist das in der Bibel erwähnte Bild Moses', "der in der Wüste den Schlangenstab emporhebt", ein Symbol dafür, wie er der

weißen Teufelsrasse aus den Höhlen Europas heraushalf, um sie die Zivilisation zu lehren.

Es steht geschrieben, daß die ursprüngliche schwarze Rasse jemanden mit unendlicher Macht, mit unbegrenztem Wissen und voll unerschöpflicher Weisheit hervorbringen wird, nachdem Jakubs ausgebleichte weiße Rasse sechstausend Jahre lang - bis in unsere heutige Zeit - ihre Herrschaft über die Welt ausgeübt haben wird.

Und es steht weiter geschrieben, daß einige der ursprünglichen schwarzen Menschen als Sklaven nach Nordamerika gebracht werden, um dort aus eigener Erfahrung den wahren Charakter des weißen Teufels in der neuen Zeit zu erkennen und besser zu verstehen.

Elijah Muhammad lehrt, daß Meister W. D. Fard der größte und mächtigste Gott ist, der jemals auf der Erde erschienen ist. Er kam aus dem Orient in den Westen, erschien in Nordamerika zu einer Zeit, als die Geschichte und die Prophezeiung, die da geschrieben steht, wahr zu werden begannen: Die nichtweißen Völker auf der ganzen Welt fingen an sich zu erheben, und die von Allah verurteilte teuflische weiße Zivilisation war dabei, sich aufgrund ihres satanischen Charakters selbst zu zerstören.

Meister W. D. Fard war halb schwarz und halb weiß gewesen. Er war so geschaffen worden, um vom schwarzen Volk in Amerika angenommen werden zu können und um in der Lage zu sein, es zu führen. Gleichzeitig konnte er sich so aber auch unentdeckt unter den Weißen bewegen und diese Feinde der Schwarzen besser verstehen und einschätzen.

Im Jahr 1931 war Meister W. D. Fard Elijah Muhammad in der Rolle eines Seidenverkäufers in Detroit, Michigan, begegnet. Meister W. D. Fard hatte die Botschaft Allahs an Elijah Muhammad weitergegeben, damit dieser unter Allahs göttlicher Führung die einst verlorene, nun aber zum Glauben zurückgeführte Nation of Islam rette, die sogenannten "Neger" hier in "dieser Wildnis Nordamerikas".

Nachdem meine Schwester Hilda mit der "Geschichte Jakubs" zu Ende gekommen war, verließ sie mich. Ich weiß nicht mehr, ob ich noch in der Lage war, meinen Mund zu öffnen und ihr "auf Wiedersehen" zu sagen.

Später erfuhr ich, daß die Geschichten Elijah Muhammads, so z.B. diese über Jakub, die Muslime des Orients wütend machten. Bei meinem Aufenthalt in Mekka machte ich sie darauf aufmerksam, daß das ihr eigener Fehler war, da sie selbst nicht genug dafür getan hatten, den wahren Islam im Westen bekannt zu machen. Ihr Schweigen hatte ein Vakuum hinterlassen, in dem jeder religiöse Scharlatan auftreten und unser Volk in die Irre führen konnte.

11 Gerettet

Ich schrieb schließlich an Elijah Muhammad. Damals wohnte er in Chicago, South Michigan Avenue 6116. Mindestens fünfundzwanzigmal muß ich wohl diesen ersten, einseitigen Brief an ihn entworfen haben, schrieb ihn immer und immer wieder neu. Er sollte nicht nur leserlich, sondern auch verständlich sein. Ich schäme mich noch heute, wenn ich nur daran denke, aber ich konnte kaum meine eigene Handschrift entziffern. Rechtschreibung und Interpunktion waren ebenso schlecht, wenn nicht noch schlimmer. Jedenfalls versuchte ich Elijah Muhammad mitzuteilen, daß ich von meinen Geschwistern etwas über ihn erfahren hatte, und gleichzeitig entschuldigte ich mich für meinen kümmerlichen Brief.

Er schickte mir eine maschinengeschriebene Antwort. Es übte eine fast elektrisierende Wirkung auf mich aus, die persönliche Unterschrift des "Boten Allahs" zu lesen. Nachdem er mich im "wahren Wissen" begrüßt hatte, gab er mir etwas zum Bedenken mit auf den Weg. Der schwarze Strafgefangene, sagte er, sei ein Symbol für die Verbrechen der weißen Gesellschaft an den Schwarzen. Die Schwarzen würden von dieser Gesellschaft unterdrückt, würden bedürftig und unwissend gehalten und somit unfähig gemacht, anständige Arbeit zu erhalten. Das treibe sie in die Kriminalität.

Er forderte mich auf, Mut zu fassen. Seinem Schreiben legte er sogar Geld bei, einen Fünf-Dollar-Schein. Mr. Elijah Muhammad schickte Geld an alle Strafgefangenen, die ihm Briefe schrieben; vermutlich tut er das auch heute noch.

Regelmäßig riet mir meine Familie in ihren Briefen: "Wende Dich Allah zu, bete gen Osten." Das Beten zu erlernen war allerdings die härteste Prüfung meines Lebens. Vielleicht ist das ja zu verstehen. Mr. Muhammads Lehren zu begreifen und an sie zu glauben hatte mir bis dahin lediglich abgefordert, auf verstandesmäßiger Ebene zu sagen: "Das stimmt" oder "Das ist mir so noch nie in den Kopf gekommen." Aber auf die Knie zu gehen, um zu beten - dieser *Akt*... - nun, ich brauchte eine Woche, bis ich soweit war. Mein Leben hatte bis dahin anders ausgesehen. Niedergekniet hatte ich mich vorher bestenfalls in der Absicht, ein Schloß zu knacken, um ein Haus auszuräumen. Ich mußte mich zwingen, meine Knie zu beugen. Gefühle von Scham und Verlegenheit, die mich immer wieder überwältigten, trieben mich jedesmal erneut wieder hoch.

Für das Böse ist es sehr schwierig, sich dazu zu überwinden, auf die Knie zu fallen, seine Schuld einzugestehen und Gott um Vergebung zu bitten. Heute fällt es mir leicht, das zu erkennen und auszusprechen. Aber damals, als ich selbst noch das Böse verkörperte, machte ich schreckliche Qualen durch. Wieder und

immer wieder zwang ich mich in die Gebetsstellung, um zu Allah zu sprechen. Als es mir endlich gelang, wußte ich nicht, was ich Allah sagen sollte.

In den darauffolgenden Jahren lebte ich in der Gefängniskolonie von Norfolk fast wie ein Eremit. Ich war in meinem Leben noch nie so beschäftigt gewesen. Ich staune immer noch darüber, wie schnell die Denkgewohnheiten meines früheren Lebens von mir wichen - wie im Frühling der Schnee von den Dächern. Es war, als ob ein anderer, jemand den ich einmal gekannt hatte, von Betrug und Verbrechen gelebt hatte. Immer wieder zuckte ich zusammen, wenn ich mich dabei ertappte, daß ich distanziert an mein früheres Leben dachte wie an das eines anderen Menschen.

Was ich wirklich empfand, konnte ich in den kläglichen Briefen, die ich jeden Tag an Mr. Elijah Muhammad schickte, nicht ausdrücken. Täglich schrieb ich auch noch mindestens einen weiteren Brief als Antwort auf die Schreiben meiner Geschwister. Jeder ihrer Briefe erweiterte mein Verständnis von der Lehre Mr. Muhammads. Ich setzte mich gern häufiger in eine stille Ecke und betrachtete eingehend die Fotografien, die ich von ihm hatte.

Müßiggang ist nie meine Sache gewesen. Immer, wenn ich von etwas überzeugt war, hat es mich auch danach gedrängt, es in die Tat umzusetzen. Und weil ich im Knast nicht viele Möglichkeiten zum Handeln hatte, fing ich an, Briefe an alle Leute zu schreiben, die ich während meiner Hustlerzeit gekannt hatte: Sammy den Luden, John Hughes, den Besitzer des Spielkasinos, den Einbrecher Jumpsteady und mehrere Dealer. Ich schrieb ihnen alles Erdenkliche über Allah, den Islam und Mr. Elijah Muhammad. Von den meisten alten Kumpels wußte ich nicht mehr, wo sie wohnten. Ich adressierte die jeweiligen Briefe an die Anschriften der Lokale und Bars in Harlem und Roxbury, wo ich sie früher immer angetroffen hatte.

Ich bekam nie eine Antwort. Der durchschnittliche Hustler und Kleinkriminelle war gar nicht in der Lage, einen Brief zu schreiben. Ich habe viele raffinierte, elegant gekleidete Hustler gekannt, die den Eindruck erwecken konnten, sie machten ihre Geschäfte an der Wall Street; wenn sie aber Briefe bekommen hatten, mußten sie sich jemanden zum Vorlesen holen, weil sie selbst nicht lesen konnten. Was meine Hustler-Freunde betraf, hätte ich an ihrer Stelle auch niemandem geantwortet, der so etwas Verrücktes schrieb wie: "Der weiße Mann ist der Teufel."

In Harlem und Roxbury verbreitete sich die Nachricht, Detroit Red habe im Bau entweder den Verstand verloren oder probiere einen Dreh aus, um das Büro des Gefängnisdirektors aus den Angeln zu heben, ganz bestimmt mit großem Tempo.

Während meiner ganzen Jahre in der Gefängniskolonie von Norfolk sprach mich nie ein Beamter direkt auf jene Briefe an, obwohl sie selbstverständlich alle die Gefängniszensur passiert hatten. Ich bin mir jedoch sicher, daß die

Verantwortlichen das, was ich schrieb, genau verfolgten. Sie wollten Informationen für die Akten, die jedes Staats- und Bundesgefängnis über schwarze Strafgefangene führte, die sich zu den Lehren Elijah Muhammads bekannten.

Aber zu jener Zeit glaubte ich noch, der Grund für das Handeln des weißen Mannes läge darin, daß er der Teufel in Person war.

Später schrieb ich auch noch an den Bürgermeister von Boston, den Gouverneur von Massachusetts und an Harry S. Truman. Von keinem erhielt ich je eine Antwort; vermutlich haben sie meine Briefe noch nicht einmal zu sehen bekommen. Ich hatte ihnen in meinen handgeschriebenen Briefen auseinandergelegt, daß die weiße Gesellschaft für die prekäre Lage der Schwarzen in der Wildnis Nordamerikas verantwortlich ist.

Durch mein reges Briefeschreiben begann ich eher zufällig mit einer Art Selbststudium. Zunehmend frustrierte mich, daß ich in meinen Briefen, besonders in denen an Mr. Elijah Muhammad, nicht das ausdrücken konnte, was ich eigentlich vermitteln wollte. Auf der Straße war es mir nicht schwer gefallen, mir durch meine Redegewandtheit Respekt zu verschaffen, sobald ich den Mund aufmachte. Doch jetzt, wo ich versuchte, etwas in einfachem Englisch auszudrücken, mangelte es mir nicht nur an Redegewandtheit, sondern mir fehlte es einfach an allem, um mich auszudrücken. Wie hätte sich das angehört, wenn ich so *geschrieben* hätte, wie ich im Straßenslang *redete*, so etwas wie: "Hör mal, Alter, laß dir 'was über den Typ Elijah Muhammad verklickern..."

Viele, die mich heute persönlich bzw. im Fernsehen reden hören oder die lesen, was ich geschrieben habe, werden annehmen, daß ich weit mehr als nur meine acht Schuljahre absolviert habe. Dieser Eindruck entsteht ausschließlich durch mein heutiges Wissen, das ich mir im Gefängnis angeeignet habe.

Eigentlich fing es schon im Knast von Charlestown an, als mich Bimbi zum ersten Mal richtig neidisch auf sein Wissen machte. Wenn Bimbi in ein Gespräch verwickelt war, dann dauerte es nicht lange, und er übernahm die Führung. Ich hatte versucht, ihm das nachzumachen. Aber jedes Buch, das ich in die Hände nahm, enthielt einen Großteil Sätze, die genausogut auf chinesisch hätten abgefaßt sein können. Solange ich solche Wörter einfach noch übersprang, hatte ich natürlich zum Schluß kaum eine Ahnung, wovon im Buch eigentlich die Rede gewesen war. Und so kam ich nach Norfolk und beherrschte gerade mal die Technik des Lesens. Ich hätte sicher bald das Interesse an dieser Art zu lesen verloren, wenn ich mir nicht selber einen neuen Antrieb gegeben hätte.

Ich erkannte, daß ich schleunigst ein Lexikon zum Studieren und Vokabeln lernen brauchte. Glücklicherweise wurde mir auch klar, daß ich außerdem noch Schönschrift üben mußte. Es war schon traurig - ich konnte nicht einmal in einer geraden Linie schreiben. Beide Ideen führten dazu, daß ich mir in der Schule der Gefängniskolonie ein Wörterbuch sowie Bleistifte und Schreibblöcke besorgte.

Zwei Tage lang blätterte ich wahllos im Wörterbuch hin und her. Ich hatte ja keine Ahnung, daß überhaupt so viele Wörter existierten. Mir war auch vollkommen unklar, *welche* Wörter ich lernen sollte. Schließlich begann ich abzuschreiben, um überhaupt einen Anfang zu machen.

In meiner unbeholfenen und verwackelten Schrift schrieb ich mühsam die gesamte erste Seite des Lexikons einschließlich aller Interpunktionszeichen in meinen Block ab. Ich glaube, es dauerte einen ganzen Tag. Dann las ich mir selbst laut vor, was ich abgeschrieben hatte. Immer und immer wieder las ich mir das von mir selbst mit der Hand Geschriebene laut vor.

Am nächsten Morgen wachte ich voller Gedanken über diese Wörter auf - stolz darauf, nicht nur in einer einzigen Sitzung soviel zu Papier gebracht zu haben, sondern auch Wörter geschrieben zu haben, von deren Existenz ich vorher nichts gewußt hatte. Darüberhinaus konnte ich mich mit einiger Anstrengung auch noch an die Bedeutung vieler Wörter erinnern. Die, an deren Sinn ich mich nicht mehr erinnern konnte, nahm ich noch einmal durch. Komischerweise kommt mir von jener ersten Seite des Lexikons immer noch das Wort "aardvark" (Erdferkel) in den Sinn. Im Buch war sogar noch die Zeichnung eines grabenden afrikanischen Säugetiers mit langem Schwanz und langen Ohren abgebildet, das mit der Zunge Termiten als Nahrung aufnimmt, ähnlich wie der Ameisenbär Ameisen frißt.

Ich war derart fasziniert, daß ich gleich weiterschrieb - ich schrieb auch die nächste Seite des Lexikons ab. Und ich hatte wieder das gleiche Erlebnis, als ich sie nachher studierte. Mit jeder neuen Seite lernte ich immer mehr über Menschen, Orte und Ereignisse der Geschichte; in Wirklichkeit ist ein Lexikon so etwas wie eine Enzyklopädie im Miniformat. Schließlich füllten die Seiten des Buchstaben "A" meinen Schreibblock, und ich ging zum Buchstaben "B" über. Auf diese Weise schrieb ich schließlich das ganze Lexikon ab. Es ging nach einer Weile zügiger, weil ich durch das Üben endlich flüssiger schreiben konnte. Ich vermute, daß ich von der Zeit an, als ich so viel in meinen Block schrieb und die ganzen Briefe abschickte, bis zum Ende meines Gefängnisaufenthaltes fast eine Million Wörter geschrieben habe.

Vermutlich kam es aufgrund meines angewachsenen Wortschatzes schließlich dazu, daß ich zum erstenmal in der Lage war, ein Buch in die Hand zu nehmen, es zu lesen und einigermaßen zu verstehen, wovon es handelte. Jeder, der ein eifriger Leser ist, kann sich vorstellen, welche Welt sich mir da auftat. Von jenem Augenblick an habe ich jeden freien Moment wenn nicht in der Bibliothek, dann in der Zelle auf der Pritsche beim Lesen verbracht - bis ich das Gefängnis schließlich verließ. Man hätte mich nicht einmal mit einer Brechstange von den Büchern loseisen können. Beschäftigt mit den Lehren Elijah Muhammads, meiner Briefschreiberei, den Besuchen - überwiegend von Ella und Reginald - und dem vielen Lesen verflogen die Monate, ohne daß ich mir

noch groß Gedanken darüber machte, daß ich im Gefängnis saß. In Wirklichkeit war ich bis zu diesem Zeitpunkt in meinem ganzen Leben noch nie so frei gewesen.

Die Gefängnisbibliothek befand sich im Schulgebäude, in dem zahlreiche Kurse von Dozenten der Harvard und Boston University angeboten wurden. Ebenso fanden dort wöchentliche Debattierkurse verschiedener Häftlingsgruppen statt. Man wäre von der Hitzigkeit mancher Diskussionen, so z.B. über das Thema "Soll man Babies Milch geben?", überrascht gewesen.

In den Regalen der Gefängnisbibliothek befanden sich Bücher über fast jedes denkbare Thema. Große Teile der privaten Sammlung, die Parkhurst dem Gefängnis vermacht hatte, lagerten noch in Kisten und Kartons im hinteren Teil der Bibliothek - Tausende von alten Büchern. Einige von ihnen sahen regelrecht antik aus mit ihren verblaßten Einbänden und der altertümlichen, pergamentartigen Bindung. Wie ich bereits erwähnte, schien Parkhurst sich vorwiegend für Geschichte und Religion interessiert zu haben. Er hatte über die finanziellen Mittel verfügt und hatte auch das Interesse gehabt, viele von den Büchern zu besitzen, die man im allgemeinen sonst nirgendwo gefunden hätte. Jede Hochschulbibliothek hätte sich glücklich geschätzt, diese Sammlung ihr eigen zu nennen.

Wie man sich bei einem Gefängnis, das großen Wert auf seine Rehabilitationsleistungen legt, vorstellen kann, freute man sich über jeden Gefangenen, der ein besonders intensives Interesse an Büchern zeigte. Es gab eine beträchtliche Anzahl gut belesener Häftlinge, besonders unter den bekannteren Teilnehmern der Debattierkurse. Manche von ihnen hatten den Ruf, wandelnde Enzyklopädien zu sein und genossen ein hohes Ansehen. Keine Universität hätte von ihren Studenten das an Stoffbewältigung verlangen können, was ich aus eigenem Antrieb an Büchern verschlang, nachdem sich mir die Welt des Lesen- und *Verstehen*könnens aufgetan hatte.

Ich las häufiger auf meiner Zelle als in der Bibliothek. Wenn ein Gefangener als eifriger Leser bekannt war, durfte er mehr als die übliche Höchstzahl an Büchern ausleihen. Ich zog es vor, in der völligen Abgeschiedenheit meiner Zelle zu lesen.

Als ich zu wirklich ernsthafter Lektüre vordrang, machte es mich oft wütend, wenn gegen zehn Uhr abends der Befehl "Licht aus!" kam. Das schien mich immer gerade dann zu erwischen, wenn ich mich inmitten einer besonders packenden Stelle der Lektüre befand.

Zum Glück brannte auf dem Gang direkt vor meiner Tür ein Licht, das in die Zelle hineinstrahlte. Es war gerade hell genug, um noch lesen zu können, sobald sich meine Augen daran gewöhnt hatten. Wenn also das "Licht aus!" ertönte, setzte ich mich auf den Fußboden und las im Schein der Gangbeleuchtung weiter.

Stündlich machten die Wärter ihre Runde und kamen an jeder Zelle vorbei. Sobald ich die Schritte herannahen hörte, sprang ich schnell auf die Pritsche und stellte mich schlafend. Kaum war der Wärter vorbeigegangen, huschte ich wieder von der Pritsche und las achtundfünfzig Minuten weiter - bis zum nächsten Kontrollgang. Das ging dann immer weiter so bis drei oder vier Uhr morgens. Drei oder vier Stunden Schlaf pro Nacht reichten mir völlig. Während meiner Jahre auf der Szene hatte ich oft mit noch weniger Schlaf auskommen müssen.

Die Lehren Mr. Muhammads hoben hervor, wie die Geschichte "geweißt" worden war - die Weißen, die die Geschichtsbücher schrieben, hatten die Schwarzen einfach ausgelassen. Muhammad hätte kaum etwas sagen können, was mich mehr getroffen hätte. Ich hatte noch gut in Erinnerung, wie ich und die ganzen weißen Mitschüler meiner 7.Klasse in Mason die Geschichte der USA durchgenommen hatten. Die gesamte Geschichte der Schwarzen war nur einen einzigen Absatz im Buch wert gewesen, und der Lehrer hatte viele Lacher geerntet mit seinem Witz, daß "Schwarze derart große Füße haben, daß sie beim Laufen Löcher in den Boden stampfen."

Dies ist einer der Gründe, warum sich Mr. Muhammads Lehren so schnell über die Vereinigten Staaten ausbreiteten, und zwar unter *allen* Schwarzen, ob sie nun zu Anhängern Mr. Muhammads wurden oder nicht. Für jeden Schwarzen hatten diese Lehren den Klang der Wahrheit. Man wird wohl kaum einen schwarzen Erwachsenen in den USA auftreiben können - geschweige denn einen Weißen -, der auch nur die geringste Wahrheit über die Rolle der Schwarzen aus Geschichtsbüchern gelernt hat. Mir ist es auch so ergangen. Nachdem ich aber einmal etwas über die "glorreiche Geschichte der Schwarzen" erfahren hatte, unternahm ich gerade deswegen besondere Anstrengungen, die Bücher in der Bibliothek aufzuspüren, die mich über Einzelheiten unserer Geschichte informieren würden.

Ich kann mich noch genau an eine Buchreihe erinnern, die mich wirklich beeindruckt hat. Später habe ich diese Buchreihe selbst gekauft und habe sie nun im Hause, damit meine Kinder sie lesen können. Sie heißt "*Wonders of the World*". Die Bände enthalten unzählige Bilder von archäologischen Funden, von Statuen, die in der Regel Nichteuropäer darstellen.

Ich entdeckte Bücher wie "*Story of Civilization*" von Will Durant. Ich las "*Outline of History*" von H. G. Wells. "*Souls of Black Folk*" von W. E. B. Du Bois vermittelte mir einen Einblick in die Geschichte der Schwarzen, bevor sie in dieses Land kamen. "*Negro History*" von Carter G. Woodson öffnete mir die Augen über die Reiche der Schwarzen vor ihrer Verschleppung als Sklaven in die Vereinigten Staaten und über die frühen Kämpfe um ihre Freiheit.

Die dreibändige Studie von J. A. Rogers über "*Sex and Race*" handelte von der Kreuzung der Rassen in der Zeit vor Christi Geburt, von Äsop, einem Schwarzen, der Fabeln erzählte, von den Pharaonen Ägyptens, von den großen koptischen Christenreichen und von Äthiopien, der ältesten - kontinuierlich bestehenden - schwarzen Zivilisation der Welt, so wie China die älteste menschliche Zivilisation überhaupt ist.

Mr. Muhammads Lehre darüber, wie der Weiße erschaffen worden ist, führte mich zu "*Findings In Genetics*" von Gregor Mendel. (Erst unter dem Buchstaben "G" im Lexikon hatte ich gelernt, was Genetik überhaupt ist.) Dieses Buch eines österreichischen Mönchs studierte ich sehr ausführlich. Immer und immer wieder las ich darin, ganz besonders bestimmte Abschnitte, die mir verstehen halfen, daß man aus einem schwarzen Menschen schließlich einen Weißen erzeugen könnte, daß man aber niemals aus einem weißen Menschen einen Schwarzen züchten könnte; denn das weiße Chromosom ist rezessiv. Und da niemand die Tatsache abstreitet, daß es einen *Ersten Menschen* gegeben hat, liegt die Schlußfolgerung auf der Hand.

Es muß in meinem letzten Jahr in Norfolk gewesen sein, daß Arnold J. Toynbee in der *New York Times* die Bezeichnung "gebleicht" als Kennzeichnung für den Weißen benutzte. (Seine Worte lauteten: "Weiße (d.h. gebleichte) Menschen nordeuropäischer Herkunft ...") Toynbee sprach über den europäischen Raum auch als bloße Halbinsel Asiens. Er sagte, daß es so etwas wie Europa eigentlich gar nicht gebe. Und wenn man sich die Weltkugel ansähe, erkenne man sofort, daß auch Amerika nichts als eine Fortsetzung Asiens sei. (Doch gleichzeitig gehört Toynbee zu jenen, die dazu beigetragen haben, die Geschichte zu "bleichen". Er schrieb beispielsweise, daß Afrika der einzige Erdteil gewesen sei, der keine Geschichte hervorgebracht habe. Er wird sich hüten, das noch einmal zu schreiben, denn Tag für Tag tritt die Wahrheit heute deutlicher ans Licht.)

Ich werde nie vergessen, wie schockiert ich war, als ich begann, über den ganzen Horror der Sklaverei zu lesen. Es beeindruckte mich derart, daß die Sklaverei zu einem meiner bevorzugten Themen wurde, als ich später Prediger für Mr. Muhammad war. Das allerschrecklichste Verbrechen der Welt, diese Sünde, dieses ganze Blut an den Händen des Weißen entzieht sich fast jeder Vorstellungskraft. Bücher wie das von Frederick Olmstead öffneten mir die Augen über die Greuel, die geschahen, als die Sklaven die Vereinigten Staaten erreichten. Eine europäische Frau namens Fannie Kimball, die einen weißen Sklavenhalter aus dem Süden geheiratet hatte, schilderte eindringlich, auf welche Weise menschliche Wesen damals gedemütigt wurden. Natürlich las ich "*Onkel Toms Hütte*". Ich glaube, es ist sogar der einzige Roman, den ich las, seitdem ich begonnen hatte ernsthaft zu lesen.

Die Parkhurst-Sammlung enthielt auch einige gebundene Broschüren der *Abolitionist Anti-Slavery Society of New England* (Gesellschaft der Abolitionisten gegen die Sklaverei in Neuengland). Ich las die Beschreibung der Greueltaten, sah jene Bilder, wie schwarze Sklavinnen festgebunden und ausgepeitscht wurden, wie schwarzen Müttern ihre Kinder für immer entrissen wurden, wie Hunde auf entlaufene Sklaven Jagd machten. Ich sah die weißen Sklavenfänger - üble Gesellen mit Peitschen und Stöcken und Ketten und Gewehren - Entflohene jagen. Ich las über den Sklavenprediger Nat Turner, der die weißen Sklavenhalter die Gottesfurcht lehrte. Nat Turner, der niemandem ein Reich Gottes im Jenseits verhieß und der auch nicht predigte, es gäbe einen "gewaltfreien" Weg zur Freiheit für die Schwarzen. In einer Nacht des Jahres 1831 im Bundesstaat Virginia, zog Nat mit sieben anderen Sklaven gegen das Haus seines Herren los, und die ganze Nacht hindurch zogen sie von einem "Herrenhaus" zum anderen weiter und töteten die Bewohner. Am nächsten Morgen waren 57 Weiße tot, und Nats Gefolgschaft war auf etwa siebzig Sklaven angewachsen. Die Weißen flohen aus Furcht um ihr Leben, verbarrikadierten sich in öffentlichen Gebäuden, versteckten sich in den Wäldern - einige verließen sogar den Bundesstaat. Eine kleine Armee regulärer Soldaten brauchte zwei Monate, bis sie Nat Turner schließlich gefangennehmen und aufhängen konnten. Irgendwo habe ich gelesen, daß das Beispiel Nat Turners fast dreißig Jahre später John Brown dazu inspiriert hat, mit dreizehn Weißen und fünf Schwarzen in den Bundesstaat Virginia einzudringen und das Waffenarsenal in Harper's Ferry anzugreifen.

Ich las Herodot, den "Vater der Geschichte", oder besser gesagt, ich las über ihn. Und ich las über die Geschichte verschiedener Nationen, wobei mir die Augen mehr und mehr darüber geöffnet wurden, daß sich die Weißen dieser Welt wirklich wie die Teufel benommen hatten. Sie haben die nichtweißen Völker der Welt beraubt, vergewaltigt und zur Ader gelassen. Ich kann mich noch an Bücher erinnern, wie zum Beispiel das über die Geschichte der orientalischen Zivilisation von Will Durant und an die Berichte über Mahatma Ghandis Kampf, die Briten aus Indien zu vertreiben.

Buch für Buch wurde mir vor Augen geführt, wie der weiße Mann jede Art von Leiden und Ausbeutung über die schwarzen, braunen, roten und gelben Völker der Welt gebracht hat. Ich begriff, wie seit dem sechzehnten Jahrhundert Weiße, die man die "christlichen Handelsleute" nannte, über die Meere gesegelt waren, um ihre Gier nach Macht und Reichtum in Asien und Afrika zu stillen. Ich las und erkannte, daß der Weiße noch nie im wahren Zeichen des Kreuzes und im wahren Geist der Lehren Christi - demütig, bescheiden und gläubig - unter die nichtweißen Völker gegangen ist.

Beim Lesen wurde mir klar, daß die Weißen in ihrer Gesamtheit nichts anderes waren als räuberische Opportunisten, die faustische Machenschaften

benutzten, um das Christentum während ihrer kriminellen Beutezüge als Keil einzusetzen. Sie gingen stets so vor, daß sie uralte nichtweiße Kulturen und Zivilisationen im Namen der "Religion" zuerst als "unzivilisiert" und "heidnisch" brandmarkten, um nach diesem Vorspiel dann die Kriegswaffen auf ihre nichtweißen Opfer zu richten.

Ich las darüber, wie das weiße Britannien es schaffte, den größten Teil des indischen Subkontinents - dort lebte eine halbe *Milliarde* zutiefst religiöser brauner Menschen - vom ersten Betreten bis zum Jahr 1759 durch Versprechen, Betrug und Manipulation unter die Kontrolle der *Great Britain's East India Company* (Ostindienhandelsgesellschaft Großbritanniens) zu bringen. Die parasitäre britische Kolonialverwaltung breitete sich ständig weiter aus, bis sie den halben Subkontinent in ihrer Gewalt hatte. 1857 kam es endlich zu einer Meuterei einiger verzweifelter Inder. Abgesehen vom Sklavenhandel mit Afrikanern hat es noch nie zuvor in der Geschichte ein derart bestialisches, grausames und unnötiges Abschlachten von Menschen gegeben wie die damalige Niederwerfung des indischen Volkes durch die Briten.

Über 115 Millionen afrikanische Schwarze - etwa die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten um 1930 - wurden während des Sklavenhandels ermordet oder versklavt. Und ich las davon, wie sich die kannibalischen weißen Mächte Europas, die reichsten Gebiete des schwarzen Kontinents als ihre Kolonien herausschnitten, nachdem eine Sättigung des Sklavenmarktes eingetreten war. Und wie im Jahrhundert darauf die Regierungen Europas mittels nackter Ausbeutung und Machtpolitik ein Schachspiel um diese Gebiete von Kap Horn bis Kairo veranstalteten.

Zehn Schließer und der Gefängnisdirektor persönlich hätten mich nicht von diesen Büchern wegreißen können. Nicht einmal Elijah Muhammad hätte deutlicher als diese Bücher einen derartig unwiderlegbaren Beweis dafür erbringen können, daß sich die Weißen als Kollektiv in fast all ihren Kontakten zu den nichtweißen Völkern wie Teufel benommen hatten. Heutzutage ist im Radio, im Fernsehen und in den Schlagzeilen der Presse die Rede davon, daß sich die Weißen in ihrer Gesamtheit vor China fürchten und die Spannungen wachsen. Die Weißen geben vor, nicht zu wissen, warum die Chinesen sie hassen, und ich erinnere mich unwillkürlich daran, gelesen zu haben, wie die Vorfahren derselben Weißen China zu einer Zeit Gewalt antaten, als es noch hilflos und voller Vertrauen war. Jene ersten weißen "christlichen Handelsleute" führten Millionen Pfund Opium nach China ein. Schon 1839 waren so viele Chinesen süchtig, daß die verzweifelte chinesische Regierung zwanzigtausend Kisten Opium vernichten ließ. Unverzüglich erklärten die Weißen daraufhin den ersten Opiumkrieg. Man stelle sich das vor! Jemandem den *Krieg* erklären, weil er es ablehnt, mit Rauschgift vollgepumpt zu werden! Die Chinesen wurden unter Einsatz des von ihnen selbst erfundenen Schwarzpulvers brutal niedergeworfen.

Der Vertrag von Nanking zwang sie, Schadensersatz für das vernichtete Opium an die britischen Weißen zu zahlen. Außerdem mußte China die großen Häfen für den britischen Handel öffnen, Hong Kong an die Briten abtreten und die Importzölle derart herabsetzen, daß bald darauf eine Flut billiger britischer Artikel ins Land strömte und so die industrielle Entwicklung Chinas lähmte.

Nach einem zweiten Opiumkrieg legalisierten die Verträge von Tientsin den florierenden Opiumhandel. Sie sahen außerdem die gemeinsame britisch-französisch-amerikanische Kontrolle der Zölle vor. China versuchte, die Ratifizierung der Abkommen hinauszuzögern, woraufhin Peking geplündert und in Brand gesteckt wurde.

"Tötet die fremden weißen Teufel!" war der Schlachtruf während des chinesischen Boxeraufstands von 1901. Nachdem sie auch diesen Krieg verloren hatten, wurden die Chinesen aus den vornehmsten Gegenden Pekings vertrieben. Dort ließen arrogante, abscheuliche Weiße Schilder mit dem berüchtigten Text aufstellen: "Zutritt für Chinesen und Hunde verboten."

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat Rotchina seine Tore vor der westlichen weißen Welt verschlossen. Die massiven landwirtschaftlichen, wissenschaftlichen und industriellen Anstrengungen des Landes werden in einem Buch geschildert, das die Zeitschrift "*Life*" gerade veröffentlicht hat. Einige Beobachter haben aus dem Innern Rotchinas berichtet, daß die Welt noch nie zuvor eine solche Haßkampagne gegen Weiße erlebt hat, wie sie sich gerade in diesem Land entwickelt, wo bei gleichbleibender Geburtenrate in fünfzig Jahren die halbe Weltbevölkerung leben wird. Und angesichts der erfolgreichen chinesischen Atomversuche scheint es, als würden die Eier, die der Westen in China gelegt hat, ihm bald unterm Hintern zerplatzen.

Sehen wir den Tatsachen ins Auge. Bei den Vereinten Nationen können wir die Entstehung einer neuen Weltordnung beobachten, entlang einer Linie der Hautfarbe - eine Allianz der nichtweißen Staaten untereinander. Vor nicht allzulanger Zeit beschwerte sich Adlai Stevenson, der Botschafter der USA bei den Vereinten Nationen, daß dort ein "Hautfarbenspiel" veranstaltet werde. Er hatte recht. Er sieht die Tatsachen, wie sie sind. Es *wird* tatsächlich ein "Hautfarbenspiel" veranstaltet. Doch aus dem Mund Adlai Stevensons klingt das so, als beschuldige Jesse James den Sheriff einen Colt zu tragen! Denn wer in der Geschichte dieser Welt hat je ein schlimmeres "Hautfarbenspiel" veranstaltet als der Weiße?

Mr. Muhammad, an den ich damals täglich schrieb, hatte keine Ahnung, welche neue Welt sich mir durch meine Bemühungen eröffnete, seine Lehren in Büchern nachzuvollziehen.

Als ich die Philosophie entdeckte, versuchte ich alle wesentlichen Meilensteine philosophischer Entwicklung zu erfassen. Nach und nach las ich die

meisten der alten Philosophen aus dem Abend- und Morgenland. Allmählich entwickelte ich eine Vorliebe für die orientalischen Philosophen. Schließlich gewann ich den Eindruck, daß die abendländische Philosophie im wesentlichen auf die orientalischen Denker zurückzuführen war. Sokrates z.B. bereiste Ägypten; einige Quellen sprechen sogar davon, daß er in einige der ägyptischen Mysterien eingeweiht worden ist. Offensichtlich hat Sokrates einen Teil seiner Lehren von den Weisen des Ostens übernommen.

Oft dachte ich darüber nach, daß sich mir durch das Lesen völlig neue Perspektiven eröffnet haben. Bereits im Gefängnis hatte ich erkannt, daß das Lesen den weiteren Kurs meines Lebens geändert hatte. Aus heutiger Sicht erweckte die Fähigkeit zu lesen ein bereits lange in mir schlummerndes Bedürfnis, geistig lebendig zu werden. Ich strebte gewiß nicht nach irgendeinem Abschluß, wie ihn eine Hochschule als Statussymbol an ihre Studenten vergibt. Meine selbstgezimmerte Bildung verlieh mir mit jedem neuen Buch ein wenig mehr an Sensibilität für die Taubheit, Stummheit und Blindheit, von der die schwarze Rasse in den Vereinigten Staaten befallen ist. Vor nicht allzulanger Zeit rief mich ein Schriftsteller aus London an, weil er mir einige Fragen stellen wollte. Eine davon war: "Welches war Ihre Alma Mater?" Ich sagte zu ihm: "Die Bücher." Man wird mich nie dabei erwischen, daß ich eine freie Viertelstunde verstreichen lasse, ohne schon wieder bei einer Lektüre zu sein, von der ich glaube, daß sie für uns Schwarze nützlich sein könnte.

Gestern habe ich in London öffentlich gesprochen, und auf dem Hin- und Rückflug habe ich im Flugzeug ein Dokument gelesen über die Art und Weise, wie die UNO die Rechte der unterdrückten Minderheiten der Welt zu sichern plant. Die Schwarzen in den USA sind das beste Beispiel für die schamlose Unterdrückung einer Minderheit. Daß die Schwarzen sich selbst nur als ein inneres Problem der USA sehen, liegt an einem Schlagwort, das sich aus zwei Wörtern zusammensetzt: "Bürgerrechte". Wie sollen Schwarze in den Besitz von "Bürgerrechten" gelangen, wenn sie nicht zuerst ihre *Menschen*rechte erkämpft haben? Sobald die Schwarzen in den Vereinigten Staaten beginnen, über ihre *Menschen*rechte und über sich als Teil eines großen Volkes dieser Welt nachzudenken, werden sie erkennen, daß ihre Sache ein Fall für die UNO ist.

Ich kann mir gar keinen besseren Fall vorstellen! Vierhundert Jahre lang sind Blut und Schweiß von uns Schwarzen in dieses Amerika investiert worden, und der Weiße hat es so eingerichtet, daß der Schwarze noch immer um jedes Recht betteln muß, das einem Einwanderer schon in dem Augenblick garantiert ist, wenn er den Landungssteg herunterläuft.

Aber ich schweife ab. Dem erwähnten Engländer habe ich am Telefon erzählt, daß meine Alma Mater die Bücher waren, daß jede gute Bibliothek meine Universität war. Wenn ich in ein Flugzeug steige, habe ich immer ein Buch

dabei, das ich gerade lesen möchte - und ich möchte eine ganze Menge Bücher lesen. Würde ich nicht jeden Tag hinaus müssen, um gegen die Weißen zu kämpfen, könnte ich den Rest meines Lebens mit Lesen verbringen, einfach so, um meine Neugier zu befriedigen. Es gibt kaum etwas, was mich nicht neugierig machen würde. Ich glaube nicht, daß je ein Mensch mehr von einem Gefängnisaufenthalt profitiert hat als ich. Im Grunde wurde mir im Gefängnis ein intensiveres Studium ermöglicht, als es der Fall gewesen wäre, wenn mein Leben einen anderen Verlauf genommen und ich ein College besucht hätte. Mein Problem mit den Hochschulen ist vermutlich, daß es dort viel zuviel Ablenkung gibt, zuviele studentische Verbindungen, deren Mitglieder nichts anderes im Kopf haben, als nachts in die Wohnheime ihrer Kommilitoninnen einzudringen, heimlich deren Schlüpfer zu klauen und sich vor den eigenen Kameraden damit zu brüsten. Es wird dort einfach zuviel Blödsinn verzapft. Wo sonst, wenn nicht im Gefängnis, hätte ich meiner eigenen Unwissenheit derart zu Leibe rücken können, daß ich an manchen Tagen fünfzehn Stunden intensiv studierte?

Schopenhauer, Kant, Nietzsche - natürlich habe ich sie alle gelesen. Ich erwähne sie nicht, weil ich etwa besonderen Respekt vor ihnen hätte; ich versuche lediglich mich daran zu erinnern, wessen Theorien ich in jenen Jahren in mich aufgesogen habe. Diese drei, so wird behauptet, hätten den Boden für die faschistische und die Nazi-Philosophie bereitet. Aber ich empfinde auch deshalb keinen Respekt für sie, weil mir scheint, sie haben sich zu lange mit Sachen befaßt, die nicht wirklich wichtig sind. Sie erinnern mich an bestimmte sogenannte schwarze "Intellektuelle", zu denen ich Kontakt hatte, die sich pausenlos wegen nutzlosem Zeug stritten.

Spinoza hat mich eine Zeitlang beeindruckt, nachdem ich erfahren hatte, daß er schwarz gewesen ist. Ein schwarzer spanischer Jude. Die Juden haben ihn exkommuniziert, weil er für eine pantheistische Doktrin eintrat, etwa in der Art, daß "Gott alles" oder "Gott in allem" sei. Die Juden lasen für ihn eine Totenmesse, und das bedeutete, daß er für sie gestorben war. Seine Familie wurde aus Spanien vertrieben und ist, soweit ich weiß, schließlich in Holland gelandet.

Meiner Meinung nach ist die gesamte Strömung der westlichen Philosophie in eine Sackgasse geraten. Der Weiße hat an sich selbst, aber auch an den Schwarzen einen derart gigantischen Betrug begangen, daß er sich selbst mattgesetzt hat. Das ist die Folge seines zwanghaft neurotischen Bedürfnisses, die wahre Rolle der Schwarzen in der Geschichte zu vertuschen.

Und heute sieht sich der weiße Mann mit dem konfrontiert, was auf dem schwarzen Kontinent Afrika geschieht. Man schaue sich doch nur die Artefakte an, die dort entdeckt werden! Sie demonstrieren wieder und wieder, daß die Schwarzen schon hervorragende und sensible Zivilisationen geschaffen hatten, als die Weißen noch in Höhlen lebten! Südlich der Sahara, an den Orten, von

wo die Urahnen der meisten amerikanischen Schwarzen verschleppt worden sind, werden Beispiele der großartigsten Handwerkskunst zutage gefördert, einige der großartigsten Skulpturen und Kunstgegenstände, die der moderne Mensch je gesehen hat. Einige dieser Gegenstände können jetzt an Orten wie dem New Yorker Museum of Modern Art bewundert werden. Goldarbeiten von unvergleichlicher Feinheit und Kunstfertigkeit, uralte Gegenstände, von schwarzen Händen gefertigt und zu Ergebnissen geformt, wie sie heute keine menschliche Hand mehr zustandebringt.

Die Geschichte ist vom Weißen derart "geweißt" worden, daß selbst die schwarzen Professoren über die Talente, die reichen Zivilisationen und die verschiedenen Kulturen der Schwarzen in den vergangenen Jahrtausenden kaum mehr wissen als der ungebildetste Schwarze. Ich habe Vorträge an den Hochschulen der Schwarzen gehalten, wo einige dieser hirngewaschenen schwarzen Doktoren, die vor lauter akademischen Titeln kaum noch gehen können, mich anschließend in der weißen Presse als "schwarzen Fanatiker" angeprangert haben. Viele von ihnen hinken ihrer Zeit in der Tat um fünfzig Jahre hinterher. Wenn ich der Präsident einer dieser schwarzen Hochschulen wäre, würde ich den ganzen Campus verpfänden und würde mit dem Erlös einen Haufen schwarzer Studenten nach Afrika schicken, um sie dort nach weiteren Zeugnissen der historischen Größe der schwarzen Rasse graben zu lassen. Noch sind es die Weißen, die in Afrika graben und suchen. Heutzutage kann sich ein afrikanischer Elefant nicht mehr umdrehen, ohne über einen mit einer Schaufel ausgerüsteten Weißen zu stolpern. Praktisch jede Woche lesen wir über einen neuen großartigen Fund aus der verlorenen afrikanischen Zivilisation. Das einzig Neue daran ist allerdings nur die Haltung der weißen Wissenschaft. Die uralten Zivilisationen lagen immer schon in der Erde des schwarzen Kontinents begraben.

Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Der britische Anthropologe Louis S. B. Leakey hat einige fossile Knochen ausgestellt - einen Fuß, den Teil einer Hand, einige Kieferknochen und Schädelfragmente. Aufgrund dieser Funde, sagt Leakey, sei es an der Zeit, die Geschichte der Entstehung der Menschheit von Grund auf neu zu schreiben. Denn diese Spezies Mensch lebte bereits 1.818.036 Jahre vor Christus. Und die Knochen wurden in Tanganjika entdeckt - auf dem schwarzen Kontinent.

Es ist ein Verbrechen, was für Lügen man Generationen von Schwarzen und Weißen überliefert hat. Kleine, unschuldige schwarze Kinder wurden von Eltern geboren, die glaubten, ihre Rasse sei geschichtslos. Noch bevor sie sprechen lernten, spürten diese Kinder, daß sich ihre Eltern für minderwertig hielten. Unschuldige schwarze Kinder, die aufwachsen, ihr Leben leben und schließlich im Alter sterben - und ihr ganzes Leben lang haben sie sich ihrer schwarzen Haut geschämt. Aber jetzt kommt die Wahrheit ans Licht.

Zwei weitere Erfahrungsbereiche, die meine Entwicklung seit der Entlassung aus dem Knast entscheidend mitgeprägt haben, haben sich mir zum ersten Mal in der Gefängniskolonie von Norfolk eröffnet. Zum einen machte ich dort meine ersten Erfahrungen damit, meinen hirngewaschenen schwarzen Brüdern die Augen in bezug auf einige Wahrheiten über die schwarze Rasse zu öffnen. Und zum anderen hatte ich beim Lesen zumindest so viel begriffen, daß ich am Programm der wöchentlich veranstalteten Diskussionen im Debattierklub der Gefängniskolonie teilnehmen konnte und dadurch meine Taufe im freien Sprechen vor einer Zuhörerschaft erhielt.

Ich muß jedoch eine bedauerliche Tatsache zugeben: Ich war vor dem Knast so gerne mit Weißen zusammengewesen, daß mich die Angewohnheit der schwarzen Gefangenen zutiefst störte, dauernd nur unter sich sein zu wollen. Als nun aber die Lehren von Mr. Muhammad meine Haltung gegenüber meinen schwarzen Brüdern ins Gegenteil verkehrten, warb ich aufgrund meiner Schuld- und Schamgefühle bei jeder sich bietenden Gelegenheit für Elijah Muhammad.

Man muß vorsichtig sein, sehr vorsichtig, wenn man Schwarze, die noch nie zuvor die Wahrheit über sich, ihre eigene Rasse und den weißen Mann zu hören bekommen haben, mit eben dieser Wahrheit konfrontieren will. Mein Bruder Reginald hat mir erzählt, alle Muslims hätten diese Erfahrung während des Werbens neuer Anhänger für Mr. Muhammad gemacht. Die Gehirnwäsche hat unsere schwarzen Brüder derart manipuliert, daß sie bei der ersten Begegnung mit der Wahrheit sogar mit Ablehnung reagieren können. Reginald riet mir deshalb, die Wahrheit in kleinen Portionen zu verabreichen. Und es sei besser, erst eine Weile zu warten, bevor man den nächsten Schritt mache, damit das Gehörte erst einmal richtig verarbeitet werden könne.

Ich begann immer damit, daß ich meinen schwarzen Mitgefangenen von ihrer eigenen Geschichte erzählte, von Dingen, die ihnen in ihren kühnsten Träumen nicht eingefallen wären. Ich erzählte ihnen von den entsetzlichen Wahrheiten des Sklavenhandels, die ihnen größtenteils bislang unbekannt waren. Während ich darüber sprach, sah ich mir ihre Gesichter genau an. Der weiße Mann hat die Vergangenheit der Sklaven gänzlich ausgelöscht, so daß kein Schwarzer in den Vereinigten Staaten jemals seinen wirklichen Familiennamen erfahren oder herausfinden wird, von welchem Stamm er ist, ob von den Mandingos, den Wolof, den Serern, den Fula, den Fanti, den Ashanti oder anderen. Ich erzählte meinen schwarzen Mitgefangenen, daß einige der von Afrika hergebrachten Sklaven Arabisch gesprochen und dem islamischen Glauben angehört hatten. Viele der schwarzen Gefangenen schienen so etwas erst dann glauben zu können, wenn ein Weißer es gesagt hatte. Also las ich häufig ausgewählte Passagen aus Büchern von Weißen vor. Ich erklärte ihnen dann, daß einige gebildete Weiße durchaus die ganze Wahrheit kennen würden, daß sich aber im

Verlauf der Generationen eine Verschwörung herausgebildet habe, den Schwarzen die Wahrheit vorzuenthalten.

Ich achtete genau darauf, wie jeder einzelne reagierte. Ich mußte immer auf der Hut sein. Ich konnte nie wissen, ob nicht irgendein hirngewaschener Schlingel, so ein verkappter Onkel Tom, zustimmend nicken würde, um mich einen Moment später bei den Weißen zu verpfeifen. Wenn einer reif war - und ich konnte das genau merken -, dann steckte ich ihm, ohne daß die anderen es mitbekamen, die Wahrheit, wie sie Mr. Muhammad lehrte: "Der weiße Mann ist der Teufel." Viele waren zunächst schockiert - aber nur so lange, bis sie anfingen, genauer darüber nachzudenken.

Eines der größten Probleme, von denen die Verantwortlichen des amerikanischen Gefängnissystems heute geplagt werden, sind wahrscheinlich die Lehren des Islam, die unter allen Schwarzen des Landes verbreitet sind und zu denen sich ständig neue Muslime unter den schwarzen Gefangenen bekennen. Der Anteil der Schwarzen an der Gesamtzahl der Gefängnisinsassen ist viel höher als ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung. Die Popularität der muslimischen Lehre im Knast hat ihre Ursache darin, daß schwarze Gefangene von allen Schwarzen am empfänglichsten sind für die Botschaft, die da lautet: "Der weiße Mann ist der Teufel".

Erzähle diesen Satz einem beliebigen Schwarzen. Mit Ausnahme der verhältnismäßig wenigen sogenannten "Intellektuellen", die verrückt sind nach der "Integration", und mit Ausnahme jener Schwarzen, die taub, stumm und geblendet sind, weil sie die paar Krümel, die sie vom reichgedeckten Tisch der Weißen abbekommen, fett und zufrieden gemacht haben, trifft die Botschaft einen empfindlichen Nerv des Schwarzen in den Vereinigten Staaten. Es mag einen Tag, einen Monat, ein Jahr dauern, bis er reagiert; vielleicht wird er auch nie offen darauf reagieren. Eines ist aber ganz sicher: Wenn er über sein eigenes Leben nachdenkt, wird er bald erkennen, wo sich der Weiße ihm ganz persönlich gegenüber tatsächlich wie ein Teufel benommen hat.

Und wie gesagt: Mehr als bei allen anderen Schwarzen trifft das auf den schwarzen Gefangenen zu. Vielleicht für Jahre sitzt er da hinter Gittern, eingesperrt von den Weißen. Normalerweise entstammt der schwarze Strafgefangene der untersten Schicht der schwarzen Community, jenen Schwarzen, die zeitlebens mit Füßen getreten worden sind, die man wie unmündige Kinder behandelt hat. Schwarze also, die bisher nur Weißen begegnet sind, die ihnen entweder etwas weggenommen oder ihnen etwas angetan haben.

Laßt diesen eingesperrten Schwarzen nun anfangen nachzudenken, genauso wie ich es getan habe, als ich zum ersten Mal die Lehren Elijah Muhammads gehört habe. Er wird erkennen, daß er es mit etwas Glück vielleicht zum Anwalt, Arzt oder Wissenschaftler oder sonstwas gebracht hätte, als er noch jung und voller Energie war. Er wird genau wie ich begreifen, daß seit der Landung des

ersten Sklavenschiffs Millionen Schwarze in Amerika gelebt haben wie Lämmer unter Wölfen. Das ist der Grund, warum schwarze Gefangene sich so schnell zum Islam bekehren, sobald ihnen die Lehren Elijah Muhammads durch die Vermittlung anderer muslimischer Häftlinge zu Ohren kommen. Die Aussage "Der weiße Mann ist der Teufel" entspricht exakt der lebenslangen Erfahrung des schwarzen Strafgefangenen.

Ich habe bereits erzählt, daß sich der Debattierklub in Norfolk wöchentlich zusammensetzte. Durch das Lesen hatte sich mein Kopf in einen kochenden Dampfkessel verwandelt. Ich mußte dringend damit beginnen, dem Weißen ins Gesicht zu sagen, was er in Wirklichkeit war. Ich faßte den Entschluß, mich zu diesem Zweck auf die Teilnehmerliste des Debattierklubs zu setzen.

Aufzustehen und vor einem Publikum zu sprechen war etwas, was mir in meinem gesamten bisherigen Leben noch nie in den Sinn gekommen war. Als ich noch draußen auf der Straße bei meinen Hustler-Geschäften war, beim Dealen und bei den Raubüberfällen, da konnte ich von einem Pfund Haschisch in die tollsten Träume versetzt werden; aber in keinem dieser Träume war ich so vermessen anzunehmen, daß ich später mal in Stadien und Sporthallen, an den großen amerikanischen Universitäten und in Rundfunk- und Fernsehsendungen sprechen würde, geschweige denn in Ägypten, Afrika und England.

Jedoch muß ich gestehen, daß das Diskutieren sowie das Sprechen vor einem Publikum dort im Gefängnis mich genauso belebte wie vorher die Entdeckung neuen Wissens durch das Lesen. Ich stand dort oben, alle Gesichter waren auf mich gerichtet, ich sprach die vorher gedanklich formulierten Argumente aus, während mein Gehirn schon wieder nach dem suchte, was am besten als Nächstes folgen müßte. Wenn ich das richtig anpackte und die Zuhörer auf meine Seite ziehen konnte, dann hatte ich die Debatte für mich entschieden. Sobald ich mich etwas eingeübt hatte, war ich vom Debattieren begeistert. Welche Seite einer Debatte mir auch zugewiesen wurde, ich stürzte mich auf alles, was ich darüber nur finden konnte. Ich versetzte mich in die Lage meines Gegners und versuchte herauszubekommen, wie ich aus seiner Position heraus argumentieren würde. Und dann suchte ich nach Wegen, diese Argumente so wirksam wie möglich zu entkräften. Und wo immer es möglich war, ließ ich etwas über das Teufelswerk des weißen Mannes in meine Reden einfließen.

"Allgemeine Wehrpflicht - ja oder nein?" - dieses Thema war ein unerwarteter Glücksfall für mich. Mein Gegner erzählte lang und breit darüber, wie die Äthiopier Steine und Speere gegen die italienischen Kampfflugzeuge geworfen hätten, und führte das als "Beweis" für die Notwendigkeit einer allgemeinen Wehrpflicht an. Ich entgegnete, daß kein Geringerer als der Papst in Rom die italienischen Bomben gesegnet habe, die wenig später schwarze Körper zerrissen und an Bäume geschmettert hätten. Die Äthiopier hätten notfalls auch noch

ihre nackten Leiber gegen die Flugzeuge eingesetzt, denn sie hätten erkannt, daß sie gegen den leibhaftigen Teufel kämpften.

"Foul!" warfen einige Zwischenrufer ein, ich hätte das Thema zu einer Rassenfrage umdefiniert. Ich entgegnete, es ginge hier nicht um Rasse, sondern um historische Fakten. Sie sollten sich doch mal mit dem Buch *Days of our Years* von Pierre van Paassen befassen. Es überraschte mich nicht sonderlich, daß genau dieses Buch gleich nach der Diskussion aus der Gefängnisbibliothek verschwand.

Dort im Gefängnis faßte ich auch den Entschluß, den Rest meines Lebens der Aufgabe zu widmen, dem weißen Mann die Wahrheit über sich selbst ins Gesicht zu sagen - oder zu sterben.

In einer Debatte zum Thema, ob Homer je in Wirklichkeit existiert habe, schleuderte ich den Weißen die These ins Gesicht, daß es sich bei Homer um ein exemplarisches Beispiel dafür handle, wie weiße Europäer Schwarzafrikaner entführt und nachher geblendet hätten, um sie an der Rückkehr zu ihrem eigenen Volk zu hindern. (Homer, Omar und *Mohr* sind, wie man sehen kann, miteinander verwandte Namen. Es ist ähnlich wie bei Peter, Pedro und Petra, alle drei Namen bedeuten "Fels".) Die geblendeten *Mohren* seien von ihren Entführern dazu abgerichtet worden, Lobgesänge auf die glorreichen Leistungen der Europäer anzustimmen. Ich entwickelte in aller Ausführlichkeit die These, daß dieses Verhalten dem eigenartigen Sinn des weißen Teufels für Humor entstamme. Bei den *Fabeln* des Äsop handele es sich um ein ähnliches Phänomen; "Äsop" sei nur der griechische Name für einen Äthiopier.

Eine andere heiße Debatte, in die ich verwickelt war, drehte sich um die Identität Shakespeares. Es ging hier jedoch nicht um irgendeine strittige Frage der Hautfarbe, vielmehr war ich gefesselt vom Dilemma um die Person Shakespeares. Die von König Jakob von England veranlaßte englische Übersetzung der Bibel gilt als eines der schönsten Zeugnisse der englischen Sprache überhaupt. Sie repräsentiert angeblich die höchste dichterische Form des Englischen zu Zeiten König Jakobs. Nun, die Sprache Shakespeares und die Sprache der Bibel sind ein und dieselbe. Es heißt, König Jakob habe in den Jahren 1604 bis 1611 einige Dichter engagiert, die die Übersetzung anfertigen, also die Bibel schreiben sollten. Shakespeare galt zur damaligen Zeit - angenommen, er hätte tatsächlich existiert - als der größte Dichter. Aber in Zusammenhang mit der Bibel wird er nirgends erwähnt. Wenn es ihn also gegeben hat, wieso hat König Jakob ihn dann nicht engagiert? Oder angenommen, König Jakob hat ihn engagiert, warum ist das dann eines der am besten gehüteten Geheimnisse der Welt geblieben?

Ich weiß, daß viele Leute behaupten, in Wirklichkeit sei Francis Bacon Shakespeare gewesen. Wenn das aber stimmt, warum sollte Bacon es dann

verheimlicht haben? Bacon gehörte nicht zum Adel, dessen Mitglieder sich gelegentlich ein "Künstlerpseudonym" zulegten, weil es für ihresgleichen als "unschicklich" galt, sich mit den Künsten oder dem Theater zu befassen. Was hätte Bacon aber dadurch verlieren können? Bacon hätte doch im Gegenteil eigentlich nur davon profitieren können!

In den Gefängnisdebatten vertrat ich die These, in Wirklichkeit sei König Jakob selbst jener Dichter gewesen, der sich den *nom de plume* Shakespeare zugelegt habe. König Jakob sei brillant gewesen. Er sei der großartigste König gewesen, der je den englischen Thron bestiegen hat. Welcher andere Angehörige des damaligen Adels hätte das gewaltige Talent besessen, die Werke Shakespeares zu verfassen? Er selbst sei es gewesen, der die Bibel dichterisch "frisiert" habe - die Bibel, die an sich und in ihrer gegenwärtigen, von König Jakob betriebenen Fassung, die Welt in die Sklaverei getrieben habe.

Wenn mich mein Bruder Reginald besuchte, trug ich ihm neue Beweise vor, mit denen die Richtigkeit der muslimischen Lehren belegt wurde. In Band 43 oder 44 von "Harvard Classics" las ich Miltons *Paradise Lost*. Der aus dem Paradies verstoßene Teufel versucht, es wieder in seinen Besitz zu bringen. Zu diesem Zweck bedient er sich der Kräfte Europas in Gestalt der Päpste, Karl des Großen, Richard Löwenherz und anderer Rittergestalten. Ich legte dies alles als Beleg dafür aus, daß die Europäer vom Teufel motiviert und angeführt worden seien bzw. von dessen Personifizierung. Demnach behaupteten Milton und Mr. Muhammad letzten Endes dasselbe.

Ich konnte es nicht fassen, als Reginald anfing, schlecht über Elijah Muhammad zu reden. Ich kann seine Bemerkungen nicht exakt wiedergeben; es handelte sich eher um Andeutungen, die gegen Mr. Muhammad gerichtet waren - ich entnahm sie also eher dem Tonfall von Reginalds Stimme oder seinem Blick, wenn er über Muhammad sprach, und weniger dem, was er konkret sagte.

Das traf mich vollkommen unvorbereitet und verwirrte mich. Mein leiblicher Bruder, dem ich so sehr vertraute, dem ich soviel Respekt entgegenbrachte, der mich mit der Nation of Islam bekannt gemacht hatte. Ich konnte es einfach nicht glauben! Und jetzt bedeutete mir der Islam mehr als alles andere, was ich je in meinem Leben gekannt hatte. Der Islam und Mr. Elijah Muhammad hatten meine ganze Welt verändert!

Reginald, so brachte ich in Erfahrung, war durch Elijah Muhammad aus der Nation of Islam ausgeschlossen worden. Er hatte keine moralische Zurückhaltung geübt. Nachdem er die Wahrheit und ebenso die Gesetze des Islam erfahren und angenommen hatte, hatte Reginald trotzdem ein unerlaubtes Verhältnis mit der Sekretärin des New Yorker Tempels fortgesetzt. Ein anderer Muslim, der davon erfahren hatte, hatte das Vergehen meines Bruders nach Chicago berichtet, und Mr. Muhammad hatte Reginald ausgeschlossen.

Als Reginald ging, stürzte ich in tiefe Qualen. In derselben Nacht noch schrieb ich an Mr. Muhammad und versuchte, meinen Bruder zu verteidigen und zu rehabilitieren. Ich erzählte, wie ich zu Reginald stand und was er mir bedeutete.

Ich warf den Brief in den Kasten des Gefängniszensors. Dann betete ich die ganze Nacht zu Allah. Ich glaube, zu keiner Zeit hat jemand mit größerem Ernst zu Allah gebetet. Ich betete um eine wie auch immer geartete Erlösung von meiner Verwirrung.

In der nächsten Nacht lag ich auf meinem Bett und stellte plötzlich mit Schrecken fest, daß jemand neben mir auf meinem Stuhl saß. Er trug einen dunklen Anzug. Ich kann mich genau daran erinnern. Ich konnte ihn so deutlich sehen wie jemanden, den ich anschaue. Er war nicht schwarz, und er war nicht weiß. Er hatte eine hellbraune Hautfarbe, ein eher asiatisches Antlitz und glänzendes schwarzes Haar.

Ich sah ihm direkt ins Gesicht.

Ich hatte keine Angst. Ich wußte, daß ich nicht träumte. Ich konnte mich nicht bewegen. Ich sprach nicht, und er sprach auch nicht. Ich konnte ihn keiner Rasse zuordnen, ich war mir nur sicher, keinen Europäer vor mir zu haben. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wer er war. Er saß nur da. Dann war er verschwunden, ebenso plötzlich wie er gekommen war.

Bald erhielt ich von Mr. Muhammad eine Antwort bezüglich Reginald. Er schrieb: "Glaubtest Du einst an die Wahrheit und beginnst nunmehr, an der Wahrheit zu zweifeln, so hast Du von Anfang an nicht an die Wahrheit geglaubt. Was, außer Deinem schwachen Selbst, könnte Dich an der Wahrheit zweifeln lassen?"

Das saß. Reginald führte nicht das disziplinierte Leben eines Muslimen. Und ich wußte, daß Elijah Muhammad recht hatte und daß mein leiblicher Bruder im Unrecht war. Weil das Rechte recht ist und das Falsche falsch. Ich hatte keine Ahnung, daß der Tag kommen würde, an dem Elijah Muhammad von den eigenen Söhnen derselben unmoralischen Handlungsweisen bezichtigt werden würde, deretwegen er über meinen Bruder Reginald und so viele andere gerichtet hatte.

Seinerzeit wurden jedoch all meine Zweifel und meine Verwirrung behoben. Der ganze Einfluß, den mein Bruder auf mich ausgeübt hatte, war dahin. Was mich betraf, so war von jenem Tag an alles, was mein Bruder getan hatte, falsch.

Reginald besuchte mich allerdings weiterhin. Solange er noch Muslim gewesen war, war er immer perfekt gekleidet gewesen. Doch jetzt trug er Sachen wie T-Shirts, schäbige Hosen und Turnschuhe. Ich beobachtete seinen Abstieg. Wenn er sprach, hörte ich ihm ohne Anteilnahme zu. Aber ich hörte ihm zu. Er war schließlich mein leiblicher Bruder.

Allmählich erkannte ich, wie die Rüge Allahs - Christen würden es "den Fluch" nennen - über Reginald kam. Elijah Muhammad sagte, daß Allah

Reginald bestrafe und daß jeder der das Wort Elijah Muhammads in Zweifel zog, ebenfalls von Allah bestraft werde. Nach islamischer Lehre lernten wir, daß wir in Dunkelheit lebten, solange wir die Wahrheit nicht kannten. Sobald wir aber die Wahrheit annahmen und begriffen, lebten wir im Licht; wer dem aber zuwiderhandelte, wurde von Allah bestraft.

Mr. Muhammad lehrte, daß der fünfzackige Stern das Symbol für die Gerechtigkeit und die fünf menschlichen Sinne war. Wir lernten, daß Allah dadurch Gerechtigkeit übt, daß er auf die fünf menschlichen Sinne derjenigen einwirkt, die sich gegen *Seinen Boten* oder *Seine Wahrheit* auflehnen. Wir lernten, daß Allah alle Muslime auf diese Weise über *Seine* Fähigkeit aufklärt, *Seinen Boten* gegen jegliche Opposition zu verteidigen, solange der Bote nicht selbst vom Pfad der Wahrheit abweicht. Wir lernten, daß Allah den Geist der Abtrünnigen in eine Wirrnis verwandelt. Ich glaubte wirklich, daß das, was mit Reginald in der darauffolgenden Zeit geschah, Allahs Werk sei.

In einem Brief, den ich meines Wissens von meinem Bruder Philbert bekam, war zu lesen, daß Reginald bei ihnen in Detroit war. Ich hörte wochenlang nichts mehr von ihm, bis mich eines Tages Ella besuchte. Sie erzählte, daß Reginald bei ihr zu Hause in Roxbury sei und schlafe. Es habe plötzlich an der Tür geklopft, und als sie dann aufgemacht habe, habe er vor ihr gestanden und fürchterlich ausgesehen. "Wo kommst du denn her?" habe sie ihn gefragt. Und Reginald habe ihr erzählt, er komme aus Detroit. Daraufhin habe sie ihn gefragt: "Wie bist du denn hergekommen?" Und seine Antwort: "Ich bin gelaufen."

Ich glaubte ihm, daß er *gelaufen* war. Ich glaubte an Elijah Muhammad und war davon überzeugt, Allahs Rüge habe dem Geist Reginalds die Fähigkeit genommen, Zeit und Entfernung einzuschätzen. Es gibt zeitliche Dimensionen, mit denen wir hier im Westen nicht vertraut sind. Elijah Muhammad erzählte uns, daß unter der Bestrafung Allahs die fünf Sinne eines Menschen durch ihn, dessen geistige Kräfte größer sind, derart durcheinandergewirbelt werden können, daß er innerhalb von fünf Minuten schneeweiße Haare bekommen kann. Oder er legt zu Fuß neunhundert Meilen zurück, als wären es nur fünf Straßen.

Nachdem ich im Gefängnis zum Islam übergetreten war, hatte ich mir einen Bart stehen lassen. Als Reginald mich besuchte, rutschte er nervös auf dem Stuhl hin und her und sagte mir schließlich, daß jedes meiner Barthaare eine Schlange sei. Überall sah er Schlangen.

Dann fing er an, sich für den "Boten Allahs" zu halten. Ella berichtete mir, er sei in den Straßen von Roxbury herumgelaufen und habe allen Leuten erzählt, er besitze göttliche Kräfte. Die nächste Steigerung bestand darin, daß er glaubte, Allah selbst zu sein. Schließlich behauptete er, *größer* als Allah zu sein.

Letzten Endes wurde Reginald von den Behörden aufgelesen und in eine Anstalt eingeliefert. Sie konnten nicht herausbekommen, was mit ihm los war. Sie waren nicht in der Lage, Allahs Bestrafung zu verstehen. Reginald wurde

entlassen. Dann wurde er noch einmal aufgelesen und in eine andere Anstalt eingeliefert.

Reginald ist auch jetzt in einer psychiatrischen Anstalt. Ich weiß wo, aber ich verrate es nicht. Ich will ihm nicht noch weitere Scherereien bereiten.

Heute glaube ich, daß es irgendwo geschrieben stand, irgendwo vorherbestimmt war, daß Reginald zu einem einzigen Zweck benutzt werden sollte: als Köder an der Angel, um mich aus dem Meer der Finsternis zu retten, in dem ich mich befand.

Anders kann ich es nicht verstehen.

Nachdem Elijah Muhammad später selber als sehr unmoralisch angeklagt worden war, änderte ich meine Meinung, daß Reginald durch göttliche Bestrafung gelitten hatte. Der Schmerz darüber, daß die eigene Familie ihn zugunsten Elijah Muhammads verstieß, muß ihn in einen wahnsinnigen Haß auf Mr. Muhammad getrieben haben.

Es ist unmöglich, jemanden zu sehen, von jemandem zu träumen oder von jemandem eine Vision zu haben, den man vorher noch nie gesehen hat - und ihn doch so vor sich zu sehen, wie er wirklich ist. Jemanden zu sehen, und ihn genau so zu sehen, wie er aussieht, das ist eine Vorsehung.

Später gelangte ich zu der Überzeugung, daß es sich bei meiner Vorsehung um Meister W. D. Fard, den Messias, gehandelt hat, von dem Elijah Muhammad behauptet hatte, er selbst sei von ihm als Allahs Letzter Bote für die Schwarzen Nordamerikas berufen worden.

Das letzte Jahr meiner Strafe saß ich wieder im Gefängnis von Charlestown ab. Selbst unter den weißen Insassen war ich mittlerweile bekannt wie ein bunter Hund. Einige der hirngewaschenen schwarzen Gefangenen hatten zuviel gequatscht. Und ich weiß, daß die Zensoren Berichte über meine Post geschrieben hatten. Die Beamten der Gefängniskolonie von Norfolk waren unruhig geworden. Als offizielle Begründung für meine Verlegung gaben sie an, ich hätte mich geweigert, mir eine Spritze geben zu lassen, irgendeine Impfung oder sowas.

Das einzige, was mich beunruhigte, war, daß mir nicht mehr viel Zeit blieb, bevor ich vor dem Bewährungsausschuß erscheinen sollte. Angesichts meiner Bemühungen, den Islam zu verkünden und zu verbreiten, konnte ich mir jedoch auch noch etwas anderes vorstellen: Anstatt mich deswegen noch länger im Gefängnis zu behalten, wäre es ihnen vielleicht lieber, mich eher loszuwerden.

Vor meiner Verhaftung hatte ich nicht den geringsten Sehfehler gehabt. Als ich aber nach Charlestown zurückverlegt wurde, hatte ich während der Nacht in meiner Zelle soviel im Lichtschein der Flurlampe gelesen, daß ich nun unter Astigmatismus litt und die Brille verschrieben bekam, die ich seitdem trage.

Im wesentlich strengeren Gefängnis von Charlestown hatte ich weniger Bewegungsfreiheit. Aber ich fand bald heraus, daß viele Schwarze einen Bibelkurs besuchten. Also meldete ich mich dort an.

Der Kurs wurde von einem großen blonden und blauäugigen (also ein perfekter "Teufel") Studenten des theologischen Seminars der Harvard University geleitet. Er hielt eine Vorlesung und leitete dann eine Frage-und-Antwort-Runde ein. Ich weiß nicht, wer von uns beiden die Bibel am intensivsten studiert hatte, er oder ich, aber bei allem, was recht ist, muß ich zugeben, er hatte in Sachen Bibelkunde einiges drauf. Ich grübelte und grübelte, wie ich ihn aus der Ruhe bringen könnte, damit die anderen Schwarzen, die dort versammelt waren, etwas zum Erzählen, zum Nachdenken und zum Weitergeben bekämen.

Schließlich hob ich meine Hand; er nickte. Er hatte gerade von Paulus erzählt.

Ich stand auf und fragte: "Welche Hautfarbe hatte Paulus?" Und dann redete ich mit kleinen Kunstpausen einfach weiter: "Er muß schwarz gewesen sein ... denn er war Hebräer ... und die ursprünglichen Hebräer waren schwarz ... oder?"

Der Dozent war schon rot angelaufen. Wie die Weißen halt rot werden. Er sagte: "Ja."

Ich war noch nicht fertig. "Welche Hautfarbe hatte Jesus ... er war auch Hebräer ... oder?"

Sowohl die schwarzen als auch die weißen Gefangenen hatten sich in ihren Stühlen hoch aufgerichtet. Egal wie hart der Gefangene drauf ist, ob er ein hirngewaschener Schwarzer ist oder ein "teuflischer" weißer Christ, keiner von beiden ist bereit, sich erzählen zu lassen, Jesus sei nicht weiß gewesen. Der Dozent lief hin und her. Er hätte es nicht so schwer nehmen sollen. In all den Jahren danach habe ich keinerlei intelligente Weiße kennengelernt, die versucht hätten zu behaupten, Jesus sei weiß gewesen. Wie hätten sie auch?

Er sagte: "Jesus war braun." Ich entließ ihn mit diesem Kompromiß.

Genau wie ich es geahnt hatte, sprach sich die Geschichte fast über Nacht im Knast herum - unter weißen und schwarzen Gefangenen. Überall spürte ich die auf mich gerichteten Blicke. Und überall, wo ich Gelegenheit hatte, mit einem in Streifen gekleideten Schwarzen ein paar Worte zu wechseln, sagte ich: "He, Mann! Schon mal was von einem gewissen Elijah Muhammad gehört?"

12 Der Retter

Im Frühjahr 1952 schrieb ich voller Freude an Elijah Muhammad und an meine Familie, daß der Bewährungsausschuß von Massachusetts beschlossen hatte, mich auf Bewährung zu entlassen. Doch vergingen noch einige Monate mit dem üblichen bürokratischen Papierkram, der zwischen verschiedenen Ämtern hin und her geschoben wurde. Sie bekamen es aber dann schließlich doch geregelt, daß ich in die Obhut meines ältesten Bruders Wilfred nach Detroit entlassen werden konnte, der damals ein Möbelgeschäft leitete. Wilfred hatte den jüdischen Inhaber überredet, eine Erklärung zu unterschreiben, daß er mich sofort nach meiner Entlassung einstellen würde.

Gerüchteweise hatte ich im Knast erfahren, daß Shorty auch vor den Bewährungsausschuß kommen sollte. Aber Shorty hatte Schwierigkeiten, einen respektablen Bürgen zu finden. (Später hörte ich, daß Shorty im Gefängnis Komposition studiert hatte. Er war sogar so weit gekommen, eigenhändig ein paar Stücke zu komponieren. Eins davon nannte er "Das Bastille-Konzert".)

Mein Entschluß, nach Detroit zu gehen, anstatt nach Harlem oder Boston zurückzukehren, wurde beeinflußt durch die Bedenken meiner Familie, die sich in ihren Briefen ausdrückten. Besonders meine Schwester Hilda machte mir deutlich, daß ich noch viel zu lernen hätte, auch wenn ich meinte, die Lehren Elijah Muhammads begriffen zu haben. Am besten solle ich nach Detroit kommen, wo ich Mitglied eines Tempels praktizierender Muslime werden könnte.

Es war schon August, als sie mir im Knast einen billigen, schlecht sitzenden Anzug im Stile L'il Abners und ein paar Dollars aushändigten. Man hielt mir zum Abschied noch einen kleinen Vortrag, und dann konnte ich endlich durchs Gefängnistor hinausschreiten. Ich blickte mich nicht mehr um, doch darin unterschied ich mich nicht im geringsten von Millionen anderen Gefangenen, die ein Gefängnis hinter sich lassen.

Als erstes besuchte ich ein türkisches Bad. Ich versuchte, den unter meiner Haut sitzenden Gefängnisgeruch herauszuschwitzen. Ella, bei der ich nur die erste Nacht verbrachte, war auch der Meinung, es sei für mich das beste, in Detroit einen Neuanfang zu machen. Ihre Überlegung bezog sich allerdings darauf, daß die Polizei mich in einer neuen Stadt nicht direkt im Visier haben würde. Denn mit der Nation of Islam hatte Ella nichts im Sinn. Hilda und Reginald hatten beide versucht, sie in diese Richtung zu bewegen. Aber Ella, die einen sehr starken Willen hatte, ließ sich auf nichts ein. Sie sagte mir, es stehe jedem frei, Holy Roller oder Adventist des Siebten Tages oder sonst noch was zu werden, doch sie würde sich auf keinen Fall der Nation of Islam anschließen.

Am nächsten Morgen gab mir Hilda etwas Geld für unterwegs. Doch ehe ich mich von der Stadt verabschiedete, kaufte ich mir drei Dinge, an die ich mich noch gut erinnern kann: eine ansehnlichere Brille als die, die mir im Gefängnis verschrieben worden war, und dazu einen Reisekoffer und eine Armbanduhr.

Seither habe ich oft daran denken müssen, daß ich mich damals auf mein neues Leben vorbereitete, ohne mir schon der vollen Tragweite bewußt zu sein. Denn das sind die drei Dinge, die ich seitdem am meisten benutzt habe. Meine Brille korrigiert den Sehfehler, den ich mir durch das viele Lesen im Gefängnis zugezogen habe. Ich verreise jetzt so oft, daß meine Frau für mich immer schon einen zweiten Koffer fertig gepackt bereithält, den ich mir sofort greifen kann, falls es notwendig ist. Und einen zeitorientierteren Menschen als mich wird man weit und breit nicht finden. Ich lebe nach der Uhr, um meine Verabredungen immer einhalten zu können. Auch wenn ich mit meinem Auto fahre, richte ich mich mehr nach der Uhr als nach dem Tachometer. Zeit ist mir wichtiger als Entfernungen.

Ich nahm den Bus nach Detroit. Das Möbelgeschäft, in dem mein Bruder Geschäftsführer war, befand sich mitten im schwarzen Ghetto der Stadt. Den Namen des Geschäfts erwähne ich besser nicht, weil ich jetzt erzählen werde, wie die Schwarzen dort ausgenommen wurden. Wilfred stellte mich den jüdischen Ladenbesitzern vor. Wie vereinbart wurde ich als Verkäufer eingestellt.

Schilder mit der Aufschrift "Keine Anzahlung" sollten die mittellosen Schwarzen in das Geschäft locken. Es war eine Schande, mit ansehen zu müssen, wie sie dort das Drei- und Vierfache des Einkaufspreises bezahlten, um ihre Kredite bei den Juden abzuzahlen. Verkauft wurde ihnen derselbe billige, grell-bunte Schrott, wie man ihn heute noch überall in den Möbelgeschäften der schwarzen Ghettos findet. Auf den Sofas lagen Stoffmuster aufgestapelt. Künstliches "Leopardenfell" als Tagesdecken gab es da, "Tigerfell"-Teppiche und solches Zeug. Ich sah zu, wie klobige, von der Arbeit hart und schwielig gewordene Hände Unterschriften unter die Verträge kritzelten und damit Wucherzinssätze akzeptierten, die jedem Straßenräuber zur Ehre gereicht hätten. Doch die Hinweise auf die Zinssätze waren nur mühsam im Kleingedruckten zu finden und wurden deshalb nie gelesen.

Ich erlebte in der Realität das, was die Zeitschrift *"Jet"* 1964 während der Präsidentschaftskampagne als einen Witz von Senator Barry Goldwater zitiert hatte: Ein Weißer, ein Schwarzer und ein Jude haben je einen Wunsch frei. Der Weiße wünscht sich Wertpapiere, der Schwarze viel Geld und der Jude bittet um billigen Schmuck und "die Anschrift von dem farbigen *boy* da".

Während all meiner Jahre auf der Straße war mir diese Ausbeutung schon begegnet, aber jetzt erst nahm ich sie wirklich wahr und durchschaute sie. Ich konnte genau beobachten, wie sich die Brüder aus dem Ghetto in den ökonomischen Fangarmen des Weißen verhedderten, der jeden Abend mit einem Sack

voller Geld nach Hause fuhr, das er aus dem Ghetto gesaugt hatte. Mir wurde klar, daß das Geld, anstatt den Schwarzen für ihre Belange zu dienen, ausschließlich dazu beitrug, die weißen Händler reich und reicher zu machen. Sie wohnten normalerweise in Gegenden, in die sich ein Schwarzer nur trauen durfte, wenn er für einen dieser Weißen arbeitete.

Wilfred bot mir an, bei ihm zu wohnen, und ich nahm dankbar an. Ich empfand die Wärme von Heim und Familie nach dem Leben im Gefängniskäfig als eine heilende Abwechslung. Ich glaube, für jeden gerade entlassenen Strafgefangenen wäre so etwas ein bewegendes Erlebnis. Doch mich ließ die ganz besondere Atmosphäre dieses islamischen Haushalts oft auf die Knie fallen, um Allah zu danken. In den Briefen, die mir meine Familienangehörigen ins Gefängnis geschickt hatten, war mir bereits der Tagesablauf im Haushalt einer Muslim-Familie beschrieben worden. Um aber dessen Wert wirklich schätzen zu lernen, muß man an diesem Leben teilgenommen haben. Mein Bruder Wilfred erklärte mir freundlich und geduldig jede Handlung und ihre besondere Bedeutung.

Von dem allmorgendlichen Durcheinander, das es in den meisten Haushalten gibt, war nichts zu spüren. Wilfred stand zuerst auf, als Vater, Beschützer und Ernährer der Familie. "Der Vater bereitet seiner Familie den Weg", sagte er. Erst er und dann ich vollzogen die morgendliche Waschung. Dann kam Wilfreds Frau Ruth an die Reihe und danach ihre Kinder, so daß die Benutzung des Badezimmers ohne Gedränge vor sich ging.

"Im Namen Allahs verrichte ich die Waschung", sagt der Muslim laut, bevor er zuerst die rechte und dann die linke Hand wäscht. Die Zähne werden gründlich geputzt und dann der Mund dreimal gespült, ebenso die Nasenlöcher. Ein Duschbad rundet diese Reinigung des ganzen Körpers als Vorbereitung auf das Gebet ab.

Alle Familienmitglieder, auch die Kinder, begrüßten sich bei der ersten Begegnung des Tages leise und freundlich mit "*As-Salaam-Alaikum*" - die arabische Begrüßung "Friede sei mit dir". "*Wa-Alaikum-Salaam*", entgegnete das angesprochene Familienmitglied - "Auch mit dir sei der Friede". In Gedanken wiederholte der Muslim immer wieder die Formel "*Allahu-Akbar, Allahu-Akbar*" - "Allah ist der Größte".

Während sich die restliche Familie noch wusch, breitete Wilfred den Gebetsteppich aus. Dazu erklärte er mir, daß eine muslimische Familie betete, wenn sich die Sonne morgens am Horizont zeigte. Wurde dieser Zeitpunkt verpaßt, so mußte gewartet werden, bis die Sonne am Abend hinter dem Horizont verschwunden war. "Muslims sind keine Sonnenanbeter. Wir beten in Richtung Osten, um uns mit den anderen 725 Millionen Brüdern und Schwestern der gesamten islamischen Welt zu vereinigen."

Mit nach Osten gewandten Gesichtern und in Gewänder gekleidet stellte sich die ganze Familie auf. Man streifte die Hausschuhe ab und trat gemeinsam auf den Gebetsteppich.

Das Gebet, das ich zuerst auf Englisch gelernt habe, spreche ich heute mit meiner Familie in arabischer Sprache: "Ich verrichte das Morgengebet zu Allah, dem Allerhöchsten, Allah ist der Größte. Ruhm und Preis sei Dir, oh Allah. Gesegnet sei Dein Name, und hoch gelobet seist Du, Majestät. Ich will Zeugnis ablegen, daß nur Du würdig bist, daß wir zu Dir beten und Dir dienen."

Zum Frühstück nahmen wir keine feste Nahrung zu uns, nur Kaffee und Säfte. Dann gingen Wilfred und ich zur Arbeit. Mittags und noch einmal um drei Uhr nachmittags spülten wir dort im Geschäft unbemerkt von den anderen unsere Hände, Gesichter und Münder ab und meditierten leise jeder für sich.

Die muslimischen Kinder machten dasselbe in der Schule, und die muslimischen Hausfrauen und Mütter unterbrachen ihre Arbeiten, um sich in der Kommunikation mit Gott mit den anderen 725 Millionen Muslimen der Welt zu vereinen.

Mittwochs, freitags und sonntags waren die Versammlungstage im verhältnismäßig kleinen Detroiter Tempel Nummer Eins. In der Nähe des Tempels, der eigentlich ein ehemaliger Laden war, gab es drei Schlachthöfe. Mittwochs und freitags drang das Quieken der zur Schlachtung geführten Schweine in unsere Versammlungen hinein. Ich beschreibe das nur, um die Lage zu veranschaulichen, in der wir Muslims uns in den frühen fünfziger Jahren befanden. Die Adresse des Tempels Nummer Eins lautete Frederick Street 1470, glaube ich. Auch der erste von Meister W. D. Fard im Jahre 1931 ins Leben gerufene Tempel befand sich damals in Detroit, Michigan.

Selbst bei christlich-gläubigen Schwarzen hatte ich noch nie so ein Benehmen gesehen, wie ich es bei Muslims beobachtete, egal ob sie mir als Individuen oder als Familien begegneten. Die Männer waren dezent und geschmackvoll angezogen. Die Frauen trugen lange Kleider, die bis zu den Fußknöcheln reichten, Kopftücher und kein Make-up. Die ordentlich gekleideten Kinder benahmen sich nicht nur den Erwachsenen, sondern auch den anderen Kindern gegenüber manierlich.

Ich hätte nie gedacht, daß es unter Schwarzen eine solche Atmosphäre geben könnte. Doch unter diesen Schwarzen gab es sie. Sie hatten den Stolz, Schwarze zu sein, bereits erlernt. Sie hatten gelernt, andere Schwarze zu lieben und nicht eifersüchtig und mißtrauisch zu sein. Es erfüllte mich mit Entzücken, wie wir muslimischen Männer zur Begrüßung mit beiden Händen die Hände des anderen schwarzen Bruders ergriffen und mit unserer Stimme und unserem Lächeln die Freude über das Wiedersehen zum Ausdruck brachten. Sowohl die verheirateten als auch die ledigen muslimischen Schwestern wurden mit Respekt und

Verehrung behandelt, etwas, was ich bei schwarzen Männern gegenüber ihren Frauen noch nie erlebt hatte. Ich fand es wundervoll. Unsere Begrüßungen waren warmherzig und von gegenseitigem Respekt und Würde geprägt: "Bruder...Schwester...Madam...Sir". Sogar die Kinder gingen auf ähnliche Weise miteinander um. Einfach herrlich!

Damals war Lemuel Hassan Prediger im Tempel Nummer Eins. "*As-Salaikum*", begrüßte er uns. "*Wa-Salaikum*", grüßten wir zurück. Er stellte sich vor uns hin, gleich vor die Tafel. Auf die eine Seite der Tafel war in Lackfarbe die Fahne der Vereinigten Staaten gemalt und darunter die Worte "Sklaverei, Leiden und Tod". Daneben standen das Wort "Christentum" und das Zeichen des Kreuzes. Unter dem Kreuz war die Abbildung eines Schwarzen zu sehen, der an einem Baum aufgehängt war. Daneben war das aufgemalt, was uns als die islamische Fahne erklärt wurde, ein Halbmond mit Stern auf rotem Hintergrund, dazu die Worte "Islam: Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit" und darunter die Frage "Wer wird die Schlacht des Harmageddon gewinnen?"

Mehr als eine Stunde redete Prediger Lemuel über die Lehren Elijah Muhammads. Ich saß da und sog jede Silbe und jede Geste in mich auf. Oft veranschaulichte er etwas, indem er den Kerngedanken oder ein Schlüsselwort an die Tafel schrieb.

Ich empfand es als Schande, daß unser kleiner Tempel immer noch leere Stühle aufwies. Ich beklagte mich gegenüber meinem Bruder Wilfred darüber und sagte ihm, es solle eigentlich keine leeren Stühle geben, wo doch die Straßen voll seien mit unseren hirngewaschenen schwarzen Brüdern und Schwestern, die sich hervortäten durch Saufen, Fluchen und durch Schlägereien und deren Sinnen und Trachten nur ausgerichtet sei auf Tanz, Sex und Drogen - eben all das, wovon Mr. Muhammad lehrte, daß es hier in Amerika dazu beitrüge, die Schwarzen unter der Knute des weißen Mannes zu halten.

Soweit ich das mitbekam, nahm man im Tempel bezüglich der Anwerbung neuer Mitglieder eher eine passive Haltung ein, die in sich schon den Charakter der selbstzugefügten Niederlage trug. Es schien so, als nähme man an, Allah beschere uns schon irgendwann neue Mitglieder. Ich neigte eher zu der Annahme, daß Allah jenen helfen würde, die sich selber zu helfen wußten. Ich hatte jahrelang auf den Straßen der Ghettos gelebt; ich kannte die Schwarzen dort. Zwischen Harlem und Detroit gab es keinen Unterschied. Ich machte also meine abweichende Meinung klar, und vertrat die Ansicht, wir sollten auf die Straße gehen und mehr potentielle Muslims zu uns in die Gemeinde hereinholen. Es ist bekannt, daß ich schon mein ganzes Leben lang Aktivist gewesen war, ich war immer voller Ungeduld. Mein Bruder Wilfred riet mir, mich in Geduld zu üben. Und bei dem Gedanken, daß ich demnächst den Mann sehen und vielleicht kennenlernen würde, den man "Den Boten" nannte, Elijah Muhammad selbst, fiel es mir in der Tat leichter, diese Geduld aufzubringen.

Heute treffe ich allerlei prominente Personen, unter ihnen sogar Staatsoberhäupter. Doch auf jenen Sonntag vor dem *Labor Day* im September des Jahres 1952 freute ich mich mit einer Begeisterung, die ich so kein zweites Mal empfunden habe. Die Muslims des Tempels Nummer Eins in Detroit reisten mit einer Autokolonne von vielleicht zehn Wagen zum Tempel Nummer Zwei in Chicago, um Elijah Muhammad zu hören.

Seit meiner Kindheit hatte ich keine solche Aufregung mehr verspürt wie die, die ich unterwegs in Wilfreds Wagen empfand. Später habe ich auf den großen Versammlungen der Muslims erlebt, wie zehntausend Schwarze jubelten und Beifall spendeten. An jenem Sonntag nachmittag aber, als sich unsere zwei Tempel versammelten - es waren vielleicht nur zweihundert Muslims -, als die Chicagoer uns aus Detroit willkommen hießen und begrüßten, spürte ich ein Kribbeln im Rückgrat, wie ich es nie wieder erlebt habe.

Ich war überhaupt nicht auf den gewaltigen Eindruck vorbereitet, den das leibliche Erscheinen des Boten Elijah Muhammad auf meine Gefühle ausübte. Von ganz hinten im Tempel Nummer Zwei schritt er dem Rednerpult entgegen. Das kleine, sensible, zarte braune Gesicht, das ich auf Fotografien so lange studiert hatte, bis ich davon träumte, war geradeaus nach vorne gerichtet. So schritt der Bote einher, umringt von seinen kraftvoll marschierenden Leibwächtern, genannt die *Fruit of Islam*. Im Vergleich zu ihnen wirkte er zerbrechlich, fast winzig. Er und die Fruit of Islam waren in dunkle Anzüge und weiße Hemden mit weißen Fliegen gekleidet. Der Bote selbst trug einen goldbestickten Fes.

Ich starrte den großen Mann an, der sich die Zeit genommen hatte, mir zu schreiben, als ich noch ein ihm völlig unbekannter Strafgefangener gewesen war. Dies war also der Mann, von dem man mir berichtet hatte, er habe jahrelang gelitten und Opfer auf sich genommen, um uns, das schwarze Volk, zu führen, weil er uns so liebte. Und dann, als ich seine Stimme vernahm, saß ich weit nach vorn gelehnt da und war von seinen Worten völlig gebannt. (Ich versuche, mich noch einmal zu erinnern, was Elijah Muhammad damals sagte, nachdem ich ihn inzwischen Hunderte Male habe sprechen hören.)

"Ich habe in den letzten einundzwanzig Jahren nicht einen einzigen Tag geruht. Ich habe in den letzten einundzwanzig Jahren zu euch gepredigt, nicht nur als ich in Freiheit war, sondern sogar aus der Gefangenschaft heraus. Weil ich diese Wahrheit gepredigt habe, habe ich dreieinhalb Jahre im Bundesgefängnis verbracht und noch ein weiteres Jahr im städtischen Gefängnis. Sieben Jahre lang wurde mir als Vater verwehrt, meine Familie zu lieben, weil ich vor den Scheinheiligen und anderen Feinden des Wortes und der Offenbarung Gottes fliehen mußte. Die Offenbarung Gottes wird euch Leben schenken und auf dieselbe Ebene heben wie die anderen zivilisierten, unabhängigen Nationen und Völker dieses Planeten Erde..."

Elijah Muhammad sprach weiter davon, wie "der blauäugige weiße Teufel" seit Jahrhunderten in dieser Wildnis Nordamerikas "den sogenannten Neger" einer Gehirnwäsche unterzogen habe. Ein Ergebnis davon sei, daß der Schwarze in Amerika "geistig, moralisch und spirituell tot" sei. Elijah Muhammad sagte, der Schwarze sei der Erste Mensch gewesen, sei aus seiner Heimat entführt und seiner eigenen Sprache, seiner Kultur, seiner Familienstruktur und seines Familiennamens beraubt worden, bis er nun nicht einmal mehr wisse, wer er ist.

Er erzählte uns und zeigte uns auf, wie seine Lehren über die wahre Selbsterkenntnis die Schwarzen vom Boden der weißen Gesellschaft erheben und sie dahin zurückbringen würden, wo sie einst angefangen hätten, an die Spitze der Zivilisation.

Nachdem er abgeschlossen hatte, machte Elijah Muhammad eine Pause, um Luft zu holen. Dann rief er meinen Namen.

Es traf mich wie ein elektrischer Schlag. Er bat mich aufzustehen, ohne daß er mich direkt dabei ansah.

Er erzählte den Anwesenden, daß ich gerade aus dem Gefängnis käme. Er sprach weiter darüber, wie "stark" ich im Gefängnis gewesen sei. "Jahrelang", sagte er, "hat Bruder Malcolm jeden Tag aus dem Gefängnis einen Brief geschrieben. Und ich habe ihm zurückgeschrieben, sooft ich konnte."

Ich stand dort, spürte die Augen der zweihundert Muslims auf mir und hörte, wie Elijah Muhammad eine Parabel über mich erzählte. Als Gott sich rühmte, wie unerschütterlich Hiob im Glauben gewesen sei, entgegnete der Teufel, Hiob sei nur deshalb so unerschütterlich, weil Gott einen Schutzwall um ihn errichtet habe. "Entferne diesen Schutzwall", forderte der Teufel Gott auf, "und ich werde dafür sorgen, daß Hiob dir Flüche ins Gesicht schleudert!"

Mr. Muhammad sprach weiter, genauso könne der Teufel behaupten, ich hätte den Islam nur ausgenutzt, weil ich von einem Wall aus Gefängnismauern umringt gewesen war. Damit würde der Teufel gleichzeitig behaupten, daß ich jetzt, wo das Gefängnis mich nicht mehr umgebe, wieder trinken, rauchen, Rauschgift nehmen und zu meinem kriminellen Leben zurückkehren müsse.

"Nun, der schützende Wall um unseren guten Bruder Malcolm ist gefallen, und wir werden sehen, wie er sich führt", sagte Mr. Muhammad. "Ich glaube, er wird unerschütterlich zu unserem Glauben stehen."

Und Allah segnete mich und ließ mich treu, stark und unbeugsam in meinem Glauben an den Islam bleiben, trotz der vielen schweren Prüfungen, die mir auferlegt wurden. Und wenn auch die Ereignisse eine Krise zwischen Elijah Muhammad und mir heraufbeschworen haben, war ich doch ehrlich, als ich ihm am Beginn der Krise schwor, daß ich immer noch an ihn glaubte, mehr noch als er an sich selbst.

Die heutige Trennung zwischen Mr. Muhammad und mir beruht nur auf Neid und Eifersucht. Ich habe stärker an ihn geglaubt, als mir das bei jedem anderen Menschen auf dieser Erde möglich gewesen wäre.

Als ich noch im Gefängnis saß, war Mr. Muhammad während seiner Besuche des Tempels Nummer Eins immer zu Gast bei meinem Bruder Wilfred gewesen - ich habe das schon erwähnt. Und jeder Muslim sagte, daß man Mr. Muhammad nie soviel geben könne, wie er einem wiederum zurückgab. An jenem Sonntag nach der Versammlung lud er unsere gesamte Familie und Prediger Lemuel Hassan in sein neues Haus zum Abendessen ein.

Mr. Muhammad sagte, seine Kinder und Anhänger hätten darauf bestanden, daß er in dieses größere und schönere Achtzehnzimmer-Haus in der Woodlawn Avenue Nummer 4847 einzöge. Ich glaube, das war gerade erst in jener Woche geschehen. Als wir eintrafen, zeigte er uns nämlich die Stelle, wo er zuletzt mit Anstreichen beschäftigt gewesen war. Ich mußte das Verlangen unterdrücken, dem Boten Allahs schnell einen Stuhl herbeizuholen. Genauso wie ich es bereits über ihn gehört hatte, sorgte er sich stattdessen um meine Behaglichkeit.

Wir hatten gehofft, während des Abendessens mehr von seinen Weisheiten zu hören zu bekommen. Stattdessen forderte er uns zum Reden auf. Ich saß da und dachte daran, wie unser Tempel in Detroit mehr oder weniger müßig darauf wartete, daß Allah uns die Konvertiten ins Haus schickte. Und ich mußte darüber hinaus an die Millionen Schwarzen überall in Amerika denken, die noch nie etwas über jene Lehren gehört hatten, die sie bewegen, erwecken und auferstehen lassen könnten - und also ergriff ich dort am Tisch von Mr. Muhammad das Wort. Ich habe nie mit meiner Meinung hinterm Berg halten können.

Während einer Gesprächspause fragte ich den Boten Allahs, wieviele Mitglieder unser Tempel Nummer Eins in Detroit haben sollte.

Er antwortete: "Er sollte Tausende und Abertausende haben."

"Ja, Sir", sagte ich, "und wie sollte man Ihrer Meinung nach Tausende dazu bewegen, zu uns zu kommen?"

"Indem ihr euch an die jungen Leute wendet", sagte er. "Sobald ihr die habt, werden die Älteren nachkommen, weil sie sich schämen."

In dem Moment faßte ich für mich den Entschluß, seinem Rat zu folgen.

Als wir wieder in Detroit waren, sprach ich darüber mit meinem Bruder Wilfred und bot dem Prediger unseres Tempels, Lemuel Hassan, meine Dienste an. Er teilte meine Entschlossenheit, getreu dem Vorschlag Mr. Muhammads mit einer Anwerbekampagne zu beginnen. Noch am selben Tag begann ich gleich nach Feierabend die Tätigkeit, die von nun an jeden Abend meine Hauptbeschäftigung werden sollte und die wir Muslims später "fischen gehen" nannten. Sprache und Denkweisen des Ghettos waren mir wohl vertraut: "Hör' mal, Alter, laß dir was erzählen ..."

Zu jener Zeit erhielt ich aus Chicago mein "X"; den notwendigen Antrag hatte ich schon länger gestellt. Das "X" symbolisierte für den Muslim seinen wahren afrikanischen Familiennamen, den er ja nie erfahren würde. Für mich war mein

"X" der Ersatz für den Nachnamen "Little", den irgendein Sklavenhalter, irgendein blauäugiger Teufel mit Familiennamen Little meinen Vorfahren väterlicherseits verpaßt hatte. Mein "X" zu erhalten bedeutete, daß ich auf ewig innerhalb der Nation of Islam den Namen Malcolm X führen würde. Mr. Muhammad lehrte, daß wir dieses "X" so lange beibehalten würden, bis Gott wiederkehren und wir aus seinem eigenen Mund einen heiligen Namen vernehmen würden.

So sehr ich mich auch anstrengte, in Kneipen, Billardsalons oder an den Straßenecken des Detroiter Ghettos neue Mitglieder zu werben, meine armen, unwissenden und hirngewaschenen schwarzen Brüder stellten sich in geistiger, moralischer und spiritueller Hinsicht meistens als zu taub, stumm und blind heraus, um darauf zu reagieren. Es ärgerte mich, daß nur sehr selten mal einer ein bißchen neugierig wurde in bezug auf die Lehre, die den Schwarzen wiederauferstehen lassen würde.

Jene wenigen flehte ich geradezu an, unsere nächste Versammlung im Tempel Nummer Eins zu besuchen. Aber tatsächlich erschien dann doch nur etwa die Hälfte derer, die vorher zugesagt hatten.

Mit der Zeit ließen sich jedoch wenigstens so viele interessieren, daß unsere monatliche Autokolonne zum Tempel Zwei in Chicago um ein paar Wagen länger wurde. Doch selbst wenn sie Elijah Muhammad persönlich gesehen und ihn reden gehört hatten, schickten nur wenige der interessierten Besucher den förmlichen Brief mit dem Antrag auf die Aufnahme in die Nation of Islam an Mr. Muhammad ab.

Immerhin hatte unser Ladentempel Eins nach einigen Monaten harter Arbeit seine Mitgliederzahl etwa verdreifacht. Und das erfreute Mr. Muhammad so sehr, daß er uns mit einem persönlichen Besuch beehrte. Er lobte mich wärmstens, nachdem Prediger Lemuel Hassan ihm davon berichtet hatte, wie hart ich für die Sache des Islam gearbeitet hatte.

Unsere Autokolonnen wuchsen ständig. Ich kann mich daran erinnern, wie stolz wir waren, als wir fünfundzwanzig Wagen für unsere Fahrt nach Chicago zusammenbrachten. Und jedesmal wurden wir mit einer Einladung zum Abendessen bei Elijah Muhammad geehrt. Er entwickelte ein reges Interesse an meinen Potentialen, was ich einigen seiner Bemerkungen entnehmen konnte. Und ich betete ihn an.

Im Frühjahr 1953 kündigte ich meine Stelle im Möbelgeschäft. Bei der Gar Wood Fabrik in Detroit, wo Karosserien für Müllwagen hergestellt wurden, konnte ich einen etwas besseren Wochenlohn bekommen. Meine Aufgabe bestand darin, die Arbeitsstätten zu reinigen, sobald die Schweißer mit der Arbeit an einer Karosserie fertig waren.

Es fiel in diese Zeit, daß Mr. Muhammad anläßlich eines seiner Abendessen erzählte, er brauche dringend mehr junge Männer, die bereit seien, so hart zu arbeiten, wie sie nur konnten. Nur so könnten sie sich der Verantwortung würdig erweisen, zu seinen Predigern zu gehören. Er sagte, daß mehr für die Verbreitung der Lehren getan werden müsse als bisher und daß die Gründung weiterer Tempel in anderen Städten anstehe.

Es war mir vorher einfach nie in den Sinn gekommen, daß *ich* vielleicht Prediger werden könnte. Ich hätte mich auch nicht im entferntesten für qualifiziert genug gehalten, Mr. Muhammad direkt zu vertreten. Hätte mich jemand gefragt, ob ich schon mal daran gedacht hätte, Prediger zu werden, so wäre ich völlig überrascht gewesen. Wahrscheinlich hätte ich darauf geantwortet, daß ich bereit sei, ja mich glücklich schätzen würde, für Mr. Muhammad selbst die niedrigsten Dienste zu verrichten.

Ich weiß nicht, ob Mr. Muhammad es angeregt hatte oder ob unser Prediger im Tempel Nummer Eins mich aus eigenem Antrieb dazu aufforderte, vor unseren versammelten Brüdern und Schwestern zu sprechen. Ich weiß nur, daß ich davon Zeugnis ablegte, wie Mr. Muhammads Lehren mich verändert hatten: "Wenn ich euch erzählen würde, welches Leben ich geführt habe, würdet ihr's kaum glauben wollen ... Wenn ich etwas über den weißen Mann sage, dann rede ich über jemandem, den ich gut kenne ..."

Bald darauf bedrängte mich Prediger Lemuel Hassan, einmal einfach aus dem Stegreif zu den Brüdern und Schwestern zu sprechen. Ich war unsicher und zögerte - aber zumindest hatte ich im Gefängnis das Debattieren gelernt, und ich gab mein Bestes. (Natürlich kann ich mich nicht mehr genau daran erinnern, was ich gesagt habe. Ich weiß nur noch, daß ich in meinen frühen Versuchen am liebsten über das Christentum und die Greuel der Sklaverei gesprochen habe, wofür ich mich aufgrund meiner Lektüre im Gefängnis gut gerüstet fühlte.)

"Meine Brüder und Schwestern, die christliche Religion unseres weißen Sklavenherren hat uns schwarzen Menschen hier in der Wildnis Nordamerikas beigebracht, daß uns Flügel wachsen, wenn wir sterben, und daß wir dann in die Wolken fliegen, wo Gott für uns einen besonderen Ort bereithält, der den Namen Himmel trägt. Das ist die christliche Religion des Weißen, und die betreibt *Gehirnwäsche* an uns Schwarzen. Wir haben sie *akzeptiert*! Wir haben sie uns *zu eigen gemacht*! Wir haben an sie *geglaubt*! Wir haben sie *praktiziert*! Und während wir all dies taten, hat der blauäugige Teufel sein Christentum für sich gedreht und gewendet, so daß er uns unter der Knute halten konnte, und wir weiterhin auf die Belohnung in den Wolken, auf das Paradies im Jenseits starren, während *er* sein *Paradies hier,* auf *dieser* Erde, in *diesem Leben* genießt."

Heute, wo im Laufe der Zeit schon Tausende Muslims und andere Schwarze meine Zuhörer waren, wo mir über die Lautsprecher von Rundfunk und Fern-

sehen Millionen zugehört haben, bin ich davon überzeugt, daß ich selten wieder solch eine elektrisierende Spannung verspürt habe wie die, die sich damals zwischen mir und den nach oben gerichteten Gesichtern jener fünfundsiebzig bis hundert Muslims und ein paar Neugieriger entwickelte, das Ganze untermalt vom Quieken der Schweine, das vom Schlachthof nebenan in unseren kleinen Ladentempel drang.

Im Sommer 1953 - gelobt sei Allah - wurde ich zum stellvertretenden Prediger des Detroiter Tempel Nummer Eins ernannt.

Jeden Tag nach der Arbeit ging ich zu Fuß durch das schwarze Ghetto der Stadt und "fischte" mögliche Konvertiten. Ich sah die afrikanischen Gesichtszüge meiner schwarzen Brüder und Schwestern, die der weiße Teufel einer Gehirnwäsche unterzogen hatte. Ich sah ihre Haare, die so aussahen, wie ich meine eigenen jahrelang getragen hatte, stundenlang mit einer Lauge geconkt, bis sie schlapp herunterhingen und glatt aussahen wie bei den Weißen. Es passierte mir dauernd, daß die Lehren Mr. Muhammads zurückgewiesen oder sogar lächerlich gemacht wurden. "Oh Mann, laß mich bloß in Ruhe! Ihr Nigger seid ja alle verrückt!" Manchmal schwirrte mir der Kopf in einer Mischung aus Wut und Mitleid mit meinen armen, verblendeten Brüdern. Ich konnte kaum erwarten, daß unser Prediger Lemuel Hassan mir wieder Gelegenheit zum Reden geben würde:

"Wir sind nicht bei Plymouth Rock gelandet, meine Brüder und Schwestern, Plymouth Rock ist auf *uns* gelandet!" Gebt *alles*, was ihr könnt, um das Programm des Boten Elijah Muhammad für die Unabhängigkeit der Schwarzen zu unterstützen! ... Der Weiße hat immer über uns schwarze Menschen geherrscht. Immer mußten wir zu ihm gehen und betteln: 'Gütiger Herr, bitte, oh großer Weißer, Chef, laß für mich doch bitte noch einen Krümel von deinem Tisch fallen, der so reichlich gedeckt ist, daß er bald zusammenbrechen wird...!' Meine *schönen* schwarzen Brüder und Schwestern! Wenn wir 'schwarz' sagen, meinen wir alles, was nicht weiß ist, Brüder und Schwestern! *Schaut* euch eure Haut an! Für den Weißen sind wir alle schwarz, aber wir haben tausendundeine verschiedene Farben. Dreht euch um, *schaut* einander an! Welcher Schattierung der schwarzen Hautfarbe Afrikas, die der weiße Teufel verunreinigt hat, gehört ihr an? Ja, seht mich an! Früher hat man mich Detroit Red genannt. Ja! Ja, wirklich, mein *Großvater* war ein Vergewaltiger, ein rothaariger Teufel! So kurz ist das erst her, ja doch! Der Vater meiner *Mutter*! Sie mochte nicht darüber sprechen; könnt ihr es dieser Frau verdenken? Sie sagte, sie hätte ihn nie zu Gesicht bekommen. Sie war *froh* darüber! Und ich *freue* mich für sie! Wenn ich *sein* Blut, das *meinen* Körper und *meine* Hautfarbe verunreinigt, ausspülen könnte, ich würde es tun! Denn ich hasse jeden Tropfen Blut, den ich von diesem Vergewaltiger in mir habe!

Und es geht nicht nur um mich, es geht um uns *alle*! Während der Sklaverei, ihr müßt euch das *vorstellen*, während der Sklaverei gab es unter unseren schwarzen Großmüttern, unseren Urgroßmüttern, unseren Ururgroßmüttern kaum eine, die dem weißen Vergewaltiger, dem Sklavenhalter entkommen ist. Und derselbe Sklavenhalter und Vergewaltiger hat den schwarzen Mann kastriert...mit Drohungen und Angst...so daß der schwarze Mann bis heute noch diese Furcht vor dem weißen Mann in seinem Herzen trägt! Bis heute noch lebt er unter dem Stiefelabsatz des weißen Mannes!

Ihr müßt euch das *vorstellen* - stellt euch diesen mit Angst und Horror erfüllten schwarzen Sklaven vor, der die Schreie seiner Frau, seiner Mutter, seiner Tochter hört, während sie in der Scheune, in der Küche, im Gebüsch *vergewaltigt* wird. Stellt euch das vor, liebe Brüder und Schwestern! Stellt euch vor, ihr müßtet zuhören, wie eure Frauen, eure Mütter, eure Töchter *vergewaltigt* werden! Und ihr wärt starr vor *Angst* vor dem Vergewaltiger und könntet nichts dagegen unternehmen! Und den Früchten seiner abscheulichen, bestialischen Angriffe gab der Vergewaltiger Namen wie 'Mulatte' und 'Quadroon' und 'Octoroon' und all die anderen Bezeichnungen, wenn er uns nicht gerade '*Nigger*' nannte.

Seht euch um und schaut einander an, Brüder und Schwestern, und stellt euch das vor! Eure und meine Haut - alle unsere Farben verunreinigt! Und dieser Teufel besitzt die Arroganz und die Frechheit, zu verlangen, daß wir ihn *lieben* sollen - wir, seine Opfer!"

Manchmal regte ich mich so auf, daß ich noch bis spät in die Nacht hinein durch die Straßen laufen mußte. Manchmal sprach ich stundenlang mit niemandem, dachte für mich allein darüber nach, was der Weiße hier in Amerika unserem armen Volk angetan hat.

An meinem Arbeitsplatz, der Gar Wood Fabrik, kam eines Tages der Vorarbeiter nervös auf mich zu. Er sagte mir, daß mich ein Mann im Büro sprechen wolle.

Der Weiße, der mich erwartete, begrüßte mich mit den Worten: "Ich bin vom FBI." Dazu klappte er sein schwarzes Lederetui mit dem Ausweis auf - so wie sie es immer tun, um einen zu überrumpeln. Er sagte, ich solle mitkommen. Aber er sagte weder wozu noch weshalb.

Ich ging mit ihm. In ihrem Büro angekommen, wollten sie wissen, warum ich dem Aufruf der Wehrerfassungsbehörde, sich für den Koreakrieg registrieren zu lassen, noch nicht Folge geleistet hätte.

"Ich bin gerade aus dem Gefängnis gekommen", sagte ich. "Ich wußte nicht, daß Sie auch Leute mit Vorstrafen einziehen."

Sie nahmen mir wirklich ab, ich sei davon ausgegangen, daß sich Ex-Sträflinge nicht zum Kriegsdienst zu melden brauchten. Trotzdem stellten sie viele Fragen. Ich war froh, daß sie mich nicht danach fragten, ob ich bereit sei, die

Uniform des weißen Mannes anzuziehen, denn diese Absicht lag mir vollkommen fern. Sie gingen einfach von dieser Bereitschaft aus. Gegen Ende des Verhörs sagten sie, sie würden mich nicht wegen unterlassener Meldung bei der Erfassungsbehörde in den Knast bringen. Sie gäben mir noch einmal eine Chance, ich müßte mich aber unverzüglich melden.

Also ging ich vom FBI aus direkt zur Erfassungsbehörde. Als sie mir dort das Anmeldeformular zum Ausfüllen gaben, trug ich an den entsprechenden Stellen ein, daß ich Muslim sei und außerdem Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen.

Ich gab das Formular ab. Der weiße Teufel mittleren Alters, der einen betont gelangweilten Eindruck machte, überflog es flüchtig und blickte mich von unten her an. Er stand auf und ging in ein anderes Zimmer, offenkundig um sich mit einem Vorgesetzten zu besprechen. Nach einer Weile kam er wieder heraus und bedeutete mir durch eine Kopfbewegung, dort hineinzugehen.

Soweit ich mich erinnern kann, saßen dort drei ältere weiße Teufel hinter ihren Schreibtischen. Ihnen allen stand dieses "Lästiger Nigger, was willst du?!" ins Gesicht geschrieben. Und ich gab ihnen meinen Blick "Ihr weißen Teufel!" zurück. Sie fragten mich, warum ich angegeben hätte, Muslim zu sein. Ich antwortete, Mr. Elijah Muhammad sei der Bote Allahs und alle, die Mr. Muhammad hier in Amerika Gefolgschaft leisteten, seien Muslims. Ich wußte, daß sie das bereits vor mir von einigen jüngeren Brüdern des Tempel Nummer Eins zu hören bekommen hatten.

Dann fragten sie, ob ich wisse, was "Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen" bedeute. Ich antwortete, wenn der weiße Mann mich auffordere, irgendwohin zu gehen, dort zu kämpfen und vielleicht auch zu sterben, und wenn ich dadurch die Art und Weise, wie der Weiße die Schwarzen in Amerika behandelt, aufrechterhalten würde, dann könnte ich das nicht mit meinem Gewissen vereinbaren.

Daraufhin teilten sie mir mit, daß mein Fall "geprüft" werde. Trotzdem solle ich mich der körperlichen Tauglichkeitsprüfung unterziehen. Sie würden mir dann eine Karte mit dem Einstufungsergebnis zuschicken. Das war 1953. Und sie ließen sieben Jahre lang nichts von sich hören, bis ich dann doch per Post eine richtige Meldekarte mit der offiziellen Einstufung erhielt. Ich habe sie sogar jetzt noch in meiner Brieftasche; sie trägt die Nummer 20 219 25 1377 und datiert vom 21. November 1960. Sie gibt meine Einstufung mit "Klasse 5-A" an, was immer das auch bedeuten mag, und auf der Rückseite zeigt sie den Stempelaufdruck "Wehrerfassungsbehörde Nr. 19 von Michigan, Wayne County, South Wayne Road 3604, Wayne, Michigan."[1]

Jedesmal, wenn ich im Tempel Nummer Eins reden durfte, war meine Stimme vom letztenmal noch heiser. Ich brauchte eine Weile, bis ich mich an diese Beanspruchung gewöhnt hatte.

"Wißt ihr, *warum* euch der weiße Mann wirklich haßt? Weil sich in euren Gesichtern seine Verbrechen spiegeln - und er kann mit seinem schlechten Gewissen diesen Anblick nicht ertragen!

Jeder Weiße hier in Amerika müßte, wenn er in ein schwarzes Gesicht sieht, auf die Knie fallen und bitten: 'Verzeihe mir, es tut mir leid, es tut mir aufrichtig leid - meine Rasse hat das größte Verbrechen in der Geschichte an deiner Rasse verübt; gibst du mir die Chance das wiedergutzumachen?' Aber, Brüder und Schwestern, glaubt ihr wirklich, daß irgendein Weißer das tut? Nein, denn ihr *wißt* es besser! Und warum wird er es nicht tun? Weil er es nicht *kann*. Der Weiße ist als Teufel *erschaffen* worden! Er soll das Chaos auf diese Erde bringen."

Ungefähr um diese Zeit verließ ich die Fabrik von Gar Wood und ging zur Lincoln-Mercury Abteilung der Ford Motor Company ans Fließband arbeiten.

Als junger Prediger nahm ich mir frei, sooft ich konnte, und fuhr nach Chicago, um Mr. Elijah Muhammad zu besuchen. Er ermutigte mich richtiggehend dazu. Er und seine gute Frau, die sehr dunkelhäutige Schwester Clara Muhammad, behandelten mich, als sei ich einer ihrer eigenen Söhne. Ihre Kinder selbst bekam ich nur selten zu sehen. Die meisten von ihnen waren zwar noch in Chicago, arbeiteten dort aber in verschiedenen Berufen, als einfache Arbeiter, als Taxifahrer und ähnliches. Im selben Haus lebte auch die liebenswerte Mutter von Mr. Muhammad, von allen *Mother Marie* genannt. Mit ihr verbrachte ich fast ebensoviel Zeit wie mit Mr. Muhammad selbst. Ich hörte ihr sehr gern zu, wenn sie sich an die Kinderzeit ihres Sohnes Elijah erinnerte, die Zeit in Sandersville, Georgia, wo er 1897 auf die Welt gekommen war.

Mr. Muhammad unterhielt sich stundenlang mit mir. Wenn wir das gute und gesunde muslimische Essen genossen hatten, blieben wir am Tisch sitzen und unterhielten uns. Oder ich begleitete ihn bei seinen täglichen Runden zu den verschiedenen Lebensmittelgeschäften, die die Muslims damals in Chicago betrieben. Die Geschäfte sollten als Vorbilder dienen, sollten den schwarzen Menschen vor Augen führen, wie sie sich selbst helfen könnten, indem sie ihresgleichen Arbeit gaben und unter ihresgleichen Handel trieben. So könnten sie sich der Ausbeutung durch den Weißen entledigen.

---

1 Die Einstufung "Klasse 5-A" bedeutete nach dem damals in den USA gültigen einheitlichen Musterungssystem nichts anderes, als daß der Inhaber der Meldekarte das zulässige Einberufungsalter überschritten hatte. Die Vermutung liegt nahe, daß die Armeebehörden einem Rechtsstreit aus dem Wege gehen wollten, in dem die für sie unangenehme Frage zur Klärung gestanden hätte, ob die Anhänger Elijah Muhammads generell als Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen anzuerkennen seien.

In dem Laden an der Ecke Wentworth und 31. Straße, der ebenfalls von Muslims betrieben wurde und eine Kombination aus Lebensmittelgeschäft und Drogerie war, fegte Mr. Muhammad einmal den Laden. Solche und ähnliche Tätigkeiten übernahm er, um seinen Anhängern durch sein Beispiel zu demonstrieren, daß Faulheit und Nichtstun zu den größten Sünden gehörten, die Schwarze sich selbst antun konnten. Ich hätte ihm am liebsten den Besen aus der Hand genommen, denn ich war der Meinung, Mr. Muhammad sei zu gut für eine solche Arbeit. Doch er ließ das nicht zu und bestand darauf, daß ich bei ihm blieb und mir seine Ratschläge anhörte, wie man am besten seine Botschaft verbreiten könnte.

Die Art unseres Umgehens miteinander erinnerte mich an Sokrates, der auf den Stufen des Marktplatzes von Athen seine Schüler unterrichtete. Oder wie Aristoteles, der einmal zu diesen Schülern gehört hatte, gefolgt von seinen eigenen Schülern durch das Lyzeum wandelte.

Ich erinnere mich noch gut daran, daß eines Tages ein Glas mit schmutzigem Wasser auf einer Ladentheke stand, und Mr. Muhammad stellte ein Glas mit klarem Wasser daneben. "Du willst also wissen, wie man am besten meine Lehre verbreitet?" fragte er und zeigte auf das Glas Wasser. "Verurteile niemanden, der schmutziges Wasser in seinem Glas hat, sondern halte dein Glas mit dem klaren Wasser daneben. Wenn er es genau betrachtet, dann mußt du gar nicht mehr erwähnen, daß deins besser ist."

Ich weiß nicht warum, aber von allem, was mich Mr. Muhammad gelehrt hat, ist mir dieses Beispiel besonders gut in Erinnerung geblieben, obwohl ich mich nicht immer danach verhalten habe. Ich liebe es zu sehr, mich mit jemandem anzulegen. Ich neige dazu, Leute mit der Nase darauf zu stoßen, wenn das Wasser in ihrem Glas schmutzig ist.

Wenn Elijah Muhammad anderweitig beschäftigt war, erzählte Mother Marie mir über seine Kindheit, und wie er in Georgia zu einem jungen Mann heranwuchs.

Ihre Erzählungen begannen an einem Zeitpunkt, als sie selbst erst sieben Jahre alt war. Sie erzählte mir, sie habe damals eine Vision gehabt, daß sie eines Tages die Mutter eines großen Mannes werden würde. Später heiratete sie den Baptistenprediger Reverend Poole, der auf den Farmen und in den Sägemühlen von Sandersville arbeitete. Unter ihren dreizehn Kindern, sagte Mother Marie, war der kleine Elijah, kaum daß er laufen und sprechen konnte, ganz anders als seine Geschwister.

Mother Marie erzählte, der kleine, schmächtige Junge habe oft die Streitereien seiner älteren Geschwister geschlichtet. Und obwohl er noch so jung gewesen wäre, sei er doch von den anderen als ihr Anführer anerkannt worden. Schon zur Zeit seiner Einschulung habe er ein starkes Rassenbewußtsein entwickelt. Nach der vierten Klasse hatte er allerdings die Schule aufgeben und arbeiten

gehen müssen, da die Familie sehr arm war. Während der Abendstunden brachte ihm eine seiner älteren Schwestern dann noch etwas bei, so gut sie konnte.

Mother Marie sagte, Elijah habe Stunden damit verbracht, mit Tränen in den Augen in der Bibel zu blättern. (Mr. Muhammad selbst erzählte mir später, daß er als Junge das Gefühl hatte, die Bibel sei ein Buch mit sieben Siegeln, das sich erschließen ließe, wenn man nur das nötige Wissen dazu hätte, und daß er geweint habe aus Furcht, es nicht zu erlangen.) Elijah wuchs zu einem immer noch schmächtigen Teenager heran, der eine ungewöhnliche Liebe zu seiner Rasse an den Tag legte. Anstatt die Schwächen der Schwarzen anzuprangern, so erzählte Mother Marie, habe Elijah immer die Ursachen dieser Schwächen hervorgehoben.

Mother Marie ist inzwischen gestorben. Ich glaube, die Anteilnahme an ihrer Trauerfeier war die größte, die Chicago je gesehen hatte. Seine muslimischen Anhänger waren nicht die einzigen, die von der tiefen Bindung wußten, die der Bote Elijah zu seiner Mutter gehabt hatte.

"Ich habe keinen Grund, mich für das Eingeständnis schämen zu müssen, daß ich nur sehr wenig Bildung erfahren habe", sagte Mr. Muhammad zu mir. "Daß ich nur bis zur vierten Klasse gekommen bin, beweist ja nur, daß ich nichts wissen kann außer der Wahrheit, die Allah mich gelehrt hat. So hat Allah mich die Mathematik gelehrt. Und er traf mich mit einer trägen Zunge an und brachte mir bei, die Worte richtig zu formen."

Elijah Muhammad erzählte mir, er habe eigentlich nie verstehen können, daß die weißen Farmer von Sandersville, die Vorarbeiter in den Sägemühlen und die weißen Bosse dauernd die schwarzen Arbeiter mit Flüchen beschimpften. Er habe seine Chefs immer höflich gebeten, so etwas zu unterlassen. "Ich habe ihnen gesagt, wenn sie mit meiner Arbeit nicht zufrieden wären, könnten sie mich ja entlassen, aber sie sollten mich nicht beschimpfen." (Elijah Muhammad drückte sich in seinen Reden genauso aus wie im Alltag. Er sprach nicht im eigentlichen Sinne "gewählt", aber alles, was er sagte, machte auf mich einen so starken Eindruck, wie ich ihn bei ausgebildeten Rednern nie empfunden habe.) Er sagte, er habe bei den meisten seiner Jobs so gewissenhaft gearbeitet, daß ihm in der Regel die Aufsicht über die anderen Schwarzen übertragen worden sei.

Nachdem Mr. Muhammad und Schwester Clara sich kennengelernt und geheiratet hatten, wurden ihre ersten beiden Kinder geboren. Nicht lange nach dieser Familiengründung jedoch, im Jahre 1923, wurde Mr. Muhammad, damals noch Elijah Poole, auf seiner Arbeitsstelle vom weißen Chef schlecht behandelt und angeschnauzt. Und Elijah Poole, fest entschlossen, Ärger zu vermeiden, zog daraufhin im Alter von fünfundzwanzig Jahren mit seiner Familie nach Detroit. Fünf weitere Kinder sollten noch in Detroit geboren werden, das letzte schließlich in Chicago.

1931 begegnete Elijah Muhammad in Detroit dem Meister W. D. Fard.

Mr. Muhammad erzählte, die Wirtschaftskrise habe überall schwere Folgen gehabt, nirgends aber sei sie so verheerend gewesen wie im schwarzen Ghetto. Ein kleiner Mann mit hellbrauner Haut sei von Haus zu Haus gegangen und habe an die Wohnungstüren der von der Armut geschlagenen Schwarzen geklopft. Er habe seidene Stoffe und Kurzwaren angeboten und sich als "ein Bruder aus dem Orient" vorgestellt.

Dieser Mann erzählte den Schwarzen, sie kämen aus einem fernen Land, und dort, im Land ihrer Vorväter, lägen ihre Ursprünge.

Er warnte sie vor dem Verzehr des "unreinen Schweins" und anderer "schlechter Speisen", die die Schwarzen gewöhnlich zu sich nahmen.

In den ärmlichen Wohnungen der Leute, die er für am empfänglichsten hielt, begann der Mann kleine Zusammenkünfte abzuhalten. Er lehrte den Koran und die Bibel, und unter seinen Schülern befand sich auch Elijah Poole.

Der Mann gab an, W. D. Fard zu heißen. Er sagte, er sei vom Stamm Koraisch des Muhammad Ibn Abdullah, des arabischen Propheten selbst. W. D. Fard, der Mann, der mit seidenen Stoffen und Kurzwaren handelte, kannte die Bibel besser als all die christlich erzogenen Schwarzen.

Der Kern seiner Lehre war, der wahre Name Gottes sei Allah, dessen wahre Religion sei der Islam, und der wahre Name für die Angehörigen dieser Religion sei Muslime.

W. D. Fard lehrte, daß die Schwarzen in Amerika direkte Abkömmlinge der Muslime seien. Die Schwarzen in Amerika seien verlorene Schafe, sie seien der Nation of Islam vor vierhundert Jahren abhanden gekommen. W. D. Fard sei gekommen, um die Schwarzen zu erlösen und sie in ihre wahre religiöse Heimat zurückzuführen.

Da sei kein Paradies in der Höhe, lehrte Meister Fard, und keine Hölle unter der Erde. Himmel und Hölle seien vielmehr Zustände, unter denen die Menschen hier auf dieser Erde lebten. Die Schwarzen in Amerika lebten seit vier Jahrhunderten in der Hölle, und er, W. D. Fard, sei gekommen, um sie wieder dahin zu führen, wo für sie das Paradies sei - in ihrer Heimat, unter ihresgleichen.

Meister W. D. Fard lehrte, daß so, wie es die Hölle auf Erden gäbe, es auch den Teufel auf Erden gäbe - die weiße Rasse, die schon vor sechstausend Jahren aus dem schwarzen Ersten Menschen zu dem einzigen Zweck gezüchtet worden sei, die Erde für die nächsten sechstausend Jahre in eine Hölle zu verwandeln.

Das schwarze Volk, die Kinder Gottes, seien allesamt selbst Götter, lehrte Meister Fard. Und unter ihnen gebe es einen, ein menschliches Wesen wie die anderen, der aber der Gott der Götter sei: der Höchste, der Allerhöchste, das Höchste Wesen, allwissend und allmächtig - und sein richtiger Name sei Allah.

1931, in Detroit, erläuterte W. D. Fard seiner ersten Handvoll Konvertiten, daß jede Religion behaupte, kurz vor dem Jüngsten Tag oder kurz vor dem Ende der Zeit werde Gott erscheinen und dann die verlorenen Schafe erlösen, sie von ihren Feinden trennen und zu ihrem eigenen Volk zurückführen. Er sagte, die Prophezeiungen bezeichneten diesen Guten Hirten und Retter der verlorenen Schafe als Menschensohn, als Gott in Person, als den Lebensspender, den Erlöser oder den Messias, der wie ein Blitz aus dem Osten komme und im Westen erscheine. Es handele sich um den, den die Juden "Messias" nennen, die Christen "Christus" und die Muslime "Mahdi".

Während dieser Erzählungen saß ich gebannt da und lauschte den Worten Mr. Muhammads, die mir das erschlossen, was ich damals als die wahre Geschichte unserer Religion, der eigentlichen Religion der Schwarzen, akzeptierte. Mr. Muhammad erzählte mir, er habe eines Abends die Eingebung gehabt, Meister W. D. Fard selbst stelle die Erfüllung jener Prophezeiung dar. "Ich fragte ihn: 'Wer bist du, und wie lautet dein wahrer Name?' Und er antwortete: 'Ich bin der, auf dessen Erscheinen die Welt seit zweitausend Jahren wartet.' Ich fragte ihn nochmals: 'Wie ist dein wahrer Name?'", erzählte Mr. Muhammad weiter. Und dann habe Fard geantwortet: "Mein Name ist Mahdi. Ich bin gekommen, um dich auf den rechten Pfad zu führen."

Mr. Elijah Muhammad sagte, er habe dagesessen und mit offenem Herzen und offenem Geist zugehört, genauso wie ich jetzt vor ihm säße und ihm zuhörte. Und Mr. Muhammad fügte hinzu, er habe nie auch nur an einem einzigen der Worte gezweifelt, die ihn der "Retter" gelehrt habe.

W. D. Fard begann seine Organisierung der amerikanischen "Muslims", indem er Kurse einrichtete, in denen Prediger ausgebildet wurden. Diese sollten seine Lehre zu den schwarzen Menschen in Amerika tragen. Als er den Predigern ihre neuen Namen verlieh, gab er Elijah Poole den Namen "Elijah Karriem".

Als nächsten Schritt gründete Meister W. D. Fard 1931 in Detroit eine Universität des Islam. Sie bot verschiedene Kurse für Erwachsene an, so z.B. auch Mathematik, um den Armen zu helfen, nicht mehr auf die Betrügereien der "Trickologie" hereinzufallen, mit der die "blauäugigen weißen Teufel" sie übervorteilten.

Eine Schule aus dem Nichts ins Leben zu rufen bedeutete, daß es erstmal keine qualifizierten Lehrer gab. Irgendwo mußte aber ein Anfang gemacht werden. Elijah Karriem nahm seine Kinder von ihrer Detroiter Schule, um mit ihnen den Grundstock einer Klasse an der Universität des Islam aufzubauen.

Mr. Muhammad erzählte mir, der Mangel an formaler Bildung bei seinen älteren Kindern spiegele das Opfer wider, das sie erbracht hätten. Sie hätten die

Grundlage gebildet für die Universitäten des Islam in Detroit und Chicago, die beide heute über besser qualifizierte Lehrkörper verfügten.

W. D. Fard ernannte Elijah Karriem zum Obersten Prediger, der allen anderen Predigern vorangestellt war. Unter den anderen entstand bittere Eifersucht. Sie hatten alle eine bessere Schulbildung als Elijah Karriem und waren redegewandter. Selbst in Elijahs Gegenwart brachten sie ihre wütenden Beschwerden vor: "Warum sollten wir uns von jemandem führen lassen, der offensichtlich weniger qualifiziert ist als wir?"

Aber dann wurde Elijah Karriem auf irgendeine Weise in "Elijah Muhammad" umbenannt und erhielt während der nächsten dreieinhalb Jahre als Oberster Prediger Privatunterricht von Meister W. D. Fard. In dieser Zeit habe er, so sagte er, "Dinge vernommen, die andere noch nie gehört haben."

Während dieser Zeit fuhren Mr. Elijah Muhammad und Meister W. D. Fard nach Chicago und gründeten dort den Tempel Nummer Zwei. Und in Milwaukee schufen sie die Voraussetzungen für die Gründung des Tempels Nummer Drei.

1934 verschwand W. D. Fard spurlos.

Elijah Muhammad sagte, die Eifersucht der anderen Prediger habe danach eine solche Intensität erreicht, daß sie ihm, Muhammad, nach dem Leben getrachtet hätten. Er sagte, diese "Heuchler" hätten ihn gezwungen, nach Chicago zu fliehen. Der Tempel Nummer Zwei sei sein Hauptquartier geworden, solange bis ihn die "Heuchler" auch dorthin gefolgt seien und er noch einmal habe fliehen müssen. In Washington D.C. gründete er Tempel Nummer Vier. Und während er dort war, vertiefte er sich in Bücher der Kongreßbibliothek, von denen Meister W. D. Fard gesagt hatte, sie enthielten weitere Teile der Wahrheit, die der weiße Teufel zwar aufgezeichnet, aber nicht der allgemeinen Öffentlichkeit zugänglich gemacht habe. Da Mr. Muhammad zu dieser Zeit sicher war, daß ihn die "Heuchler" weiterhin verfolgten, floh er von Stadt zu Stadt und hielt sich nirgendwo lange auf.

Sooft er konnte, schlich er nach Hause, um seine Frau und seine acht kleinen Kinder zu sehen. Sie wurden von anderen Muslims ernährt, die selbst arm waren und trotzdem von dem Wenigen, was sie hatten, alles abgaben, was sie entbehren konnten. Nicht einmal die treueste Gefolgschaft Muhammads erfuhr von diesen Besuchen, da er sich, wie er sagte, davor fürchtete, die "Heuchler" könnten ernsthafte Versuche unternehmen, ihn zu töten.

Im Jahre 1942 wurde Mr. Muhammad verhaftet. Er sagte mir, Onkel Toms unter den Schwarzen hätten die weißen Teufel auf seine Lehren aufmerksam gemacht. Er war dann unter dem Vorwand, er habe sich vor dem Militärdienst gedrückt, angeklagt worden, obwohl er für die Einberufung eigentlich schon zu alt war. Er wurde zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Bis zu seiner vorzeitigen Entlassung auf Bewährung hatte er dreieinhalb Jahre im Bundesgefängnis der

Kleinstadt Milan, Michigan, gesessen. Seit 1946 hatte er sich dann wieder seiner Arbeit gewidmet, den Schwarzen in der Wildnis Nordamerikas die Scheuklappen herunterzureißen.

Ich höre jetzt noch meine Stimme, wie ich in unserem kleinen islamischen Tempel vom Rednerpult aus tief bewegt zu meinen schwarzen Brüdern und Schwestern sprach:

"Dieser kleine, gütige und sanfte Mann! Der Ehrwürdige Elijah Muhammad, der just in diesem Augenblick dabei ist, unseren Brüdern und Schwestern drüben in Chicago seine Lehre zu verkünden! Er ist der Bote Allahs - was ihn zum mächtigsten Schwarzen in Amerika macht! Euret- und meinetwegen hat er sieben Jahre seines Lebens auf der Flucht vor dreckigen Heuchlern verbracht und weitere dreieinhalb Jahre in einem Gefängniskäfig. Der weiße Teufel hat ihn dort hineingesteckt! Er will nämlich nicht, daß der Ehrwürdige Elijah Muhammad den schlafenden Riesen weckt, der in euch und in mir steckt, der in allen Schwarzen steckt, die unwissend und durch die Gehirnwäsche abgestumpft hier im Paradies der Weißen, hier in der Hölle der Schwarzen, hier in der Wildnis von Nordamerika dahinvegetieren!

Ich habe zu Füßen unseres Boten gesessen und aus seinem eigenen Munde die Wahrheit erfahren! Ich habe mich auf Knien vor Allah verpflichtet, den Weißen ihre Verbrechen vorzuhalten und den Schwarzen die wahren Lehren unseres Ehrwürdigen Elijah Muhammad zu verkünden. Es kümmert mich nicht, ob ich dabei mein Leben verliere..."

So war meine damalige Einstellung. Das waren meine kompromißlosen Worte, wie ich sie überall ohne Zögern und bar jeder Angst geäußert habe. Ich war Elijah Muhammads treuster Diener, und heute weiß ich, daß ich mehr an ihn geglaubt habe als er an sich selbst.

In den folgenden Jahren mußte ich mich einer psychischen und spirituellen Krise stellen.

13 Prediger Malcolm X

Ich kündigte meinen Job im Lincoln-Mercury Werk der Ford Motor Company. Mir war klargeworden, daß Mr. Muhammad dringend Prediger brauchte, um seine Lehre zu verbreiten und neue Tempel unter den zweiundzwanzig Millionen schwarzen Brüdern und Schwestern zu gründen, die einer Gehirnwäsche unterzogen worden waren und in den Städten Nordamerikas vor sich hin dämmerten.

Mein Entschluß kam verhältnismäßig schnell zustande. Ich bin immer ein Aktivist gewesen, und vielleicht ist es auf meine besonderen Charaktereigenschaften zurückzuführen, daß ich schneller als die meisten anderen Prediger in der Nation of Islam ein besonderes Maß an Hingabe erreichte. Aber jeder Prediger in der Nation of Islam ist in dem für ihn richtigen Moment und auf seine Weise in seinem Innersten zu der Überzeugung gelangt, daß sein gesamtes vorheriges Leben nur eine einzige Einstimmung und Vorbereitung darauf gewesen ist, Mr. Muhammad zu folgen.

Der Islam lehrt, daß alles, was geschieht, vorherbestimmt ist.

Während der Monate, in denen Mr. Muhammad mich ausbildete, lud er mich sooft wie möglich zu sich nach Hause ein.

Im Gefängnis hatte ich nie so intensiv studiert, hatte Wissen nie so aufgesogen wie jetzt unter seiner Anleitung. Ich vertiefte mich ganz in die Gebetsrituale, in Mr. Muhammads Lehre der wahren Natur von Mann und Frau, in die Organisations- und Verwaltungsarbeit sowie in die Bibel und den Koran. Ich studierte die wahren Bedeutungen dieser beiden Bücher, sah sowohl jedes für sich als auch beide in ihrer Verflochtenheit, und eignete mir ihre Auslegung an.

Jeden Abend, wenn ich mich schlafen legte, war meine Ehrfurcht vor Mr. Muhammad noch weiter gewachsen. Wer sonst, wenn nicht Allah selbst, hätte diesen Mann, der uns wie ein bescheidenes Lamm vorkam, derart mit Weisheit segnen können? Diesen Mann, der nur vier Jahre eine kleine Schule in Georgia besucht hatte, die umgeben war von Sägewerken und Baumwollplantagen. Die Analogie des "Lamm von einem Mann" hatte ich dem Buch der Offenbarungen entnommen, der Prophezeiung eines symbolischen Lamms mit einem zweischneidigen Schwert im Maul. Mr. Muhammads zweischneidiges Schwert waren seine Lehren, mit denen er nach rechts und links Hiebe austeilen konnte, um den vom weißen Mann besetzten Verstand des schwarzen Mannes zu befreien.

Meine Verehrung für Mr. Muhammad wuchs ständig. Sie ließe sich am besten mit dem lateinischen Wort *adorare* beschreiben, was sehr viel mehr bedeutet als unsere *Verehrung* oder unser *verehren*. Ich war so voller ehrfürchtiger Bewunderung für ihn, daß er der erste Mensch war, den ich wirklich fürchtete

- nicht etwa, wie man sich vor jemandem mit einem Revolver fürchtet, sondern so, wie man sich vor der Kraft der Sonne fürchtet.

Als Mr. Muhammad zu der Überzeugung gelangt war, ich sei nun reif genug, erlaubte er mir, nach Boston zu gehen.

Bruder Lloyd X wohnte dort. Er lud einige Leute ein, die er für den Islam interessiert hatte, und ich sprach in seinem Wohnzimmer zu ihnen.

Ich kann hier sowohl aus den Vorträgen meiner Anfangszeit als auch aus denen der darauffolgenden Jahre nur insoweit zitieren, als ich mich an den inhaltlichen Aufbau erinnere, der ihnen zugrunde lag. Ich weiß noch, daß ich damals sehr gern mit meiner Lieblingsanalogie über Mr. Muhammad anfing:

"Gott hat Mr. Muhammad mit einigen bitteren Wahrheiten ausgerüstet", erzählte ich den Anwesenden. "Sie wirken wie ein zweischneidiges Schwert. Sie gehen unter die Haut. Sie fügen euch große Schmerzen zu. Aber wenn ihr diese Wahrheiten ertragt, werden sie euch heilen. Sie werden euch vor dem retten, was euch sonst den sicheren Tod brächte."

Ohne Umschweife begann ich dann, meinen Zuhörern die Augen über den weißen Teufel zu öffnen: "Ich weiß, ihr könnt euch das Ausmaß und die Greuel des Verbrechens gar nicht vorstellen, die der sogenannte *christliche* Weiße begangen hat... Nicht einmal die *Bibel* kennt solche Verbrechen! Gott hat in seinem Zorn andere schon wegen der Verübung *geringerer* Verbrechen durch das Feuer vernichtet. *Einhundert Millionen* von uns wurden ermordet! Eure Großeltern! Meine Großeltern! Dieser weiße Mann hat sie *ermordet*. Um fünfzehn Millionen von uns hierher zu schaffen und sie zu seinen Sklaven zu machen, hat er unterwegs schätzungsweise einhundert Millionen von uns ermordet! Ich wünschte, es wäre mir möglich, euch den Meeresgrund zu zeigen, wie er damals aussah - die schwarzen Leiber, das Blut, die von Stiefeln und Knüppeln zerbrochenen Knochen! Die schwangeren Frauen, die über Bord geworfen wurden, sobald sie krank wurden! Über Bord geworfen zu den Haien, die gemerkt hatten, daß sie dick und fett werden konnten, wenn sie den Sklavenschiffen folgten!

Ja, sogar die Vergewaltigung unserer Frauen hat schon damals auf den Sklavenschiffen angefangen! Der blauäugige Teufel konnte nicht einmal abwarten, bis er sie hierher geschafft hatte! Es ist wahr, Brüder und Schwestern, die zivilisierte Menschheit hat noch nie vorher eine solche Orgie der Habgier, der Wollust und des Mordens erlebt..."

Die dramatische Darstellung der Sklaverei verfehlte bei jenen Schwarzen, die zum ersten Mal von alledem hörten, nie ihre Wirkung und versetzte sie in äußerste Erregung. Es ist unglaublich, daß so viele schwarze Männer und Frauen sich vom weißen Mann so sehr haben täuschen lassen, bis sie ein fast romantisches Bild von der Zeit der Sklaverei hatten.

Sobald ich meine Zuhörer mit der Sklaverei aufgerüttelt hatte, lenkte ich ihre Aufmerksamkeit auf sie selbst.

"Ich will, daß ihr nach Verlassen dieses Raumes anfangt, all das, was ihr hier gehört habt, *wahrzunehmen*, sobald ihr dem weißen Teufel wieder gegenübertretet. Ja natürlich, er ist ein Teufel! Ich will, daß ihr anfangt, ihn an den Orten zu beobachten, an denen er euch normalerweise nicht haben will. Beobachtet ihn, wie er sich in Reichtum, Exklusivität und Eitelkeit suhlt, während er euch und mich fortwährend unterjocht.

Jedesmal, wenn ihr einen Weißen seht, müßt ihr daran denken, daß ihr den Teufel vor euch habt! Denkt daran, daß es die blutigen, schweißgetränkten Rücken *eurer* Ahnen waren, auf denen er sein Reich *gründete*, sein Imperium, das heute die reichste Nation der Welt ist. Seine Niedertracht und seine Habgier haben ihm den Haß der ganzen Welt eingebracht!"

Zu jeder Versammlung erschienen die, die schon beim letzten Mal dabeigewesen waren, wieder und brachten Freunde mit. Das hatte noch keiner von ihnen zuvor gehört, wie jemand dem weißen Mann alle Hüllen herunterriß. Ich kann mich an keinen einzigen Schwarzen im Wohnzimmer von Bruder Lloyd X in der Wellington Street 5 erinnern, der nicht sofort aufgestanden wäre, wenn ich nach dem Vortrag meine Zuhörer aufforderte: "Wollen sich bitte alle erheben, die glauben, was sie soeben gehört haben?" Und jeden Sonntagabend passierte es wieder, daß einige von ihnen sich auch dann erhoben, wenn ich fragte: "Und wer von euch möchte dem Ehrwürdigen Elijah Muhammad nun *folgen*?" Andere hingegen waren offensichtlich noch nicht dazu bereit.

Nach drei Monaten jedoch gab es schon so viele, die sich erhoben, daß wir einen kleinen Tempel eröffnen konnten. Ich erinnere mich daran, wie glücklich wir darüber waren, uns ein paar Klappstühle zu mieten. Ich war außer mir vor Freude, als ich Mr. Muhammad eine neue Tempelanschrift melden konnte.

In dieser Zeit, als wir die kleine Moschee eröffneten, kam meine Schwester Ella das erste Mal dorthin, um mir zuzuhören. Sie saß da und machte ein Gesicht, als fiele es ihr schwer zu glauben, daß da wirklich ihr Bruder vor ihr stand. Sie rührte sich nie, auch nicht, wenn ich die aufzustehen bat, die an das soeben Gehörte glaubten. Sie legte jedoch immer etwas in die Kollekte. Ellas Verhalten erzeugte in mir weder Ärger, noch forderte es mich sonstwie heraus. Ich dachte auch nie darüber nach, wie sie zu bekehren sei. Ich wußte aus persönlicher Erfahrung, wie dickköpfig sie war und vor allen Dingen übervorsichtig, wenn es darum ging, sich irgendwo anzuschließen. Ich hätte niemandem außer Allah persönlich zugetraut, Ella zu bekehren.

Die Versammlungen beendete ich immer so, wie Mr. Muhammad es mich gelehrt hatte: "Im Namen Allahs, des Wohltätigen, des Gnädigen! Gelobt sei Allah, Gebieter aller Welten, wohltätiger und gnädiger Herr des Jüngsten Gerichts, in dessen Zeit wir jetzt leben. Dir allein dienen wir, und Dich allein

bitten wir um Hilfe. Führe uns auf den richtigen Pfad, den Pfad derer, denen Du wohlgesonnen bist, und nicht auf den Pfad jener, denen du zürnst. Bewahre uns auch vor den Abwegen jener, die von Deinem Pfad abgewichen sind, obwohl sie Deine Lehre gehört haben. Ich will Zeugnis ablegen: Es gibt keinen Gott außer Dir, und der Ehrwürdige Elijah Muhammad ist Dein Diener und Apostel." Ich glaubte fest daran, daß Allah persönlich ihn zu unserem Volk entsandt hatte.

Danach erhob ich die Hand, um meine Zuhörer zu entlassen: "Tut niemandem etwas an, von dem ihr nicht wollt, daß man es euch antut. Sucht den Frieden und hütet euch davor, die Angreifer zu sein - doch seid ihr die Angegriffenen, so lehren wir nicht, daß ihr auch die andere Wange hinhalten sollt. Möge Allah euch alle segnen, auf daß ihr erfolgreich und siegreich werdet in all eurem Tun."

Seit sieben Jahren war ich nicht mehr in Roxbury gewesen mit Ausnahme des einen Tages, den ich dort nach meinem Gefängnisaufenthalt verbracht hatte, als ich mich auf dem Weg nach Detroit befand. Deshalb fuhr ich jetzt hin, um Shorty zu besuchen.

Als ich ihn schließlich aufgetrieben hatte, wirkte er anfangs unsicher. Gerüchteweise hatte Shorty gehört, daß ich wieder in der Stadt wäre - und auf dem "Religionstrip". Er wußte nicht, ob es mir damit ernst war oder ob ich zu einem dieser cleveren Predigerzuhälter geworden war, die man in jedem schwarzen Ghetto fand. Kleine Ladengemeinden, die zumeist aus älteren, arbeitenden Frauen bestanden, hielten ihren "schmucken" jungen Prediger aus, kauften ihm "feinstes" Tuch und einen teuren Schlitten. Ich machte Shorty klar, wie ernst es mir mit dem Islam war. Um ihn nicht zu sehr zu strapazieren, wechselte ich dann in den alten Straßenjargon über, und wir feierten ein großartiges Wiedersehen. Wir lachten bis uns die Tränen kamen, als Shorty nochmals seine Reaktionen auf den Spruch des Richters schilderte: "Wegen des ersten Anklagepunktes zehn Jahre, wegen des zweiten Anklagepunktes zehn Jahre...". Wir sprachen darüber, wie die Tatsache, daß wir mit weißen Frauen zusammengewesen waren, uns zusätzliche zehn Jahre eingebracht hatte; wir hatten beide im Gefängnis feststellen müssen, daß Leute wegen schlimmerer Vergehen zu geringeren Strafen verurteilt worden waren.

Shorty hatte eine eigene kleine Band, und es ging ihm einigermaßen gut. Er war zu Recht sehr stolz darauf, im Gefängnis Musik studiert zu haben. Ich erzählte ihm etwas über den Islam und konnte an seiner Reaktion erkennen, daß er eigentlich nichts davon wissen wollte. Im Gefängnis hatte er eine Menge falscher Informationen über unsere Religion zu hören bekommen. Er brachte mich von diesem Thema ab, indem er darüber einen Witz machte; er sagte, er habe sein Verlangen nach Schweinekoteletts und weißen Frauen noch nicht gestillt. Ich weiß nicht, ob er sein Verlangen inzwischen stillen konnte, ich weiß nur, daß er mit einer weißen Frau verheiratet ist...und daß das Schweinefleisch ihn selbst fett wie ein Schwein gemacht hat.

In Roxbury traf ich auch John Hughes, den Spielsalonbesitzer, und einige andere, die sich immer noch in der Gegend aufhielten. Die Gerüchte, die sie über mich gehört hatten, führten bei allen zu einer gewissen Nervosität. Wenn ich sie mit "Na Alter, was liegt an?" begrüßte, war es jedoch zumindest möglich, sich noch miteinander zu unterhalten. Mit den meisten sprach ich noch nicht mal über den Islam. Ich wußte ja noch ganz gut, wie ich selber während der Zeit mit ihnen drauf gewesen war. Und ich wußte, wie gründlich die Gehirnwäsche bei ihnen gewirkt hatte.

Ich diente nur kurze Zeit als Prediger des Tempels Elf, denn nachdem ich ihn bis März 1954 organisiert hatte, gab ich die Verantwortung an Prediger Ulysses X weiter. Ich machte mich auf nach Philadelphia, wohin Mr. Muhammad mich versetzt hatte.

Die Schwarzen in der Stadt der *Brüderlichen Liebe* nahmen die Wahrheit über den weißen Mann noch schneller an als die Leute in Boston. Ende Mai stand in Philadelphia der Tempel Zwölf. Es hatte weniger als drei Monate gedauert.

Im darauffolgenden Monat ernannte mich Mr. Muhammad aufgrund meiner Erfolge in Boston und Philadelphia zum Prediger des Tempels Sieben - im vitalen New York.

Meine damaligen Gefühle lassen sich kaum in Worte fassen. Damit die Lehren Mr. Muhammads dem schwarzen Volk Amerikas zur Auferstehung verhelfen konnten, mußte der Einfluß des Islam offensichtlich noch wachsen und wesentlich größer werden. Und nirgendwo in Amerika gab es ein größeres Potential dafür als in den fünf Gründungsbezirken von New York, wo allein mehr als eine Million Schwarze lebten.

Neun Jahre war es her, seitdem West Indian Archie und ich durch die Straßen geschlichen waren, jeden Augenblick darauf lauernd, den anderen wie einen Hund abzuknallen.

"*Red*!"..."Alter!"..."Red, bist du es *wirklich*...?"

Anstelle meines früheren mit Lauge geglätteten Conks, mit dem die Harlemer mich nur kannten, trug ich mein naturkrauses Haar nun kurzgeschoren und sah wirklich sehr verändert aus.

"Reich' mir deine Pranke, Alter! Barkeeper, bring uns was zu Trinken... Was, du hast *aufgehört*, Red? Na, hör' mal, erzähl' mir kein' Scheiß!"

Es ist sicherlich nachvollziehbar, wie gut es mir tat, so viele alte Bekannte wiederzusehen. Doch eigentlich war ich auf der Suche nach West Indian Archie und nach Sammy dem Luden. Doch der erste harte Schlag ließ nicht lange auf sich warten; er betraf Sammy. Er hatte die Zuhälterei aufgegeben und war im illegalen Zahlenlotto ziemlich weit nach oben aufgestiegen. Es war ihm gut gegangen, und er hatte sogar irgendein flottes junges Ding geheiratet. Doch dann, kurz nach der Hochzeit, hatte man ihn eines Morgens tot auf seinem Bett gefunden - es hieß, er habe fünfundzwanzigtausend Dollar in den Taschen gehabt.

(Manche Leute wollen einfach nicht glauben, welche Summen selbst die kleinen Lichter in der Unterwelt umsetzen. Aber es ist eine Tatsache: Als ein gewisser Lawrence Wakefield, der ein kleiner Fisch im Chicagoer Glücksrad-Geschäft war, im März 1964 starb, entdeckte man über 760.000 Dollar Bargeld in seiner Wohnung, alles in Tüten und Säcken verstaut. Das ganze Geld hatte er armen Schwarzen abgenommen. Und wir fragen uns, warum wir immer so arm bleiben.)

Erschüttert von Sammys Schicksal zog ich von Bar zu Bar, um mich bei den Alten nach West Indian Archie umzuhören. Es gab zwar auch gerüchteweise keine Informationen darüber, daß er gestorben oder weggezogen war, aber dennoch schien niemand eine Ahnung davon zu haben, wo er sich aufhielt. Ich hörte die altbekannten Geschichten über das Schicksal von ein paar anderen Hustlern. Kugeln, Messer, Knast, Rauschgift, Krankheiten, Irrsinn, Alkohol. Mit den paar Wörtern war alles gesagt, und ich glaube, das war auch die Reihenfolge der Schicksalsschläge. Und ach so viele der Überlebenden, die ich in den alten Zeiten noch als die knallharten Wölfe und Hyänen des Ghettos erlebt hatte, boten nun einen wirklich erbärmlichen Anblick. Sie gaben sich alle ausgefuchst, aber unter dieser Oberfläche waren sie arme, unwissende, ungebildete Schwarze; das Leben hatte sie betrogen und ihnen alle Kraft geraubt. Etwa fünfundzwanzig dieser Alten, die ich einst ziemlich gut gekannt hatte, liefen mir über den Weg. Sie waren in einem Zeitraum von nur neun Jahren im Ghetto zu miesen, kleinen Ganoven verkommen, die ihre Geschäftchen nur noch betrieben, um das Geld fürs Essen und die Miete fürs Zimmer zusammenzukratzen. Manche arbeiteten unten in der City als Boten, als Hausmeister und ähnliches. Ich war Allah dankbar, daß ich Muslim geworden und ihrem Schicksal entronnen war.

Da gab es zum Beispiel Cadillac Drake. Während meiner Zeit als Kellner hing er regelmäßig jeden Nachmittag in Small's Paradise Bar herum, ein großer, fröhlicher, grell aufgetakelter schwarzer Zuhälter, dick und immer eine Zigarre im Mund. Nun, ich erkannte ihn, als er mir auf der Straße entgegengeschlendert kam. Er war heroinabhängig geworden, das hatte ich bereits gehört. Er war der dreckigste, heruntergekommenste Penner, den man sich vorstellen kann. Ich eilte an ihm vorüber, denn hätte er mich auch erkannt, so wäre das uns beiden peinlich gewesen; immerhin war ich der Junge, dem er hin und wieder mal einen Dollar Trinkgeld zugeworfen hatte.

In der Szene wurde mittlerweile per Flüsterpropaganda für mich nach West Indian Archie gesucht. Wenn es sein muß, funktionieren diese unsichtbaren Drähte wie der Telegraphendienst der Western Union, mit FBI-Männer als Kurieren. Nach einer meiner ersten Versammlungen im Tempel Sieben kam ein heruntergekommener Ganove, dem ich einmal ein paar Dollar gegeben hatte, auf mich zu. Er erzählte mir, West Indian Archie sei krank und wohne möbliert in der Bronx.

Ich fuhr mit einem Taxi zur genannten Adresse. West Indian Archie machte die Tür auf. Er stand da, barfuß und mit zerknittertem Pyjama, und blinzelte mich an.

Er sah aus wie sein eigener Schatten. West Indian Archie brauchte einige Sekunden, um mich aus seinen Erinnerungen hervorzukramen. Dann stieß er mit heiserer Stimme hervor: "Red! Ich freu' mich, dich wiederzusehen!"

Ich hätte den alten Mann am liebsten umarmt. Er war krank und sehr schwach. Ich half ihm zurück zu seinem Bett. Er setzte sich auf die Bettkante. Ich nahm mir seinen einzigen Stuhl und erzählte ihm dann, daß die Tatsache, daß er mich seinerzeit aus Harlem vertrieben hätte, mir das Leben gerettet hätte, denn dadurch hätte ich mich dem Islam genähert.

"Ich habe dich immer gemocht, Red", sagte er und fügte hinzu, daß er mich nie wirklich habe töten wollen. Ich erzählte ihm, daß mir bei dem Gedanken, wie nahe wir daran gewesen waren, einander umzubringen, immer wieder geschaudert hätte. Ich sagte ihm, daß ich damals wirklich der festen Überzeugung gewesen sei, ich hätte die Sechserkombination, für die er mir die dreihundert Dollar gegeben hatte, richtig getippt; und Archie erwiderte, er habe sich später gefragt, ob er sich nicht vielleicht doch geirrt hätte, zumal ich damals drauf und dran gewesen sei, für diese Geschichte mein Leben aufs Spiel zu setzen. Und dann einigten wir uns darauf, daß es sich nicht mehr lohne, weiter darüber zu reden; es habe sowieso keine Bedeutung mehr. Während des ganzen Gesprächs beteuerte Archie immer wieder, wie froh er sei, mich wiederzusehen.

Ich erzählte Archie ein wenig über die Lehren von Mr. Muhammad. Ich berichtete ihm von meiner Erkenntnis, daß wir alle, die wir uns auf der Straße herumgetrieben hatten, Opfer der Gesellschaft des weißen Mannes waren. Ich erzählte Archie von den Gedanken, die ich mir im Gefängnis über ihn gemacht hatte, daß sein Gehirn, das wie ein Tonbandgerät täglich Hunderte verschiedener Zahlenkombinationen aufzeichnen konnte, in den Dienst der Mathematik oder der Wissenschaft hätte gestellt werden müssen. Ich kann mich noch genau an seine Antwort erinnern: "Hast recht, Red, darüber müßte man wirklich mal nachdenken."

Doch keinem von uns beiden wäre über die Lippen gekommen, daß es dazu noch nicht zu spät sei. Ich spürte, Archie war sich völlig im klaren darüber, daß sein Ende nahte. Das war auch für mich offensichtlich. Der Unterschied zwischen dem, was West Indian Archie einmal gewesen und was aus ihm geworden war, packte mich innerlich so sehr, daß ich nicht mehr länger bleiben konnte. Ich hatte kaum Geld dabei, und erst wollte er das wenige, was ich ihm in die Hand drücken konnte, nicht annehmen. Aber schließlich nahm er es doch.

Ich muß mir selbst immer wieder vor Augen halten, daß der New Yorker Tempel Sieben damals, im Juni 1954, nur aus einem kleinen Laden bestand. Es schien unvorstellbar, daß es in ganz New York nicht genug Muslims gab, um einen einzigen Reisebus zu füllen! Selbst bei unseren eigenen Leuten, den Schwarzen im Harlemer Ghetto, wäre unter tausend Menschen vielleicht nur einer gewesen, der auf das Wort "Muslim" nicht mit "Was is'n das?" reagiert hätte. Und was die Weißen angeht: Mit Ausnahme der Handvoll Leute, die zu bestimmten Polizei- oder Gefängnisakten Zugang hatten, wußten in ganz Amerika nicht einmal fünfhundert Weiße, daß wir überhaupt existierten.

Ich begann also, die New Yorker Mitglieder und die wenigen Freunde, die sie mitzubringen vermochten, mit den Lehren Mr. Muhammads zu bombardieren. Und bei jeder neuen Versammlung wuchs mein Unmut darüber, daß ich mir in Harlem den Mund fusselig reden mußte - ausgerechnet in Harlem, das nur so vor armen, unwissenden Schwarzen strotzte, die von all den Übeln befallen waren, von denen sie der Islam hätte befreien können. Und wenn ich dann jene aufzustehen bat, die Mr. Muhammads Lehren folgen wollten, so erhoben sich meist nur zwei oder drei von ihren Stühlen. Ich muß zugeben, manchmal waren es noch nicht einmal so viele.

Ich glaube, besonders wütend machte mich meine eigene Wirkungslosigkeit, obwohl ich doch das Straßenleben so gut *kannte*! Ich mußte meinen Grips anstrengen und die Sache gründlich durchdenken. Offensichtlich bestand das große Problem darin, daß wir nur eine unter den vielen unzufriedenen Stimmen der Schwarzen waren, die an jeder belebteren Ecke in Harlem zu hören waren. Da gab es die verschiedenen nationalistischen Gruppen, die Kräfte mit der Parole "Kauft nur bei Schwarzen!" und ähnliche. Dutzende dieser Redner standen auf kleinen Trittleitern und versuchten ihre Anhängerschaft zu vergrößern. Ich hatte nichts dagegen, daß sie sich für die Unabhängigkeit und Einheit des schwarzen Volkes einsetzten, aber sie machten es mir als Stimme Mr. Muhammads schwer, Gehör zu finden.

Als ersten Versuch, diese Hürde zu überwinden, ließ ich ein kleines Flugblatt drucken. Es gab in Harlem keine belebtere Straßenecke mehr, die ich nicht schon zusammen mit fünf oder sechs guten Muslim-Brüdern aufgesucht hätte. Wir stellten uns schwarzen Männern oder Frauen so in den Weg, daß sie das Flugblatt einfach nehmen mußten. Und wenn sie auch nur eine Sekunde stehenblieben, warfen wir den Köder aus: "Schon mal gehört, wie der Weiße unsere schwarze Rasse verschleppt, ausgeraubt und vergewaltigt hat ...?"

Als nächstes suchten wir zum "Fischen" jene Harlemer Ecken auf, an denen die nationalistischen Kundgebungen stattfanden. Heute gibt es schon raffiniertere Methoden, aber unsere bestand damals einfach darin, am Rande von Versammlungen, die andere zusammengebracht hatten, die stets wechselnde Zuhörerschaft anzusprechen. Bei den nationalistischen Kundgebungen waren

sich alle darin einig, daß man für die Revolution der schwarzen Rasse kämpfen müsse. Wir hatten schon sehr bald spürbare Erfolge, nachdem wir solchen Leuten unsere Flugblätter in die Hand gedrückt hatten. "Komm auch mal zu uns, Bruder, und hör dir an, was wir zu sagen haben. Der Ehrwürdige Elijah Muhammad lehrt uns, wie die spirituellen, geistigen, moralischen, wirtschaftlichen und politischen Gebrechen von uns Schwarzen geheilt werden können."

Neue Gesichter tauchten auf in unseren Versammlungen im Tempel Sieben. Aber dann entdeckten wir die Zuhörerschaft, die am besten zum "Fischen" geeignet war und die bei weitem die größte Empfänglichkeit für die Lehren Mr. Muhammads aufwies: die christlichen Kirchengemeinden.

Unsere sonntäglichen Tempelversammlungen fanden um 14 Uhr statt. In der Stunde davor gingen in ganz Harlem die christlichen Gottesdienste zu Ende. Wir ließen die größeren Kirchen mit ihrem höheren Anteil an Schwarzen der sogenannten "Mittelschicht" aus, denn die waren so sehr mit ihrem "Statusgehabe" und ihrer Angeberei beschäftigt, daß sie sich nie in unserem kleinen Laden hätten blicken lassen.

Sobald die kleinen Verkündigungskirchen der Evangelisten ihre Türen öffneten und ihre dreißig bis fünfzig Mitglieder nach draußen gingen, fingen wir unter ihnen an, kurz aber heftig zu "fischen". "Komm' zu uns und höre uns zu, Bruder, Schwester!... Höre dir die Lehre des Ehrwürdigen Elijah Muhammad an, sie ist die einzig wahre!" Diese Gemeinden bestanden in ihrer Mehrzahl aus Zugezogenen aus den Südstaaten, zumeist ältere Menschen, denen kein Weg zu weit war, wenn es darum ging, daß "gutes Predigen" angeboten wurde, wie sie das nannten. Die von ihnen bevorzugten Kirchengemeinden hatten meist außen ein kleines Schild hängen, daß drinnen für einen guten Zweck Brathähnchen oder gebackene Kutteln verkauft würden. Und an drei oder vier Abenden in der Woche kamen sie in ihren Läden zusammen, weil sie für den nächsten Sonntag Gospelsongs probten - mit Gitarre, Tamburin und *shaking, rattling and rolling.*

Nur wenige wissen davon, aber es gibt einen regelrechten Kreis von kommerziellen Entertainern, die sich auf Gospel spezialisiert haben. Sie sind aus diesen kleinen Kirchen in den Großstadtghettos oder in den Südstaaten hervorgegangen. Sister Rosetta Tharpe oder die Clara Ward Sisters sind gute Beispiele dafür, und es gibt mindestens fünfhundert weitere, allerdings kleinere Lichter, aus diesem Milieu. Mahalia Jackson, die berühmteste von allen, ist die Tochter eines Predigers aus Louisiana. Sie kam nach Chicago, kochte und putzte für Weiße, arbeitete dann in einer Fabrik und sang zur gleichen Zeit in den schwarzen Kirchen Gospelsongs. Als sich dieser Stil nach und nach größerer Beliebtheit erfreute, wurde sie damit zur ersten schwarzen Sängerin, die von einer schwarzen Fangemeinde berühmt gemacht wurde. Unter Schwarzen verkaufte sie Hunderttausende von Schallplatten, noch bevor Weiße mit ihrem Namen überhaupt etwas anzufangen wußten. Ich erinnere mich jedenfalls,

irgendwo eine Äußerung Mahalias gelesen zu haben, daß sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit unangekündigt in Gottesdienste von Ghettokirchen geht, um sich unter ihr Volk zu mischen und mit den Leuten zusammen zu singen. Sie nennt das "Auftanken".

Nach einer Weile schien es mir, als wenn der erste nachhaltige Eindruck, den wir bei den für unseren Tempel "gefischten" schwarzen Christen hinterließen, auf einem Schock beruhte. Dieser Schock rührte daher, daß ich ihnen die Augen darüber öffnete, was ihnen alles angetan wurde, während sie diesen blonden, blauäugigen Gott anbeteten. Ich ahnte, was für einen Tempel ich mit diesen Christen bauen könnte; ich mußte sie nur für uns mobilisieren und auf den rechten Weg führen. Deshalb schnitt ich meine Predigten regelrecht auf sie zu. Manchmal steigerte ich mich bereits am Anfang emotional so sehr in meine Rede hinein, daß ich meinen Zuhörern eine Erklärung abgeben mußte:

"Ihr seht jetzt meine Tränen, Brüder und Schwestern... Dabei hat keine Träne mehr meine Augen benetzt, seit ich ein kleiner Junge war. Aber ich komme dagegen nicht an, weil ich die Last der Verantwortung spüre, die mir auferlegt worden ist, euch zum ersten Mal in eurem Leben begreiflich zu machen, was die Religion des weißen Mannes, die wir das Christentum nennen, uns *angetan* hat.

Brüder und Schwestern, die ihr zum ersten Mal hier seid, laßt euch nicht erschrecken. Ich weiß, ihr habt das alles nicht erwartet. Denn fast keiner von uns Schwarzen hat sich jemals gefragt, ob es nicht auch für uns eine besondere Religion gibt - eine besondere Religion für uns Schwarze allein.

Nun, es *gibt* sie. Sie heißt Islam. Laßt es mich für euch buchstabieren, I-s-l-a-m! *Islam!* Doch über den Islam will ich später sprechen. Zuerst müssen wir einiges über das Christentum lernen, sonst können wir nicht begreifen, warum der Islam für uns die *Antwort* auf unsere Probleme ist.

Brüder und Schwestern, der weiße Mann hat uns Schwarze einer Gehirnwäsche unterzogen, damit wir unseren Blick nur starr auf den blonden, blauäugigen Jesus richten. Wir beten einen Jesus an, der nicht einmal so *aussieht* wie wir! Ja, genauso ist es! Aber habt noch ein wenig Geduld mit mir und hört euch die Lehren des Boten Allahs an, des Ehrwürdigen Elijah Muhammad. Denkt mal darüber nach: Der blonde, blauäugige Weiße hat euch und mich gelehrt, einen *weißen* Jesus anzubeten, ihn anzurufen, für ihn zu singen und zu beten, *für seinen* Gott, den Gott der Weißen. Der weiße Mann hat uns beigebracht, Gott anzurufen, zu singen und zu beten, bis wir sterben, und bis zum *Tode* auf ein wundersames Paradies im Jenseits zu warten. Wir sollen es erst *erleben*, wenn wir *tot* sind! Und der weiße Mann genießt derweil Milch und Honig hier auf *dieser* Erde und wandelt auf Straßen, die mit goldenen Dollars gepflastert sind!

Ihr wollt nicht glauben, was ich euch erzähle, Brüder und Schwestern? Nun, ich werde euch sagen, was ihr tun könnt. Schaut euch da, wo ihr wohnt, genau

um, sobald ihr hier rausgegangen seid. Seht euch nicht nur an, wie *ihr* selbst lebt, sondern seht euch auch genau an, wie andere leben, die ihr *kennt* - dann werdet ihr Gewißheit haben, daß nicht nur ihr selbst Opfer unglücklicher Zufälle seid. Und wenn ihr in eurer Gegend damit fertig seid, dann macht mal einen Spaziergang durch den Central Park und schaut euch dort um. Seht, was dieser weiße Gott den Weißen gebracht hat. Wirklich, schaut euch dort unten mal genau an, wie der weiße Mann lebt!

Aber bleibt dort nicht stehen. Ihr werdet da sowieso nicht lange bleiben können - seine Portiers werden euch schon ihr "Weitergehen!" zurufen. Nein, nehmt die U-Bahn und fahrt hinunter in die City. Steigt an einer beliebigen Stelle aus, *seht* was für Wohnungen und Geschäfte der Weiße hat! Fahrt hinunter bis an die Spitze von Manhattan Island, das dieser weiße Teufel den gutgläubigen Indianern für ganze vierundzwanzig Dollar gestohlen hat! Schaut euch sein Rathaus dort unten an, seine Wall Street! Schaut euch selbst an! Schaut euch *seinen* Gott genau an!"

Ich hatte schon früh etwas sehr Wichtiges gelernt, nämlich meine Worte so zu wählen, daß die Leute alles verstehen konnten. Zudem trafen wir bei unseren Fischzügen unter den Nationalisten fast nur auf Männer, bei den Christen aus den kleinen Ladengemeinden hingegen überwogen die Frauen, und ich hielt es für klug, sie in besonderer Weise anzusprechen. "Ihr *schönen* schwarzen Frauen! Der Ehrwürdige Elijah Muhammad lehrt uns, daß der schwarze Mann herumläuft und verlangt, daß man ihn respektiere. Nun, der schwarze Mann wird so lange von niemandem respektiert werden, bis er gelernt hat, zuallererst die Frauen seines Volkes zu respektieren! *Jetzt und hier* muß der schwarze Mann sich erheben und die Schwächen abschütteln, die ihm der weiße Sklavenhalter eingeimpft hat. Der schwarze Mann muß heute noch damit anfangen, seine Frau zu beschützen und zu *respektieren*!"

Wenn ich dann fragte, "Wieviele *glauben das*, was sie eben gehört haben?" standen tatsächlich ausnahmslos alle ohne Zögern auf. Aber es waren immer noch verdammt wenige, wenn ich sie dazu einlud: "Wer sich nun dem Ehrwürdigen Elijah Muhammad *anschließen* möchte, soll sich bitte erheben."

Ich wußte, daß es unser strenger Moralkodex und unsere Disziplin waren, wovon sie am meisten abgestoßen wurden. Deshalb zielte ich genau auf die Gründe für diese Vorschriften: "Es ist ganz nach dem *Willen* des weißen Mannes, daß wir Schwarzen unmoralisch, unsauber und unwissend bleiben. Solange wir daran nichts ändern, werden wir den weißen Mann weiterhin anbetteln, und er wird weiterhin über uns herrschen. Wir werden nie Freiheit und Gerechtigkeit und Gleichheit erlangen, wenn wir uns nicht selbst befreien!"

Natürlich mußte der Kodex jedem erklärt werden, der sich dafür interessierte, Muslim zu werden, aber noch zögerte. Das sprach sich in den kleinen Ladenkirchen schnell herum, was erklärt, warum zwar viele kamen, um mich zu hören,

sich aber nur wenige Mr. Muhammad anschließen wollten. In der Nation of Islam waren Unzucht und Ehebruch strengstens verboten. Ebenso jeglicher Verzehr des unreinen Schweinefleischs oder anderer schädlicher und ungesunder Nahrungsmittel. Kein Konsum von Tabak, Rauschmitteln oder Alkohol. Kein Muslim in der Gefolgschaft Elijah Muhammads durfte tanzen, an Glücksspielen teilnehmen, flirten, ins Kino oder zu Sportveranstaltungen gehen oder lange Urlaub von der Arbeit nehmen. Muslims schliefen nicht länger als es die Gesundheit verlangte. Streit in Ehe und Familie und jede Form der Unhöflichkeit besonders Frauen gegenüber waren verboten. Genauso Lügen oder Stehlen und Auflehnung gegen staatliche Behörden, außer aus Gründen der religiösen Pflichterfüllung.

Unsere Moralgesetze wurden durch die Fruit of Islam überwacht - gut ausgebildete, fähige und engagierte muslimische Männer. Verstöße gegen den Kodex zogen das Aussetzen der Mitgliedschaft durch Mr. Muhammad oder eine Isolierung von unterschiedlicher Dauer nach sich, bei schwerwiegenden Verstößen folgte sogar der Ausschluß "aus der einzigen Gruppe, die wirklich für dich da ist".

Mit jeder neuen Versammlung wuchs der Tempel Elf ein wenig mehr. Für meinen Geschmack aber zu langsam. An den Wochentagen war ich per Bus und Bahn unterwegs. Jeden Mittwoch sprach ich im Tempel Zwölf in Philadelphia. Ich fuhr nach Springfield, Massachussetts, und versuchte dort einen neuen Tempel zu gründen. Bruder Osborne X, der im Gefängnis durch mich zum ersten Mal etwas über den Islam gehört hatte, unterstützte mich dabei. Schon bald entstand ein Tempel, dem Mr. Muhammad die Nummer Dreizehn verlieh. Eine Frau aus Hartford, die zu einer der Versammlungen in Springfield gekommen war, bat mich, auch in ihrer Stadt zu sprechen. Sie schlug den darauffolgenden Donnerstag vor und versicherte, sie werde einige Freunde einladen. Natürlich war ich zur Stelle.

Donnerstag ist traditionell der freie Tag für das Hauspersonal. Die bewußte Schwester hatte in ihrer Sozialwohnung etwa fünfzehn Hausmädchen, Köchinnen, Chauffeure und andere Bedienstete versammelt, die in der Gegend um Hartford in weißen Haushalten beschäftigt waren. Es gibt ja diesen Spruch: "Vor seinem Kammerdiener gilt niemand als Held". Nun, diesen Schwarzen, die die reichen Weißen von vorne bis hinten bedienen mußten, gingen die Augen schneller auf als den meisten anderen. Und als sie in Hartford und Umgebung genug unter dem Hauspersonal und anderen Schwarzen "gefischt" hatten, dauerte es nicht mehr lange, bis Mr. Muhammad dem neuen Hartforder Tempel die Nummer Vierzehn verleihen konnte. Ich hatte jetzt jeden Donnerstag dort einen festen Termin.

Bei fast jedem Besuch, den ich Mr. Muhammad in Chicago abstattete, sah er sich an irgendeinem Punkt gezwungen, mich zu tadeln. Ich konnte eben nicht anders, mußte immer wieder zum Ausdruck bringen, daß es doch eigentlich durch seine Prediger, die mit der Macht seiner Botschaft ausgerüstet waren, mit der Nation of Islam schneller vorwärtsgehen müsse. Die Geduld und Weisheit, mit der er mich tadelte, ließen mich wieder ganz und gar bescheiden werden. So sagte er zum Beispiel einmal, ein wahrer Führer bürde seiner Gefolgschaft nicht mehr auf, als sie tragen könne, und ein wahrer Führer lege kein so schnelles Tempo vor, daß seine Gefolgschaft nicht schritthalten könne.

"Wer einen Mann in einer alten Limousine sehr langsam fahren sieht, wird denken, daß der Mann nicht so schnell fahren möchte", sagte Mr. Muhammad. "Der Mann aber weiß, daß er den alten Wagen zuschanden führe, wenn er damit rasen würde. Mit einem schnelleren Wagen würde er natürlich auch schneller fahren." Und als ich mich bei einer anderen Gelegenheit über einen unfähigen Prediger aus einer seiner Moscheen beschwerte, sagte Mr. Muhammad: "Ein Maultier, auf das ich mich verlassen kann, ist mir lieber als ein Rennpferd, auf das ich mich nicht verlassen kann."

Mir war klar, daß Mr. Muhammad sich eigentlich *wünschte*, wir besäßen einen schnelleren Wagen und könnten damit unser Tempo erhöhen. Ich glaube nicht, daß man heute mit der gleichen Anzahl treuer Brüder und Schwestern aus der Nation of Islam "fischen" gehen und dabei die Leistung derjenigen überbieten könnte, die damals zum Anwachsen der Tempel in Boston, Philadelphia, Springfield, Hartford und New York beitrugen. Natürlich erwähne ich an dieser Stelle nur die Tempel, die ich am besten kenne, weil ich direkt etwas damit zu tun hatte. Das alles geschah im Verlauf des Jahres 1955. Und 1955 war auch das Jahr, in dem ich meine erste wirklich weite Reise machte. Es ging um die Hilfe bei der Eröffnung des heutigen Tempel Fünfzehn in Atlanta, Georgia.

Jeder Muslim, der aus persönlichen Gründen von einer Stadt in eine andere zog, wurde selbstverständlich aufgefordert, die Saat Mr. Muhammads weiterzutragen. Bruder James X, einer unserer besten Brüder im Tempel Zwölf, hatte das Interesse so vieler Schwarzer in Atlanta geweckt, daß Mr. Muhammad mich nach Atlanta schickte als er davon erfuhr, um eine erste Versammlung abzuhalten. Ich glaube, ich habe bei der Entstehung der meisten Tempel von Mr. Muhammad mitgewirkt, aber die Eröffnung in Atlanta werde ich nie vergessen.

Der Salon eines Beerdigungsinstituts war der einzige Raum, der groß genug und für Bruder James X noch bezahlbar war. Alles, was die Nation of Islam in jenen Tagen unternahm - angefangen bei Mr. Muhammad bis hin zu allen Aktivitäten der Basis -, durfte praktisch nichts kosten. Als wir vor dem Beerdigungsinstitut eintrafen, löste sich gerade die Trauerfeier für einen schwarzen Christen auf, so daß wir eine Weile warten mußten und zusahen, wie die Trauernden das Institut verließen.

"Ihr habt ja alle gesehen, wie sie um den physisch Toten geweint haben", sagte ich zu unserer Gruppe, als wir dann im Salon waren, "aber die Nation of Islam begrüßt euch hier als die *geistig* Toten unseres Volkes. Vielleicht jagen euch diese Worte einen Schreck ein, aber es ist ja leider so, daß ihr gar nicht merkt, wie tief die ganze schwarze Rasse in Amerika in einen geistigen Tod versunken ist. Deshalb sind wir heute mit den Lehren Mr. Elijah Muhammads hierher gekommen, die in der Lage sind, den Schwarzen von den Toten wiederauferstehen zu lassen..."

Und wenn hier von Trauerfeiern die Rede ist, sollte ich vielleicht erwähnen, daß es uns immer gelang, ein paar neue Muslims zu gewinnen, wenn Freunde und Familienangehörige eines verstorbenen Muslim, die selber nicht unserem Glauben angehörten, unsere kurzen, bewegenden Trauerfeiern besuchten. Diese Zeremonie veranschaulichte Mr. Muhammads Lehrsatz: "Christen halten Trauerfeiern ab für die Lebenden, unsere Feiern gelten den Toten."

Als Prediger mehrerer Tempel fiel mir gelegentlich die Aufgabe zu, die muslimische Zeremonie bei Begräbnissen abzuhalten. Wie es mich Mr. Muhammad gelehrt hatte, begann ich immer mit einem Gebet zu Allah, das ich am Sarg des verstorbenen Bruders oder der verstorbenen Schwester sprach. Darauf folgte ein schlichter Nachruf auf sein oder ihr Leben. Dann las ich zwei Stellen aus dem Buch Hiobs vor, wo er im siebten bzw. vierzehnten Kapitel davon spricht, daß es kein Leben nach dem Tode gibt. Danach las ich noch eine Stelle vor, wo David nach dem Tod seines Sohnes ebenfalls davon spricht, daß es kein Leben nach dem Tode gibt.

Den vor mir Versammelten erklärte ich, warum sie keine Tränen vergießen sollten und warum wir weder Blumen noch Gesang noch Orgelspiel hatten. "Wir haben um unseren Bruder geweint, haben für ihn Musik gespielt und Tränen vergossen, als er noch lebte. Wenn damals niemand seinetwegen geweint und ihm Blumen geschenkt hat, nun, dann bedarf es dessen jetzt auch nicht mehr, denn er merkt jetzt nichts mehr davon. Das Geld, das wir sonst ausgegeben hätten, werden wir jetzt seiner Familie spenden."

Einige Schwestern, die vorher dazu bestimmt worden waren, reichten nun schnell kleine Tabletts herum, von denen jeder ein dünnes, rundes Pfefferminztäfelchen nahm. Auf mein Zeichen hin nahmen wir alle die Täfelchen in den Mund. "Wir werden jetzt alle noch einmal am Sarg vorbeiziehen, um einen letzten Blick auf unseren Bruder zu werfen. Wir werden nicht weinen - genauso wie wir ja auch nicht über Süßigkeiten weinen. Und so, wie sich diese Täfelchen auf unserer Zunge auflösen, so wird die Süße unseres Bruders, die wir zu seinen Lebzeiten so an ihm schätzten, nun in unserer Erinnerung aufgehen."

Es müssen einige hundert Muslims gewesen sein, die mir erzählt haben, der Besuch einer unserer Trauerfeiern für einen verstorbenen Bruder oder eine verstorbene Schwester habe sie zum ersten Mal Allah nähergebracht. Später

sollte ich erfahren, daß sowohl die Lehren Mr. Muhammads über den Tod als auch unsere muslimischen Trauerfeiern im krassen Gegensatz zu dem standen, was der Islam des Ostens lehrte.

Bereits 1956 war die Nation of Islam spürbar gewachsen. Alle Tempel hatten mit solchem Erfolg neue Mitglieder "gefischt", daß es besonders in den Großstädten Detroit, Chicago und New York wesentlich mehr Muslims gab, als Außenstehende es vermutet hätten. Man konnte in den städtischen Ballungsgebieten ohne weiteres eine sehr große Organisation haben, ohne daß jemand unbedingt etwas von ihrer Existenz mitbekommen mußte, solange man es vermied, größeres Aufsehen zu erregen und unnötigen Lärm zu erzeugen.

Aber wir wuchsen nicht nur zahlenmäßig. Mr. Muhammads Auslegung des Islam hatte nun auch ganz andere Kreise unter den Schwarzen erreicht. Wir hatten jetzt Zulauf von denen mit etwas mehr Bildung, sowohl Akademiker als auch Leute aus Handel und Gewerbe, einige sogar mit "Positionen" in der Welt des weißen Mannes. All dies trug dazu bei, uns allmählich dem von Mr. Muhammad ersehnten schnellen Wagen aus der Metapher näherzubringen. Wir zählten nun zum Beispiel Beschäftigte aus dem öffentlichen Dienst, Krankenschwestern, Büropersonal und Angestellte aus Kaufhäusern zu unseren Mitgliedern. Das Beste daran war, daß einige der Brüder dieses neuen Typs sich zu gescheiten und energischen jungen Predigern für Mr. Muhammad entwickelten.

Meine Bemühungen, beim Aufbau unserer Nation of Islam den zunehmenden Vertrauensbeweisen Mr. Muhammads gerecht zu werden, brachten mich häufig um den Schlaf. Im Jahr 1956 konnte Mr. Muhammad endlich Tempel Sieben anweisen, einen neuen Chevrolet zu kaufen und ihn mir für meine Arbeit zur Verfügung zu stellen. (Der Wagen gehörte der Nation, nicht mir. Ich selbst besaß nichts außer meiner Kleidung, meiner Armbanduhr und meinem Koffer. Wie allen Predigern der Nation of Islam, so wurde auch mir der Lebensunterhalt finanziert, und ich erhielt ein kleines Taschengeld. Während es einst nichts gegeben hätte, was ich für Geld nicht gemacht hätte, so war nun Geld das letzte, was mir in den Sinn kam.) Als Mr. Muhammad mir wegen des Wagens Bescheid gab, sagte er jedenfalls, er kenne meine Freude daran, umherzuwandern und die Saat für neue Muslims oder Tempel auszustreuen, und er wolle nicht, daß ich irgendwo festgenagelt sei.

Innerhalb von fünf Monaten legte ich 30.000 Meilen auf meinen "Fischzügen" zurück, bis ich einen Unfall hatte. Zusammen mit einem Bruder fuhr ich spät nachts durch die Kleinstadt Weathersfield in Connecticut. Ich mußte an einer roten Ampel halten, und von hinten krachte ein anderer Wagen auf unseren drauf. Ich wurde nur ein wenig durchgeschüttelt, nicht verletzt. Der aufgeregte Teufel hatte eine Frau bei sich, die ihr Gesicht verdeckt hielt; deshalb dachte ich mir gleich, daß sie nicht seine Ehefrau war. Wir waren gerade dabei unsere Personalien auszutauschen (er wohnte in der Stadt Meriden, Connecticut), als

die Polizei eintraf. Deren Verhalten zeigte mir dann, daß es sich bei ihm wohl um eine wichtige Persönlichkeit handeln mußte. Später erfuhr ich, daß er einer der prominentesten Politiker Connecticuts war. Seinen Namen nenne ich hier allerdings nicht. Jedenfalls regelte Tempel Sieben die Sache mit Hilfe eines Anwalts, und das Geld floß in einen neuen Oldsmobile, die Marke, die ich seitdem fahre.

Ich hatte mich immer sehr stark darum bemüht, es zwischen mir und meinen muslimischen Schwestern zu keiner persönlichen Annäherung kommen zu lassen. Meine hingebungsvolle Verbundenheit mit dem Islam erlaubte mir keine anderen Interessen, ganz besonders, so fand ich, keinen Umgang mit Frauen. In fast allen Tempeln hatte immer mal wieder eine der ledigen Schwestern die Bemerkung fallen lassen, so jemand wie ich brauche einfach eine Frau. Aber ich betonte unablässig, daß die Ehe mich nicht im geringsten interessiere, ich sei viel zu sehr beschäftigt.

Bei meinen monatlichen Besuchen in Chicago wurde ich immer häufiger gewahr, daß sich eine der Schwestern brieflich bei Mr. Muhammad über mich beschwert hatte. In unseren Schulungsveranstaltungen über die unterschiedliche Natur der beiden Geschlechter hätte ich so streng über Frauen gesprochen. Nun hat aber der Islam bezüglich der Frauen sehr strenge Regeln und Lehrsätze, in deren Kern es heißt, die wahre Natur des Mannes sei es, stark zu sein, und die der Frau, schwach zu sein. Ein Mann müsse seine Frau zwar stets respektieren, gleichzeitig müsse er sie aber im Zaume halten, wenn er erwarte, von ihr respektiert zu werden.

Aber in jener Zeit hatte ich meine eigenen, persönlichen Gründe für meine ablehnende Haltung. Ich hielt mich nicht für fähig, eine Frau zu lieben. Ich hatte zu viele Erfahrungen hinter mir, in denen mir Frauen nur als durchtriebene und hinterlistige Wesen begegnet waren, die kein Vertrauen verdienten. Ich hatte zu viele Männer gesehen, die von Frauen ruiniert, zumindest aber an die Leine gelegt oder auf irgendeine andere Weise fertiggemacht worden waren. Frauen redeten zuviel. Einer Frau zu sagen, sie solle nicht soviel reden, wäre vergleichbar gewesen mit der Aufforderung an Jesse James, keinen Revolver zu tragen, oder einer Henne das Gackern zu verbieten. Kann man sich einen Jesse James überhaupt ohne Revolver vorstellen? Oder eine Henne ohne Gackern? Und für jemanden in einer gewissen Führungsposition, wie es bei mir der Fall war, wäre es das denkbar Schlechteste gewesen, die falsche Frau zu haben. Selbst Samson, der stärkste Mann der Welt, wurde durch die Frau, die in seinen Armen schlief, zugrunde gerichtet. Sie konnte ihn allein durch ihre Worte verletzen.

Nein wirklich, ich hatte *reichlich* Erfahrungen hinter mir. Ich hatte mit vielen Prostituierten und Mätressen gesprochen. Die wußten über die Ehemänner oft besser Bescheid als deren eigene Frauen. Die Ehefrauen lagen ihren Männern

dauernd mit ihren Klagen in den Ohren, so daß es eher die Prostituierten oder Geliebten waren, mit denen die Männer über ihre Sorgen und Geheimnisse sprachen. Die trösteten sie und hörten ihnen wirklich zu, weshalb die Männer ihnen auch alles erzählten.

Auf jeden Fall hatte ich mir seit zehn Jahren keine Gedanken mehr über eine Geliebte gemacht, und jetzt, als Prediger, dachte ich noch weniger daran zu heiraten. Auch Mr. Muhammad bestärkte mich höchstpersönlich darin, ledig zu bleiben.

Die Schwestern vom Tempel Sieben warfen den Brüdern bereits vor: "Ihr bleibt ja alle nur deswegen ledig, weil auch Bruder Malcolm nie eine Frau anschaut." Nein, diesen Schwestern gegenüber machte ich auch kein Geheimnis aus meinen Gefühlen. Und es stimmte, ich ermahnte die Brüder, sehr, sehr vorsichtig gegenüber Frauen zu sein.

Aber da war diese eine Schwester - 1956 war sie dem Tempel Sieben beigetreten. Ich nahm sie wahr, ohne ihr das geringste Interesse entgegenzubringen. Während des ganzen darauffolgenden Jahres nahm ich sie lediglich zur Kenntnis. Es wäre ihr nicht im Traum eingefallen, daß gerade ich an sie denken könnte. Ganz ehrlich, sie hätte wahrscheinlich noch nicht einmal geglaubt, daß ich überhaupt ihren Namen wußte. Sie hieß Schwester Betty X. Sie war groß, ihre Haut war dunkler als meine. Und sie hatte braune Augen.

Ich wußte, daß sie aus Detroit stammte und unten in Alabama am Tuskegee Institute Erziehungswissenschaften studiert hatte. Jetzt ging sie an einem der großen New Yorker Krankenhäuser auf die Schwesternschule. Für die muslimischen Mädchen und Frauen hielt sie Kurse über Hygiene und medizinische Fragen ab.

Ich sollte vielleicht erklären, daß an jedem Abend der Woche verschiedene muslimische Lehrgänge oder Veranstaltungen stattfinden. Montag abends trainiert in jedem Tempel die Gruppe der Fruit of Islam. Viele glauben, es gehe dabei nur um militärischen Drill, um Judo, Karate und so etwas - das gehört in der Tat zum Trainingsprogramm der F.O.I., ist aber nicht mehr als ein Teil davon. Die Brüder der F.O.I. verwenden wesentlich mehr Zeit auf Vorträge und Diskussionen darüber, wie Männer zu Männern werden. Sie diskutieren darüber, welche Verantwortung Ehemänner und Väter übernehmen müssen, welche Erwartungen man an Frauen stellen kann und welche Rechte eine Frau hat, die vom Ehemann nicht eingeschränkt werden dürfen. Weitere Themen sind die Bedeutung eines männlich-väterlichen Vorbildes für einen gefestigten Familienhaushalt, die Tagespolitik und warum Ehrlichkeit und Keuschheit für das Individuum, die Gemeinde, die Nation und die Zivilisation überhaupt unerläßlich sind. Sie diskutieren über alles, zum Beispiel, warum man mindestens einmal alle vierundzwanzig Stunden baden sollte, aber auch über Geschäftsprinzipien und ähnliche Dinge.

Dann gibt es dienstags abends in jedem Tempel den *Abend der Einheit*, an dem sich die Brüder und Schwestern bei Erfrischungen wie Keksen, Süßigkeiten und Fruchtsäften an einem geselligen Beisammensein erfreuen können. Mittwochs um 20 Uhr findet der Abend für Neulinge statt, den wir die *Studenteneinschreibung* nennen und an dem grundsätzliche Fragen des Islam erörtert werden. Das läßt sich in etwa mit dem Katechismusunterricht bei den Katholiken vergleichen.

Am Donnerstagabend findet das M.G.T. (Muslim Girls' Training) und die G.C.C. (General Civilization Class) statt. Hier lernen Frauen und Mädchen des Islam, wie man einen Haushalt führt, wie man Kinder erzieht, wie der Ehemann zu behandeln ist, wie man kocht und näht, wie man sich zu Hause und in der Öffentlichkeit zu benehmen hat, und die anderen Dinge, die für eine gute muslimische Schwester, Mutter und Ehefrau wichtig sind.

Der Freitag ist dem sogenannten *Zivilisationsabend* gewidmet, an dem Brüder und Schwestern Unterricht auf dem Gebiet der ehelichen Beziehungen erhalten. Hierbei liegt die besondere Betonung darauf, wie Ehemänner und Ehefrauen die wahre Natur ihres Partners verstehen und respektieren lernen können. Der Samstagabend ist für alle Muslims frei; normalerweise besuchen sie sich dann gegenseitig. Und am Sonntag halten natürlich alle muslimischen Tempel ihre Gottesdienste ab.

Ich schaute am Donnerstagabend gelegentlich mal bei den M.G.T. und G.C.C. Gruppen vorbei, manchmal auch bei den Kursen von Schwester Betty X. Genauso wie ich an anderen Abenden bei den verschiedenen Kursen der Brüder auftauchte. Zunächst fragte ich Schwester Betty X, wie gut die Schwestern bei ihr lernten und ähnliches, worauf sie meistens antwortete: "Prima, Bruder Prediger." Und ich sagte dann schlicht: "Danke, Schwester." Etwas in dieser Art. Und mehr war eben nicht. Nach einer Weile fing ich an, mich kurz, aber wirklich nur ganz kurz, mit ihr zu unterhalten, einfach um freundlich zu ihr zu sein.

Eines Tages überlegte ich mir, daß es für den Unterricht der Frauen nur gut sein könne, wenn ich Schwester Betty X einmal ins Naturkundemuseum mitnehmen würde. Aber nur aus dem Grund, weil sie eine Dozentin war. Ich wollte ihr ein paar Schautafeln zeigen, die den Stammbaum der Evolution darstellten und für ihren Unterricht nützlich sein könnten. Ich wollte ihr Beweise liefern für einige von Mr. Muhammads Lehren, so beispielsweise dafür, daß das unreine Schwein im Grunde nichts anderes ist als ein großes Nagetier, eine Kreuzung aus Ratte, Katze und Hund. Als ich Schwester Betty X von der Idee erzählte, betonte ich ausdrücklich, daß es mir nur darum gehe, ihr zu helfen, den Unterricht der Schwestern zu bereichern. Ich hatte es sogar geschafft, mir selbst einzureden, das sei der einzige Grund.

Als dann an jenem Nachmittag die verabredete Zeit heranrückte, rief ich sie an und sagte ihr, daß etwas Wichtiges dazwischengekommen sei, ich müsse die Verabredung absagen. Darauf sagte sie: "Nun, Bruder Prediger, du hast dir ja ganz schön Zeit gelassen mit deinem Anruf. Ich wollte gerade zur Tür hinausgehen." Also bat ich sie, doch noch zu kommen, irgendwie würde ich's schon hinkriegen, aber viel Zeit bliebe leider nicht.

Im Museum stellte ich ihr ganz beiläufig alle möglichen Fragen. Ich wollte eine Vorstellung von ihren Ansichten bekommen, wollte wissen, *wie* sie dachte. Von ihrer Intelligenz und ihrer Bildung war ich beeindruckt. Unter den neugeworbenen Mitgliedern war sie damals eine der wenigen, die ein College besucht hatten.

Kurz danach vertraute mir dann eine der älteren Schwestern an, daß Schwester Betty X sich gerade mit einem persönlichen Problem herumschlüge. Ich war wirklich überrascht, daß sie mir nichts davon erzählt hatte, als es die Gelegenheit dazu gab. Muslimische Prediger sind oft mit den Problemen junger Leute konfrontiert, die wegen ihrer Zugehörigkeit zur Nation of Islam von ihren Eltern verstoßen werden. Nun, Schwester Betty X hatte ihren Pflegeeltern, die ihr die Ausbildung finanzierten, erzählt, daß sie zum Islam übergetreten war. Daraufhin hatten die Eltern sie vor die Wahl gestellt, entweder die Muslims zu verlassen, oder sie würden ihr keinen Pfennig mehr für die Schwesternschule zahlen.

Es war bereits gegen Ende des Semesters - doch Betty X hielt am Islam fest und fing nun an, für einige der Ärzte, die auf dem Betriebsgelände ihres Ausbildungskrankenhauses wohnten, als Babysitterin zu arbeiten.

In meiner Position hätte ich nie etwas unternommen, ohne vorher über die Folgen nachzudenken, die mein Handeln für die Nation of Islam insgesamt haben könnte.

Deshalb dachte ich angestrengt nach. Was würde geschehen, wenn ich - nur mal *angenommen* - in Erwägung ziehen sollte, jemanden zu heiraten? Zum Beispiel Schwester Betty X - obwohl es genausogut jede andere Schwester aus einem unserer Tempel hätte sein können. Aber Betty X paßte zum Beispiel in Größe und Alter sehr gut zu mir.

Mr. Muhammad hatte uns gelehrt, es sehe komisch und unpassend aus, wenn ein großer Mann mit einer zu kleinen Frau verheiratet sei und umgekehrt genauso. Und er brachte uns auch bei, das ideale Alter für die Ehefrau betrage die Hälfte des Alters des Mannes plus sieben Jahre. Er lehrte uns, in physiologischer Hinsicht seien Frauen den Männern weit voraus. Aber eine Ehe, in der die Ehefrau keinen Respekt vor ihrem Ehemann habe, müsse scheitern. Außerdem müsse der Mann Interessen haben, die über das Zusammensein mit seiner Frau hinausgingen, damit sie bei ihm psychische Geborgenheit finden könne.

Als mir klar wurde, *was* mir da durch den Kopf ging, war ich derart schockiert über mich, daß ich Schwester Betty X ab sofort aus dem Weg ging, sofern es sich einrichten ließ. Wenn ich mich in unserem Restaurant aufhielt und sie es betrat, machte ich mich sofort aus dem Staub. Es war eine Erleichterung zu wissen, daß sie von meinen Überlegungen nichts ahnte. Daß ich nicht mehr mit ihr sprach, konnte sie auf keinen Fall auf irgendwelche Gedanken bringen, denn wir hatten bisher noch kein *persönliches* Wort miteinander gewechselt - auch wenn sie sich vielleicht ihren Teil *gedacht* haben mochte.

Ich grübelte darüber nach, was geschähe, falls ich ihr eventuell doch etwas sagen *würde* - wie würde sie wohl darauf reagieren? Ich würde ihr keine Gelegenheit bieten, mich in eine peinliche Lage zu bringen. Ich habe schon zu viele Frauen damit angeben hören: "Und dann hab ich den Penner in die Wüste geschickt!" Zu viele Erfahrungen dieser Art lagen schon hinter mir, und ich war deshalb sehr vorsichtig geworden.

Eine Sache gefiel mir sehr gut an Schwester Betty X - sie hatte kaum Verwandte. Meiner Meinung nach war die angeheiratete Verwandtschaft sowas wie der gesetzmäßige Gegner einer jeden Ehe. Gerade unter den Muslims des Tempels Sieben hatte ich mehr Ehen durch die meist anti-muslimisch eingestellte Verwandtschaft in die Brüche gehen sehen als aus irgendeinem anderen Grund.

Ich wollte auf keinen Fall auch nur eine Silbe des romantischen Zeugs von mir geben, mit dem Hollywood und das Fernsehen die Köpfe der Frauen vollgestopft hatten. Wenn ich etwas unternehmen sollte, dann nur auf direktem Wege. Und alles würde auf *meine* ganz persönliche Art geschehen und nach meinem freien Willen. Und nicht etwa deshalb, weil es mir jemand so vorgemacht hätte oder weil ich es in einem Buch gelesen oder irgendwo in einem Film so gesehen hätte.

Als ich Mr. Muhammad das nächste Mal in Chicago besuchte, erzählte ich ihm, daß ich dabei wäre, mir einen sehr ernsten Schritt zu überlegen. Er lächelte, als er erfuhr, worum es sich handelte.

Ich sagte ihm, das seien erstmal nur Überlegungen, mehr nicht. Mr. Muhammad äußerte den Wunsch, diese Schwester einmal kennenzulernen.

Zu dieser Zeit war die Nation of Islam finanziell durchaus in der Lage, die Schwestern, die in den verschiedenen Tempeln unterrichteten, zu einem Besuch in den Tempel Zwei des Hauptquartiers nach Chicago einzuladen. Sie nahmen dort an Frauenkursen teil und konnten während ihres Aufenthalts den Ehrwürdigen Elijah Muhammad persönlich kennenlernen. Schwester Betty X wußte natürlich von dieser Regelung, und so mußte sie nicht unbedingt auf irgendwelche Gedanken kommen, als auch für sie ein solcher Besuch in Chicago arrangiert wurde. Und wie alle Schwestern, die als Dozentinnen tätig waren, sollte auch sie Gast im Haus von Mr. Muhammad und seiner Frau, Schwester Clara Muhammad, sein.

Mr. Muhammad ließ mich danach wissen, er habe von Schwester Betty X einen hervorragenden Eindruck bekommen.

Wenn man über ein Vorhaben nachdenkt, dann kommt unweigerlich der Punkt, an dem man sich entschließen sollte, es in die Tat umzusetzen oder es bleiben zu lassen. An einem Sonntagabend fuhr ich nach dem Ende der Versammlung im Tempel Sieben mit meinem Wagen auf den Garden State Parkway. Ich wollte meinen Bruder Wilfred in Detroit besuchen. Ein Jahr zuvor, 1957, war Wilfred dort zum Prediger des Tempels Eins ernannt worden. Ich hatte seit längerer Zeit weder ihn noch irgendein anderes Mitglied meiner Familie gesehen.

Montag morgen gegen zehn Uhr kam ich in Detroit an. An einer Tankstelle ging ich zum Münztelefon, das dort an der Wand hing, und rief Schwester Betty X an. Zuerst mußte ich mich noch bei der Auskunft nach der Nummer des zum Krankenhaus gehörenden Schwesternwohnheims erkundigen. Die meisten Telefonnummern merke ich mir sofort, aber bei ihrer Nummer hatte ich mir extra vorgenommen, es nicht zu tun. Schließlich holte jemand sie ans Telefon. Sie sagte: "Oh, hallo Bruder Prediger!" Ich fragte sie ohne Umschweife: "Sag mal, was hältst du vom Heiraten?"

Sie schien völlig überrascht und fassungslos.

Je mehr ich aber später darüber nachdachte, desto sicherer wurde ich mir, daß sie das damals nur gespielt hatte. Denn Frauen merken so was. Sie wissen einfach immer, was los ist.

Erwartungsgemäß war ihre Antwort ein schlichtes "Ja". Okay, sagte ich dann zu ihr, es bliebe nicht allzuviel Zeit, sie solle am besten mit dem nächsten Flugzeug nach Detroit kommen.

Also nahm sie die nächstbeste Maschine und stellte mich ihren Pflegeeltern vor, die in Detroit lebten. In der Zwischenzeit hatten sie sich wieder mit Betty ausgesöhnt, und sie reagierten sehr freundlich und angenehm überrascht. Zumindest taten sie so.

Dann stellte ich Schwester Betty X der Familie meines ältesten Bruders Wilfred vor. Ich hatte ihn schon vorher gefragt, wo man ohne große Formalitäten und langes Warten heiraten könne. Er hatte darauf geantwortet, das sei im Nachbarstaat Indiana möglich.

Am nächsten Morgen holte ich Betty sehr früh im Haus ihrer Eltern ab. Wir hielten gleich in der ersten Stadt in Indiana und erfuhren dort, daß das betreffende Staatsgesetz nur wenige Tage zuvor geändert worden war. Nun gab es auch in Indiana lange Wartezeiten.

Das war am 14. Januar 1958, einem Dienstag. Wir waren nicht weit entfernt von Lansing, wo mein Bruder Philbert wohnte. Also fuhren wir dorthin. Philbert war zur Arbeit, als wir bei ihm zu Hause ankamen, wir trafen aber seine Frau an. Ich stellte ihr Betty X vor. Während sie sich mit Philberts Frau unterhielt,

fand ich durch ein paar Telefonanrufe heraus, daß wir noch am selben Tag heiraten konnten, wenn wir alle Formalitäten rasch erledigten.

Wir unterzogen uns der vorgeschriebenen Blutgruppenuntersuchung und besorgten uns dann die Heiratserlaubnis. Unter "Religionszugehörigkeit" trug ich auf dem Formular "Muslim" ein. Dann fuhren wir zum Friedensrichter.

Ein buckliger alter Weißer traute uns. Auch die Trauzeugen waren Weiße. Auf die entscheidenden Fragen antworteten wir mit "Ich will". Alle standen herum, lächelten und beobachteten jede unserer Bewegungen. Der alte Teufel sagte: "Hiermit erkläre ich Sie zu Mann und Frau. Küssen Sie Ihre Braut!"

Ich brachte Betty so schnell es ging da raus. Dieser ganze Hollywood-Quatsch! Frauen, die von ihren Männern über die Türschwelle getragen werden wollen und oft viel schwerer sind als er. Ich weiß nicht, wieviele Ehen an film- und fernsehsüchtigen Frauen scheitern, die lauter Umarmungen und Blümchen hier und Küßchen da erwarten und wie Aschenputtel zu feinem Essen und zum Tanz ausgeführt werden wollen. Und dann werden sie sauer, wenn ein armer, ausgemergelter Ehemann müde und verschwitzt nach Hause kommt, weil er den ganzen Tag gearbeitet hat wie ein Pferd und nun sein Abendessen braucht.

Wir aßen bei Philbert zu Hause in Lansing zu Abend. "Ich habe eine Überraschung für dich", sagte ich beim Eintreten. "Ich glaube kaum, daß du eine Überraschung für mich hast", gab er zurück. Denn als er nach Hause gekommen war und erfahren hatte, daß ich mit einer muslimischen Schwester angekommen war, hatte Philbert sich schon gedacht, daß ich entweder bereits geheiratet hatte oder im Begriff war, es zu tun.

Der Stundenplan von Bettys Schwesternschule verlangte, daß sie sofort wieder nach New York zurückflog. Sie konnte erst vier Tage später wieder nach Detroit kommen. Sie behauptet bis heute, während dieser Zeit niemandem im Tempel Sieben von unserer Heirat erzählt zu haben.

An jenem Sonntag wollte Mr. Muhammad im Tempel Eins in Detroit predigen. Ich hatte mittlerweile einen Assistenten im Tempel Sieben, den rief ich an und bat ihn, in New York für mich einzuspringen. Am Samstag kam Betty mit dem Flugzeug wieder nach Detroit zurück. Mr. Muhammad gab unsere Eheschließung direkt nach seiner Predigt bekannt. Auch in Michigan hatte es sich herumgesprochen, daß ich immer einen weiten Bogen um alle Schwestern machte, so daß anfangs niemand wirklich glauben wollte, daß wir geheiratet hatten.

Danach fuhren wir zusammen nach New York zurück. Die Neuigkeit machte in unseren Tempeln die Runde und versetzte alle in Erstaunen. Einige junge Brüder schauten mich an, als hätte ich sie verraten. Alle anderen aber grinsten breit wie Cheshire-Katzen. Die Schwestern fielen über Betty her und fraßen sie fast auf vor Neugier. Ich werde nie vergessen, wie eine ausrief: "Du hast ihn dir also geschnappt!" Wie ich schon sagte, die *Natur* der Frauen: Sie hatte mich

geschnappt. Unter anderem aufgrund dieser Szene wollte es mir nie so recht aus dem Kopf gehen, daß sie doch schon die ganze Zeit über etwas gewußt hat. Vielleicht stimmt es ja auch, daß sie *mich* geschnappt hat!

Auf jeden Fall lebten wir die nächsten zweieinhalb Jahre im New Yorker Stadtteil Queens und teilten uns mit Bruder John Ali und seiner damaligen Frau ein Reihenhaus mit zwei kleinen Wohnungen. John Ali ist mittlerweile der Nationale Sekretär der Nation of Islam in Chicago.

Attilah, unsere älteste Tochter, wurde im November 1958 geboren. Sie ist nach Attila dem Hunnen benannt. (Er hat Rom in Schutt und Asche gelegt.) Kurz nach Attilahs Geburt zogen wir in unser jetziges 7-Zimmer-Haus um, in ein nur von Schwarzen bewohntes Viertel von Queens auf Long Island.

Ein weiteres Mädchen, Qubilah (nach Kublai Khan benannt), wurde am ersten Weihnachtsfeiertag 1960 geboren. Dann, im Juli 1962, wurde Ilyasah ("Ilyas" ist der arabische Name für Elijah) geboren. Und 1964 kam unsere vierte Tochter, Amilah, zur Welt.

Ich glaube, mittlerweile kann ich wirklich sagen, daß ich Betty liebe. Sie ist die einzige Frau, bei der mir je der Gedanke an Liebe gekommen ist. Und sie gehört zu den einzigen vier Frauen, zu denen ich wirklich Vertrauen entwickelt habe. Betty ist tatsächlich eine gute Muslimin und Ehefrau. Der Islam ist die einzige Religion, die beiden Geschlechtern, Mann und Frau, einen Begriff davon vermittelt, was wirkliche Liebe ist. Nimmt man das westliche Liebeskonzept auseinander, so bleibt am Ende nur die Begierde übrig. Aber Liebe geht weit über das rein Körperliche hinaus. Liebe hat zu tun mit Charakter, Gesinnung, Verhalten, Gedanken, Vorlieben, Abneigungen - all das zusammen läßt erst eine Frau sich zu ihrer eigentlichen Schönheit entfalten. Das ist die Schönheit, die nie verblaßt. In der westlichen Zivilisation verliert eine Frau ihre Anziehungskraft, wenn ihre körperliche Schönheit abnimmt. Aber der Islam lehrt uns, auf das Innere des Menschen zu sehen.

Auch Betty handelt danach, und deswegen versteht sie mich. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es viele Frauen gibt, die mich so akzeptieren würden, wie ich bin. Betty begreift, daß es ein Fulltime-Job ist, die hirngewaschenen Schwarzen aufzurütteln und dem arroganten weißen Teufel die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Wenn ich in der knapp bemessenen Zeit, die ich zu Hause verbringe, auch noch arbeiten muß, so verschafft sie mir die Ruhe, die ich dazu brauche. Ich bin kaum mehr als die Hälfte der Woche zu Hause. Es ist sogar schon einmal vorgekommen, daß ich fünf Monate am Stück unterwegs war. Betty und ich haben selten Gelegenheit, gemeinsam auszugehen, und ich weiß sehr wohl, wie gern sie mit ihrem Mann zusammen ist. Sie hat sich an meine Anrufe von Flughäfen irgendwo zwischen Miami und Seattle, zwischen Boston und San Francisco gewöhnt, oder an die Telegramme, die ich ihr jüngst aus Kairo, Akkra oder der Heiligen Stadt Mekka geschickt habe. Einmal hat sie während eines

Ferngesprächs auf wunderbare Weise formuliert, wie sie darüber denkt. Sie sagte: "Du bist bei mir, auch wenn du weg bist."

Im weiteren Verlauf des Jahres, in dem Betty und ich geheiratet hatten, verausgabte ich mich total dabei, immer an mehreren Orten gleichzeitig sein zu wollen, um weiter zum Anwachsen der Nation of Islam beizutragen. Als ich einen Gastvortrag im Bostoner Tempel auf die gewohnte Weise beendete, indem ich fragte: "Wer von euch möchte dem Ehrwürdigen Elijah Muhammad *folgen*?" sah ich zu meinem völligen Erstaunen, daß auch meine Schwester unter denen war, die sich erhoben hatten. *Ella*! Wir haben eine Redewendung die besagt, daß aus denen, die am schwersten zu überzeugen sind, die besten Muslims werden. Bei Ella hatte es fünf Jahre gedauert.

Ich hatte schon erwähnt, daß eine größere Organisation praktisch unbemerkt in einer Großstadt existieren kann, solange nichts geschieht, was sie ins Licht der Öffentlichkeit rückt. Nun, gewiß konnte niemand in der Nation of Islam voraussehen, was sich eines Nachts in Harlem abspielen sollte.

Zwei weiße Polizisten hatten auf der Straße eine Rauferei zwischen einigen Schwarzen beendet und dann die zumeist schwarzen Passanten aufgefordert: "Weitergehen - Weitergehen!" Unter diesen Schaulustigen befanden sich auch zwei Muslims, Bruder Johnson Hinton und ein weiterer Bruder vom Tempel Sieben. Sie rannten allerdings nicht so auseinander, wie es die weißen Polizisten gern gesehen hätten. Deshalb schlugen sie mit dem Schlagstock auf Bruder Hinton ein, wodurch er eine Platzwunde am Kopf erlitt. Dann wurde er in einen Streifenwagen verfrachtet und im Eiltempo zu einem nahegelegenen Revier gefahren.

Der andere Bruder rief unser Restaurant an und berichtete von dem Vorfall. Nach ein paar weiteren Anrufen hatten sich dann in weniger als einer halben Stunde an die fünfzig Mitglieder der zum Tempel Sieben gehörenden Fruit of Islam in Reih und Glied vor der Polizeiwache aufgestellt.

Voller Neugier eilten andere Schwarze herbei und versammelten sich aufgeregt hinter den Muslims. Die Polizisten, die an der Eingangstür erschienen waren oder aus den Fenstern sahen, trauten ihren Augen nicht. In meiner Eigenschaft als Prediger des Tempels Sieben ging ich in das Gebäude und verlangte unseren Bruder zu sprechen. Zuerst sagten sie, er sei nicht da. Dann gaben sie es zu, meinten aber, ich dürfe ihn nicht sehen. Ich erwiderte, wir Muslims würden nicht eher abziehen, bis wir ihn gesehen und uns vergewissert hätten, daß er anständig medizinisch versorgt werde.

Die Polizisten waren nervös geworden und hatten Angst vor der Menge, die sich draußen versammelte. Als ich unseren Bruder Hinton sah, verlor ich fast die Beherrschung. Er war halb bewußtlos. Sein Kopf, sein Gesicht und seine Schultern waren blutüberströmt. Ich hoffe, ich werde niemals wieder mit dem Anblick eines solchen Falls von nackter Polizeibrutalität konfrontiert.

Ich forderte den diensthabenden Leiter der Wache auf: "Dieser Mann gehört ins Krankenhaus." Daraufhin wurde endlich ein Krankenwagen gerufen. Der traf bald ein, und Bruder Hinton wurde ins Harlem Hospital gebracht. Wir Muslims folgten dem Krankenwagen dorthin. Dabei gingen wir in lockerer Formation etwa fünfzehn Häuserblocks weit die Lenox Avenue entlang, vermutlich die geschäftigste Hauptstraße Harlems. Viele Schwarze, für die das ein völlig ungewohnter Anblick war, strömten aus den Geschäften und Restaurants und schlossen sich uns an, wodurch die Menge allmählich anwuchs.

Die Ansammlung, die sich dann am Harlem Hospital hinter den Muslims gebildet hatte, war recht groß, und man spürte, wie die Wut der Leute mehr und mehr anstieg. Die schwarze Bevölkerung von Harlem hatte die Brutalitäten der Polizei schon lange satt. Und bisher hatte sie noch nie erlebt, daß eine Organisation von Schwarzen so entschieden aufgetreten war wie wir.

Ein hoher Polizeibeamter kam auf mich zu und sagte: "Sorgen Sie dafür, daß diese Leute hier verschwinden!" Ich gab zurück, unsere Brüder würden vollkommen friedlich und diszipliniert dort stehen, und niemandem werde ein Leid zugefügt. Daraufhin sagte er, bei denen, die sich hinter unseren Leuten versammelt hätten, sei aber von Disziplin nicht viel zu merken. Worauf ich höflich entgegnete, diese anderen seien ja wohl eher sein Problem.

Nachdem die Ärzte uns versichert hatten, daß Bruder Hinton die bestmögliche medizinische Versorgung erhalten würde, entfernten sich die Muslims auf meinen Befehl hin. Unter den anderen Schwarzen herrschte immer noch eine bedrohliche Stimmung, doch als wir abzogen, lösten auch sie sich auf. Erst später erfuhren wir, daß in Bruder Hintons Schädeldecke eine Stahlplatte eingesetzt werden mußte. (Nach der Operation half ihm die Nation of Islam bei einer Schadenersatzklage. Ein Schwurgericht sprach ihm 70.000 Dollar zu, die größte Summe, zu der die Stadt New York je bei einem Fall von polizeilicher Brutalität verurteilt worden ist.)

Für die Millionen Leser der Manhattaner Zeitungen war die ganze Sache damals wieder mal einer dieser ständig wiederkehrenden Berichte über "Rassenunruhen in Harlem!" Weil aber tatsächlich etwas passiert war, wurde es diesmal nicht hochgespielt. Mit Sicherheit war aber davon auszugehen, daß sich die Polizei alle Akten über die Nation of Islam vornahm und sie gründlich studierte. Sie sahen uns jetzt mit ganz anderen Augen. Am wichtigsten war jedoch, daß in Harlem, dem am dichtesten besiedelten schwarzen Ghetto der Welt, die Lokalzeitung *Amsterdam News* die Sache als Titelgeschichte herausbrachte. Zum ersten Mal sprachen alle Schwarzen - Männer, Frauen und Kinder - über "die Muslims" .

14 Black Muslims

Im Frühjahr 1959 - einige Monate, bevor der Fall um Bruder Johnson Hinton das schwarze Ghetto auf uns aufmerksam machte - wurde ich eines Morgens von Louis Lomax, einem damals noch in New York lebenden schwarzen Journalisten, gefragt, ob wir bei einem Dokumentarfilmprojekt über die Nation of Islam mit ihm zusammenarbeiten würden. Es ging um einen Beitrag für die Mike Wallace Show, die dafür bekannt war, kontroverse Themen anzupacken. Ich erklärte Lomax, daß eine solche Anfrage natürlich dem Ehrwürdigen Elijah Muhammad vorgelegt werden müsse. Und Lomax flog in der Tat nach Chicago, um dort direkte Verhandlungen zu führen. Mr. Muhammad befragte ihn gründlich und setzte ihm einige inhaltliche Bedingungen. Dann gab er Lomax seine Zustimmung.

Im Umfeld unserer Moscheen in New York, Chicago und in Washington, D.C. begannen Kameraleute mit dem Filmen von Alltagsszenen der Nation of Islam. Es wurden Tonbandaufnahmen davon gemacht, wie Mr. Muhammad und einige Prediger, darunter auch ich, schwarzen Zuhörern die Wahrheit über die an uns Schwarzen begangene Gehirnwäsche und die Missetaten des weißen Teufels lehrten.

Zur gleichen Zeit etwa wählte C. Eric Lincoln, ein junger schwarzer Akademiker, der gerade dabei war, an der Boston University seinen Doktortitel zu erwerben, die Nation of Islam zum Thema seiner Dissertation. Lincolns Interesse dafür war ein Jahr zuvor geweckt worden, als er im Rahmen eines Lehrauftrags für Religionswissenschaften am Clark College in Atlanta, Georgia, eine Hausarbeit eingereicht bekommen hatte, deren Einleitung ich nun aus dem Buch von Lincoln selbst zitieren kann. Es handelt sich um die offen ausgesprochene Überzeugung von einem der zahlreichen jungen schwarzen Studenten, die oft unseren örtlichen Tempel Fünfzehn besucht hatten:

"Die christliche Religion verträgt sich nicht mit dem Streben des Schwarzen nach Menschenwürde und Gleichheit in Amerika", hatte der Student geschrieben. "Sie war hinderlich, wo sie hätte helfen können, sie ist ausgewichen, wo sie hätte Stellung beziehen müssen, sie hat die Gläubigen untereinander nach ihrer Hautfarbe getrennt, obwohl sie doch die universelle Brüderlichkeit unter Jesus Christus zu ihrer Mission erhoben hat. Christliche Nächstenliebe ist die Liebe des Weißen zu sich selbst und zu seiner Rasse. Für alle Menschen aber, die nicht weiß sind, verkörpert der Islam die Hoffnung auf Gerechtigkeit und Gleichheit in einer Welt, die es erst noch zu erschaffen gilt."

Nachdem Professor Lincoln durch einige vorläufige Studien klargeworden war, auf was für ein Thema er da gestoßen war, gelang es ihm, zusätzliche Forschungsgelder bewilligt zu bekommen und einen Verleger zu finden, der ihn ermutigte, aus seiner Doktorarbeit ein Buch zu machen.

In den internen Gesprächen unserer verhältnismäßig kleinen Nation of Islam nahmen diese beiden bedeutenden Entwicklungen - eine Fernsehsendung über uns und ein Buch - selbstverständlich viel Raum ein. Alle Muslims waren voll freudiger Erwartung, daß mit Hilfe der mächtigen Kommunikationsmedien der Weißen nun sowohl unsere hirngewaschenen schwarzen Brüder und Schwestern in den Vereinigten Staaten als auch die Teufel selbst die Lehren Mr. Muhammads hören, sehen und lesen würden; die Lehren, mit denen Mr. Muhammad wie mit einem zweischneidigen Schwert nach allen Seiten Hiebe austeilte.

Wir hatten auch schon unsere eigenen bescheidenen Versuche unternommen, die Macht des gedruckten Wortes für unsere Zwecke einzusetzen. Als ersten Schritt dahin hatte ich damals einen Termin mit James Hicks vereinbart, dem Herausgeber der Harlemer *Amsterdam News*. Hicks hatte gesagt, seiner Meinung nach verdiene es jede Stimme in der Community gehört zu werden. Bald darauf erschien in der *Amsterdam News* wöchentlich eine kurze, von mir verfaßte Kolumne. Schon bald darauf erklärte sich Mr. Muhammad bereit, den wertvollen Raum in der *Amsterdam News* persönlich zu nutzen. Meine Kolumne erschien von da an in einer anderen schwarzen Zeitung, dem *Herald Dispatch* in Los Angeles.

Aber ich wollte weiterhin unbedingt eine eigene Zeitung ins Leben rufen, die nur Nachrichten der Nation of Islam verbreiten würde.

1957 schickte Mr. Muhammad mich nach Los Angeles, um dort die Gründung eines Tempels zu organisieren. Da ich nun schon einmal in dieser Stadt war, stattete ich dem *Herald Dispatch* nach Erledigung meiner Aufgabe einen Besuch ab. Ich blieb gleich dort und arbeitete eine Zeitlang in der Redaktion. Sie boten mir Gelegenheit zu beobachten, wie eine Zeitung gemacht wird. Ich bin glücklicherweise mit einer guten Auffassungsgabe gesegnet. Es reicht schon, daß ich einmal zusehe, wie etwas gemacht wird, um zu begreifen, wie ich es selbst machen kann. Als ich mich noch als kleiner Ganove auf der Straße herumgetrieben hatte, war schnelles "Kapieren" die Überlebensregel Nummer Eins gewesen.

Wieder zurück in New York, legte ich mir einen gebrauchten Fotoapparat zu. Ich weiß nicht, wieviele Filme ich verschoß, bis ich brauchbare Aufnahmen zustande brachte. Bei jeder sich mir bietenden Gelegenheit schrieb ich kleine Meldungen über interessante Ereignisse in der Nation of Islam. Einen Tag pro Monat schloß ich mich ein und ordnete alle meine Berichte und Fotoaufnahmen, um sie dann einem Drucker zu geben, den ich aufgetrieben hatte. Ich gab der Zeitung den Namen *Muhammad Speaks,* und meine muslimischen Brüder verkauften sie im Ghetto auf der Straße. Ich hätte mir damals nicht träumen lassen, daß bedingt durch Eifersucht, die sich in der Hierarchie eingenistet hatte, in dieser von mir selbst gegründeten Zeitung eines Tages nichts mehr über mich erscheinen würde.

Auf jeden Fall stand die Nation of Islam kurz davor, im ganzen Land bekannt zu werden, als Mr. Muhammad mich auf eine dreiwöchige Reise nach Afrika schickte. So klein wir damals auch noch waren, so hatten doch einige bedeutende afrikanische und asiatische Persönlichkeiten Mr. Muhammad persönliche Botschaften zukommen lassen, in denen sie ihre Freude über seine Bemühungen zum Ausdruck brachten, das schwarze Volk Amerikas zu erwecken und ihm zu neuer Größe zu verhelfen. Einige dieser Botschaften waren mir zugeleitet worden, und ich hatte sie Mr. Muhammad überbracht. Nun reiste ich also als Gesandter von Mr. Muhammad nach Ägypten und Saudi-Arabien, in den Sudan, nach Nigeria und Ghana.

Heute bekommt man oft die Beschwerden schwarzer Führer zu hören, daß es Presse, Radio, Fernsehen und die anderen Medien der Weißen gewesen seien, die den Muslims erst zu internationaler Bekanntheit verholfen hätten. Dagegen läßt sich nicht das geringste einwenden, denn sie haben vollkommen recht. Es hat aber niemand von uns in der Nation of Islam auch nur im entferntesten vorausgesehen, was sich bald ereignen sollte.

Gegen Ende des Jahres 1959 wurde der Dokumentarfilm im Fernsehen ausgestrahlt. Der Titel "Wenn Haß neuen Haß erzeugt" war reißerisch in ein Kaleidoskop "schockierender" Bilder eingearbeitet: Gezeigt wurden Mr. Muhammad, ich und andere während unserer Reden, die Fruit of Islam als entschlossen aussehende schwarze Männer mit steinernen Gesichtern, muslimische Schwestern jeden Alters mit weißen Kopftüchern und langen weißen Gewändern, Muslims in unseren Restaurants und Geschäften, Muslims und andere Schwarze beim Betreten und Verlassen unserer Moscheen.

Jede Aussage war offensichtlich so gewählt, daß sie die Schockwirkung verstärken sollte. Ich glaube, daß das, was die Produzenten beabsichtigt hatten, wirklich eintrat - die Zuschauer saßen am Ende der Sendung völlig erschlagen da.

Die öffentliche Reaktion war ähnlich der in den dreißiger Jahren, als Orson Welles ganz Amerika durch ein Hörspiel in Angst und Schrecken versetzte, das eine Invasion der "Marsmenschen" so plastisch schilderte, als würde sie wirklich gerade stattfinden.

Zwar sprang jetzt, im Gegensatz zu damals, niemand aus dem Fenster, aber in New York City kam es nach der Sendung in der Öffentlickeit zu einer Lawine heftigster Reaktionen. Meiner persönlichen Meinung nach war vor allem der Titel mit dem zweimaligen "Haß...Haß" dafür verantwortlich, daß es zu diesen Reaktionen kam. Hunderttausende von New Yorkern, schwarz und weiß, schrien entsetzt auf: "Hast du das gehört? Hast du das gesehen? Sie predigen den *Haß* auf die Weißen!"

Hier trat eines der charakteristischen Verhaltensmuster des weißen Mannes in seinem Verhältnis zu Schwarzen zutage. Der Weiße ist so von sich selbst

überzeugt, daß ihn blankes Entsetzen packt, wenn er entdeckt, daß seine Opfer diese großspurige Selbstüberschätzung nicht teilen. Jahrhundertelang lief alles bestens in Amerika, solange die brutal mißhandelten und ausgebeuteten Schwarzen sich stets noch ein gequältes Grinsen abrangen, ihren Herrn anbettelten, zu allem "Yessa Massa" sagten und sich unterwarfen wie Onkel Tom. Doch jetzt war unter den Schwarzen eine Veränderung eingetreten.

Zuerst kamen die Zeitungen der Weißen, ihre Sonderberichterstatter und Leitartikler: "Alarmierend!"..."Boten des Hasses"..."Eine Bedrohung der guten Beziehungen zwischen den Rassen!"..."Schwarze Befürworter der Rassentrennung"..."Advokaten schwarzer Vorherrschaft!" und so weiter und so fort.

Die Druckerschwärze der Tageszeitungen war noch nicht trocken, da stimmten schon die großen Wochenmagazine in den Chor mit ein: "Prediger des Hasses"..."Sie suchen die Gewalt"..."Schwarze Rassisten"..."Schwarze Faschisten"..."anti-christlich"..."möglicherweise kommunistisch unterwandert..."

So spuckten es die Druckerpressen im Auftrag des größten Teufels in der Geschichte der Menschheit aus. Und dann unternahm der aufgeschreckte weiße Mann seinen nächsten Schritt.

Seit den Anfängen der Sklaverei hat sich der amerikanische Weiße stets einige handverlesene Schwarze gehalten, denen es wesentlich besser erging als der Masse der Schwarzen, die unter sengender Sonne auf den Feldern litten und sich abrackerten. Der Weiße hielt sich die *house and yard Negroes* als sein ganz besonderes Dienstpersonal. Er gab ihnen ein paar Krümel mehr von seiner reichlich gedeckten Tafel ab; er erlaubte ihnen sogar, ihre Mahlzeiten in seiner eigenen Küche einzunehmen. Er wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte. Sie würden "good Massa" schon bei Laune halten und in seiner Selbsteinschätzung bestärken, wie "gütig" und "gerecht" er doch sei. Der "good Massa" bekam von diesen *house and yard Negroes* immer genau das zu hören, was er gern hören wollte: "Sie sind ein so gütiger, *feiner* Massa!" Oder: "Oh Massa, die alten Nigger, die Feldarbeiter da draußen, die sind schon zufrieden mit dem, was sie haben. Nein, nein, Massa, es lohnt nicht, daß Sie sich Mühe machen, die sind viel zu dumm und begreifen es gar nicht, wenn man sich um sie sorgt, Massa..."

Nun, die *house and yard Negroes* von heute sind nur etwas raffinierter geworden als die aus den Zeiten der Sklaverei, mehr nicht. Wenn der Weiße nun zum Hörer griff und sie anrief, brauchte er seinen dressierten schwarzen Marionetten nicht einmal besondere Anweisungen zu erteilen. Sie hatten ja bereits ferngesehen, hatten Zeitung gelesen. Sie saßen schon über den Entwürfen ihrer Verlautbarungen. Sie wußten genau, was zu tun war.

Ich werde hier keine Namen nennen. Wer aber wissen will, wer uns "*field Negroes*" am härtesten angriff und als *verrückt* beschimpfte, weil wir so schlecht über den "good Massa" gesprochen hatten, der braucht bloß eine Liste der

bedeutendsten sogenannten "Führer der Schwarzen" aus dem Jahre 1960 zusammenzustellen.

"Die Black Muslims stehen in keiner Weise stellvertretend für die Masse der Schwarzen". Das war ihre größte Sorge: Sie mußten dem "good Massa" versichern, daß er sich keine Sorgen um seine "Feldarbeiter" in den Ghettos zu machen brauchte. "Ein unverantwortlicher Kult des Hasses"..."Ein unglückliches Bild von Schwarzen gerade zu einem Zeitpunkt, wo sich die Rassenbeziehungen verbessern".

Im Gedränge derer, die auch noch gerne zitiert werden wollten, trat man sich gegenseitig fast tot: "Eine verabscheuungswürdige Umkehrung des Rassismus"..."Lächerliche Nachbeter der altertümlichen islamischen Doktrin"..."Ketzerisches Anti-Christentum..."

Das Telefon in unserem damals noch kleinen Restaurant im Tempel Sieben fiel fast von der Wand. Fünf Stunden täglich hatte ich den Hörer am Ohr. Ich hörte zu und machte mir Notizen, wenn Presse, Fernsehen und Rundfunk anriefen, um die Reaktion der Muslims auf die zitierten Angriffe der "Führer der Schwarzen" zu erfragen. Oder ich führte Ferngespräche mit Mr. Muhammad in Chicago, las ihm Zitate aus meinem Notizbuch vor und bat ihn um Anweisungen.

Ich konnte nicht begreifen, wie Mr. Muhammad bei all den Dingen, die ich ihm vortrug, Ruhe und Fassung bewahren konnte. Mir selbst war das nur unter allergrößten Schwierigkeiten möglich.

Irgendwie wurde meine private, geheime Telefonnummer bekannt. Kaum hatte meine Frau Betty den Hörer nach einem Anruf wieder aufgelegt, klingelte das Telefon schon wieder. Mir kam es vor, als klingele überall, wo ich auftauchte, ein Telefon.

Selbstverständlich wurden die Anfragen alle an mich gerichtet, New York City war das Zentrum aller Nachrichtenagenturen und ich nun einmal der New Yorker Vertreter Elijah Muhammads. Anrufe über Anrufe, Ferngespräche von Maine bis San Francisco, sogar aus London, Stockholm, Paris. Ich versuchte, etwas zur Ruhe zu kommen, traf mich mit einem muslimischen Bruder in unserem Restaurant oder war bei Betty zu Hause. Aber es dauerte nicht lange, und mir wurde wieder der Telefonhörer gereicht, es war unglaublich. Seltsam, aber in dieser ganzen hektischen Zeit ist mir eine Sache schon sehr bald aufgefallen. Die Europäer versteiften sich nie besonders auf den Aspekt des "Hasses". Nur die Weißen in den Vereinigten Staaten hat es so stark beschäftigt und gepeinigt, "gehaßt" zu werden. Mir war vollkommen klar, daß den Weißen ihre eigenen Schuldgefühle auf die Füße fielen, weil sie selber so voller Haß auf Schwarze sind.

"Mr. Malcolm X, warum predigen Sie schwarze Vorherrschaft und Haß?" Jedesmal, wenn ich diese Frage hörte, sah ich rot. Sie bewirkte in mir eine

chemische Reaktion. Wenn wir Muslims vom "weißen Teufel" sprachen, war er für uns verhältnismäßig abstrakt, jemand, mit dem wir selten direkten Kontakt hatten. Doch nun hatte ich ihn am Apparat, den leibhaftigen Teufel, voller Berechnung, gefühllos, mit seinen ganzen selbstgerechten Tricks, mit seiner Frechheit und Unverfrorenheit. Die Stimmen, die mich am Telefon ausfragten, erschienen mir mehr und mehr wie von atmenden, lebendigen Teufeln

Doch mit meinen Antworten machte ich den Anrufern die Hölle heiß: "Der weiße Mann, der seine Vorherrschaft seit eh und je ausgeübt hat, kann *seine* Schuld nicht dadurch überspielen, daß er nun den Ehrwürdigen Elijah Muhammad der Verbreitung einer Lehre bezichtigt, mit der angeblich schwarze Vorherrschaft und Haß gepredigt werden! Mr. Muhammad versucht nichts anderes, als das Bewußtsein der Schwarzen zu heben und ihre soziale und wirtschaftliche Lage in diesem Land zu verbessern.

Der weiße Mann, der enorme Schuld auf sich geladen hat und mit gespaltener Zunge redet, weiß nicht, *was* er will. Unsere Vorfahren, die er zu seinen Sklaven gemacht hat, wären noch dafür hingerichtet worden, hätten sie sich je für die sogenannte 'Integration' in die weiße Gesellschaft eingesetzt. Und wenn nun Mr. Muhammad von 'Separation' spricht, dann nennt man uns 'Prediger des Hasses' und 'Faschisten'!

Der weiße Mann *will* die Schwarzen doch gar nicht! Er *will* die Schwarzen nicht in seiner Nähe haben, denn für ihn sind sie Parasiten! Er *will* die Schwarzen nicht, weil deren Existenz und Lebensbedingungen den Weißen vor der ganzen Welt als das entlarven, was er wirklich ist! Warum also greifen Sie Mr. Muhammad an?"

Ich sprach in einem Ton, der keinen Zweifel daran ließ, wie sehr ich sie *verachtete*.

"Der weiße Mann, der die Schwarzen fragt, ob sie ihn hassen, tut damit nichts anderes als ein Vergewaltiger, der die *Vergewaltigte*, oder der Wolf, der das *Schaf* fragt: 'Haßt du mich etwa?' Der weiße Mann hat keinerlei moralisches Recht, irgend jemanden wegen seiner Haßgefühle anzuprangern.

Wenn meine sämtlichen Vorfahren von Schlangen gebissen wurden und wenn ich selber von einer Schlange gebissen wurde und wenn ich nun meinen Kindern den Rat gebe, sich vor Schlangen zu hüten, wie klingt es dann, wenn diese Schlangen *mir* vorwerfen, Haß gegen sie zu predigen?"

"Mr. Malcolm X", fragten mich andere weiße Teufel, "warum werden die Angehörigen ihrer Fruit of Islam in Judo und Karate trainiert?" Die Vorstellung, Schwarze könnten etwas lernen, was auch nur im entferntesten Ähnlichkeit mit Selbstverteidigung hat, schien die Weißen mit Entsetzen zu erfüllen. Ich antwortete einfach mit einer Gegenfrage: "Wieso werden Judo oder Karate plötzlich zu einer Bedrohung, wenn Schwarze darin unterrichtet werden? Bei den Pfadfindern, bei den christlichen Jugendverbänden YMCA, ja sogar beim

YWCA, bei der CYP oder der PAL - *überall* werden Judokurse angeboten! Selbst Grundschulklassen und kleinen Mädchen wird schon beigebracht, sich zu verteidigen. Und das scheint so lange völlig in Ordnung zu sein - ja, es wird sogar lobend erwähnt -, wie Weiße es lernen. Aber wehe, *Schwarze* tun das gleiche!"

"Wieviele Mitglieder hat ihre Organisation, Mr. Malcolm X? Bischof T. Chickenwing behauptet, Sie hätten nur eine Handvoll Mitglieder."

"Wer ihnen erzählt, wie viele Muslims es gibt, der weiß es nicht wirklich, und wer es weiß, wird ihnen darüber keine Angaben machen."

Diese Bischof Chickenwings wurden auch häufig im Zusammenhang mit unserem "Anti-Christentum" zitiert. Wenn die Sprache darauf kam, schoß ich gleich zurück:

"Das Christentum ist die Religion der Weißen. In den Händen der Weißen sind die Bibel und ihre Auslegung durch den weißen Mann zur bedeutendsten ideologischen Waffe bei der Versklavung von Millionen von Nichtweißen geworden. In jedem Land, das der weiße Mann mit seinen Kanonen erobert hat, hat er sich zuvor den Weg mit Hilfe der Bibel gebahnt. Um sein Gewissen zu beruhigen, hat er die Heilige Schrift so ausgelegt, daß er die nichtweißen Menschen als 'Heiden' und 'Wilde' abstempeln konnte; dann folgten die Kanonen, und nach ihnen kamen gleich die Missionare, um den Eroberten den Rest zu geben."

Die weißen Reporter antworteten mit wütenden Beschimpfungen und nannten uns "Demagogen". Nachdem ich diesen Vorwurf zwei- oder dreimal eingesteckt hatte, war ich darauf vorbereitet.

"Nun, lassen Sie uns das Wort auf seinen griechischen Ursprung zurückführen. Vielleicht müssen Sie erst einmal etwas über das Wort 'Demagoge' lernen. Eigentlich bedeutet 'Demagoge' soviel wie 'Lehrer des Volkes'. Und lassen Sie uns mal einige Demagogen unter die Lupe nehmen. Der größte aller Griechen, Sokrates, wurde als 'Demagoge' umgebracht. Jesus Christus starb am Kreuz, weil die Pharisäer seiner Zeit zwar den Buchstaben, aber nicht den Geist des Gesetzes hochhielten. Die Pharisäer von heute versuchen Mr. Muhammad zu vernichten, indem sie ihn einen Demagogen, einen Spinner, einen Fanatiker nennen. Und wie war es mit Gandhi? Dem Mann, der von Churchill 'kleiner, nackter Fakir' genannt wurde, dem Mann, der im britischen Gefängnis in den Hungerstreik trat? Doch dann stellte sich eine Viertelmilliarde Menschen, die Einwohner eines ganzen Subkontinents, hinter Gandhi, - und sie zogen dem britischen Löwen das Fell über die Ohren. Was ist mit Galilei, der sich vor seine Inquisitoren stellte und sagte: 'Und sie bewegt sich *doch*!' Was ist mit Martin Luther? Er schlug seine Thesen gegen die allmächtige katholische Kirche, die ihn einen 'Ketzer' nannte, an das Kirchenportal. Wir, die Anhänger des Ehrwürdigen Elijah Muhammad, führen heute in den Ghettos ein Leben wie einst die

Anhänger der christlichen Sekte, die wie Termiten in den Katakomben und Grotten lebten und dem mächtigen Römischen Reich sein Grab schaufelten!"

Ich kann mich noch an die erhitzten Telefongespräche mit den Reportern erinnern, als wäre es gestern gewesen. Die Reporter waren wütend. Ich war wütend. Sobald ich in die Geschichte zurückging, versuchten sie, mich in die Gegenwart zurückzuholen. Sie brachen die Interviews ab, führten die ihnen aufgetragene Arbeit nicht zu Ende, nur um ihre persönliche Identität als weiße Teufel zu verteidigen. Sie kramten Lincoln und seine angebliche Befreiung der Sklaven hervor. Aber ich nannte ihnen Zitate, was Lincoln in seinen Reden *gegen* Schwarze gesagt hatte. Dann kamen sie mir mit der 1954 vom Obersten Gerichtshof getroffenen Entscheidung zur Integration an den Schulen.

"Das war einer der besten Taschenspielertricks, die es je in den USA gegeben hat", bemerkte ich dazu. "Wollen Sie mir etwa weismachen, daß neun Oberste Bundesrichter - alle verdiente Meister in juristischer Verklausulierung - nicht in der Lage sind, ihre Entscheidung so zu formulieren, daß sie in rechtlicher Hinsicht verbindlich ist? Nein, das war Hokuspokus, der den Schwarzen mitteilte, die Rassentrennung sei aufgehoben - Hurra! Hurra! -, aber gleichzeitig den Weißen aufzeigte, wo die Schlupflöcher sind, mit denen es ihnen möglich sein würde, die Entscheidung zu umgehen."

Die Reporter gaben sich große Mühe, mir wenigstens einen "guten" Weißen vorzuführen, an dem ich nichts auszusetzen hätte. Ich werde nie vergessen, wie es einem dabei die Sprache verschlug. Er fragte mich, ob ich nicht einen einzigen Weißen nennen könne, der etwas zugunsten der Schwarzen in den Vereinigten Staaten getan hätte. "Ja sicher", antwortete ich, "mir fallen sogar zwei ein: Hitler und Stalin. In den USA war es Schwarzen lange Zeit überhaupt nicht möglich, einen anständigen Job in der Industrie zu bekommen. Das änderte sich erst, als Hitler das weiße Amerika unter Druck setzte, und dank Stalin wurde dieser Druck bis heute aufrechterhalten..."

Aber egal, was ich auch in den Interviews sagte, es wurde praktisch nie so veröffentlicht, wie ich es formuliert hatte. Ich erlebte nun hautnah, wie die Presse nach Lust und Laune alles verdrehen und verzerren kann. Hätte ich beispielsweise gesagt: "Maria hütet ihr Schäfchen", so hätten sie wahrscheinlich daraus gemacht "Malcolm X nennt die heilige Maria ein Schaf".

Dennoch richtete sich meine Wut weniger gegen die weiße Presse als gegen die "Führer" der Schwarzen, die uns ununterbrochen angriffen. Mr. Muhammad meinte aber, wir sollten von öffentlichen Gegenangriffen auf diese schwarzen "Führer" soweit wie möglich absehen; denn es gehöre zu den Tricks der Weißen, die Schwarzen zu spalten und gegeneinander aufzuhetzen. Das habe die Schwarzen schon immer gehindert, die Einigkeit zu erlangen, die von der schwarzen Rasse in den USA am allerdringlichsten benötigt werde.

Doch anstatt in ihren Angriffen nachzulassen, geiferten die schwarzen Marionetten weiter über Elijah Muhammad und die Nation of Islam. Allmählich entstand der Eindruck, wir hätten Angst davor, unsere Stimme gegen diese "bedeutenden" Schwarzen zu erheben. Das war der Punkt, an dem auch Mr. Muhammads Geduld am Ende war. Auf sein Zeichen hin erwiderte ich das Feuer.

"Der Onkel Tom von heute knotet sich kein Taschentuch mehr auf den Kopf, der moderne Onkel Thomas des 20. Jahrhunderts trägt jetzt häufiger einen Zylinderhut. Er ist in der Regel gut gekleidet und gebildet. Er ist die Verkörperung von Kultur und gutem Benehmen. Der Onkel Thomas des 20. Jahrhunderts spricht manchmal mit einem Harvard- oder Yale-Akzent. Er trägt Titel wie Professor, Doktor, Richter, Hochwürden oder sogar Bischof. Dieser Onkel Thomas des 20. Jahrhunderts ist ein professioneller Schwarzer - sein Beruf ist es, sich als Schwarzer für den weißen Mann zu engagieren."

Noch nie zuvor hatten diese sorgsam auserwählten "Führer" in der Öffentlichkeit derart den Wind von vorn bekommen. Als sie diese Wahrheiten über sich hörten, reagierten sie noch wütender als die weißen Teufel. Ihre Anklagen gegen uns bekamen nun einen "institutionellen" Charakter. Die "Führer" sprachen nun nicht mehr für sich persönlich, sondern führten ihre Attacken gegen Mr. Muhammad im Namen ihrer gewichtigen Organisationen.

Ich bezeichnete sie als das, was sie waren: "Schwarze Figuren mit weißen Köpfen!" Alle Organisationen, die den "schwarzen Fortschritt" auf ihre Fahnen geschrieben hatten, verfügten über eine ähnliche Struktur. Schwarze "Führer" repräsentierten sie in der Öffentlichkeit und sollten sich vor der schwarzen Community bei ihrem angeblichen Kampf gegen den weißen Mann zeigen. Doch gut versteckt hinter den Kulissen gab es einen weißen Boß, einen Präsidenten oder Vorstandsvorsitzenden oder jemanden mit einem anderen Titel, der in Wirklichkeit die Fäden in der Hand hielt.

Sowohl für die weiße als auch für die schwarze Presse war das alles ein gefundenes Fressen. Die Zeitschriften *Life*, *Look*, *Newsweek* und *Time* berichteten über uns. Einige Zeitungsgruppen veröffentlichten nicht nur einen einfachen Bericht, sondern starteten gleich drei-, vier- und fünfteilige "Enthüllungsserien" über die Nation of Islam. *Readers Digest* - weltweite Auflage: vierundzwanzig Millionen Exemplare in dreizehn Sprachen - veröffentlichte einen Artikel mit der Überschrift "Mr. Muhammad Speaks", geschrieben vom selben Autor, dem ich auch den Inhalt dieses Buches erzähle. Und das wiederum führte dazu, daß auch andere Monatszeitschriften über uns berichteten.

Es dauerte nicht lange, und die Leute von Rundfunk und Fernsehen forderten mich auf, unsere Nation of Islam in Streitgesprächen und Podiumsdiskussionen zu verteidigen. Ich sollte mit ausgesuchten Akademikern konfrontiert werden,

sowohl mit Weißen als auch mit einigen dieser "house and yard Negroes" mit Doktortiteln, die uns die ganze Zeit angegriffen hatten. Meine Verärgerung über das durchgängig falsche und verzerrte Bild, das über die Lehren Mr. Muhammads verbreitet wurde, wuchs jeden Tag weiter an. Ich bin mir sicher, daß mir deshalb auch nicht ein einziges Mal durch den Kopf ging, daß ich noch nie zuvor ein Rundfunk- oder Fernsehstudio *von innen* gesehen, geschweige denn vor einem Mikrophon gestanden hatte, das meine Stimme zu Millionen von Menschen übertrug. Außer zu den Muslims hatte ich bisher nur in meinen Debatten im Gefängnis öffentlich zu anderen Menschen gesprochen.

Aus meiner Zeit als Hustler wußte ich, daß es Tricks für alles gibt. Während der Debatten im Gefängnis hatte ich einige Kniffe gelernt, meine Kontrahenten aus der Ruhe zu bringen und sie genau dann festzunageln, wenn sie am allerwenigsten damit rechneten. Es mußte einfach auch Tricks geben, mit denen man sich auch vor einem Mikrophon erfolgreich schlagen konnte, selbst wenn mir die noch unbekannt waren. Wenn ich nur scharf beobachten würde, wie die anderen Teilnehmer sich verhielten, würde ich mir das notwendige Wissen rasch aneignen, und das würde mir helfen, Mr. Muhammad und seine Lehren zu verteidigen.

Ich ging also in die Studios. Dort wurde mir "Integration" vorgemacht: Die weißen Teufel und die schwarzen Marionetten mit ihren Doktortiteln gingen überaus freundlich miteinander um, machten Späße und sprachen sich mit Vornamen an. Es war alles derart verlogen, daß mir buchstäblich schlecht wurde. Sie versuchten sogar mir gegenüber freundlich zu sein - wo wir doch alle wußten, daß sie mich nur eingeladen hatten, um mich fertigzumachen. Sie boten mir Kaffee an. Ich erwiderte: "Nein, danke", und ich würde nur gern wissen, wo ich sitzen solle. Manchmal stand das Mikrophon direkt vor einem auf dem Tisch, manchmal hängten sie einem ein kleineres, zylindrisches Mikrophon an einer Schnur um den Hals. Von Anfang an waren mir die letzteren lieber, weil ich nicht pausenlos darauf achten mußte, den richtigen Abstand zum Mikrophon auf dem Tisch zu halten.

Die Moderatoren stellten mich meistens auf eine scheinheilige Art vor und vermieden dabei jeden religiösen Bezug. Das klang etwa so: "... und heute ist bei uns im Studio, der leidenschaftliche und zornige Chef der New Yorker Muslims, Malcolm X ..." Aber ich hatte mir stets meine eigene Einführung zurechtgelegt. Zu Hause oder hinterm Steuer übte ich solange, bis es für mich kein Problem mehr war, einen Rundfunk- oder Fernsehmoderator spontan zu unterbrechen und mich selber vorzustellen.

"Ich vertrete hier Mr. Elijah Muhammad, das geistige Oberhaupt der am schnellsten wachsenden muslimischen Gruppe in der westlichen Hemisphäre. Wir, die wir ihm folgen, wissen, daß Gott selbst ihn mit seiner Lehre zu uns gesandt hat. Wir glauben daran, daß die elende Lage der zwanzig Millionen

schwarzen Menschen in den USA die Erfüllung einer göttlichen Prophezeiung ist. Wir glauben auch, daß die Anwesenheit des Ehrwürdigen Elijah Muhammad in Amerika, sein Wirken unter den sogenannten Negern sowie seine deutliche Warnung an die USA wegen der schlechten Behandlung dieser sogenannten Neger ebenso zur göttlichen Vorsehung gehört. Ich habe die Ehre, hier in New York City Prediger im Tempel Nummer Sieben zu sein, der zur Nation of Islam unter der göttlichen Führung des Ehrwürdigen Elijah Muhammad gehört."

Und während ich wieder Atem schöpfte, ließ ich meinen Blick durch die Runde der weißen Teufel und ihrer dressierten schwarzen Papageien schweifen, die mich mit großen Augen anglotzten - ich hatte nun den Takt vorgegeben.

Sie überboten sich gegenseitig darin, auf mich loszuhacken. Sie wetterten gegen Mr. Muhammad, gegen mich und gegen die Nation of Islam. Man kann sich leicht vorstellen, daß mir diese "integrations"-wütigen Schwarzen dann mit der alten Leier kamen, warum die Muslims denn nicht *begreifen* könnten, daß die "Integration" *die* Antwort auf die Probleme der Schwarzen in Amerika sei? Ich zerriß diesen Ansatz vor ihren Augen in der Luft:

"Kein *vernünftiger* Schwarzer will wirklich die Integration! Kein *vernünftiger* Weißer will wirklich die Integration! Kein Schwarzer, der noch einigermaßen klar im Kopf ist, glaubt wirklich, daß der weiße Mann ihm jemals mehr einräumen wird als eine Scheinintegration. Niemals! Der Ehrwürdige Elijah Muhammad lehrt, daß für die Schwarzen in Amerika die einzige Lösung in der vollkommenen *Trennung* vom weißen Mann liegt!"

Wer mich schon einmal im Rundfunk oder Fernsehen gehört hat weiß, daß meine Technik darin besteht, solange ununterbrochen zu reden, bis alles, was ich sagen will, gesagt ist. Ich habe diese Technik damals entwickelt.

"Der Ehrwürdige Elijah Muhammad lehrt uns, daß die niedergehende westliche Gesellschaft von der Unmoral zerfressen ist. Gott wird über diese Gesellschaft richten und sie schließlich vernichten. Und es gibt für die Schwarzen, die in dieser Gesellschaft wie Gefangene leben, nur die eine Rettung, nämlich sich nicht in diese korrupte Gesellschaft zu *integrieren*, sondern sich von ihr zu *separieren* und künftig auf einem *eigenen* Territorium zu leben. Dort könnten wir uns selbst verändern, könnten unser moralisches Niveau heben und versuchen, im Sinne Gottes zu leben. Den gelehrtesten Diplomaten der westlichen Welt ist es nicht gelungen, das schwerwiegende Rassenproblem zu lösen. Die versiertesten Juristen der westlichen Welt sind daran gescheitert. Die Soziologen haben versagt. Die politischen Führer haben versagt. Die Köpfe ihrer Vereine und Verbände haben versagt. Und weil sie gegenüber der Rassenproblematik alle *versagt* haben, wird es nun Zeit, daß wir uns nun endlich *alle* hinsetzen und gemeinsam nachdenken. Ich bin sicher, niemand von uns wird an der Einsicht vorbeikommen, daß es *göttlicher* Einflußnahme bedarf, um das ungeheuer schwierige Dilemma der Rassen zu lösen."

Jedesmal, wenn ich von "Separation" sprach, schrien meine Kontrahenten auf, wir Muslims träten für dieselben Ziele ein wie die weißen Rassisten und Demagogen. Ich erklärte ihnen den Unterschied: "Nein, das sehen Sie falsch! Wir lehnen die *Segregation,* die *Rassentrennung* noch weitaus militanter ab, als Sie es zu tun behaupten! Wir wollen die *Separation*, und das ist etwas ganz anderes. Der Ehrwürdige Elijah Muhammad lehrt uns, *Rassentrennung* bedeutet nichts anderes, als daß dein Leben und deine Freiheit *von anderen* kontrolliert und geregelt werden. *Segregation* bedeutet Fremdherrschaft, die den Unterlegenen von den Überlegenen aufgezwungen wird. Aber *Separation*, sich voneinander loslösen, ist das, was von zwei Gleichberechtigten freiwillig vollzogen wird - zum beiderseitigen Vorteil! Der Ehrwürdige Elijah Muhammad lehrt: Solange unser Volk hier in den USA vom weißen Mann abhängig ist, werden wir ihn immer wieder um Arbeit, Kleidung und Wohnung anbetteln müssen. Und er wird weiterhin unser Leben kontrollieren, uns zwingen, es nach seinen Regeln zu führen, und die Macht besitzen, uns von der weißen Gesellschaft fernzuhalten. Schwarze werden hier in Amerika wie Kinder behandelt. Aber ein Kind bleibt nur so lange im Leib der Mutter, bis die Zeit der Geburt gekommen ist! Ist diese Zeit gekommen, müssen sich Mutter und Kind voneinander lösen, sonst wird es sie und sich selbst *vernichten.* Die Mutter kann das Kind nicht über die Zeit hinaus in sich tragen. Das Kind schreit nach seiner eigenen Welt, weil es sie braucht!"

Wer mir je aufmerksam zugehört hat, wird einräumen, daß ich an Elijah Muhammad geglaubt und ihn mit ganzer Kraft vertreten habe. Ich habe nie versucht, mich in den Vordergrund zu spielen.

Keine dieser Diskussionsrunden ging vorüber, ohne daß mir jemand den Vorwurf machte, ich "stifte Schwarze zur Gewalt an". Um darauf zu antworten, brauchte ich mich nicht einmal besonders intensiv vorzubereiten.

"Das größte Wunder, das das Christentum in Amerika vollbracht hat, besteht darin, daß die Schwarzen unter der Herrschaft der weißen Christen nicht gewalttätig geworden sind. Es *ist* ein Wunder, daß 22 Millionen Schwarze sich nicht gegen ihre Unterdrücker erhoben haben - sie hätten dazu jedes moralische Recht gehabt, ja, sie hätten sich sogar auf die demokratische Tradition berufen können. Es ist wirklich ein Wunder, daß die ganze Nation eines schwarzen Volkes derart inbrünstig an die Philosophie des 'Halte-auch-die-andere-Wange-hin!' und des 'Es-gibt-ein-himmlisches-Leben-nach-dem-Tode!' glaubt! Es *ist ein Wunder*, daß die Schwarzen in Amerika ein friedliches Volk geblieben sind, nachdem sie hier, im Paradies des weißen Mannes, jahrhundertelang die Hölle erlebt haben! Das *Wunder* liegt darin, daß die Marionetten des weißen Mannes, seine Schwarzen-'Führer', seine Prediger, seine gebildeten, mit akademischen Titeln überhäuften Schwarzen, sowie all die anderen, denen erlaubt wurde, auf Kosten ihrer in Armut lebenden schwarzen Brüder und Schwestern Fett anzu-

setzen, daß all diese Marionetten bis heute in der Lage gewesen sind, die schwarzen Massen ruhig zu halten."

Ich kann versichern, daß ich Elijah Muhammad und die Nation of Islam nach besten Kräften vertreten habe, sobald mir die kleine rote Lampe in den Studios signalisierte, daß wir auf Sendung waren, und ich mich den Angriffen der "integrations"-wütigen schwarzen Marionetten und der verschlagenen weißen Teufel aussetzte, deren einziges Interesse war, mich fertigzumachen und in Stücke zu reißen.

Das Buch von C. Eric Lincoln erschien genau in einer Zeit der wachsenden Kontroverse über uns Muslims, als wir unsere ersten Massenkundgebungen veranstalteten.

Ähnlich wie der Titel der Fernsehsendung "Wenn Haß neuen Haß erzeugt" uns mit dem Etikett "Prediger des Hasses" versehen hatte, so stürzte sich die Presse jetzt auf den Namen, der durch Lincolns Buch *The Black Muslims in America* verbreitet wurde. Der Name *"Black Muslims"* tauchte nun in allen Buchrezensionen auf, die sich darauf beschränkten, die Passagen zu zitieren, in denen wir kritisiert wurden, und ansonsten Dr. Lincolns Arbeit nur ganz allgemein lobten.

In der Öffentlichkeit setzte sich der Name *"Black Muslims"* sofort durch. Uns von der Nation of Islam allerdings - Mr. Muhammad eingeschlossen - regte diese Bezeichnung auf. Mindestens zwei Jahre lang versuchte ich, dieses *"Black Muslims"* auszumerzen. Vor Mikrophonen und gegenüber Reportern erklärte ich beharrlich: "Wir sind zwar schwarze *Menschen*, die hier in Amerika leben, aber der Islam ist nur unsere *Religion*. Deshalb sind wir schlicht und einfach 'Muslims' und wollen auch so genannt werden!" Trotzdem wurden wir den Namen *Black Muslims* nicht mehr los.

Unsere Massenkundgebungen waren von Anfang an ein Riesenerfolg. Wo sich einst der kleine Detroiter Tempel Eins abgemüht hatte und stolz darauf gewesen war, mit einer Kolonne von zehn Autos nach Chicago zu fahren, um dort Mr. Muhammad reden zu hören, da rollten nun 150, 200, ja sogar bis zu 300 große Reisebusse über die Highways heran. Sie kamen von den alten und neugegründeten Tempeln an der Ostküste, deren Entstehen der massiven Publizität in der letzten Zeit zu verdanken war; und sie fuhren überallhin, egal wo Mr. Muhammad auch sprach. In jedem Bus waren zwei Männer der Fruit of Islam als Ordner eingesetzt. Große Transparente von ein mal drei Metern hingen an den Seitenfenstern der Busse, wo sie von Tausenden auf den Highways und in den Straßen und Häusern der Städte, durch die die Busse hindurchfuhren, gelesen werden konnten.

Zusätzlich reisten Hunderte Muslims und Schwarze, die aus Neugier und Interesse kamen, im eigenen Wagen an. Mr. Muhammad kam mit seinem Privatjet aus Chicago. Vom Flughafen bis zum Kundgebungsort erhielt seine

Kolonne von der Polizei Geleitschutz mit heulenden Sirenen. Die Ordnungsbehörden hatten die Mitglieder der Nation of Islam einst als "schwarze Spinner" verspottet; jetzt taten sie alles, um uns vor "weißen Spinnern" zu schützen, die "Zwischenfälle" oder "Unfälle" verursachen könnten.

Noch nie zuvor hatte Amerika solche großartigen Veranstaltungen gesehen, die ausschließlich von Schwarzen besucht wurden! Zehntausend und mehr Menschen reisten in Bussen, Bahnen und Autos an und strömten in die meist überfüllten Hallen, so z.B. die St. Nicholas Arena in New York, das Coliseum in Chicago oder die Uline Arena in Washington D.C., weil sie Mr. Muhammad erleben wollten.

Weißen war der Zutritt verwehrt - das war das erste Mal, daß Schwarze in Amerika gewagt hatten, so etwas durchzusetzen. Und dafür ernteten wir neue Angriffe von seiten der Weißen und ihrer schwarzen Marionetten: "Schwarze Advokaten der Rassentrennung!...Rassisten!" Man warf *uns* die Befürwortung der Rassentrennung vor, wo es doch in Amerika zum Alltag gehört, daß die Weißen uns Schwarze vom gesellschaftlichen Leben ausschließen.

Wer zu unseren Versammlungen zu spät kam, erhielt in der Regel keinen Sitzplatz mehr. Wir mußten vor den Hallen zusätzliche Außenlautsprecher anbringen. In der driftenden und drängenden Masse schwarzer Menschen herrschte eine elektrisierende Atmosphäre. Vor den Eingängen bildeten sich lange Schlangen in Dreier- oder Viererreihen. Männer der Fruit of Islam, die über Sprechfunkgeräte miteinander in Verbindung standen, sorgten für einen geregelten Ablauf. Im Foyer der Halle unterzogen weitere Angehörige der Fruit of Islam zusammen mit älteren muslimischen Schwestern, die mit weißen Gewändern und Schleiern bekleidet waren, jede Person, die den Saal betreten wollte, einer gründlichen Leibesvisitation, egal ob Mann, Frau oder Kind. Tabak und Alkohol mußten abgegeben werden, genauso alle Gegenstände, mit denen ein Angriff auf Mr. Muhammad möglich gewesen wäre. Er schien immer eine fürchterliche Angst davor zu haben, daß ihn jemand verletzen könnte, und deshalb bestand er darauf, daß sich alle durchsuchen ließen. Heute verstehe ich besser, warum ihm das so wichtig war.

Die vielen hundert Männer der Fruit of Islam waren von ihren jeweiligen Tempeln aus den am nächsten gelegenen Städten schon am frühen Morgen am Versammlungsort eingetroffen. Manche wurden als Platzanweiser eingeteilt; sie führten die Zuhörer zu den für sie bestimmten Sitzplätzen. Die hinteren Reihen und die Ränge waren für das schwarze Publikum vorgesehen, das nicht zur Nation of Islam gehörte. In den Reihen davor saßen nur Muslims - die Schwestern in den weißen Gewändern und die Brüder in dunklen Anzügen mit weißen Hemden waren eine Augenweide. Weiter vorn waren Plätze für die sogenannten "Würdenträger" reserviert. Viele davon waren geladene Gäste. Darunter auch unsere schärfsten Kritiker, die schwarzen Marionetten und Papageien, die

Intellektuellen und die Akademiker. Um sie sorgte Mr. Muhammad sich ganz besonders, gehörten sie doch zu den Gebildeten, deren vordringliche Aufgabe er darin sah, ihre schwarzen Brüder und Schwestern aus Not und Elend herauszuführen. Wir wollten, daß ihnen keine einzige Silbe der Wahrheit entging, die Mr. Muhammad verkündete.

Die ersten zwei oder drei Reihen waren für die Presse reserviert. Dort nahmen die schwarzen Reporter und Kameraleute Platz. Sie arbeiteten teils für die schwarzen Zeitungsredaktionen, teils aber auch für Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk- und Fernsehstationen der Weißen. Im Grunde genommen müßten die schwarzen Journalisten in den USA ein Bankett zu Ehren von Elijah Muhammad veranstalten. Denn für die meisten heute anerkannten schwarzen Journalisten waren die Berichte über die Nation of Islam der Anfang ihrer Karriere.

Wir Prediger und anderen Funktionäre der Nation of Islam betraten die Rednertribüne von hinten und ließen uns dann irgendwo in den fünf oder sechs Stuhlreihen hinter Mr. Muhammads großem Sessel nieder. Einige der Prediger waren Hunderte von Kilometern angereist, um an der Versammlung teilzunehmen. Wir hießen einander mit strahlendem Lächeln willkommen, schüttelten uns die Hände und tauschten im Gefühl echter, tief empfundener Freude über das Wiedersehen die Begrüßungsformel "As-Salaam-Alaikum" und "Wa-Alaikum-Salaam" aus.

Dies war auch die Gelegenheit für die jungen Prediger aus den neu entstandenen kleinen Tempeln, uns, die wir schon länger in Mr. Muhammads Diensten standen, kennenzulernen. Meine Brüder Wilfred und Philbert waren inzwischen zu Predigern in den Tempeln von Detroit bzw. Lansing geworden. Jeremiah X leitete den Tempel in Atlanta, Prediger John X den in Los Angeles. Prediger Wallace Muhammad, der Sohn des "Boten Allahs", stand dem Tempel von Philadelphia vor. Woodrow X leitete den Tempel in Atlantic City. Einige unserer Prediger hatten eine ungewöhnliche Vergangenheit. Der Prediger des Tempels in Washington, D.C., Lucius X, hatte sich früher zu den Adventisten des Siebten Tages bekannt und war Freimaurer des 32. Grades. Prediger George X vom Tempel in Camden, New Jersey, war ursprünglich Pathologe von Beruf. Prediger David X war früher Pfarrer einer christlichen Gemeinde in Richmond, Virginia, gewesen. Mit ihm waren derart viele seiner Gemeindemitglieder zum Islam übergetreten, daß sich die Gemeinde gespalten hatte. Seine Mehrheitsfraktion hatte dann aus ihrer Kirche unseren Richmonder Tempel gemacht. Der hervorragende junge Prediger des Bostoner Tempels, Louis X, hatte ursprünglich am Anfang einer blühenden Karriere als Popsänger gestanden und hatte unter dem Künstlernamen "*The Charmer*" schon einige Bekanntheit erlangt. Nun hatte er das erste Lied mit dem Titel "*White Man's Heaven Is Black Man's Hell*" für unsere Nation of Islam komponiert. Prediger Louis X hatte unser erstes Theaterstück geschrieben - "*Orgena*" (die Umkehrung von "A Negro"). Es

zeigt, wie ein Weißer sich stellvertretend für seine Rasse vor einem ausschließlich von Schwarzen besetzten Gericht für seine weltweit an Nichtweißen begangenen Verbrechen verantworten muß. Als er am Ende für schuldig befunden und zum Tode verurteilt von der Bühne gezerrt wird, lamentiert er lautstark darüber, daß er's doch nur gut gemeint habe "mit den Niggern".

Unter den neuen Predigern waren einige, die noch jünger als unser begabter Louis X waren, darunter der Prediger unseres Tempels in Hartford, Connecticut, Thomas J. X, und Prediger Robert J. X vom Tempel in Buffalo.

Die meisten der dort vertretenen Tempel hatte ich im Auftrag von Mr. Muhammad entweder persönlich gegründet oder war zumindest doch an ihrem Aufbau beteiligt gewesen. Beim Begrüßen der Prediger dieser Tempel sah ich mich unwillkürlich wieder beim "Fischen" von Konvertiten auf den Straßen, an Haustüren und anderen Orten, wo schwarze Menschen anzutreffen waren. Ich erinnerte mich an die zahllosen Versammlungen in Wohnzimmern, wo uns sieben Anwesende schon als ungeheure Menge vorgekommen waren. Ich dachte zurück an den schrittweisen Aufbau, bis wir endlich Klappstühle hatten anmieten können für kümmerliche kleine Lädchen, die von uns so lange geschrubbt worden waren, bis sie in makelloser Sauberkeit erstrahlten.

Wenn wir alle gemeinsam auf der Rednertribüne einer großen Halle saßen, vor uns die gewaltige Menge von Zuhörern, so bezeugte das für mich jedesmal auf wundersame Weise die unbegreifliche Macht Allahs. Zum ersten Mal verstand ich nun wirklich, was Mr. Muhammad mir einst erzählt hatte: In der entbehrungsvollen Zeit seiner Prüfungen, während er vor den schwarzen Heuchlern von Stadt zu Stadt geflohen war, habe Allah ihm Visionen von gewaltigen Zuschauermengen eingegeben, die eines Tages seinen Predigten lauschen würden. Diese Visionen hätten ihm auch während der Jahre Kraft gegeben, als ihn die Weißen ins Gefängnis geworfen hatten.

In der Veranstaltungshalle verstummten die flüsternden Gespräche der gewaltigen Zuschauermenge nach und nach...

Zu Beginn begab sich entweder der Nationale Sekretär John Ali oder der Prediger des Bostoner Tempels Louis X. ans Mikrophon. Sie steigerten die positive Atmosphäre im ausschließlich Schwarzen Publikum, indem sie über die neue Welt sprachen, die sich den Schwarzen durch die Nation of Islam eröffne. Schwester Tynetta Dynear sprach dann wunderbare Worte über die entscheidenden, gewaltigen Beiträge der muslimischen Frauen, über ihre Rolle innerhalb des Bestrebens der Nation of Islam, die geistige und körperliche, moralische, soziale und politische Lage der Schwarzen in den Vereinigten Staaten zu verbessern.

Gewöhnlich trat ich dann als nächster ans Mikrophon, um das Publikum auf Mr. Muhammad einzustimmen, der aus Chicago gekommen war, um persönlich zu uns zu sprechen.

Ich erhob meine Hand zum Gruß: "*As-Salaikum-Salaam!*"

"*Wa-Alaikum-Salaam*!" erschallte die Antwort wie ein mächtiger Chor aus den Zuschauerreihen.

Bei diesen Anlässen ging ich immer nach dem gleichen Schema vor:

"Meine schwarzen Brüder und Schwestern, egal welcher Religion ihr auch angehören mögt oder ob ihr euch vielleicht zu gar keiner Glaubensgemeinschaft bekennt - uns verbindet eine der wichtigsten Gemeinsamkeiten, die man sich nur denken kann - wir alle sind *schwarz*!

Ich werde euch jetzt nicht stundenlang von der Größe und Bedeutung des Ehrwürdigen Elijah Muhammad erzählen. Ich werde hier nur *das Wesentliche* erwähnen, was seine Bedeutung ausmacht. Er ist der *erste* und der *einzige* schwarze Führer, der euch und mir die Augen darüber öffnet, *wer* unser Feind ist!

Der Ehrwürdige Elijah Muhammad ist der erste schwarze Führer unter uns, der den *Mut* hat, uns in aller Öffentlichkeit etwas mitzuteilen, was ihr nachher, wenn ihr zu Hause in aller Ruhe darüber nachdenkt, euch selber bestätigen werdet. Wir Schwarzen haben unser ganzes Leben lang damit *gelebt,* wir haben es *gesehen,* und wir haben darunter *gelitten*:

Unser *Feind* ist der *weiße Mann*!

Und was ist so großartig daran, wenn Mr. Muhammad uns darüber die Augen öffnet? Nun, sobald ihr wißt, *wer* euer Feind ist, kann er euch nicht mehr spalten und euch dazu aufstacheln, euch gegenseitig zu bekämpfen! Denn sobald ihr *erkennt*, wer euer Feind ist, werden seine hinterhältigen Tricks, seine Versprechungen, seine Lügen, seine Heucheleien und seine bösartigen Schachzüge wirkungslos - er kann euch nicht mehr in einem Zustand von Taubheit, Stummheit und Blindheit halten!

Wenn ihr erkennt, *wer* euer Feind ist, kann er euch nicht mehr seiner Gehirnwäsche unterziehen. Er kann euch keinen Sand mehr in die Augen streuen, kann euch nicht mehr daran hindern, euch umzusehen und zu erkennen, daß ihr auf dieser Erde in der reinsten *Hölle* lebt, während *er* auf derselben Erde das reinste *Paradies* für sich gepachtet hat! Das ist der Feind, der euch weismachen will, daß auch ihr zu seinem weißen Christengott beten sollt, zu dem Gott - so hat man euch erzählt -, vor dem angeblich *alle* Menschen *gleich* seien!

Ja doch, dieser Teufel ist unser Feind! Ich werde es euch *beweisen*! Nehmt eine beliebige Tageszeitung zur Hand! Lest die falschen Anschuldigungen, die gegen unseren geliebten religiösen Führer erhoben werden. Das bedeutet doch nur, daß die kaukasische Rasse keinem Schwarzen erlauben will, für unser Volk zu sprechen, außer er gehört zu ihren Marionetten und Papageien. Dieser Teufel von einem kaukasischen Sklavenhalter will nicht, daß wir uns von ihm lossagen, und er traut uns auch nicht zu, daß wir das schaffen. Solange wir aber noch bei ihm bleiben, wird er uns weiterhin dazu verdammen, auf der *alleruntersten Stufe* seiner Gesellschaft zu leben.

Dem weißen Mann hat es immer schon gut *gefallen*, uns Schwarze aus seinem Gesichtsfeld zu entfernen und in irgendeinen Winkel zu verbannen! Es hat ihm immer schon *gefallen*, mit schwarzen Führern zu tun zu haben, die er ungeniert fragen konnte: 'Na, wie geht es denn Ihren Leutchen da hinten?' Aber weil so jemand wie Mr. Elijah Muhammad ihm gegenüber eine kompromißlose Haltung einnimmt, deshalb *haßt* der weiße Mann ihn! Und wenn ihr hört, wie sehr der *weiße Mann* den Ehrwürdigen Elijah Muhammad haßt, seid ihr nicht auch versucht, wenn ihr die biblischen Prophezeiungen nicht begreift, Mr. Muhammad fälschlicherweise einen Rassisten und einen Prediger des Hasses zu nennen? Seid ihr dann nicht auch bereit, ihm vorzuwerfen, er sei gegen Weiße und propagiere die Überlegenheit der Schwarzen?"

Dann ging ein Raunen durch die Zuschauermenge, und nach und nach drehten sich alle um...

Durch den mittleren Gang bewegte sich Mr. Muhammad von hinten mit raschen Schritten auf die Rednertribüne zu. Genauso hatte er einst unsere schlichten kleinen Moscheen betreten - für uns war dieser braunhäutige Mann das bescheidene, sanftmütige Lamm des Islam. Verläßliche Leibwächter aus der Fruit of Islam, kräftige Männer mit Kurzhaarschnitt, begleiteten Mr. Muhammad mit energischem Schritt und bildeten einen dichten Ring um ihn. In den Händen hielt er seine heiligen Bücher, die Bibel und den Koran. Auf dem Kopf trug er einen kleinen dunklen Fes, auf dem in Goldstickerei die Fahne des Islam - Sonne, Halbmond und Sterne - abgebildet waren. Die Muslims begrüßten ihn voller Verehrung und riefen: "Kleines Lamm!", "As-Salaikum-Salaam!" und "Gelobt sei Allah!"

Auch ich konnte mich der Tränen nicht erwehren. Mr. Muhammad hatte mich gerettet, als ich Strafgefangener gewesen war. Er hatte mich bei sich zu Hause aufgenommen und in seiner Lehre unterwiesen wie einen eigenen Sohn. Bis vor kurzem noch war ich fest davon überzeugt, daß die emotionalen Höhepunkte meines Lebens in jenen Augenblicken zu suchen sind, da die Leibwächter der Fruit of Islam vor der Bühne in Hab-Acht-Stellung gingen und Mr. Muhammad allein die Stufen zum Rednerpult hinaufging, wo wir Prediger schon auf ihn warteten. Wir gingen auf ihn zu, umarmten ihn und schüttelten ihm ergriffen die Hände.

Danach kehrte ich dann sofort ans Mikrophon zurück, weil ich das Publikum, das gekommen war, ihn zu hören, nicht länger warten lassen wollte.

"Meine schwarzen Brüder und Schwestern - es wird solange *niemand* wissen, *wer* wir sind, bis *wir* nicht selbst wissen, wer wir sind! Ehe wir nicht selbst wissen, *wo* wir gerade stehen, werden wir auch nirgendwohin *gehen* können! Der Ehrwürdige Elijah Muhammad vermittelt uns unsere wahre Identität und einen klaren Standpunkt - und das hat es in der Geschichte der Schwarzen in Amerika vorher noch nie gegeben!

Ihr könntet täglich um diesen Mann herum sein, und ihr würdet nicht merken, über welche Macht und Autorität er verfügt." (Ich *spürte* Mr. Muhammads *Macht* wirklich hinter mir, das kann man mir glauben.)

"Er stellt seine Macht nicht zur Schau und prahlt nicht mit ihr. Aber kein anderer Führer der Schwarzen in den Vereinigten Staaten verfügt heute über Anhänger, die bereit wären, auf sein Geheiß ihr Leben zu opfern! Und damit meine ich nicht diese Art, sein Leben ohne Gegenwehr zu opfern, auf den Knien zu sterben wie ein Bettler, der den weißen Mann anfleht, mit all diesen *Sit-ins, Slide-ins, Wade-ins, Eat-ins, Dive-ins* und was es da sonst noch gibt an gewaltlosen Aktionen...

Brüder und Schwestern, ihr seid hierher gekommen, um den *weisesten* Schwarzen Amerikas zu hören - und ihr *werdet* ihn hören! Den *mutigsten* Schwarzen Amerikas! Den *furchtlosesten* Schwarzen Amerikas! Den *mächtigsten* Schwarzen in dieser nordamerikanischen Wildnis!"

Mr. Muhammad schritt zügig zum Rednerpult. Sein gütiges Gesicht blickte einen Augenblick lang fest in die Zuschauermenge. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Dann: "As-Salaikum-Salaam..."

"WA-ALAIKUM-SALAAM!" schallte die Begrüßung aller Muslims durch die Halle, aber schon nach einem kurzen Moment waren alle wieder ruhig geworden und konzentrierten sich aufs Zuhören. Aus Erfahrung wußten sie, daß Mr. Muhammad während der nächsten zwei Stunden nun sein zweischneidiges Schwert der Wahrheit schwingen würde. Alle Mitglieder der Nation of Islam machten sich insgeheim Sorgen, Mr. Muhammad könnte sich mit der Länge seiner Reden überfordern, weil er durch sein Bronchialasthma nicht in der besten Verfassung war.

"Ich habe keinen Universitätsabschluß, wie ihn viele von euch hier vor mir haben mögen. Aber die Geschichte schert sich herzlich wenig um eure Diplome.

Der weiße Mann hat euch schon seit der Zeit, als ihr noch kleine schwarze Babys wart, Angst vor ihm eingeimpft. Deshalb seid ihr Gefangene des ärgsten Feindes, den ein Mensch haben kann - eurer eigenen Furcht. Ich weiß, einige von euch fürchten sich sogar davor, die Wahrheit zu hören - ihr seid mit Angst und Lügen großgezogen worden. Ich aber werde euch so lange die Wahrheit predigen, bis ihr euch von dieser Angst befreit habt...

Euer Sklavenhalter hat euch hierher verschleppt und eure gesamte Vergangenheit ausgelöscht. Heute kennt ihr nicht einmal mehr eure ursprüngliche Sprache. Von welchem Stamm seid ihr? Selbst wenn ihr den Namen eures Stammes hörtet, ihr würdet ihn nicht erkennen. Ihr wißt nichts über eure eigentliche Kultur. Ihr kennt nicht einmal den wirklichen Namen eurer Familien. Ihr tragt den Namen eines *Weißen*! Den Namen des weißen Sklavenhalters, der euch haßt!

Ihr seid ein Volk, das glaubt, es weiß alles über die Bibel und auch über das Christentum. Und ihr seid auch noch töricht genug zu glauben, das Christentum sei das *einzig Wahre*!

Ihr seid auf diesem Planeten Erde die einzige Gruppierung unter den Menschen, die nichts über sich selbst weiß, nichts über die eigene Gattung, über die eigene, wahre Geschichte, nichts über ihre Feinde! Ihr wißt absolut *gar nichts*, außer dem, was euch euer weißer Sklavenhalter erzählt hat. Und er hat euch nur das erzählt, was für ihn und die Seinen von Vorteil ist. Zu seinem eigenen Vorteil hat er euch erzählt, daß ihr gleichgültige, faule und hilflose sogenannte 'Neger' seid.

Ich sage deshalb 'sogenannt', weil ihr keine 'Neger' seid. So etwas wie die Rasse 'Neger' gibt es überhaupt nicht. Ihr gehört zum Stamm *Shabazz* der asiatischen Nation! 'Neger' ist eine falsche Bezeichnung, die euch von eurem Sklavenhalter aufgezwungen wurde! Er hat euch und mir und vielen von uns Dinge aufgezwungen, seitdem er die erste Schiffsladung von uns Schwarzen hierher gebracht hat."

Wenn Mr. Muhammad eine Pause machte, riefen ihm Muslims aus den ersten Zuschauerreihen zu: "Kleines Lamm!", "Gelobt sei Allah!" und "*Lehre* uns die Wahrheit, Bote Allahs!" Dann fuhr er fort.

"Ausgezeichnete Beispiele für das, was der weiße Sklavenhalter uns beigebracht hat, sind unsere *Unwissenheit* und unser *Selbsthaß* als Schwarze hier in Amerika. Haben wir ausreichend gesunden Menschenverstand, uns zusammenzuschließen, so wie jedes andere Volk auf dieser Erde? Nein! Wir geben uns bescheiden, machen Sit-ins, kriechen vor dem Sklavenhalter herum und betteln ihn an, sich mit uns zu *vereinen*! Ich kann mir kaum etwas Lächerlicheres vorstellen. Täglich erzählt euch der weiße Mann auf tausenderlei Arten: 'Hier kannst du nicht wohnen, da darfst du nicht rein, hier kannst du nicht essen, nicht trinken, nicht langgehen. Hier kannst du nicht arbeiten, nicht mitfahren, da darfst du nicht spielen, hier darfst du nicht studieren.' Reicht das immer noch nicht, euch klarzumachen, daß er *nicht* vorhat, sich mit euch zu *vereinen*?

Ihr habt seine Felder bestellt! Habt sein Essen gekocht! Seine Kleidung gewaschen! Ihr habt für seine Frau und seine Kinder gesorgt, wenn er weg war. Oft habt ihr ihn sogar an eurer *Brust* gestillt! Ihr seid bei weitem bessere Christen gewesen als dieser weiße Sklavenhalter, der euch die christliche Lehre erst *beigebracht* hat!

Ihr habt Blut und Wasser geschwitzt, um ihm beim Aufbau seines Landes zu helfen, eines Landes von solchem Reichtum, daß er es sich heute leisten kann, Millionen zu verschenken - sogar an seine *Feinde*! Und wenn diese Feinde dann genug Reichtum angehäuft haben, um ihn angreifen zu können, dann werdet ihr als seine tapferen Soldaten eingesetzt und *sterbt* für ihn! Und in den sogenannten 'friedlichen' Zeiten wart ihr schon immer seine treusten Diener...

Aber trotzdem hat dieser weiße amerikanische Christ nicht genug Anstand und genug Gerechtigkeitssinn, uns, die Schwarzen, die so viel für ihn getan haben, als ebenbürtige Mitmenschen zu würdigen und anzuerkennen."

"Yeah, Mann!"..."Stimmt, ja!"..."Lehre uns die Wahrheit, Bote Allahs!"..."Ja!"..."Zeig's ihnen!"..."Du hast recht!"..."Laß dir Zeit da oben, kleiner Bote Allahs!"..."Oh, ja!"

Inzwischen waren es nicht mehr nur Muslims, die dazwischenriefen. Wir Muslims verhielten uns sowieso weniger extrovertiert als die schwarzen Christen. In der Halle klang es jetzt wie auf einer der guten alten Versammlungen der Zeltmission.

"Also sollten wir, die schwarzen Menschen, uns in Zukunft von diesem weißen Sklavenhalter, der uns so sehr verachtet, *lossagen*! Ihr stellt euch vor ihn hin und bettelt ihn um die sogenannte '*Integration*' an! Aber was bekommt man überall von ihm zu hören, von diesem weißen Sklavenhalter, diesem *Vergewaltiger*? Er sagt, *er* werde keine Integration zulassen, weil das schwarze Blut sonst seine Rasse *verunreinigen* würde! *Er* sagt das - aber schaut *euch* mal an! Dreht euch mal um auf euren Stühlen und schaut euch gegenseitig an! Der weiße Sklavenhalter hat uns schon so weit 'integriert', daß wir heute kaum noch welche unter uns finden, die die schwarze Farbe unserer Vorfahren haben!"

"Allmächtiger Gott, der Mann hat recht!"..."Lehre uns die Wahrheit, Bote Allahs!"..."Hört hin! Hört ihm zu!"

"Der weiße Sklavenhalter hat so wenig von unserem ursprünglichen Schwarz in uns übriggelassen", fuhr Mr. Muhammad fort, "daß er uns nun dafür verachtet - was nichts anderes bedeutet, als daß er sich im Grunde *selbst* verachtet wegen dem, was er uns *angetan* hat. Seine Verachtung uns gegenüber hat ein solches Ausmaß angenommen, daß er uns heute weismachen will, wir seien im Sinne seiner Gesetze hundertprozentige Schwarze, auch wenn wir nur noch einen *einzigen Tropfen* schwarzes Blut in uns haben! Nun gut, wenn also nur noch dieser eine Tropfen übrig ist, dann wollen wir zumindest den *zurückfordern*!"

Die Kräfte des sichtlich angeschlagenen Mr. Muhammad ließen nach, aber er setzte seine Predigt fort:

"Sagen wir uns also von diesem weißen Mann los, und zwar aus denselben Gründen, die *er* anführt - um uns vor weiterer '*Integration*' zu schützen!

Warum *sollte* dieser Weiße, der sich so gern vor aller Welt als gut und großzügig darstellt, der sogar seine Feinde finanziert, warum *sollte* dieser Weiße *nicht* einen separaten Staat, ein gesondertes Territorium für uns Schwarze subventionieren, die wir ihm so treue Diener und Sklaven gewesen sind? Ein separates Territorium, auf dem wir uns aus eigener Kraft von den *Slums* und den *Armenküchen* befreien können, die der Weiße für uns errichtet hat. Und selbst *darüber* beklagt er sich und sagt, es koste ihn zu viel! Wir können für uns *selbst* sorgen. Wir haben nie das tun *können*, wozu wir eigentlich fähig gewesen wären -

weil wir vom weißen Sklavenhalter einer so gründlichen Gehirnwäsche unterzogen worden sind, daß wir am Ende selber glaubten, wir müßten ihn um alles, was wir wollen und brauchen, anbetteln..."

Nach vielleicht neunzig Minuten Redezeit von Mr. Muhammad mußten wir Prediger uns regelrecht zusammenreißen, weil wir am liebsten auf der Stelle zu ihm hingeeilt wären, um ihn zum Aufhören zu bewegen. Mittlerweile mußte er seine Hände schon gegen die Seiten des Rednerpults pressen, um sich festen Halt zu verschaffen.

"Wir Schwarzen *wissen* gar nicht, zu welchen Leistungen wir in der Lage wären. Man wird nie herausfinden, zu was *jemand* fähig ist, solange man ihm nicht die *Freiheit* gibt, selbständig zu handeln! Wenn ihr zu Hause eine Katze habt, die ihr streichelt und verhätschelt, dann laßt sie mal frei, so daß sie im Wald *auf sich selbst* gestellt ist. Erst dann werdet ihr sehen, daß jede Katze die Fähigkeit *in sich* trägt, sich selbst zu ernähren und auf sich aufzupassen!

Wir, die Schwarzen hier in Amerika, wir haben nie die *Freiheit* besessen *herauszufinden*, zu was wir wirklich *imstande* sind! Wir müssen unser Wissen und unsere Erfahrungen zusammenbringen, um etwas zu unserem eigenen Nutzen tun zu können. Unser ganzes Leben lang haben wir auf den Feldern gearbeitet, also können wir unsere eigenen Lebensmittel anbauen. Wir können Fabriken errichten, um das herzustellen, was wir für unseren täglichen Bedarf brauchen! Wir können auch andere Arten von Unternehmen aufbauen, Handel treiben, Geschäfte machen und von anderen unabhängig werden - genauso wie andere zivilisierte Völker.

Wir können das, was die Gehirnwäsche in unseren Köpfen angerichtet hat, und unseren Selbsthaß *bezwingen* und als *Brüder* und *Schwestern* zusammenleben...

...*Eigenes* Land!... etwas für *uns selbst*!...Überlaßt doch den weißen Sklavenhalter *seinem eigenen* Schicksal..."

Mr. Muhammad hörte stets sehr abrupt auf, wenn er nicht mehr genug Kraft hatte, weiterzusprechen.

Die Leute erhoben sich von ihren Plätzen und bedachten Mr. Muhammad mit stehenden Ovationen, die kein Ende nehmen wollten.

Es kostete mich einige Mühe, die Zuschauer wieder zur Ruhe zu bringen. Unterdessen schritten die Platzanweiser der Fruit of Islam die Reihen ab und verteilten große Pappeimer, in denen die Kollekte eingesammelt wurde. Ich sprach dazu ein paar erläuternde Worte:

"Ihr konntet dem, was hier soeben gesagt worden ist, entnehmen, daß der Ehrwürdige Elijah Muhammad und sein Programm nicht durch Gelder des weißen Mannes finanziert werden. Der würde natürlich als Gegenleistung von Mr. Muhammad verlangen, seine 'Ratschläge' anzunehmen und 'Mäßigung' zu zeigen! Aber weder Mr. Muhammads Programm noch seine Anhänger sind

'integriert'. Mr. Muhammads Programm und seine Organisation sind *eindeutig* schwarz!

Wir sind die einzige schwarze Organisation, die *ausschließlich* von Schwarzen unterstützt wird! Diese sogenannten 'Organisationen für den Fortschritt der Schwarzen' - nun, die beleidigen doch nur eure Intelligenz, wenn sie behaupten, sie kämpften in eurem Interesse, um die Gleichberechtigung für euch durchzusetzen, die ihr alle fordert... Sie behaupten, sie *kämpften* gegen den weißen Mann, der euch eure Rechte verweigert. Komischerweise bekommen diese Organisationen aber ihre Unterstützung von den Weißen! Wenn ihr diesen Organisationen angehört, dann zahlt ihr vielleicht zwei, drei oder fünf Dollar Mitgliedsbeitrag im Jahr, *wer* aber zahlt diese Spenden in Höhe von zwei-, drei-, oder gar fünf*tausend* Dollar? Der *weiße Mann*! Er *unterhält* diese Organisationen! Also kontrolliert er sie auch! Er *berät* sie, also hält er sie auch zu ihrer *gemäßigt*en Politik an! Gebraucht mal euren gesunden Menschenverstand: Übt ihr nicht auch bei denen, die ihr unterhaltet, Kontrolle aus, beratet und leitet sie - eure Kinder, beispielsweise?

Der weiße Mann würde Mr. Elijah Muhammad liebend gern unterstützen. Denn wenn Mr. Muhammad auf diese Unterstützung angewiesen wäre, müßte er *den 'Ratschlägen'* des weißen Mannes folgen. Meine schwarzen Brüder und Schwestern, *nur* weil Mr. Muhammad durch *euer* Geld, euer *schwarzes* Geld unterstützt wird, ist er in der Lage, diese ausschließlich für Schwarze offenen Versammlungen in den verschiedensten Städten zu veranstalten und uns Schwarzen die *Wahrheit* zu verkünden! Deshalb bitten wir euch um eure *Unterstützung* - von Schwarzen für Schwarze!"

Die Pappeimer wurden überwiegend mit Geldscheinen gefüllt - und das waren keineswegs nur Ein-Dollar-Noten. Die Platzanweiser der Fruit of Islam arbeiteten sich durch sämtliche Zuschauerreihen hindurch und mußten die Eimer zwischendurch immer mal wieder schnell entleeren, um Platz für weitere Spenden zu schaffen.

Unter den Zuschauern herrschte eine Atmosphäre wie nach einem Rausch. Die Kollekte deckte immer sämtliche Unkosten einer Versammlung ab, und alle Einnahmen, die darüber hinausgingen, dienten dazu, mit dem Aufbau der Nation of Islam fortzufahren.

Nach einigen Großveranstaltungen wies uns Mr. Muhammad an, auch die weiße Presse einzulassen. Wie alle anderen wurden auch die weißen Reporter von den Männern der Fruit of Islam gründlich durchsucht - ihre Notizbücher, ihre Fotoapparate, ihre Fototaschen und alles, was sie sonst noch bei sich trugen. Später gab mir Mr. Muhammad die Anweisung, daß *alle* Weißen, die die Wahrheit hören wollten, Zutritt zu den Versammlungen erhalten sollten, soweit die eigens für sie reservierten Plätze ausreichen würden.

Die meisten Weißen, die bei uns erschienen, waren Schüler und Studenten. Ich beobachtete, wie ihre Gesichter erstarrten und rot anliefen, wenn sie Mr. Muhammad sagen hörten: "Der weiße Mann ist sich im klaren darüber, daß er seit jeher wie ein Teufel gehandelt hat!" Ich beobachtete auch die Gesichter der schwarzen Akademiker, der sogenannten Intellektuellen, die eher gegen uns waren. Sie verfügten über das akademische Know-how, sie hatten die technischen und wissenschaftlichen Fähigkeiten, mit denen sie hätten helfen können, die Masse ihrer in Armut lebenden schwarzen Brüder und Schwestern aus ihrer mißlichen Lage zu befreien. Doch diese schwarzen Intellektuellen und Akademiker konnten sich anscheinend nichts anderes vorstellen, als sich selber klein zu machen und darum zu betteln, daß sich der 'liberale' Weiße mit ihnen 'vereinen' möge. Und die Antwort dieser 'Liberalen' war: "Alles zu seiner Zeit...Eines Tages werden wir all diese Probleme lösen... Wartet nur und habt Geduld!" Die schwarzen Intellektuellen und Akademiker konnten ihr Wissen schon einfach deshalb nicht zum Vorteil ihrer schwarzen Brüder und Schwestern einsetzen, weil sie auch untereinander zerstritten waren. Wären sie sich einig gewesen und hätten sich mit ihrem Volk vereinigt, so hätten sie sich zum Wohle der Schwarzen in aller Welt einsetzen können!

Ich konnte den Gesichtern dieser schwarzen Intellektuellen und Akademiker ansehen, wie ihre Mienen zunächst ernster wurden und schließlich erstarrten - sobald die Wahrheit bei ihnen eingeschlagen hatte.

Wir wurden observiert. Unsere Telefone wurden abgehört. Ich garantiere, wenn ich an meinem privaten Apparat zu Hause sagen würde: "Ich werde das Empire State Building in die Luft jagen", dann würde auch heute noch innerhalb von fünf Minuten die Polizei hingeschickt, um das Gebäude zu umstellen. Wenn ich eine öffentliche Rede hielt, versuchte ich manchmal zu erraten, hinter welchen Gesichtern im Publikum sich wohl Agenten des FBI oder der Geheimdienste verbargen. Sowohl die Polizei als auch das FBI kamen ununterbrochen bei uns vorbei und versuchten uns auszufragen. "Ich fürchte mich nicht vor denen", sagte Mr. Muhammad, "denn die Wahrheit ist auf meiner Seite!"

Es kam häufig vor, daß ich mich nachts in meinen letzten Gedanken vor dem Einschlafen darüber wunderte, wie es nur möglich war, daß eine Regierung durch die Lehren des zweischneidigen Schwertes verletzt, verwirrt und beunruhigt werden konnte, die doch so viele hervorragend ausgebildete Wissenschaftler aufzuweisen hatte! Ich spürte, daß es nie so weit gekommen wäre, wenn Allah, der Allwissende, seinem kleinen Boten, der nur über eine Grundschulbildung verfügte, nicht etwas mit auf den Weg gegeben hätte.

Es wurden schwarze Agenten eingesetzt, um uns zu unterwandern. Doch oft stellte sich heraus, daß der "geheime" Spion, den der weiße Mann geschickt hatte, zuallererst doch ein Schwarzer war. Natürlich kann ich es nicht von allen

behaupten - man kann das ja einfach nicht wissen - aber einige von ihnen deckten uns gegenüber ihre Funktion auf, nachdem sie bei uns eingetreten waren und die für alle Schwarzen gültige Wahrheit gehört und *gespürt* hatten. Einige kündigten dem weißen Mann ihre Dienste auf und arbeiteten fortan für die Nation of Islam. Andere behielten ihren Job und betrieben Gegenspionage. Sie verrieten uns, welche Meinung der weiße Mann über die Nation of Islam hatte und was er plante. Auf diese Weise erfuhren wir auch, was die weißen Sicherheitsbehörden fast genauso beunruhigte wie das, was in unseren Tempeln vorging, nämlich die ständig wachsende Anzahl schwarzer Gefangener, die sich zum Islam bekehrten. Meiner Meinung nach ist das auch heute noch eins der großen Probleme der Gefängnisexperten in den USA.

Im allgemeinen begannen die Gefangenen, die zum Islam übertraten, noch im Gefängnis damit, die moralischen Gebote unserer Nation of Islam zu befolgen. Sie waren dann schon bestens geeignet, nach der Entlassung - genau wie ich damals - einem unserer Tempel beizutreten und sich als Muslim registrieren zu lassen. Es ist tatsächlich so, daß konvertierte Häftlinge meistens besser vorbereitet waren als andere potentielle Muslims, die noch nie im Gefängnis gewesen waren.

Unserer Nation beizutreten war bei weitem nicht so leicht, wie dies bei den christlichen Gemeinden der Fall war. Man bekannte sich nicht einfach zur Gefolgschaft Mr. Muhammads, um dann dasselbe alte, sündige, unmoralische Leben fortzusetzen. Der Muslim mußte sich zuerst körperlich und moralisch erneuern und sein Leben nach unseren strengen Regeln ausrichten. Und um Muslim bleiben zu können, mußte er diese Regeln auch fortlaufend einhalten.

Es gab zum Beispiel nur wenige Tempelzusammenkünfte, in denen der Prediger nicht auf ein paar frisch rasierte, kahle Schädel neuer muslimischer Brüder im Zuschauerraum hätte herabblicken können. Sie hatten gerade jenen künstlichen, metallisch glänzenden Conk, von vielen Leuten heute auch "*process*" genannt, auf ewig aus ihrem Leben verbannt. Mich schmerzt es tief, daß man dieses Symbol der Unwissenheit und des Selbsthasses weiterhin bei so vielen Schwarzen antreffen kann. Ich weiß, daß das einige meiner guten nichtmuslimischen Freunde, die eine solche Frisur haben, verletzen wird - aber wenn man genau hinschaut, so wird man zumeist feststellen, daß ein Schwarzer, der seine Haare als Conk oder "processed" trägt, ein ignoranter Schwarzer ist. Welche "Schau" oder "Masche" er auch abziehen mag, egal wie lang er seine Haare in Lauge kocht, um sie "weiß" aussehen zu lassen, er drückt damit für alle, die ihn anschauen, nur eines aus: "Ich schäme mich, ein Schwarzer zu sein." Jeder Schwarze, der genug Selbstbewußtsein aufbringt, sich diesen Quatsch abschneiden zu lassen und dann seine natürlichen Haare zu tragen, wie Gott sie den Schwarzen gegebenen hat, wird danach genau wie ich entdecken, daß es ihm sehr viel besser geht.

Kein Muslim raucht - das war eine andere Regel bei uns. Es gab ein paar zukünftige Muslims, denen fiel es weitaus schwerer, das Rauchen von normalen Zigaretten aufzugeben, als anderen der Bruch mit ihrem Konsum harter Drogen. Schwarze Männer und Frauen gaben das Rauchen aber stets bereitwilliger auf, wenn wir sie dazu gebracht hatten, ernsthaft darüber nachzudenken, daß die Regierung des weißen Mannes sich keinerlei Sorgen um die öffentliche Gesundheit machte, sondern vielmehr darum, wie sie weiterhin Milliarden an Steuergeldern aus der Tabakindustrie einnehmen konnte. "Was bezahlen Angehörige der Armee für eine Stange Zigaretten?" lautete die Standardfrage an künftige Muslims. Der Vergleich mit dem normalen Preis für eine Stange half ihnen zu erkennen, daß die Regierung beim Zigarettenkauf den Schwarzen von ihrem sauer verdienten Geld ungefähr zwei Dollar für Steuern abnahm.[1]

Mancher wird schon etwas darüber gelesen haben, daß die Nation of Islam außergewöhnliche Erfolge bei Entwöhnungskuren für langjährige *Junkies* erzielen konnte. Die *New York Times* hat erst kürzlich darüber berichtet, daß staatliche Sozialbehörden mit der Bitte um medizinische Ratschläge an uns herangetreten sind.

Das Programm der Muslims setzt an der Erkenntnis an, daß es einen direkten Zusammenhang zwischen Hautfarbe und Drogenabhängigkeit gibt. Es ist kein Zufall, daß die größte Konzentration von Abhängigen in der ganzen westlichen Hemisphäre in *Harlem* zu finden ist.

Tragende Säule unseres Therapieprogramms war die mühevolle und geduldige Arbeit von Muslims, die selbst einmal Junkies gewesen waren.

Im Drogendschungel des Ghettos "fischten" sie andere Abhängige, die sie aus alten Zeiten persönlich kannten. Dann, mit einer unendlichen Geduld, die sich über ein paar Monate bis hin zu einem Jahr erstrecken konnte, führten unsere muslimischen Ex-Junkies die Abhängigen durch die sechs Stufen unseres Therapie-Programms.

Zunächst wurde der Drogenabhängige dazu gebracht, sich selbst einzugestehen, daß er süchtig war. Sodann wurde ihm klargemacht, *warum* er Drogen nahm. Drittens wurde ihm gezeigt, daß es möglich war, die Sucht zu überwinden. Viertens wurde das zerstörte Selbstbild und das Selbstwertgefühl des Junkies so weit wieder aufgebaut, daß er *in sich selbst* die Kraft erkennen konnte, seine Sucht zu überwinden. Fünftens hörte er dann von sich aus mit dem Drogenkonsum auf und ging auf einen *Cold Turkey*. Sechstens schloß der

---

1 Alle Angehörigen der US-Armee dürfen in den sogenannten PX-Läden Tabak und alkoholische Getränke steuerfrei einkaufen. Diese Tatsache konnte Malcolm X, als er an der Autobiographie arbeitete, als bekannt voraussetzen, weil aufgrund der damals bestehenden allgemeinen Wehrpflicht nahezu alle schwarzen Amerikaner ihren Dienst in der Armee absolvieren mußten und somit auch in den Genuß dieser Vergünstigung kamen.

nunmehr Geheilte den Kreis, indem er selbst ihm bekannte Junkies "fischte" und das Programm zu ihrer Rettung leitete.

Aufgrund dieses sechsten Schrittes taucht erst gar nicht auf, was die anderen Sozialeinrichtungen scheitern läßt - die typische Feindseligkeit und das typische Mißtrauen von Süchtigen. Der "gefischte" Junkie weiß aus persönlicher Erfahrung, daß der Muslim, der ihn da anspricht, bis vor kurzem von der gleichen Sucht geplagt worden ist und dafür auch seine 15-30 Dollar am Tag aufbringen mußte. Der Muslim ist vielleicht sogar einer seiner Kumpel gewesen, und sie haben sich im selben Drogendschungel herumgetrieben. Vielleicht sind sie auch gemeinsam zum Klauen losgezogen. Oder der Junkie hat *miterlebt*, wie der Muslim früher in eine Ecke gekauert in den Schlaf gefallen ist oder wie er im Rausch über ein weggeworfenes Streichholz so vorsichtig hinweggestiegen ist, als handele es sich um einen bissigen Hund. Er und der Muslim, der sich jetzt um ihn kümmert, sprechen dieselbe Sprache wie alle Junkies im Drogendschungel.

Genau wie der Alkoholiker kann auch der Junkie niemals anfangen, sich selbst zu heilen, bevor er nicht seine eigentliche Lage erkannt und akzeptiert hat. Der Muslim heftet sich wie eine Klette an seinen Kumpel und hämmert ihm immer wieder ein: "Du hängst an der Nadel, Mann!" Es kann Monate dauern, bis sich der Süchtige dieser Tatsache wirklich stellt. Und erst danach kann das Entwöhnungsprogramm richtig anlaufen.

Die nächste Heilungsphase besteht darin, daß der Süchtige einsieht, *warum* er Drogen nimmt. Der Muslim bearbeitet seinen Kumpel weiterhin vor Ort im alten Dschungelmilieu, in Kaschemmen, die so heruntergekommen sind, daß es jedes Vorstellungsvermögen überschreitet. Der Muslim sieht zu, daß er dort nach Möglichkeit noch ein gutes Dutzend anderer Junkies um sich schart. Sie hören ihm überhaupt nur zu, weil sie wissen, daß dieser selbstbewußt auftretende und stolze Muslim früher einer von ihnen war.

Der Muslim erklärt seinen Kumpels nun, daß jeder Abhängige Drogen nimmt, weil er vor etwas flieht. Er führt weiter aus, daß die meisten schwarzen Junkies sich betäuben, weil sie es nicht aushalten, als Schwarze im weißen Amerika zu leben. Doch in Wirklichkeit, so sagt der Muslim, macht jeder Schwarze, der Drogen nimmt, nichts anderes, als dem weißen Mann den "Beweis" dafür zu erbringen, daß der Schwarze ein Nichts ist.

Der Muslim spricht vertrauensvoll und offen: "Alter, du weißt, daß ich nachfühlen kann, wie es dir geht. Hab' ich nicht auch hier mit dir zusammen in der Scheiße gelegen? Hab' ich mich nicht auch gekratzt wie ein verlauster Affe, hab' ich nicht auch übel gestunken, im Wahnsinn gelebt, halb verhungert, hab' ich nicht genauso Whitey beklaut, bin weggerannt und hab' mich vor ihm versteckt? Mann, was glaubst du eigentlich, wofür ein Schwarzer den Stoff von Whitey kauft - um den weißen Mann noch reicher zu machen und sich selbst dabei umzubringen?"

Der Muslim weiß genau, wann der Junkie reif ist für die Einsicht, daß der beste Weg, von der Droge loszukommen, für ihn der Beitritt zur Nation of Islam ist. Der Abhängige wird dann in das nächstgelegene Muslim-Restaurant mitgenommen; gelegentlich wird er auch in anderen sozialen Situationen mit stolzen, gepflegten Muslims zusammengebracht, die sich mit gegenseitiger Zuneigung und Achtung begegnen, anstatt mit der ihm gewohnten Feindseligkeit des Ghettos. Zum erstenmal seit Jahren hört der Junkie, wie er in vollem Ernst "Bruder", "Sir" oder "Mister" genannt wird. Niemand fragt ihn über seine Vergangenheit aus. Vielleicht wird seine Sucht ganz beiläufig erwähnt, und wenn das geschieht, dann nur so, daß die besonders harte Herausforderung hervorgehoben wird, der er sich stellen muß. Alle, die der Junkie trifft, geben ihm das Gefühl, daß sie ihn für jemanden halten, der stark genug ist, seine eigene Sucht zu überwinden.

In dem Maße, wie der Abhängige anfängt, neues Selbstvertrauen aufzubauen, entwickelt er unausweichlich auch den Glauben daran, seine Sucht überwinden zu können. Zum ersten Mal spürt er die Wirkung schwarzer Selbstachtung.

Das ist eine starke Kombination für jemanden, der eben noch seine Existenz auf der untersten Stufe der Gesellschaft gefristet hat. Sobald er einmal motiviert ist, gibt es tatsächlich niemanden, der sich gründlicher verändern könnte, als jemand wie er, der schon ganz unten gewesen ist. Ich selbst bin dafür das beste Beispiel.

Am Ende wird der Junkie ganz bewußt und ganz aus sich selbst heraus die Entscheidung treffen, wann er auf den Cold Turkey gehen will. Es bedeutet, die körperlichen Qualen eines sofortigen, totalen Entzugs zu ertragen.

Wenn diese Zeit gekommen ist, teilen sich Muslims, die selbst einmal abhängig gewesen sind, die erforderlichen Tage in Schichten ein, so daß eine Betreuung rund um die Uhr gewährleistet ist. Sie stehen dem Abhängigen bei, der sich nun reinigen will, um selber ein Muslim zu werden.

Wenn die Entzugserscheinungen einsetzen und der Süchtige schreit und flucht und bettelt: "Nur noch einen Schuß, Mann!" dann sind die Muslims bei ihm und reden im alten Fixerjargon mit ihm. "He, Baby, schüttel den Affen von deinem Rücken! Hör' auf mit dem Scheiß! Tritt Whitey endlich in den Arsch!" Der Süchtige krümmt sich vor Schmerzen; ihm läuft die Nase, seine Augen tränen, und ihm bricht am ganzen Körper der Schweiß aus. Er versucht, den Kopf gegen die Wand zu rammen, er schlägt mit den Armen um sich, will seine Betreuer angreifen, er übergibt sich, bekommt Durchfall. "Laß alles raus! Laß Whitey mit deiner Scheiße zur Hölle fahren, Baby! Du packst es, Mann, aus dir wird was ganz Großes! Ich seh' dich jetzt schon in den Reihen der Fruit of Islam!"

Sobald die furchtbare Qual überstanden ist, sobald der eiserne Griff der Droge gebrochen ist, sprechen die Muslims dem geschwächten Ex-Junkie Trost zu,

füttern ihn mit Suppe oder Brühe, damit er wieder auf die Beine kommt. Nie wird er diese Brüder vergessen, die während dieser schweren Zeit zu ihm gehalten haben. Er wird nie vergessen, daß es die Therapie der Nation of Islam war, die ihn aus der Hölle seiner Drogensucht befreit hat. Und dieser schwarze Bruder (oder die Schwester, die auf ähnliche Art von Muslim-Schwestern betreut wurde) wird kaum je wieder einen Rückfall in die Drogenabhängigkeit haben. Im Gegenteil, der Ex-Junkie - stolz, gereinigt und regeneriert - kann es kaum erwarten, in seine ehemalige Fixerszene zurückzukehren, um einen anderen Kumpel zu "fischen" und *ihm* dort rauszuhelfen!

Wenn ein Weißer oder "anerkannter" Schwarzer ein ähnlich erfolgreiches Therapie-Programm entwickelt hätte, wie das unter der Anleitung von Muslims praktizierte, nun, dann würden die Subventionen der Regierung nur so fließen, es gäbe Lob und Scheinwerferlicht und Schlagzeilen. Doch wir wurden stattdessen dafür angegriffen. Warum erhielten die Muslims keine Subventionen, wenn doch der Regierung und den Städten dadurch jährliche Kosten in Millionenhöhe erspart geblieben wären? Ich weiß nicht, welche Kosten die Beschaffungskriminalität im ganzen Land verursacht, doch allein in New York City soll es sich jährlich *um Milliardenbeträge* handeln. In Harlem sollen sich die jährlichen Verluste durch Diebstahl auf 12 Millionen Dollar belaufen.

Die Sucht kann einen Junkie zwischen zehn und fünfzig Dollar am Tag kosten, aber woher soll er das Geld nehmen, er geht ja nicht arbeiten. Wie könnte er durch eine Arbeit auch jemals so viel verdienen? Ein Unding! Der Süchtige stiehlt und schlägt sich mit anderen Geschäften durch, wie ein Habicht oder Geier lauert er anderen Menschen auf - so, wie ich es damals gemacht habe. Er hat höchstwahrscheinlich genau wie ich die Schule abgebrochen, ist von der Armee abgelehnt worden und in seiner Verfassung auch überhaupt nicht in der Lage, einen Beruf auszuüben, selbst wenn ihm einer angeboten würde. Bei mir war es nicht anders.

Weibliche Drogenabhängige begehen Ladendiebstähle, oder sie gehen anschaffen. Die muslimischen Schwestern nehmen kein Blatt vor den Mund, wenn sie mit den schwarzen Prostituierten reden, die den Kampf gegen ihre Drogensucht aufgenommen haben, um sich moralisch für eine Mitgliedschaft bei den Muslims bereitzumachen: "Du machst es dem weißen Mann leicht, deinen Körper als Mülleimer zu betrachten."

In zahlreichen "Enthüllungen" über die Nation of Islam wurde angedeutet, die Gefolgschaft Mr. Muhammads bestehe hauptsächlich aus entlassenen Strafgefangenen und Ex-Junkies. Während der ersten Jahre traf es ja auch zu, daß Bekehrte aus den untersten Gesellschaftsschichten einen Großteil der ansonsten breitgefächerten Mitgliedschaft unserer Nation ausmachten. Mr. Muhammad lehrte uns immerfort: "Nehmt euch die Schwarzen vor, die in der Gosse gelandet

sind." Wenn diese erstmal bekehrt seien, so sagte er, würden daraus oft die besten Muslims.

Doch nach und nach gewannen wir auch andere Schwarze für uns - "gute Christen", die wir aus ihren Kirchengemeinden "herausfischten". Dann stieg der prozentuale Anteil an Akademikern und Facharbeitern, in jeder Stadt zogen die Massenkundgebungen jeweils einige Angehörige der sogenannten "schwarzen Mittelschicht" in die örtlichen Tempel; es waren dieselben, die uns einst als "Black Muslims", als "Demagogen", als "Prediger des Hasses", als "schwarze Rassisten" oder sonstwie bezeichnet hatten. Die Wahrheiten des Islam - aufmerksam verfolgt und überdacht - verhalfen uns zu einem wachsenden Anteil junger schwarzer Männer und Frauen. Für die Ausgebildeten und Talentierten bot die Nation of Islam zahlreiche Tätigkeitsbereiche, in denen sie ihre Fähigkeiten sinnvoll einsetzen konnten. Es gab einige registrierte Muslims, die ihre Mitgliedschaft nur vor anderen Muslims zugegeben hätten - sie wollten ihre Stellung in der Welt des weißen Mannes nicht gefährden. Ich weiß von einigen, die wegen eben solcher Positionen nur ihren jeweiligen Predigern und Mr. Elijah Muhammad selbst bekannt waren.

1961 blühte unsere Nation auf. Die Rückseite unserer Zeitung *Muhammad Speaks* zeigte den ganzseitigen Architektenentwurf eines zwanzig Millionen Dollar teuren Islamischen Zentrums, das in Chicago gebaut werden sollte. Jeder Muslim steuerte eine persönliche Spende für das Zentrum bei. Es sollte eine bildschöne Moschee, eine Schule, eine Bibliothek, ein Krankenhaus und ein Museum der glorreichen Geschichte der Schwarzen umfassen.

Nach einem Besuch der islamischen Länder gab Mr. Muhammad die Anweisung, unsere Tempel künftig als "Moscheen" zu bezeichnen.

Während dieser Zeit stieg auch die Zahl der in muslimischem Besitz befindlichen Kleinbetriebe steil an. Unsere Geschäfte sollten den Schwarzen zeigen, was sie für sich selbst tun konnten, vorausgesetzt, sie waren sich untereinander einig und bereit, miteinander Handel zu treiben. Wo immer möglich, sollten Schwarze ausschließlich mit Schwarzen zusammenarbeiten. Sie konnten einander Arbeit verschaffen und so ihr Geld innerhalb der Grenzen der schwarzen Communities halten, genauso wie es andere Minderheiten auch taten.

Mitschnitte der Reden Mr. Muhammads wurden inzwischen regelmäßig von kleineren Radiostationen überall in den Vereinigten Staaten ausgestrahlt. In Detroit und Chicago besuchten muslimische Kinder im Schulalter die dortigen Universities of Islam, in Chicago bis zur Oberstufe, in Detroit bis zur Mittelstufe. Schon im Kindergarten wurde den Kleinen von der ruhmreichen Geschichte der Schwarzen erzählt, und von der dritten Klasse an lernten sie Arabisch als die ursprüngliche Sprache der Schwarzen.

Inzwischen waren alle acht Kinder Mr. Muhammads in vollem Umfang mit wichtigen Funktionen in der Nation of Islam betraut. Ich war sehr stolz darauf, zumindest in einigen Fällen schon vor Jahren meinen Teil dazu beigetragen zu haben. Als Mr. Muhammad mich als seinen Prediger ausgesandt hatte, hatte ich es als Schande empfunden, daß seine eigenen Kinder damals für Weiße in Fabriken, als Bauarbeiter oder Taxifahrer arbeiten mußten. Ich wollte mich damals für Mr. Muhammads Familie genauso ernsthaft einsetzen wie für ihn persönlich. Ich hatte ihn deshalb um die Erlaubnis ersucht, eine gesonderte Geldsammlung in unseren wenigen kleinen Moscheen durchführen zu dürfen. Der Erlös aus der Spendensammlung sollte dazu dienen, seinen bei den Weißen beschäftigten Kindern Tätigkeiten innerhalb der Nation of Islam zu verschaffen. Mr. Muhammad hatte zugestimmt, die Sammlung war mit Erfolg durchgeführt worden, und nach und nach hatten seine Kinder Arbeit innerhalb der Nation of Islam erhalten. Emanuel, der Älteste, leitet heute die chemische Reinigung. Schwester Ethel (Muhammad) Sharrieff, hat die Oberaufsicht über den Unterricht der muslimischen Schwestern. (Ihr Mann, Raymond Sharrieff, ist Supreme Captain der Fruit of Islam.) Schwester Lottie Muhammad führt die Aufsicht über die beiden Universities of Islam. Nathaniel ist mit Emanuel zusammen in der Reinigungsfirma tätig. Herbert Muhammad ist mittlerweile Herausgeber von *Muhammad Speaks*, der Zeitung, die ich gegründet habe. Elijah Muhammad Junior ist Assistant Supreme Captain der Fruit of Islam. Wallace Muhammad war Prediger der Moschee in Philadelphia, bis er schließlich mit mir zusammen von der Nation suspendiert wurde - aus Gründen, auf die ich noch eingehen werde. Das jüngste Kind, Akbar Muhammad, der Akademiker der Familie, besucht die Universität von Kairo in El-Azhar. Akbar hat auch mit seinem Vater gebrochen.

Ich glaube, es lag an dem Versammlungsmarathon mit seinen vielen langen Reden, daß sich Mr. Muhammads Asthmaleiden, das ihm schon so lange Beschwerden bereitete, urplötzlich und heftig verschlechterte. Mitten im Gespräch bekam er jetzt plötzlich Hustenanfälle, die immer mehr zunahmen, bis sich sein schmächtiger Körper in Qualen krümmte. Manchmal rollte er sich vor Schmerz zusammen. Bald darauf wurde er bettlägerig. So sehr er sich auch dagegen stemmte, so sehr er es auch bedauerte, er mußte etliche, schon vor langer Zeit zugesagte Termine für Versammlungen in mehreren Großstädten absagen. Tausende waren enttäuscht, weil sie anstatt des persönlichen Auftritts von Mr. Muhammad nur mich oder einen anderen unzulänglichen Ersatzmann zu hören bekamen.

Die Mitglieder der Nation waren tief beunruhigt. Die Ärzte rieten dazu, sobald wie möglich für den Aufenthalt in trockenem Klima zu sorgen. Deshalb kaufte die Nation für Mr. Muhammad ein Haus in Phoenix, Arizona. Bei einem der ersten Male, die ich ihn dort besuchte, stieg ich aus dem Flugzeug und sah mich Reporterteams mit Blitzlicht und surrenden Kameras gegenüber. Ich fragte

mich schon, welcher wichtigen Person hinter mir das wohl gelte, als ich entdeckte, daß die Kameramänner Pistolen trugen; sie waren von einer Geheimdienstabteilung des Bundesstaates Arizona.

In rasender Geschwindigkeit verbreitete sich innerhalb der Nation of Islam die gute Nachricht, daß das Klima in Arizona die Beschwerden des Boten Allahs wesentlich gemildert hatte. Seit der Zeit verbrachte er den größten Teil des Jahres in Phoenix.

Während seiner Genesung konnte Mr. Muhammad nicht mehr so lange arbeiten, wie es früher in Chicago seine Gewohnheit gewesen war. Trotzdem wurde er jetzt in noch größerem Umfang als früher mit Verwaltungsangelegenheiten und mit schweren Entscheidungen belastet. Die Nation hatte sich in jeder Hinsicht, nach innen und nach außen, weiterentwickelt. Mr. Muhammad konnte einfach nicht mehr soviel Zeit wie früher auf Überlegungen und Entscheidungen verwenden, welche Bitten um öffentliche Reden, Radio- oder Fernsehauftritte ich seiner Meinung nach akzeptieren sollte. Ich konnte ihn auch nicht mehr mit allen organisatorischen Fragen behelligen, für die ich mir früher immer seinen Rat eingeholt oder ihn um eine Entscheidung gebeten hatte. Mr. Muhammad bewies zu diesem Zeitpunkt sein tiefes Vertrauen in mich. Auf all den von mir eben erwähnten Gebieten gab er mir freie Hand, selbst zu entscheiden. Er sagte dazu, ich solle zu meiner Richtschnur machen, was ich für weise hielte und was im besten Interesse der Nation of Islam liege.

"Bruder Malcolm, ich möchte, daß du weithin bekannt wirst", sagte er eines Tages zu mir, "denn wenn du bekannt wirst, so wird das auch *mich* bekannter machen.

Allerdings mußt du eines wissen, Bruder Malcolm: Wenn du bekannt wirst, dann wirst du einigen Haß auf dich ziehen. Denn die Leute werden in der Regel eifersüchtig auf Personen, die im Rampenlicht stehen."

Keine Prophezeiung, die Mr. Muhammad mir je genannt hat, war so weise und zutreffend wie diese.

15 Ikarus

Je öfter ich Elijah Muhammad in Fernsehen, Rundfunk, an Colleges und anderswo vertrat, desto mehr Post erhielt ich von Leuten, die mich sprechen gehört hatten. Ich würde sagen, fünfundneunzig Prozent dieser Briefe stammten von Weißen.

Davon fielen nur ein paar unter die Kategorie "Lieber Nigger X" oder waren gar Morddrohungen. Der größte Teil der Post bestand aus Zuschriften, in denen sich die beiden hauptsächlichen Ängste des weißen Mannes ausdrückten. Die erste ging zurück auf seine innere Überzeugung, daß Gott diese Zivilisation eines Tages in seinem unerbittlichen Zorn zerstören werde. Die zweite bedrohliche Angst war für den weißen Mann die Vorstellung, daß der schwarze Mann Besitz vom Körper der weißen Frau ergreift.

Ein erstaunlich hoher Prozentsatz von Weißen unter den Briefschreibern stimmte Mr. Muhammads Analyse des Rassenproblems voll und ganz zu - nicht aber seinem Lösungsvorschlag. Eine seltsame Ambivalenz bestand darin, daß einige Briefe, die Mr. Muhammad ansonsten in fast allem zustimmten, den Ausdruck "weißer Teufel" entsetzt zurückwiesen. Deshalb bemühte ich mich, diesen Ausdruck in späteren Reden näher zu erläutern:

"Wir meinen damit nicht den *einzelnen* Weißen, es sei denn, wir hielten es für nötig, irgendeinen ganz bestimmten Weißen unter Nennung seines Namens als "Teufel" zu brandmarken. Nein, wir meinen damit den *kollektiven* Weißen vor dem Hintergrund seiner in der *Geschichte* begangenen Untaten. Wir meinen die Grausamkeiten, die Schandtaten und die Habgier des kollektiven Weißen, die ihn gegenüber dem Nichtweißen wie einen Teufel haben *handeln* lassen. Jeder intelligente, ehrliche, objektive Mensch kann sich doch der Einsicht nicht verschließen, daß der von den Weißen betriebene Sklavenhandel und die nachfolgenden teuflischen Untaten nicht nur direkt *verantwortlich* sind für die *Anwesenheit* der Schwarzen in Amerika, sondern auch für die *Lage*, in der wir diesen Schwarzen hier antreffen. Ihr werdet keinen *einzigen* Schwarzen finden, egal, um wen es sich dabei handelt, der nicht auf irgendeine Weise durch die teuflischen kollektiven Handlungen der Weißen einen persönlichen Schaden davongetragen hat."

Fast jeden Tag erschienen in den Zeitungen Angriffe auf die "Black Muslims". In wachsendem Ausmaß schossen sie sich auf Äußerungen ein, die ich gemacht hatte, der "Demagoge Malcolm X". Wütend wurde ich nur, wenn ich einen harschen Angriff auf Mr. Muhammad las. Was sie über mich schrieben, war mir egal.

Sozialarbeiter und Soziologen machten sich daran, mich auseinanderzunehmen. Unter ihnen taten sich aus mir unerfindlichen Gründen vor allem die Schwarzen hervor. Den wahren Grund kannte ich natürlich. Sie standen auf der Lohnliste des weißen Mannes. Wenn dieser Haufen nicht darauf verfiel, mir

"Polarisierung der Community" vorzuwerfen, dann hatte ich mich zumindest der "von falschen Annahmen ausgehenden Bewertung der Beziehungen unter den Rassen" schuldig gemacht. Oder sie entdeckten in einer meiner Aussagen "sträfliche Verallgemeinerungen". Und wenn ich die Wahrheit getroffen hatte, hieß es: "Malcolm X manipuliert leichtfertig Fakten, wenn er ..."

Einer meiner muslimischen Brüder aus der Moschee Sieben, der in einem bekannten Harlemer Stadtteilzentrum mit Jugendlichen arbeitete, zeigte mir eines Tages einen vertraulichen Bericht. Ein schwarzer Sozialarbeiter aus den höheren Rängen der Hierarchie war einen Monat freigestellt worden, um Untersuchungen über die "Black Muslims" im Bezirk Harlem anzustellen. Nach jedem Absatz mußte ich zum Wörterbuch greifen - ich glaube, deswegen ist mir ein Satz, der ausdrücklich mich betraf, immer im Gedächtnis geblieben. Er lautete: "Die dynamischen Interstitien der Subkultur Harlems werden von Malcolm X übermäßig simplifiziert und uminterpretiert, um sie so seinen eigenen Ambitionen anzupassen."

Wer von uns, frage ich mich, wußte mehr über die "Subkultur" des Harlemer Ghettos? Ich, der ich mich in diesen Straßen jahrelang als Hustler herumgetrieben hatte, oder dieser schwarze Sozialarbeitersnob mit seiner auf Statussymbole ausgerichteten Bildung?

Aber das ist gar nicht so entscheidend. Meiner Meinung nach ist viel entscheidender, daß unter den 22 Millionen Schwarzen in den USA nur verhältnismäßig wenige das Privileg hatten, aufs College gehen zu können - und der Berichtschreiber war einer von den Glücklichen. Hier hatten wir einen dieser "gebildeten" Schwarzen vor uns, die niemals das wahre Ziel, den Zweck oder die Anwendungsmöglichkeiten von Bildung verstanden haben. Er stand für jene stagnierende Bildung, die zu nichts anderem taugt, als einen Haufen tönender Worte zu produzieren.

Das ist einer der Hauptgründe, warum die Weißen die Schwarzen in Amerika bis heute so mühelos in Schach halten und unterdrücken konnten. Ich muß zugeben, daß bis vor kurzem kaum einer der wenigen gebildeten Schwarzen sein Wissen so eingesetzt hat, wie es die Weißen tun - zur Forschung und als kreatives Denken, um sich und seine Leute in dieser von Konkurrenz und materiellem Streben geprägten weißen Welt voranzubringen. Über Generationen hinweg haben die sogenannten "gebildeten" Schwarzen ihre schwarzen Brüder "geführt", indem sie einfach die Denkweise des weißen Mannes kopierten - was natürlich nur dem Vorteil des ausbeuterischen Weißen gedient hat.

Der weiße Mann - das müssen wir ihm lassen - besitzt eine außerordentliche Intelligenz und Klugheit. Seine Welt ist voller Beweise dafür. Es gibt nichts, was der weiße Mann nicht herstellen kann. Es gibt kaum ein wissenschaftliches Problem, das er nicht lösen kann. Im Moment bewältigt er gerade die Aufgabe, Menschen zur Erforschung des Weltraums auszusenden - und sie sicher zur Erde zurückzubringen.

Aber im Umgang mit Menschen erweist sich die Intelligenz des weißen Mannes als sehr beschränkt. Und wenn es sich bei diesen Menschen gar um Nichtweiße handelt, dann versagt seine Intelligenz völlig. Dann treten Gefühle an ihre Stelle, und es zeigt sich, daß sein Komplex der "weißen Überlegenheit" so tief in seiner Psyche verankert ist, daß er dann gegen Nichtweiße urplötzlich und nur von seinen Gefühlen gesteuert die ungeheuerlichsten Handlungen begehen kann.

Wo wurde die Atombombe abgeworfen, "...um das Leben von Amerikanern zu retten"? Kann der weiße Mann wirklich so naiv sein zu glauben, die so unverblümt in diesem Akt enthaltene Botschaft würde von den nichtweißen zwei Dritteln der Weltbevölkerung nicht verstanden?

Und was geschah, noch bevor die Bombe abgeworfen wurde - hier, mitten in den USA? Was war denn mit den einhunderttausend loyalen amerikanischen Bürgern japanischer Abstammung, egal ob es sich dabei um Eingebürgerte und hier Geborene handelte, die in den USA in Lagern hinter Stacheldraht zusammengepfercht wurden? Und wieviele Amerikaner deutscher Abstammung wurden damals hinter Stacheldraht zusammengepfercht? Natürlich keine, denn sie waren ja auch *Weiße*!

Im Laufe der Geschichte war es stets die nichtweiße Hautfarbe, die den tief im Charakter des weißen Mannes sitzenden "Teufel" geweckt und zum Vorschein gebracht hat. Nur vom "Teufel" besessene Gefühle können die weiße amerikanische Intelligenz so mit Blindheit geschlagen haben, daß sie nicht in der Lage war zu sehen, daß Millionen schwarze Sklaven, wenn sie "befreit" werden und man sie dann in begrenztem Umfang an der Bildung teilhaben läßt, sich eines Tages wie ein furchterregendes Ungeheuer inmitten des weißen Amerika erheben werden. Der Verstand des weißen Mannes, mit dem er heute den Weltraum erforscht, hätte dem Sklavenhalter sagen sollen, daß ein Sklave, der Bildung erfahren hat, seinen Herrn nicht mehr länger fürchtet. Die Geschichte lehrt, daß ein gebildeter Sklave die Gleichheit mit seinem Herrn immer zuerst erbittet und dann fordert.

Die Schwarzen wissen heute in vielerlei Hinsicht besser Bescheid über die Weißen Amerikas in ihrer Gesamtheit, als die Weißen selbst. Und den 22 Millionen Schwarzen wird zunehmend klarer, daß sie im materiellen, politischen, wirtschaftlichen und sogar bis zu einem gewissen Ausmaß im sozialen Bereich die lebenswichtigen Nervenstränge des weißen Amerika empfindlich treffen können, wenn sie sich erheben - von der Schädigung des internationalen Ansehens der Vereinigten Staaten ganz zu schweigen.

Aber eigentlich wollte ich nicht abschweifen. Ich war dabei zu berichten, auf welche Weise ich 1963 versucht habe, mit den weißen Zeitungs-, Rundfunk-

und Fernsehreportern umzugehen, die entschlossen waren, Elijah Muhammads Lehren in den Dreck zu ziehen.

In meinen Augen ähnelten Reporter immer mehr menschlichen Frettchen - ständig schnüffelten sie herum, stürzten auf mich los, suchten angestrengt nach Wegen, wie sie mich austricksen oder während der Interviews in die Enge treiben konnten.

Es brauchte nur irgendein "Führer" der Bürgerrechtsbewegung eine Erklärung abzugeben, die den weißen Machthabern nicht paßte, dann versuchten mich die Reporter gleich dazu zu benutzen, ihn wieder auf Linie zu bringen. Das lief zum Beispiel so ab, daß mir folgende Frage gestellt wurde: "Mr. Malcolm X, Sie haben sich oft dahingehend geäussert, daß Sie Sit-ins und ähnliche Protestaktionen von Schwarzen mißbilligen - was denken Sie über den Boykott in Montgomery, der von Dr. King angeführt wird?"

Nun, meiner Meinung nach ritten die "Führer" der Bürgerrechtsbewegung zwar ununterbrochen ihre Attacken gegen uns Muslims, trotzdem gehörten sie aber zu uns, waren Teil des schwarzen Volkes, und es wäre sträflich dumm von mir gewesen, hätte ich mich von den Weißen gegen die Bürgerrechtsbewegung ausspielen lassen.

Wenn ich also zu dem Boykott in Montgomery befragt wurde, stellte ich erst noch einmal ausführlich seine Geschichte und Hintergründe dar. Rosa Parks war mit dem Bus nach Hause gefahren. An einer Haltestelle hatte der weiße Südstaaten-*Cracker*, der den Bus fuhr, von Mrs. Parks verlangt, sie solle aufstehen und ihren Sitzplatz einem gerade eingestiegenen weißen Fahrgast überlassen. Dazu sagte ich: "Nun, *stellen* Sie sich das mal *vor*! Diese hart arbeitende, gute, christliche schwarze Frau hat ihr Fahrgeld bezahlt und sitzt auf ihrem Platz. Und nur weil sie *schwarz* ist, wird von ihr verlangt, gefälligst aufzustehen! Selbst mir ist manchmal noch unbegreiflich, wie selbstherrlich der weiße Mann ist."

Oder ich gab eine andere Antwort: "Niemand wird jemals erfahren, welche spezielle Gefühlsregung dahinterstecken mag, daß für die Schwarzen in Montgomery gerade dieser relativ alltägliche Vorfall zu dem Tropfen wurde, der das Faß zum Überlaufen brachte. Der Süden blickt auf *Jahrhunderte* schlimmster Verbrechen gegen Schwarze zurück - Lynchen, Vergewaltigungen, Erschießungen, Auspeitschungen! Aber es ist ja bekannt, daß immer wieder scheinbar banale Ereignisse Geschichte gemacht haben. Ein kleiner indischer Rechtsanwalt, den niemand kannte, wurde einmal aus dem Zug geworfen, und da er diese Ungerechtigkeit satt hatte, entschloß er sich, einen Knoten in den Schwanz des britischen Löwen zu machen. Sein Name war Mahatma Gandhi!"

Oder ich wendete einen Trick an, den ich sowohl im realen Leben als auch im Fernsehen bei Rechtsanwälten beobachtet hatte. Mit dieser Methode ließen Rechtsanwälte etwas, was sonst eigentlich unzulässig gewesen wäre, in ihr

Plädoyer einfließen. (Manchmal denke ich, ich wäre vielleicht wirklich ein ganz guter Rechtsanwalt geworden, so wie ich es einmal diesem Lehrer der achten Klasse in Mason, Michigan, gesagt hatte, der mir aber den Rat gegeben hatte, besser Tischler zu werden.) Ich ging schnell über die Frage des Reporters hinweg, um sie ihm dann - konsequent weitergedacht - so zurückzugeben, daß er sich daran die Finger verbrennen mußte.

"Nun, mein Herr, ich denke, daß Schwarze, die aufgefordert werden, zur Armee, Marine oder Luftwaffe zu gehen, mit dem gleichen Recht zum Boykott aufrufen könnten. Warum sollten wir losmarschieren und irgendwo verrecken, nur um eine sogenannte 'Demokratie' zu bewahren, die einem weißen Einwanderer an seinem ersten Tag hier mehr gibt als dem Schwarzen nach vierhundert Jahren Sklavenarbeit und Dienst an diesem Land?"

Den Weißen wären fünfzig örtlich begrenzte Boykotts lieber gewesen, als daß 22 Millionen Schwarze begännen, über das nachzudenken, was ich gerade gesagt hatte. Ich brauche wohl nicht extra zu erwähnen, daß es niemals so gedruckt wurde, wie ich es gesagt hatte. Wenn es überhaupt gedruckt wurde, dann völlig entstellt. Irgendwann konnte ich feststellen, daß die weißen Reporter ihre Köpfe zusammengesteckt haben mußten - bestimmte Fragen wurden mir einfach nicht mehr gestellt.

Wenn ich jedoch für mich ein gutes Argument entwickelt hatte, dann warf ich bei Auftritten in Radio oder Fernsehen einen Köder aus, um es anbringen zu können. Ich erweckte dann den Eindruck abzuschweifen und erwähnte beiläufig einen kürzlich erreichten sogenannten "Fortschritt" in der Frage der Bürgerrechte - etwa daß irgendein Zweig der Großindustrie zehn Alibi-Schwarze eingestellt hatte, irgendeine Restaurantkette dadurch noch mehr Geld machte, daß dort nun auch Schwarze bedient wurden, oder daß eine Universität im Süden einen schwarzen Studienanfänger eingeschrieben hatte, ohne daß die Nationalgarde ihre Bajonette aufpflanzen mußte. Wenn ich so "abschweifte", dann zappelte der Moderator schon am Haken: "Ahhh! Nun, Mr. Malcolm X - Sie können nicht leugnen, daß *das* ein Fortschritt für Ihre Rasse ist!"

Das war der Moment, die Leine stramm zu ziehen: "Ich kann nicht einen einzigen Schritt tun, ohne mir etwas über 'Fortschritte bei der Verwirklichung der Bürgerrechte' anhören zu müssen! Weiße glauben anscheinend, der Schwarze müßte in einem fort 'Halleluja' jauchzen! Seit vierhundert Jahren steckt das Messer des weißen Mannes im Rücken des Schwarzen - und jetzt fängt der Weiße an, das Messer ein winziges Stück herauszuziehen. Dafür soll der Schwarze dankbar sein? Nun, selbst wenn der Weiße das Messer in einem Ruck ganz herauszöge, es bliebe immer noch eine Narbe zurück!"

So ähnlich war es, wenn irgendein Bürgermeister oder Stadtrat damit geprahlt hatte, er hätte in seinem Ort "keine Probleme mit den Schwarzen". Sobald das aus dem Fernschreiber getickert war, wurde es mir vor die Nase gehalten. Ich

sagte dann, sie brauchten mir gar nicht erst zu erzählen, wo das ist; ich wußte, es konnte nur bedeuten, daß dort verhältnismäßig wenig Schwarze lebten. Das trifft tatsächlich auf die ganze Welt zu. Nimmt man beispielsweise das "demokratische" England - nachdem 100.000 schwarze Westindier dort angekommen waren, schob England der schwarzen Einwanderung einen Riegel vor. Die Finnen haben den schwarzen US-Botschafter in ihrem Land von ganzem Herzen begrüßt. Nun, laßt ihm erst einmal viele andere Schwarze nach Finnland folgen! Oder nehmen wir Rußland: Als Chruschtschow an der Macht war, drohte er damit, den schwarzafrikanischen Studenten die Visa zu entziehen, weil deren Demonstrationen gegen die dortige Rassendiskriminierung der Welt gezeigt hatten, "auch in Rußland ..."

Die weiße Presse im tiefen Süden schwieg mich im allgemeinen tot. Aber meine Ansichten über weiße und schwarze Freedom Riders aus dem Norden, die zum "Demonstrieren" in den *Süden* zogen, erschienen auf den Titelseiten, weil ich diese Aktivitäten als "lächerlich" bezeichnete. Zu Hause im Norden, in ihren eigenen Ghettos, gab es schließlich genug Ratten und Kakerlaken zu beseitigen, um alle Freedom Riders auf Dauer zu beschäftigen. Ich sagte, das ultraliberale New York habe mehr Integrationsprobleme als Mississippi. Wenn die Freedom Riders aus dem Norden mehr tun wollten, dann sollten sie dort in die Ghettos gehen und solche Grundübel an der Wurzel packen, daß z. B. kleine Kinder um Mitternacht draußen auf der Straße herumliefen, um den Hals einen Bindfaden mit Wohnungsschlüssel, mit dem sie sich selbst die Wohnungstür aufschließen könnten - während Mutter und Vater ihr Dasein als Säufer, Drogensüchtige, Diebe oder Prostituierte fristeten. Oder die Freedom Riders könnten im Norden den Bürgermeistern, Gewerkschaften und Großindustrien ein bißchen einheizen, damit sie mehr Arbeitsplätze für Schwarze schafften. Dadurch könnte die Zahl der Wohlfahrtsempfänger gesenkt werden, was auch ein Schritt gegen den Müßiggang wäre, der die Ghettos zu Orten gemacht hätte, in denen das Leben ständig unerträglicher würde. Das alles war - und *ist* - die absolute Wahrheit! Aber wofür hatte ich sie überhaupt *ausgesprochen*? Giftige Schlangen hätten mich nicht schneller angreifen können, als es die Liberalen jetzt taten.

Ja, ich werde diesen Liberalen ihren Heiligenschein herunterreißen, auf dessen Pflege sie so viel Mühe verwenden! Die Liberalen des Nordens haben so lange mit erhobenem Zeigefinger auf den Süden gezeigt, haben das so lange ungestraft tun können, daß sie nun Anfälle bekommen, wenn man sie als die schlimmsten Heuchler der Welt entlarvt.

Ich glaube, mein eigenes Leben *spiegelt* diese Heuchelei *wider*. Ich weiß nichts über den Süden. Ich bin ein Produkt des weißen Mannes aus dem Norden, ein Produkt seiner verlogenen Haltung gegenüber den Schwarzen.

Mr. Muhammad hat den weißen Südstaatler immer gerecht behandelt. Man kann über den weißen Südstaatler sagen, was man will - er ist auf jeden Fall ehrlich. Er zeigt dem Schwarzen die Zähne; er sagt dem Schwarzen ins Gesicht, daß weiße Südstaatler diesen ganzen Zauber, diese "Integration" niemals akzeptieren werden. Der weiße Südstaatler geht noch weiter. Er teilt dem Schwarzen mit, daß er auf jedem Zentimeter des Weges gegen ihn kämpfen wird - sogar gegen die sogenannten "Alibi-Fortschritte". Das bietet den Vorteil, daß der Schwarze des Südens sich noch nie Illusionen darüber machen konnte, mit was für einer Art von Widersacher er es zu tun hat.

Man kann über viele Weiße aus dem Süden sogar sagen, daß sie sich als Individuen oftmals einzelnen Schwarzen gegenüber hilfsbereit gezeigt haben, wenn auch sehr von oben herab. Der Weiße des Nordens hingegen schenkt dir ein breites Lächeln und belügt und betrügt dich seit jeher mit Worthülsen wie "Gleichheit" und "Integration". Wenn eines Tages überall in Amerika sich eine schwarze Hand auf die Schulter eines jeden Weißen legte und der Weiße sich dann umdrehen würde und den hinter ihm stehenden Schwarzen sagen hörte: "Jetzt bin ich auch mal an der Reihe...", nun, dann würde der liberale Nordstaatler mit genausoviel Furcht und Schuldgefühl vor diesem Schwarzen zurückschrecken wie jeder weiße Südstaatler.

Tatsächlich sind die gefährlichsten und bedrohlichsten Schwarzen der Vereinigten Staaten in den Ghettos der Nordstaaten zu finden - im weißen Herrschaftssystem des Nordens, das der Demokratie das Wort redet und sich gleichzeitig die Schwarzen auf Distanz hält, möglichst irgendwo abseits ganz außer Sichtweite.

Das Wort "Integration" wurde von einem Liberalen aus dem Norden erfunden. Das Wort hat keine wirkliche Bedeutung. Egal, was "Integration" an sich auch immer heißen mag, kann sie als "Rassenintegration" - und so wird das Wort heute ja meistens benutzt - überhaupt genau definiert werden? In Wahrheit ist "Integration" ein *Trugbild,* ein Täuschungsmanöver der listigen Liberalen aus dem Norden, das die wahren Bedürfnisse der Schwarzen in Amerika verschleiert. Hier, in diesen fünfzig rassistischen und neorassistischen Bundesstaaten der USA, hat das Wort "Integration" Millionen von Weißen verwirrt und aufgebracht; sie glauben irrtümlicherweise, daß die schwarzen Massen sich mit ihnen vermischen wollen. Das ist jedoch nur bei einer Handvoll "integrations"-wütigen Schwarzen der Fall.

Ich meine diese "integrierten" Alibi-Schwarzen, die vor ihren armen, getretenen schwarzen Brüdern davonlaufen - in Wahrheit versuchen sie nur, ihrem eigenen Selbsthaß zu entkommen. Ich rede von jenen Schwarzen, die man überall antrifft und die nicht genug davon kriegen können, sich an den weißen Mann heranzuschmeißen. Diese "wenigen Auserwählten" denken noch weißer, stehen den Schwarzen noch ablehnender gegenüber als der weiße Mann selbst.

Menschenrechte! Als *menschliche Wesen* respektiert werden! Das ist es, was die schwarzen Massen in Amerika wollen. Da liegt der Kern des Problems. Die schwarzen Massen wollen nicht behandelt werden wie Aussätzige. Sie wollen nicht mehr wie Tiere in die Slums, in die Ghettos eingemauert werden. Sie wollen in einer offenen, freien Gesellschaft leben, in der sie sich als Männer und Frauen mit erhobenem Haupt bewegen können!

Nur wenige Weiße erkennen, daß viele Schwarze es heute ablehnen, mehr Zeit als irgend notwendig mit Weißen zu verbringen, und daß sie diesen Kontakt auch bewußt vermeiden. Das Trugbild der "Integration", wie sie heute gemeinhin verstanden wird, hat Millionen eingebildete, in sich selbst verliebte Weiße zu der Überzeugung verleitet, Schwarze täten nichts lieber, als mit ihnen in einem Bett zu schlafen - doch das ist eine Lüge! Man kann dem durchschnittlichen Weißen nicht *begreiflich machen*, daß das größte Verlangen des schwarzen Mannes nicht das nach einer weißen Frau ist - das ist noch eine dieser Lügen! Erst kürzlich machte ein schwarzer Bruder mir gegenüber die Bemerkung: "Haste schon mal von denen eine gerochen, wenn sie feucht war?"

Die schwarzen Massen bleiben am liebsten unter sich. Ja, selbst diese neureichen, bourgeoisen Schwarzen - was tun die denn, wenn sie von den luxuriösen "integrierten" Cocktailparties nach Hause kommen? Kaum haben sie ihre Schuhe in die Ecke geschmissen, da ziehen sie schon her über diese weißen Liberalen, mit denen sie gerade noch geplaudert haben, als wären sie der letzte Dreck. Und die weißen Liberalen machen wahrscheinlich genau dasselbe. Ich kann das von den Weißen nicht sicher sagen, ich bin ja privat nie mit ihnen zusammen, aber die bourgeoisen Schwarzen wissen genau, daß ich nicht lüge.

Ich sag's, wie es *ist*! Niemand braucht zu befürchten, daß ich mit der Wahrheit hinter dem Berg halte, wenn ich etwas als wahr erkannt habe. Was wir in diesem Land brauchen, ist eine viel härtere Auseinandersetzung zwischen Schwarz und Weiß über die nackte Wahrheit - die Luft muß endlich gereinigt werden von dem Rassenwahn, den Klischees und den Lügen, die die Atmosphäre dieses Landes seit vierhundert Jahren verpesten.

In vielen Gemeinden, und ganz besonders in vielen kleineren Gemeinden, stellen die Weißen sich gern in einem besonders menschenfreundlichen Licht dar, als wären sie voll "guten Willens gegenüber unseren Negern". Sagt ihnen ein "ortsansässiger Neger" aber mal die Wahrheit ins Gesicht, daß die Schwarzen es satt haben, eingeschränkt, entrechtet und Bürger zweiter Klasse zu sein, dann hört man von den Weißen im Ton größten Bedauerns: "Es ist bedauerlich, aber genau wegen solcher Vorfälle wenden die Gutwilligen unter uns sich jetzt gegen die Neger. Das ist sehr schade... Gerade weil doch wirklich Fortschritte gemacht worden sind. Aber jetzt ist die Kommunikation zwischen den Rassen hier leider auf dem Nullpunkt!"

Wovon reden diese Leute? Es hat nie eine *Kommunikation* stattgefunden. Bis nach dem 2. Weltkrieg gab es in den ganzen Vereinigten Staaten keine einzige Gemeinde, in der irgendeiner der dortigen schwarzen "Führer" den Weißen mal die Wahrheit unter die Nase gerieben hätte, wie die Schwarzen die Bedingungen empfanden, die ihnen von den Weißen aufgezwungenen worden sind.

Beweise werden gewünscht? Nun, warum war wohl das weiße Amerika fast einhellig total überrascht, ja sogar schockiert, als Schwarze überall im Land anfingen zu revoltieren? Ich wäre äußerst ungern General einer Armee, die so schlecht über ihren Feind informiert ist wie die Weißen Amerikas über die Schwarzen im eigenen Land.

Das ist die Situation, die dazu geführt hat, daß sich der Zorn unter den Schwarzen langsam bis zum revolutionären Siedepunkt steigern konnte, ohne daß der weiße Mann es bemerkte. Überall in den Vereinigten Staaten versicherten die örtlichen schwarzen "Führer" den Weißen: "Alles in Ordnung, alles unter Kontrolle, Boß!" Und wenn einer dieser "Führer" seinem Volk mal wieder einen kleinen Wunsch erfüllen wollte, dann ging er zum weißen Mann: "Äh, Boß, einige der Leute meinen, daß wir 'ne bessre Schule gebrauchen könnten, Boß..." Und wenn die Schwarzen am Ort keine "Probleme" gemacht hatten, dann nickte der "mildtätige" Weiße vielleicht und baute ihnen eine Schule oder gab ihnen ein paar Jobs.

Die Angehörigen der weißen Machtelite in den Vereinigten Staaten wissen genau, daß ich recht habe! Sie wissen, daß ich das Muster der "Kommunikation", wie sie zwischen den "gutwilligen Weißen" und den jeweilig in ihrer Nähe lebenden Schwarzen bestand, realitätsnah beschreibe. Ein Muster, vorgegeben von anmaßenden, egozentrischen Weißen. Es war so angelegt, daß der Weiße sich "edelmütig" fühlen konnte, wenn er dem Schwarzen ein paar Krümel hinwarf, anstatt sich schuldig dafür fühlen zu müssen, daß seine Gemeinschaft mit dem von ihr errichteten System die Schwarzen brutal ausbeutete.

Ich will es ganz klar sagen: Dieses Muster, dieses vom weißen Mann geschaffene "System", mit dem den Schwarzen beigebracht wurde, die Wahrheit hinter einer Fassade aus unterwürfigem Lächeln, aus "Ja-Boß-wird-gemacht-Boß", aus verlegenem Füßescharren und Kopfkratzen zu verbergen, dieses System hat den Weißen in Amerika letztendlich mehr geschadet als eine ganze Invasionsarmee.

Warum ich das sage? Nun, weil das alles dafür gesorgt hat, daß der weiße Mann tief in seiner Psyche die absolute Überzeugung aufbauen konnte, daß er wirklich "überlegen" *ist*. Wieviele Weiße, die noch nicht einmal die High School abgeschlossen haben, konnten verächtlich auf die örtlichen schwarzen "Führer" mit Universitätsabschluß herabblicken, auf Schuldirektoren, Lehrer, Ärzte und andere Akademiker?

Das System des weißen Mannes ist den farbigen Völkern der ganzen Welt aufgezwungen worden. Das ist genau der Grund, warum sich heute die weißen Regierungen der ganzen Welt überall dort, wo nicht nur Weiße leben, immer größeren Schwierigkeiten und Gefahren gegenübersehen. Warum sehen wir nicht einfach der Wahrheit und den Tatsachen ins Auge? Ob die Weißen dieser Welt dazu in der Lage sind, sich mit der Wahrheit und den Tatsachen zu konfrontieren, die ihren Schwierigkeiten eigentlich zugrunde liegen - das wird im Grunde darüber entscheiden, ob *sie* eine Überlebenschance haben.

Heute sind wir Zeugen der Revolution der farbigen Völker, die vor ein paar Jahren noch vor Schreck erstarrt wären, wenn die mächtigen weißen Nationen auch nur eine Augenbraue hochgezogen hätten. Nach Jahrhunderten der Ausbeutung, der aufgezwungenen "Unterlegenheit" und der allgemeinen Mißhandlung geht es heute einfach darum, daß die schwarzen, braunen, roten und gelben Völker des "Friß-oder stirb" überdrüssig sind und es satt haben, den Stiefel des weißen Mannes in ihrem Nacken zu spüren.

Wie kann die weiße US-Regierung nur auf die Idee kommen, den farbigen Völkern "Demokratie" und "Brüderlichkeit" verkaufen zu wollen, wo diese doch täglich lesen und hören können, was direkt hier in den USA passiert? Sie sehen Fotos, die besser als tausend Worte klarmachen, daß die Weißen in den Vereinigten Staaten sogar den hier geborenen Farbigen "Demokratie" und "Brüderlichkeit" verweigern. Die farbigen Völker der Welt wissen, wie die Schwarzen hier in Amerika den weißen Mann geschätzt und wie sie für ihn geschuftet haben. Sie haben ihn gehegt und gepflegt. Bereitwillig haben sich die Schwarzen die Uniform übergestreift, sind losmarschiert und verreckt, wenn Amerika von Feinden angegriffen wurde, egal ob sie Weiße oder Farbige waren. Wie treu und loyal *diese* Farbigen sind! - *Trotzdem* wirft Amerika aber Bomben auf sie, hetzt Hunde auf sie, treibt sie mit Feuerwehrspritzen auseinander, sperrt sie zu Tausenden ein, läßt sie blutig prügeln und begeht unzählige andere Verbrechen an ihnen.

Diese Vorgänge sind den farbigen Völkern dieser Welt bestens bekannt, und daß sie jeden Tag aufs neue in Erinnerung gerufen werden, ist natürlich mitverantwortlich dafür, daß Botschaftslimousinen in Brand gesteckt, Botschaften und Gesandtschaften mit Steinen beworfen, beschmiert und verwüstet werden, daß "White man, go home" gerufen wird, weiße Missionare angegriffen, Bombenanschläge verübt und Fahnen heruntergerissen werden.

Ich glaube, damit ist ausreichend erklärt, warum ich sage, daß dieser bösartige Überlegenheitskomplex dem amerikanischen Weißen mehr Schaden zugefügt hat als eine ganze Invasionsarmee.

Die Schwarzen in den Vereinigten Staaten sollten all ihre Anstrengungen darauf konzentrieren, *eigene* Unternehmen aufzubauen und für eigene anständige

Wohnungen zu sorgen. Wie andere ethnische Gruppierungen vor uns sollten wir Schwarzen an jedem Ort und zu jeder Zeit unsere eigenen Leute unterstützen, ihnen Arbeit verschaffen und auf diese Weise die schwarze Rasse befähigen, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Das ist der einzige Weg, wie die Schwarzen in Amerika sich jemals Respekt verschaffen können. Wir Schwarzen werden unsere Selbstachtung niemals durch die Weißen erlangen können. Wir werden niemals wirklich unabhängig werden, werden niemals als wirklich ebenbürtige menschliche Wesen anerkannt werden, solange wir nicht das haben, was andere Völker schon haben, und solange wir nicht das für uns selbst tun, was andere Völker schon für sich getan haben.

Die Schwarzen in den Ghettos müssen beispielsweise damit anfangen, ihre materiellen, moralischen und geistigen Defekte und Übel selbst zu überwinden. Wir müssen unsere eigenen Programme zur Befreiung von Alkoholismus, Drogensucht und Prostitution aufstellen. Wir Schwarzen in Amerika müssen ein eigenes Wertesystem errichten.

An der "Integration" beteiligen sich nur ein paar tausend Schwarze, im Verhältnis gesehen also eine äußerst geringe Anzahl. Es sind wieder nur ein paar wenige bourgeoise Schwarze, die sich darum reißen, ihr bißchen Geld in den Luxushotels des weißen Mannes, in seinen protzigen Nachtklubs und den großen exklusiven Restaurants auszugeben. Die weißen Stammgäste dieser Lokale können sich das natürlich leisten, aber die Mehrheit der Schwarzen, die man dort antrifft, kann das eigentlich nicht. Wie sieht das auch aus, wenn ein Schwarzer, gerade noch eine Ratenzahlung von der Pleite entfernt, in der City essen geht und beim Bezahlen einen Oberkellner anlächelt, der mehr Geld hat als er selbst? Wenn bourgeoise Schwarze ausgehen, dann legen sie sich Servietten von der Größe eines Tischtuchs über die Knie und bestellen Wachteln in Aspik und geschmorte Schnecken, obwohl Schwarze im allgemeinen Schnekken nicht *ausstehen* können! Aber sie wollen damit eben beweisen, wie integriert sie sind.

Wer sich wirklich klarmachen will, worauf diese sogenannte "Integration" hinausläuft, der kommt an der Mischehe nicht vorbei.

Ich stimme völlig mit den weißen Südstaatlern überein, die glauben, daß die sogenannte "Integration" nicht ohne die Zunahme der Mischehen zu haben ist, zumindest nicht für lange. Und wem sollte das nützen? Sehen wir wieder der Realität ins Auge. In einer Welt, die dunkler Haut so feindselig gegenübersteht wie diese, was will da ein Mann oder eine Frau, schwarz oder weiß, mit einem Ehepartner der anderen Rasse?

Weiße haben ihre Feindseligkeit gegenüber Schwarzen in der Familie oder der Nachbarschaft mittlerweile sicherlich ausreichend zum Ausdruck gebracht. Und angesichts der Gefühle der meisten Schwarzen heute macht ein gemischtes Paar wahrscheinlich die Erfahrung, daß schwarze Familien oder schwarze

Communities sogar noch feindseliger reagieren als die Weißen. Was also haben "integrierte" Ehepaare anderes zu erwarten, als unwillkommen und unerwünscht zu sein und als "Außenseiter" abgestempelt zu werden, egal in welcher der beiden Welten sie zu leben versuchen? Aus all dem folgt doch, daß "Integration", gesellschaftlich gesehen, für keine der beiden Seiten gut ist. "Integration" würde letztlich die weiße Rasse genauso auflösen wie die schwarze.

Die "Integration" des weißen Mannes mit schwarzen Frauen hat bereits die Hautfarbe und die Charakteristika der schwarzen Rasse in Amerika verändert. Und was beweisen diese "Schwarzen", deren Hautfarbe "weißer" ist als die vieler "Weißer"? Mir wurde berichtet, daß es heute in den USA zwischen zwei und fünf Millionen "weiße Schwarze" gibt, die in der weißen Gesellschaft als Weiße "durchgehen". Man stelle sich ihre Qual vor! Sie leben in ständiger Angst, daß ihnen irgendeine schwarze Person, die sie mal gekannt haben, begegnet und sie bloßstellen könnte. Man muß sich vorstellen, was es heißt, jeden Tag mit dieser Lüge zu leben. Man muß sich das *vorstellen*, was es bedeutet, sich anhören zu müssen, wie der eigene weiße Ehemann oder die eigene weiße Ehefrau - sogar die eigenen weißen Kinder - über "die Schwarzen" reden.

Ich bezweifle, daß jemand in Amerika schon mal Schwarze gehört hat, die über den Weißen verbitterter waren als die, denen ich begegnet bin. Aber ich kann sagen, daß ohne Frage die *bittersten* Schmähungen gegen Weiße, die ich jemals gehört habe, von Schwarzen kamen, die als Weiße "durchgingen", als Weiße unter Weißen lebten und jeden Tag dem ausgesetzt waren, was Weiße unter sich über Schwarze sagen - Dinge, die ein äußerlich erkennbarer Schwarzer niemals zu hören bekommen würde. Würde es zum ernsthaften Kampf zwischen den Rassen kommen, so würden diese als Weiße "durchgehenden" Schwarzen sicherlich die wertvollsten "Spione" und Verbündeten der schwarzen Seite in weißen Kreisen werden.

Die "braunen Babys" Europas[1], inzwischen junge Männer und Frauen, die jetzt ins heiratsfähige Alter kommen und ihre eigenen Familien gründen - hat deren lebenslange Erfahrung, als "Mißgeburt" ihrer Rasse gebrandmarkt zu werden, irgend etwas Positives über die "Integration" ausgesagt?

Wenn die ethnischen Gruppen, die sich vermischen, nur aus Weißen bestehen, wird von "Assimilation" und nicht von "Integration" gesprochen; aber auch sie wird von denen, die ihr Erbgut bewahren wollen, unerbittlich bekämpft. Ein Beispiel dafür sind die Iren, die die Engländer aus Irland vertrieben haben. Sie wußten, daß die Engländer sie andernfalls verschlungen hätten. Ein anderes Beispiel sind die Franko-Kanadier; auch sie kämpfen mit fanatischem Eifer darum, ihre Identität zu bewahren.

---

1 gemeint sind die Kinder aus Ehen meist deutscher Frauen mit schwarzen Soldaten der US-Armee

Die tragischste Folge von Vermischung und daraus folgender Verwässerung und Schwächung ethnischer Identität in der Geschichte erfuhr ebenfalls eine weiße ethnische Gruppe - die Juden in Deutschland.

Sie hatten einen größeren Beitrag zur Entwicklung Deutschlands geleistet als die Deutschen selber. Es waren Juden, die mehr als die Hälfte der nach Deutschland gehenden Nobelpreise verliehen bekamen. In allen kulturellen Bereichen Deutschlands waren Juden tonangebend. Sie waren Herausgeber der größten Zeitung. Die größten Künstler waren Juden, ebenso die größten Dichter, Komponisten und Bühnenregisseure. Aber diese Juden begingen einen tödlichen Fehler - sie assimilierten sich.

In der Zeit vom ersten Weltkrieg bis zur Machtergreifung Hitlers waren die Juden in Deutschland zunehmend Mischehen eingegangen. Viele änderten ihren Namen, und viele nahmen eine andere Religion an. Sie verdrängten ihre eigene jüdische Religion, ihre eigenen bedeutungsvollen ethnischen und kulturellen Wurzeln, sagten sich zuletzt ganz davon los und betrachteten sich schließlich selbst als "Deutsche".

Und noch bevor sie wußten, wie ihnen geschah, war Hitler da, der mit seiner emotional aufgeladenen Ideologie von der "arischen Herrenrasse" aus den Bierlokalen zur Macht aufstieg. Und der "deutsche" Jude, der sich selbst geschwächt und zum Opfer seiner eigenen Illusionen gemacht hatte, kam als Sündenbock gerade recht. Vollkommen unbegreiflich daran ist, warum die Juden mit all ihren brillanten Köpfen, mit all ihrem Einfluß im öffentlichen Leben Deutschlands - warum diese Juden beinahe wie hypnotisiert dastanden und einer Entwicklung zuschauten, die nicht etwa über Nacht über sie hereinbrach, sondern schrittweise vonstatten ging - der ungeheuerliche Plan zu ihrer *Vernichtung*.

Die Gehirnwäsche, der sie sich selbst unterzogen hatten, war so total, daß viele von ihnen noch in den Gaskammern mit ihren letzten Atemzügen hauchten: "Das *kann* nicht wahr sein!"

Wenn Hitler die Welt erobert *hätte*, wie er es vorhatte - für jeden Juden, der heute lebt, ist das eine grauenhafte Vorstellung.

Die Juden werden diese Lehre nie vergessen. Die Augen jüdischer Geheimagenten überwachen jede Organisation von Neonazis. Direkt nach dem Krieg setzte die Verhandlungsdelegation der jüdischen Haganah die langwierigen Verhandlungen mit den Briten in Gang. Nur mit dem Unterschied, daß parallel dazu die Stern-Gruppe die Briten bewaffnet aus dem Untergrund angriff. Und dieses Mal gaben die Briten nach und halfen den Juden, Palästina seinen rechtmäßigen arabischen Besitzern aus den Händen zu reißen. Danach errichteten die Juden ihren eigenen Staat Israel - was das einzige ist, was jede Rasse der Menschheit respektiert und versteht.

Es ist noch gar nicht so lange her, da wurde den Schwarzen in den USA in veränderter Form eine weitere Dosis der Medizin "Integration" verabreicht, um beim Patienten Illusionen zu erzeugen, ihn zu schwächen und einzuschläfern. Ich nenne dieses Ereignis die "Farce von Washington"[2].

Die Idee, daß eine große Masse von Schwarzen sternförmig auf Washington zumarschiert, war ursprünglich die Kopfgeburt A. Philip Randolphs von der Brotherhood of Sleeping Car Porters (Gewerkschaft der Schlafwagenschaffner). Die Idee dieses Marsches auf Washington kursierte schon mehr als zwanzig Jahre unter den Schwarzen, und jetzt plötzlich hatte diese Vorstellung spontan gegriffen.

Mit Overalls bekleidete Schwarze aus dem ländlichen Süden, Schwarze aus Kleinstädten und aus den Ghettos des Nordens, sogar Tausende früherer Onkel Toms führten das "Wir marschieren!" im Munde.

Seit Joe Louis hatte nichts mehr den schwarzen Massen ein solches Zusammengehörigkeitsgefühl gegeben. Große Gruppen von Schwarzen sprachen darüber, daß sie um jeden Preis nach Washington wollten - in klapprigen alten Autos, in Bussen, per Anhalter und wenn es sein mußte auch zu Fuß. Sie stellten sich ein brüderliches Heer Tausender Schwarzer vor, die gemeinsam von überallher nach Washington strömten, um sich dort mitten auf die Straßen zu legen, auf die Rollbahnen der Flughäfen, auf die Rasenflächen vor den Regierungsgebäuden, um so vom Kongreß und vom Weißen Haus konkretes Handeln in Sachen Bürgerrechte zu fordern.

Unter den Schwarzen herrschte landesweit große Verbitterung, sie waren militant, aber unorganisiert und führungslos. Es waren hauptsächlich junge Schwarze, die zu allem entschlossen waren, denn sie hatten es einfach satt, den Stiefel des weißen Mannes im Nacken zu spüren.

Der weiße Mann hatte allen Grund, nervös zu werden. Würde sich im rechten Moment ein Funke entzünden - eine unvorhersehbare chemische Reaktion der Gefühle hätte schon ausgereicht - dann könnte das einen Aufstand der Schwarzen auslösen. Die Regierung wußte, daß Tausende von zornigen Schwarzen auf Washingtons Straßen die Stadt nicht nur völlig lähmen könnten - sie könnten Washington explodieren lassen.

Das Weiße Haus rief eiligst die wichtigsten schwarzen "Führer" der Bürgerrechtsbewegung zu sich. Sie wurden gebeten, den geplanten Marsch abzusagen. Die "Führer" antworteten wahrheitsgemäß, sie hätten nicht zu dieser Demonstration aufgerufen und hätten gar keine Kontrolle darüber - es handele sich um

---

2 Im Original "Farce on Washington"; Malcolm X lehnt sich hier in einem seiner beliebten Wortspiele an den "March on Washington" an, zu dem die schwarze Bürgerrechtsbewegung für den 28. August 1963 aufgerufen hatte. Dr. Martin Luther King hielt auf der Kundgebung seine historische Rede "I have a dream".

eine im ganzen Land verbreitete, spontane, unorganisierte und führungslose Bewegung. Mit anderen Worten, man habe es mit einem schwarzen Pulverfaß zu tun.

Was nun folgte war ein Meisterstück dessen, wie die Bewegung der Schwarzen durch "Integration" geschwächt werden kann.

Begleitet von einer internationalen Medienkampagne, verbreitete das Weiße Haus, es "genehmige", "billige" und "begrüße" den Marsch auf Washington. Genau zu diesem Zeitpunkt hatten sich die großen Bürgerrechtsorganisationen öffentlich über Spendengelder gestritten. Die *New York Times* brachte als erste die Meldung, die NAACP werfe den anderen Organisationen vor, sie hätten durch aufsehenerregende Demonstrationen erreicht, daß der Löwenanteil der für die Bürgerrechtsbewegung bestimmten Spenden nur in ihre Kassen geflossen sei, während die NAACP den Kopf hinhalten und kostspielige Kautionen und Anwälte für die inhaftierten Demonstranten der anderen Organisationen zur Verfügung stellen müsse.

Es war wie im Kino. Die nächste Szene zeigte das Treffen der "Großen Sechs" - die schwarzen "Führer" der Bürgerrechtsbewegung - mit dem weißen Vorsitzenden einer großen Wohltätigkeitsstiftung in New York City, wo ihnen mitgeteilt wurde, ihre in aller Öffentlichkeit ausgetragenen Geldstreitigkeiten schadeten ihrem Image. Wie weiter berichtet wurde, erhielt der von den "Großen Sechs" noch schnell ins Leben gerufene Rat der Vereinigten Führung der Bürgerrechtsbewegung eine Spende von 800.000 Dollar.

Was war es also, was die Einheit unter den Schwarzen so schnell zustande gebracht hatte? Das Geld des weißen Mannes! Und welche Bedingung war an das Geld geknüpft? Einflußnahme. Und es gab nicht nur diese eine Spende, sondern es wurde noch eine weitere vergleichbare Summe für einen späteren Zeitpunkt nach dem Marsch zugesagt - offensichtlich für den Fall, daß alles gut lief.

Der ursprünglich "zornige" Marsch auf Washington wurde jetzt vollständig umfunktioniert.

Eine massive internationale Medienkampagne stellte die "Großen Sechs" als Führer des Marsches auf Washington vor. Das waren allerdings interessante Neuigkeiten für die zornigen Schwarzen an der Basis, die mit stetig wachsendem Eifer ihre Pläne für den Marsch schmiedeten. Sie nahmen vermutlich an, daß diese berühmten "Führer" sich ihnen jetzt anschlössen und sie unterstützten.

Als nächstes wurden vier bekannte weiße Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens eingeladen, sich am Marsch zu beteiligen: ein Katholik, ein Jude, ein Protestant und ein Gewerkschaftsboß.

In den Medien ließ man nun vorsichtig durchblicken, die nunmehr "Großen Zehn" würden die "Stimmung" und die "Zielrichtung" des Marsches auf Washington "bestimmen".

Die vier weißen Persönlichkeiten nickten zustimmend. Im Nu setzte sich daraufhin unter den sogenannten "liberalen" Katholiken, Juden, Protestanten und Gewerkschaftern durch, daß es "demokratisch" sei, sich diesem schwarzen Marsch anzuschließen. Und plötzlich kündigten die vorher vom Marsch so beunruhigten Weißen an, daß nun auch *sie* sich daran beteiligen würden.

Wie eine elektrische Initialzündung ging das durch die Reihen der bourgeoisen Schwarzen - durch dieselbe sogenannte "Mittel-" und "Oberschicht", die vorher das Gerede der schwarzen Basis über den Marsch auf Washington ausdrücklich mißbilligt hatte:

Jetzt wollten also sogar Weiße mitmarschieren!

Nun, man war ja schon daran gewöhnt, daß auf so ein paar unterdrückte, arbeitslose, hungrige Schwarze keine Rücksicht genommen und auf ihnen gern herumgetrampelt wurde. Jetzt aber trampelten sich diese "integrations"-wütigen Schwarzen praktisch gegenseitig nieder, um sich noch rechtzeitig in die Teilnehmerlisten einzutragen. Über Nacht hatte sich der Marsch der "zornigen Schwarzen" in etwas verwandelt, was man "schick" finden konnte. Die Teilnahme am Marsch war plötzlich so gesellschaftsfähig wie der Besuch des Kentucky Derbys. Für die auf Status Versessenen war es zum Statussymbol geworden. "Sind Sie auch dort gewesen?" Auch heute noch kann man diese Frage hören. Das Ganze war zum Ausflug, zum Picknick verkommen.

Am Morgen des Marsches gingen die klapprigen Wagen, voll mit den zornigen, staubbedeckten und schwitzenden Schwarzen aus den Kleinstädten, völlig unter inmitten all der gecharterten Düsenflugzeuge, Eisenbahnwagen und klimatisierten Busse. Was ursprünglich eine Flutwelle lange unterdrückter Wut hätte sein sollen, wurde nun von einer englischen Zeitung treffend als "sanftes Wogen" beschrieben.

Da hatten wir die "Integration"! Es war wie Feuer und Wasser. Und inzwischen hatten die Veranstalter keinen einzigen Aspekt des Demonstrationsablaufs mehr dem Zufall überlassen.

Die Marschierenden waren angewiesen worden, keine Transparente mitzubringen - Transparente würden gestellt. Ihnen wurde vorgegeben, nur ein Lied zu singen: "*We shall overcome*". Es war ihnen gesagt worden, *wie* sie ankommen sollten, *wann* und *wo* sie ankommmen sollten, *wo* sie sich versammeln sollten, wann sie *losgehen* sollten, welcher *Route* sie folgen sollten. Die Erste-Hilfe-Stationen wurden an bestimmten strategisch wichtigen Punkten aufgestellt - also war sogar klar, wo man *in Ohnmacht zu fallen* hatte!

Ja, auch ich war dort. Ich habe mir diesen Zirkus angesehen. Wer hat jemals von zornigen Revolutionären gehört, die in trauter Harmonie "We shall overcome...so-o-o-me day..." singen, während sie mit genau den Leuten, gegen die sie angeblich revoltieren, Arm in Arm die Straßen entlanglatschen und -tänzeln? Wer hat jemals von zornigen Revolutionären gehört, die gemeinsam mit ihren

Unterdrückern im Park ihre nackten Füße in Seerosenteiche baumeln lassen und Gospelgesängen und Gitarrenmusik und Reden wie Kings "Ich habe einen Traum" lauschen? Während gleichzeitig die schwarzen Massen in Amerika in einem Alptraum lebten - und immer noch darin leben.

Die "zornigen Revolutionäre" befolgten sogar noch die allerletzte Anweisung, die man ihnen gegeben hatte: frühzeitig wieder abzureisen. Von all diesen Tausenden und Abertausenden "zornigen Revolutionären" blieben nur so wenige über Nacht in der Stadt, daß sich die Vereinigung der Washingtoner Hoteliers am nächsten Morgen über hohe finanzielle Verluste durch unvermietete Zimmer beklagte.

Hollywood hätte diese Inszenierung nicht übertreffen können.

In einer nachträglichen Presseumfrage fand sich kein einziger Kongreßabgeordneter oder Senator, der vorher als Gegner der Bürgerrechte bekannt gewesen war und nun seine Meinung geändert hätte. Was hatte man denn auch erwartet? Wie hätte ein eintägiges "integriertes" Picknick sie auch überzeugen sollen - sie als Vertreter eines Vorurteils, das seit vierhundert Jahren tief in der Psyche des amerikanischen weißen Mannes verwurzelt ist?

Die Tatsache, daß Millionen Schwarze und Weiße an diese gigantische Farce glaubten, ist ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr dieses Land dazu neigt, sich mit oberflächlichem Glanz, Ausflüchten und Äußerlichkeiten zufriedenzugeben, anstatt sich wirklich mit seinen tiefverwurzelten Problemen zu beschäftigen.

Dieser Marsch auf Washington erreichte tatsächlich nur, die Schwarzen für eine Weile einzuschläfern. Aber es war unausweichlich, daß es den schwarzen Massen früher oder später dämmern würde, einmal mehr vom weißen Mann zum Narren gehalten worden zu sein. Und genauso unausweichlich loderte der Zorn der Schwarzen erneut auf, heftiger als je zuvor. Im "langen, heißen Sommer" von 1964 brachen in verschiedenen Städten beispiellose Rassenkonflikte aus.

Etwa einen Monat vor der "Farce von Washington" berichtete die *New York Times*, daß ich nach ihrer an verschiedenen Hochschulen durchgeführten Umfrage der "zweitgefragteste" Redner an Colleges und Universitäten sei. Vor mir lag nur noch Senator Barry Goldwater auf Platz eins.

Ich glaube, daß mich vor allem Dr. Lincolns Buch *The Black Muslims in America* an den Colleges so bekannt gemacht hatte. Es gehörte inzwischen in zahllosen Kursen zur Pflichtlektüre. Dann erschien ein langes, offenes Interview mit mir im *Playboy,* der damals unter Studenten am meisten verbreiteten Zeitschrift. Und viele Studenten, die zuerst das Buch und dann das *Playboy*-Interview gelesen hatten, wollten diesen sogenannten "hitzigen Black Muslim" gern persönlich hören.

Als die Umfrage der *New York Times* veröffentlicht wurde, hatte ich schon an gut über fünfzig Colleges und Universitäten gesprochen. Von den Eliteuni-

versitäten an der Ostküste wären da Brown, Harvard, Yale, Columbia, und Rutgers zu nennen, abgesehen von einigen anderen im ganzen Land. Im Moment liegen mir gerade Einladungen von Cornwell, Princeton und etwa einem Dutzend weiterer vor; mein Zeitplan und die bei ihnen verfügbaren Termine müssen nur noch aufeinander abgestimmt werden. Zum damaligen Zeitpunkt hatte ich an schwarzen Institutionen schon die Atlanta University und das Clark College in Atlanta besucht, die Howard University in Washington, D.C. und einige andere mit geringerer Studentenzahl. Abgesehen von rein schwarzen Zuhörerschaften gefiel mir das Publikum an den Colleges am besten. Die Collegeveranstaltungen dauerten zwischen zwei und vier Stunden - oft wurde überzogen. Die Studenten, meist sachlich, immer aber lebendig und auf der Suche, und die Mitglieder des Lehrkörpers bestürmten mich mit Einwänden, mit Nachfragen und Kritik. Diese Vorträge waren immer außerordentlich anregend. Sie halfen mir, meine eigene Bildung zu erweitern. Ich erlebte keine einzige derartige Veranstaltung, die mir nicht neue Wege zur Verbesserung von Darstellung und Verteidigung der Lehren Mr. Muhammads aufgezeigt hätte. Wenn einer dieser Auftritte als Podiumsdiskussion oder als allgemeine Debatte angesetzt war, fand ich mich manchmal einem dichtgedrängten Publikum gegenüber, das zusehen wollte, wie ich allein gegen sechs oder acht Wissenschaftler aus Studentenschaft und Lehrkörper antrat - gegen Professoren aus Fachbereichen wie Soziologie, Psychologie, Philosophie, Geschichte und Religion. Und jeder von ihnen griff mich auf seinem Spezialgebiet an.

Zu Beginn der Diskussion trat ich so einem Podium immer mit diesen oder ähnlichen Worten entgegen: "Meine Herren, ich habe die Schule in Mason, Michigan, mit der achten Klasse abgeschlossen. Meine High School war das schwarze Ghetto von Roxbury, Massachusetts. Mein College waren die Straßen von Harlem, und mein Diplom habe ich im Gefängnis abgelegt. Mr. Muhammad hat mich gelehrt, daß ich keine Angst zu haben brauche vor dem Verstand irgendeines Menschen, der versucht, die Verbrechen des weißen Mannes an den Farbigen zu verteidigen oder zu rechtfertigen - besonders wenn es um Weiße und Schwarze hier in Nordamerika geht."

Es war wie auf einem Schlachtfeld - mit intellektuellen und philosophischen Granaten. Es war ein aufregender Kampf der Überzeugungen. Ich entwickelte die Fähigkeit, die verschiedenen Stimmungen meines Publikums herauszuspüren. Ich habe mit anderen Rednern gesprochen; sie pflichteten mir bei, daß diese Fähigkeit jeder Person zu eigen ist, die die Gabe der "Massenwirkung" hat und die Menschen erreichen und bewegen kann. Eine Art psychischer Radar. Ein Arzt hält seinen Finger an den Puls und ist in der Lage, die Herzfrequenz zu erfühlen, und so kann ich, wenn ich dort oben stehe und spreche, die Reaktion *fühlen* auf das, was ich sage.

Ich glaube, ich könnte mit verbundenen Augen sprechen und nach fünf Minuten sagen, ob ich da ein ausschließlich schwarzes oder weißes Publikum vor mir habe. Schwarze und weiße Zuhörer fühlen sich merkbar unterschiedlich an. Ein schwarzes Publikum fühlt sich wärmer an; selbst wenn es schweigt, gibt es da für mich so etwas wie einen musikalischen Rhythmus.

Diskussionen mit Frage und Antwort sind ein weiteres Gebiet, auf dem ich inzwischen auch mit verbundenen Augen den ethnischen Ursprung der fragenden Person benennen könnte. Am leichtesten erkenne ich einen Juden, egal in was für einem Publikum, und einen bourgeoisen Schwarzen in einem "integrierten" Publikum.

Mein Anhaltspunkt bei Fragen und Einwänden zum Erkennen eines Juden ist, daß die von ihm vorgebrachten Gedanken und Besorgnisse im Gegensatz zu allen anderen ethnischen Gruppen am subjektivsten gefärbt sind. Und die Juden sind meistens überempfindlich. Es ist wirklich so, daß man noch nicht einmal "Jude" sagen kann, ohne daß sie einen des Antisemitismus beschuldigen. Es ist völlig egal, was ein Jude beruflich macht, ob es sich um einen Arzt, einen Händler, eine Hausfrau, eine Studentin oder wen auch immer handelt - zuerst denkt er oder sie als Jude.

Ich kann diese Überempfindlichkeit natürlich verstehen. Seit zweitausend Jahren werden religiöse und persönliche Vorurteile gegen Juden gehegt und ausgelebt, mindestens ebenso stark wie die weißen Vorurteile gegenüber Farbigen. Aber ich weiß, daß die fünfeinhalb Millionen Juden in den USA (zwei Millionen von ihnen allein in New York) bewußt oder unbewußt die Sache gern von der praktischen Warte betrachten. All der Fanatismus und der Haß, der sich auf die Schwarzen konzentriert, hält eine Menge Wut von den Juden ab, richtet sich nicht gegen sie.

Ein Beispiel für das, worüber ich rede: In jedem schwarzen Ghetto sind die wichtigsten Geschäfte im Besitz von Juden. Jeden Abend gehen diese Geschäftsinhaber mit dem Geld der schwarzen Community nach Hause, und das trägt dazu bei, daß das Ghetto arm bleibt. Ich habe diesen Tatbestand niemals vor einem Publikum äußern können, ohne von einem Juden heftig angegriffen und des Antisemitismus beschuldigt worden zu sein. Warum eigentlich? Ich wette, fünfhundert solchen Herausforderern geantwortet zu haben, daß auch die Juden als Gruppe niemals untätig zusehen würden, wie eine andere Minderheit die Mittel ihrer Community systematisch abschöpft, sondern sie würden etwas dagegen unternehmen. Ich habe ihnen gesagt, wenn ich die simple Wahrheit ausspräche, bedeute das nicht, daß ich antisemitisch sei; es bedeute nur, daß ich gegen jede Form der Ausbeutung sei.

Den weißen Liberalen mag es ein wenig überraschen, wenn er erfährt, daß ich von ausschließlich schwarzen Zuhörerschaften niemals auch nur einen Einwand zu hören bekam, niemals auch nur eine Frage gestellt bekommen habe,

die den weißen Mann verteidigt hätte. Das war sogar dann der Fall, wenn viele "schwarze Bourgeois" und "integrations"-wütige Schwarze unter den Zuhörern waren. Wenn sie unter sich sind, sind sich alle Schwarzen darüber einig, welche Verbrechen die Weißen an uns begangen haben. Vielleicht kennen nicht alle die Einzelheiten wie ich, aber sie kennen das Gesamtbild sehr gut.

Aber eins ist höchst interessant. Derselbe bourgeoise Schwarze, der niemals so dumm wäre, im Beisein von anderen Schwarzen den weißen Mann in Schutz zu nehmen, benimmt sich in einem gemischten Publikum vollkommen anders, wenn er weiß, daß sein geliebter "Mister Charlie" zuhört. Man traut seinen Ohren kaum, wenn man hören muß, wie er mich dann attackiert und versucht, die Verbrechen des weißen Mannes zu rechtfertigen oder sie ihm zu vergeben! Diese Schwarzen sind es, die mich noch am ehesten dazu bringen könnten, eins meiner wichtigsten Prinzipien zu verletzen - mich niemals zu gefühlsbetonten oder wütenden Reaktionen hinreißen zu lassen. Nun, bei einigen dieser willfährigen Werkzeuge des weißen Mannes hatte ich schon manchmal das dringende Bedürfnis, vom Rednerpult herunterzuspringen und mit diesen hirngewaschenen Papageien und Marionetten *handgreiflich* zu argumentieren. An den Colleges hielt ich immer einen Vorrat an Dämpfern für diese Sorte Zuhörer parat: "Sie studieren sicherlich Jura, nicht wahr?" Darauf konnten sie nur mit "Ja" oder "Nein" antworten. Und ich dann weiter: "Das war ganz mein Eindruck. Sie strengen sich ja viel mehr an, den weißen Verbrecher zu verteidigen, als er selber seine Schuld leugnet!"

Ich werde nie diesen einen Alibischwarzen, diesen "integrierten" Universitätsdoktor mit einer Assistenzprofessur vergessen; er brachte mich so auf die Palme, daß ich nicht mehr geradeaus gucken konnte. Während unser Volk von 22 Millionen Schwarzen, denen Bildung systematisch verweigert wird, dringendst auch der Hilfe seines bißchen Verstandes bedurft hätte, saß er dort unter seinen weißen "Kollegen" wie eine Fliege in der Buttermilch - und versuchte mich in den Wahnsinn zu treiben! Er erging sich in hochtrabenden Ergüssen, was für ein "Spaltung schürender Demagoge" und "umgekehrter Rassist" ich sei. Während er auf mich einredete, zermarterte ich mir den Kopf darüber, wie ich diesen Narren zum Schweigen bringen könnte. Schließlich hob ich meine Hand, und er hörte endlich auf zu reden. "Wissen Sie, wie weiße Rassisten schwarze Universitätsdoktoren nennen?" Er antwortete etwas wie: "Ich glaube, daß sich das zufällig meiner Kenntnis entzieht." Jedenfalls war es etwas in der typischen Art dieser geschwollen daherredenden Schwarzen. Und aus vollem Hals warf ich ihm das Wort an den Kopf: "Nigger!"

Ich berichtete Mr. Muhammad davon, daß meine Auftritte an den Hochschulen von großem Nutzen für die Nation of Islam waren, denn die besten Köpfe unter den weißen Teufeln würden an den Colleges und Universitäten beeinflußt und

würden sich dort weiterentwickeln. Aber aus irgendeinem Grund, den ich erst sehr viel später verstand, war Mr. Muhammad nie wirklich damit einverstanden, daß ich dort sprach.

Später erfuhr ich von seinen Söhnen, daß er neidisch gewesen war, weil er sich selbst nicht zugetraut hätte, an Colleges zu sprechen. Zu jener Zeit, als ich in Mr. Muhammads Mission unterwegs war, fand ich diese hochintelligenten Zuhörer erstaunlich aufgeschlossen und objektiv in ihrer Art, wie sie die knallharte und nackte Wahrheit aufnahmen, die ich ihnen vorhielt:

"Immer und immer wieder waren die schwarzen, die braunen, die roten und die gelben Rassen Zeugen und Opfer der geringen Fähigkeit des weißen Mannes, geistige Zwischentöne zu verstehen. Der weiße Mann scheint kein Ohr zu haben für die große Klangvielfalt, aus der sich die gesamte Menschheit zusammensetzt. Jeden Tag führen uns die Titelseiten seiner Zeitungen die Welt vor, die er geschaffen hat.

Aber Gottes zorniges Urteil über diesen weißen Mann, der in geistiger Finsternis herumtappt, geblendet von Sünde und allen Übeln, ist nahe.

Seht, heute sind nur noch zwei riesige weiße Nationen übrig, die Vereinigten Staaten von Amerika und Rußland, jede von ihnen umgeben von ihren mißtrauischen, nervösen Satelliten. Die USA stützen den größten Teil der verbliebenen weißen Welt. Die Franzosen, Belgier, Niederländer, die Portugiesen, die Spanier und andere weiße Nationen wurden in dem Maße immer schwächer, wie die nichtweißen Völker Asiens und Afrikas ihre Länder zurückerobert haben.

Amerika subventioniert das, was von Glanz und Stärke des einst mächtigen Großbritannien übriggeblieben ist. Auf ewig ist die Sonne über dem mit Tropenhelm und Monokel residierenden Kolonialherrn untergegangen, der mit seiner vornehmen Lady in den Kolonien Tee schlürft, während er sie systematisch all ihrer wertvollen Bodenschätze berauben läßt. Großbritanniens verschwenderisches Königshaus und sein Adel überleben nur noch dadurch, daß sie Touristen Eintrittsgelder für die Besichtigung der einst mächtigen Herrensitze zahlen lassen. Außerdem verkaufen sie Memoiren, Parfüms, Autogramme, Adelstitel und sogar sich selbst.

Der ganzen Welt ist klar, daß der weiße Mann nicht noch einen Krieg überleben könnte. Sollte eine der beiden weißen Supermächte auf den Knopf drücken, so wird die weiße Zivilisation für immer untergehen!

Und wir sehen wieder, daß nicht Ideologie, sondern Rasse und Hautfarbe die Menschen miteinander verbinden. Ist es ein Zufall, daß die Sowjetunion und die USA sich ständig weiter aneinander annähern, während Rotchina seine Kontakte zu afrikanischen und asiatischen Ländern ausbaut?

Die Geschichte der Weißen als Kollektiv hat den farbigen Völkern keine andere Möglichkeit gelassen, als sich enger zusammenzuschließen. Bezeichnenderweise fehlen dem weißen Teufel heute wie damals die moralische Stärke

und der Mut, sich seiner Arroganz zu entledigen. Jetzt will er sich unter den nichtweißen Völkern Freunde 'kaufen'. Es ist typisch für ihn, daß er versucht, seine früheren Verbrechen zu vertuschen. Er besitzt nicht die Demut, seine Schuld zuzugeben und zu versuchen, seine Untaten zu sühnen. Die einfache Botschaft der Liebe, die der Prophet Jesus gelebt und gelehrt hat, als er auf dieser Erde wandelte, ist vom weißen Mann pervertiert worden."

Die Zuhörer schienen überrascht zu sein, wenn ich über Jesus sprach. Ich erklärte dann, daß wir Muslims an den Propheten Jesus glauben. Er ist einer der drei wichtigsten Propheten der islamischen Religion; die beiden anderen sind Mohammed und Moses. In Jerusalem gibt es heilige muslimische Stätten, die zu Ehren des Propheten Jesus errichtet wurden. Ich erklärte, unserer Überzeugung nach handele das Christentum nicht so, wie Christus es gelehrt hatte. Ich versäumte an dieser Stelle nie, Billy Graham zu zitieren, der selbst auch diese Unterscheidung getroffen hatte, als er sich in Afrika starker Kritik gegenübersah: "Ich glaube an Christus, nicht an das Christentum."

Ich werde nie diese kleine blonde Studentin vergessen, an deren College in New England ich gesprochen hatte. Sie muß mir mit dem nächsten Flugzeug nach New York hinterhergeflogen sein. Sie fand auch das Restaurant der Nation of Islam in Harlem. Ich war zufällig gerade da, als sie hereinkam. Ihre Kleidung, ihre Haltung, ihr Akzent, alles deutete auf Geld und die weiße Lebensart der Südstaaten hin. An ihrem College hatte ich darüber gesprochen, wie der weiße Sklavenhalter in der Zeit vor dem Bürgerkrieg teuflischerweise sogar seine eigene Frau manipuliert hatte. Er hatte sie überzeugt, daß sie "zu rein" für seine niederen "tierischen Instinkte" sei. Mit dieser "edlen" Haltung, diesem Trick, brachte er seine eigene Frau dazu, von seiner offensichtlichen Vorliebe für die "tierische" schwarze Frau abzusehen. Die "vornehme Herrin" saß also da und beobachtete die wachsende Zahl der kleinen Mischlingskinder auf der Plantage, die offensichtlich von ihrem Vater, ihrem Ehemann, ihren Brüdern, ihren Söhnen gezeugt worden waren. Ich hatte an diesem College gesagt, zur Schuld der amerikanischen Weißen gehöre auch, daß sie mit dem Haß auf Schwarze wissentlich ihr eigenes Blut verachteten und verleugneten.

Nun, noch nie hatte ich jemanden, vor dem ich gesprochen hatte, betroffener gesehen als dieses kleine weiße Collegemädchen. Sie sagte mir direkt ins Gesicht: "Glauben Sie denn nicht, daß es wenigstens ein paar *gute* weiße Menschen gibt?" Ich wollte ihre Gefühle nicht verletzen und antwortete: "Ich glaube an die *Taten* von Menschen, nicht an ihre Worte, Miss."

"Und was kann ich *tun*?" rief sie aus. "Nichts", erwiderte ich. Sie brach in Tränen aus, rannte hinaus und die Lenox Avenue hoch und verschwand in einem Taxi.

Jedesmal, wenn ich Mr. Muhammad in Chicago oder Phoenix besuchte, wurde mir warm ums Herz angesichts der Zustimmung und des Vertrauens, das er mir gegenüber zum Ausdruck brachte.

Als er eine Omra Pilgerfahrt zur Heiligen Stadt Mekka machte, übertrug er mir die Verantwortung für die Nation of Islam.

Ich glaubte so fest an Mr. Muhammad, daß ich mich sofort bedenkenlos zwischen ihn und einen möglichen Attentäter geworfen hätte.

Ein zufälliges Ereignis machte mir schlagartig bewußt, daß es etwas Einzigartiges gab, was noch größer war als meine Verehrung für Mr. Muhammad. Es war die Ehrfurcht vor dem, was mich eigentlich erst dazu bewegt hatte, ihn zu verehren.

Das Forum der Harvard Law School hatte mich als Redner eingeladen. Ich sah zufällig aus dem Fenster. Plötzlich wurde mir klar, daß ich genau in die Richtung blickte, in der sich das Mietshaus befand, das unserer früheren Einbrecherbande als Versteck gedient hatte.

Der Anblick erschütterte mich wie ein Erdbeben. Episoden aus meinem früheren verdorbenen Leben schossen mir durch den Kopf. Damals hatte ich *gelebt* wie ein Tier, hatte *gedacht* wie ein Tier!

Mir wurde plötzlich bewußt, wie tief die islamische Religion hatte in den Schmutz greifen müssen, um mich herauszuheben, mich vor dem zu retten, was unausweichlich mein Schicksal gewesen wäre - als Krimineller frühzeitig begraben zu werden oder, wäre ich noch länger am Leben gewesen, als ein verhärteter, verbitterter siebenunddreißigjähriger Sträfling mein Dasein in einem Knast oder einem Irrenhaus zu fristen. Oder bestenfalls wäre aus mir der alte, dahinwelkende Detroit Red geworden, der gerade noch genug für Essen und Drogen ergaunert und stiehlt und von brutalen, ehrgeizigen jungen Ganoven wie dem jungen Detroit Red als leichte Beute betrachtet wird.

Aber Allah hatte mich gesegnet, damit ich den Islam kennenlernen konnte, der mir die Kraft gab, mich aus dem Sumpf dieser verrottenden Welt zu erheben.

Und nun stand ich hier, als Gastredner an der Harvard University.

Mir kam eine Geschichte in den Sinn, die ich im Gefängnis gelesen hatte, als ich mich mit griechischer Mythologie befaßt hatte.

Es war die Geschichte von einem Jungen mit Namen Ikarus.

Sein Vater hatte ihm ein Paar Flügel gemacht, deren Federn von Wachs zusammengehalten wurden. "Aber flieg mit diesen Flügeln nicht zu hoch", riet ihm der Vater. Doch Ikarus schwang sich hoch hinauf, flog bald hierhin und bald dorthin. Er fand soviel Gefallen am Fliegen, daß er glaubte, nichts könne ihn aufhalten. Er flog höher, immer höher, bis die Sonne das Wachs schmolz, das seine Flügel zusammenhielt. Und Ikarus stürzte ab.

An diesem Fenster in der Harvard University gelobte ich Allah, niemals zu vergessen, daß mir meine Flügel, die mich hatten aufsteigen lassen, vom Islam gegeben worden waren. Diese Tatsache habe ich niemals vergessen...nicht für eine Sekunde.

16 Ausgestoßen

1961 verschlechterte sich plötzlich Mr. Muhammads Gesundheitszustand. Wenn ich ihn besuchte und er mit mir oder anderen sprach, dann packten ihn aus heiterem Himmel heftige Hustenanfälle, die stärker und stärker wurden, bis er sich schließlich in Krämpfen wand. Schon das bloße Zusehen war schmerzhaft, und er mußte nach jedem Anfall das Bett hüten.

Wir, die offiziellen Vertreter Mr. Muhammads und seine Familie, behielten seinen Zustand für uns, solange wir konnten. Nur ein paar wenige andere Muslims erfuhren von Mr. Muhammads Gesundheitszustand, bis schließlich einige seit langem angekündigte persönliche Auftritte auf großen Kundgebungen der Muslims in letzter Minute abgesagt werden mußten. Die Muslims wußten, daß nur etwas wirklich Ernstes den Boten Allahs davon abbringen konnte, auf den Versammlungen bei ihnen zu sein. Sie mußten Antworten auf ihre Fragen erhalten, und so verbreitete sich die Nachricht von der Erkrankung unseres Führers in der Nation of Islam in Windeseile.

Kein Außenstehender konnte sich vorstellen, was es für Mr. Muhammads Gefolgschaft bedeutet hätte, ihn zu verlieren. Für uns war Elijah Muhammad gleichbedeutend mit der Nation of Islam. Was uns zur besten Organisation machte, über die wir Schwarzen in Amerika je verfügten, war die ehrfurchtsvolle Achtung, die alle Muslims Mr. Muhammad als moralischem, geistigem und spirituellem Reformer des schwarzen Amerika entgegenbrachten.

Anders ausgedrückt: da wir Muslims dem persönlichen Beispiel Mr. Muhammads folgten, betrachteten wir uns selbst als moralische, geistige und spirituelle Vorbilder für andere Schwarze in Amerika. In den schwarzen Communities wurde voller Respekt darüber diskutiert, daß Muslims, die logen, Glücksspiel betrieben, betrogen oder rauchten, zeitweilig aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wurden. Kam es zu Verstößen gegen die Moral, z. B. durch außereheliche Beziehungen oder Ehebruch, dann sprach Mr. Muhammad persönlich die Strafen von einem bis zu fünf Jahren "Isolierung" aus, wenn er nicht sogar zum Mittel des völligen Ausschlusses aus der Nation of Islam griff. Dabei ging Mr. Muhammad mit seinen offiziellen Vertretern strenger ins Gericht als mit den erst seit kurzer Zeit bekehrten Mitgliedern der Moscheen. Er vertrat die Ansicht, jeder unredliche Funktionär verrate sowohl sich selbst als auch seine Position als Führer und Vorbild für andere Muslims. Mr. Muhammad war für jeden Muslim ein leuchtendes Vorbild, wenn es darum ging, der Versuchung der Unmoral zu widerstehen. Alle Muslims waren sich darin einig, daß wir ohne sein Licht von tiefster Dunkelheit umgeben gewesen wären.

Wie ich schon erwähnt habe, empfahlen die Ärzte zur Linderung von Mr. Muhammads Zustand den Aufenthalt in einer Gegend mit trockenem Klima.

Schon bald darauf hörten wir davon, daß das Haus des Saxophonisten Louis Jordan in Phoenix zum Verkauf stand. Aus Mitteln der Nation of Islam wurde es gekauft, und Mr. Muhammad zog bald dort ein.

Nur dann, wenn ich mich hätte in zwei Personen verwandeln können, wäre es mir möglich gewesen, meine Pflichten für die Nation of Islam noch eifriger wahrzunehmen. Ich hatte mit meiner Arbeit ansehnliche Ergebnisse erzielt, wie ich sie mir nicht besser hätte wünschen können. Durch meinen Beitrag hatten wir Fortschritte und einen derart großen Einfluß im ganzen Land erreicht, daß es nicht gelogen war, wenn wir Mr. Muhammad als Amerikas mächtigsten Schwarzen bezeichneten. Ich hatte Mr. Muhammad und seinen anderen Predigern geholfen, das Denken der Schwarzen in den Vereinigten Staaten so zu revolutionieren und ihnen die Augen so weit zu öffnen, daß sie nie wieder ängstlich und ehrfurchtsvoll zum weißen Mann aufschauen würden. Ich hatte mich an der Verbreitung jener Wahrheiten beteiligt, die den Schwarzen in den USA geholfen hatten, sich von dem Wahn zu befreien, die weiße Rasse bestehe aus "überlegenen" Wesen. Es war uns gelungen, durch unseren Anstoß verborgene Kräfte in der schwarzen Seele freizusetzen.

Wenn ich überhaupt eine persönliche Enttäuschung mit mir herumtrug, dann die, daß ich insgeheim davon überzeugt war, unsere Nation of Islam hätte im allgemeinen Kampf der Schwarzen in den USA eine noch bedeutendere Kraft darstellen können - wenn wir uns nur stärker an der politischen *Aktion* beteiligt hätten. Damit meine ich, meiner persönlichen Überzeugung nach hätten wir unser Prinzip, uns nicht direkt in politische Auseinandersetzungen einzumischen, aufgeben oder lockern sollen. Überall, wo sich Schwarze für ihre Sache engagierten, in Orten wie Little Rock, Birmingham und den vielen anderen, hätten militante, disziplinierte Muslims ebenfalls dabei sein sollen - sichtbar für alle Welt, um Diskussionen anzuregen und auch um sich Respekt zu verschaffen.

In der schwarzen Community konnte man zunehmend hören: "Die Muslims *reden* zwar radikal daher, aber sie *tun* nichts, es sei denn, jemand legt sich mit ihnen an." Ich bewegte mich weitaus häufiger unter Außenstehenden als die meisten anderen offiziellen Vertreter der Muslims. Gerade angesichts der unbeständigen Stimmung unter den schwarzen Massen schien es mir trotz unseres großen Einflusses sehr gut möglich, daß dieses Abstempeln der Muslims als "Sprücheklopfer" uns eines Tages plötzlich aus den vordersten Linien der Kampffront der schwarzen Bewegung verdrängen könnte.

Aber abgesehen von diesen persönlichen Bedenken hätte ich Allah nicht um mehr Segnung meiner Arbeit bitten können, als er sie mir ohnehin schon hatte angedeihen lassen.

In New York City wuchs der Einfluß des Islam schneller als irgendwo sonst in den USA. Aus der einen winzigen Moschee, zu der Mr. Muhammad mich

ursprünglich ausgesandt hatte, hatte ich inzwischen drei der mächtigsten und aktivsten Moscheen des Landes gemacht - Harlems Moschee Sieben-A in Manhattan, Coronas Sieben-B in Queens und die Moschee Sieben-C in Brooklyn. Und auf nationaler Ebene hatte ich die meisten der hundert oder mehr Moscheen in den fünfzig Bundesstaaten der USA entweder selbst aufgebaut oder aber bei ihrem Aufbau unterstützend mitgewirkt. Ich fuhr kreuz und quer durch die USA, manchmal bis zu viermal pro Woche. Oft war das Flugzeug der einzige Ort, an dem ich ein bißchen schlafen konnte - wenn überhaupt. Ich hielt mich an einen Zeitplan, der einem wahren Marathon von öffentlichen Reden und Terminen bei Presse, Rundfunk und Fernsehen glich. Ich konnte meine Arbeit für Mr. Muhammad nur dadurch bewältigen, daß ich von den Flügeln, die er mir verliehen hatte, auch Gebrauch machte.

Schon 1961, zu der Zeit, als Mr. Muhammads Gesundheitszustand sich zu verschlechtern begann, war ich gelegentlich Zeuge abfälliger Bemerkungen von seiten anderer Muslims über mich geworden. Es wurden versteckte Andeutungen gemacht, und ich bemerkte auch andere kleine Anzeichen des Neids und der Eifersucht, die Mr. Muhammad mir prophezeit hatte. Darunter waren Kommentare wie: "Prediger Malcolm versucht anscheinend, die Nation of Islam zu übernehmen"; oder es hieß, ich würde für Mr. Muhammads Lehren "Anerkennung einheimsen", würde versuchen, mein "eigenes Imperium" aufzubauen, und "von Küste zu Küste den großen Mann" spielen.

Eigentlich ließen mich diese Bemerkungen kalt. Sie bestärkten mich eher in meinem festen Vorsatz, daß solche Lügen niemals auf mich zutreffen sollten. Und ich dachte immer daran, daß Mr. Muhammad mir das Aufkommen von Neid und Eifersucht vorhergesagt hatte. Dadurch fiel es mir leichter, das Ganze zu ignorieren, denn ich war mir sicher, wenn *er* jemals etwas von diesem Gerede mitbekommen sollte, dann würde *er* schon wissen, was davon zu halten war.

Außerhalb der Nation of Islam hörte man häufig das Gerücht: "Malcolm X macht einen Haufen Geld". Zumindest das wußten die Muslims besser. *Ich* und Geld machen? Das FBI, die CIA und die Steuerfahndung zusammen hätten bei mir auch nichts anderes gefunden als ein Auto, das ich für meine häufigen Fahrten nutzte, und ein Haus mit sieben Zimmern, in dem ich wohne (und das mir die Nation of Islam jetzt voller Mißgunst und Habgier wieder wegnehmen will). Ich hatte natürlich *Zugang* zu Geld! Mr. Muhammad stellte mir jeden gewünschten Betrag zur Verfügung, aber er wußte ebenso wie jeder andere Funktionär der Muslims, daß ich jeden Cent ausschließlich zur Förderung der Nation of Islam einsetzte.

Mein Verhältnis zum Geld führte zum einzigen Ehezwist, den ich je mit meiner geliebten Frau Betty hatte. Je mehr Kinder wir bekamen, desto häufiger machte Betty Anspielungen, daß es doch sinnvoll wäre, wenigstens *etwas* für

die Familie zurücklegen. Aber ich weigerte mich beständig, bis wir uns schließlich darüber stritten. Ich blieb hart. Mir war klar, daß ich in Betty eine Frau hatte, die notfalls ihr Leben für mich geopfert hätte, aber trotzdem erwiderte ich ihr, daß zuviele Organisationen schon von Führern zerstört worden seien, die versucht hätten, sich persönliche Vorteile zu verschaffen, wobei deren Frauen oft genug eine Rolle dabei gespielt hätten. Beinahe wäre es über diesen Streit zur Trennung gekommen. Schließlich überzeugte ich Betty davon, daß die Nation of Islam, falls mir je etwas zustoßen sollte, für sie und die Kinder sorgen würde - für Betty bis an ihr Lebensende und für die Kinder so lange, bis sie erwachsen wären. Was war ich doch für ein dämlicher Narr!

Ich ließ bei Auftritten in Rundfunk oder Fernsehen und bei Zeitungsinterviews keinerlei Zweifel aufkommen, daß ich als *Vertreter* von Mr. Muhammad gekommen war. Wer mich während dieser Zeit öffentlich sprechen gehört hat, der weiß, daß ich mindestens einmal pro Minute sagte: "Der Ehrwürdige Elijah Muhammad lehrt..." Ich weigerte mich strikt, mit Personen zu reden, die auch nur den Versuch gemacht hatten, sogenannte "Scherze" über meine ständigen Verweise auf Mr. Muhammad loszulassen. Mich überkam die kalte Wut, wenn ich irgendwo hörte oder las: "Malcolm X, die Nummer Zwei bei den Black Muslims... " Nach solchen Äußerungen habe ich schon Ferngespräche mit Reportern und Nachrichtenredakteuren von Rundfunk und Fernsehen geführt, nur um sie aufzufordern, diese Formulierung niemals wieder zu verwenden. Meine Erklärung dazu lautete: "*Alle* Muslims sind die Nummer Zwei - nach Mr. Muhammad."

Meine Aktentasche war vollgestopft mit Fotos von Elijah Muhammad. Ich überreichte sie den Fotografen, die vorher Bilder von mir gemacht hatten. Ich rief Chefredakteure an und bat sie: "Bitte, veröffentlichen Sie nicht mein Foto, sondern das von Mr. Muhammad." Als Mr. Muhammad sich dann zu meiner Freude bereiterklärt hatte, auch weißen Reportern Interviews zu gewähren, gab es fortan kaum noch weiße oder schwarze Journalisten, die ich nicht dazu gedrängt hätte, Mr. Muhammad persönlich in Chicago aufzusuchen. "Hören Sie selbst die Wahrheit aus dem Munde des Boten Allahs", forderte ich sie auf, und einige von ihnen fuhren auch tatsächlich hin und machten ein Interview.

Es bereitete mir Unbehagen, wenn Weiße wie Schwarze - unter ihnen sogar Muslims - ständig meine Verdienste um den stetigen Fortschritt der Nation of Islam betonten. "Gelobt sei Allah!" hielt ich ihnen entgegen. "Alles Lob für meine Verdienste gebührt Mr. Muhammad."

Ich glaube, niemand in der Nation of Islam wäre Mr. Muhammead mit dem internationalen Bekanntheitsgrad, wie ich ihn unter seiner Gunst erreicht hatte, und ausgestattet mit derartigen Freiheiten zu selbstständigem Handeln und zu eigenen Entscheidungen, wie er sie mir zugestanden hatte, unter diesen Bedingungen weiterhin ein so treuer und selbstloser Diener geblieben wie ich.

Ich glaube, es war 1962, als mir zum ersten Mal auffiel, daß in unserer Zeitung *Muhammad Speaks* immer weniger über mich veröffentlicht wurde. Ich erfuhr, daß Mr. Muhammads Sohn Herbert, der mittlerweile der Herausgeber der Zeitung geworden war, angeordnet hatte, so wenig wie irgend möglich über mich zu schreiben. Tatsächlich stand in diesem Muslim-Blatt mehr über die integrationistischen schwarzen "Führer" als über mich. In der Presse Europas, Asiens und Afrikas konnte ich mehr über mich lesen.

Das soll keine Klage über mangelnde Publizität sein. Ich hatte bereits größere Bekanntheit erreicht als manche weltbekannte Persönlichkeit. Aber ich ärgerte mich darüber, daß die Zeitung der Muslims ihren eigenen Leuten Nachrichten über wichtige Dinge vorenthielt, die in ihrem Interesse unternommen wurden, bloß weil ich derjenige war, der diese Dinge getan hatte. Ich führte Massenkundgebungen durch, tat alles, um die Lehren Mr. Muhammads zu verbreiten, aber aufgrund von Eifersucht und Engstirnigkeit wurde darüber nicht mehr berichtet. Inzwischen war nämlich die Anweisung erteilt worden, mich in der Zeitung überhaupt nicht mehr zu erwähnen. Ich hatte beispielsweise vor achttausend Studenten an der University of California gesprochen und die dortige Presse hatte ausführlich darüber berichtet, was ich über den Einfluß und das Programm Mr. Muhammads gesagt hatte. Aber als ich nach Chicago kam und wenigstens einen kurzen Bericht mit einer positiven Würdigung der Veranstaltung in der Zeitung erwartete, wurde ich äußerst kühl abgewiesen. Dasselbe geschah, als ich in Harlem eine Kundgebung abhielt, die siebentausend Menschen anzog. Zu dieser Zeit versuchte das Hauptquartier in Chicago sogar, mich überhaupt von Auftritten auf großen Versammlungen abzubringen. Aber in der darauffolgenden Woche organisierte ich wieder eine Kundgebung in Harlem, die sogar noch größer und erfolgreicher war als die erste - und offensichtlich steigerte das den Neid im Chicagoer Hauptquartier noch mehr.

Aber wenn so etwas passierte, versuchte ich nicht weiter darüber nachzudenken. Zumindest verdrängte ich solche Vorfälle so gut wie eben möglich. Ich versuche nicht, mich hier als besonders gut und edel darzustellen. Ich sage nur die Wahrheit. Ich *liebte* die Nation of Islam und Mr. Muhammad. Ich *lebte für* die Nation und für Mr. Muhammad.

Die anderen Repräsentanten der Muslims waren neidisch, weil mein Foto häufig in der Tagespresse zu sehen war. Sie dachten nicht darüber nach, daß mein Foto dort erschien, weil ich ein so eifriger Verfechter der Sache Mr. Muhammads war. Sie wollten einfach nicht einsehen, daß wir, angesichts der hohen Verwundbarkeit der Nation of Islam gegenüber böswilligen Unterstellungen und Lügen, nichts weniger gebrauchen konnten als eine Situation, in der die Sprecher der Organisation ständig Gerüchte zurückweisen müssen. Der gesunde Menschenverstand hätte jedem dieser Funktionäre sagen müssen, daß es Mr. Muhammad schlecht möglich gewesen wäre, überall im Land gleichzei-

tig persönlich aufzutreten. Und wer auch immer von ihm zu seinem Sprecher ernannt wurde, konnte einfach nicht vermeiden, häufig im Mittelpunkt des Pressegeschehens zu stehen.

Immer, wenn ich bei mir irgendwelche Anzeichen von Groll entdeckte, schämte ich mich vor mir selbst und betrachtete diese Gefühle als Zeichen persönlicher Schwäche. Ich ging davon aus, daß zumindest Mr. Muhammad wußte, daß ich mein Leben ganz und gar der Vertretung seiner Person gewidmet hatte.

Aber im Verlaufe des Jahres 1963 wurde ich trotz meiner guten Absichten nahezu überempfindlich gegenüber meinen hochrangigen Kritikern innerhalb der Nation of Islam. Ich unterließ es fortan, unter meinen New Yorker Brüdern einige auszuwählen und sie mit ein wenig Geld ausgestattet loszuschicken, um in anderen Städten den Grundstein für neue Moscheen zu legen. Es hatte abfällige Bemerkungen über "Malcolms Prediger" gegeben. Zu einer Zeit, als es in Amerika von größter Bedeutung war, daß eine militante schwarze Stimme ein Massenpublikum erreicht hätte, wollte die Zeitschrift *Life* einen persönlichen Artikel über mich bringen, aber ich lehnte ab. Auch als *Newsweek* eine Titelgeschichte anbot, lehnte ich ab. Ich entschied ebenso, als ich in "Meet the Press" hätte auftreten können, einer Fernsehsendung mit sehr hoher Einschaltquote. Jede dieser Ablehnungen war ganz allgemein gesehen ein Verlust für die Schwarzen und im besonderen ein Verlust für die Nation of Islam. Und zu all den Ablehnungen kam es ausschließlich wegen der Haltung Chicagos. Schon allein die Tatsache, daß ich um diese Medienauftritte gebeten worden war, hatte in Chicago Neid und Eifersucht erzeugt.

Als Medgar Evers, der Field Secretary der NAACP in Mississippi, mit einem Schnellfeuergewehr von hinten erschossen wurde, hätte ich gern offen die Wahrheit ausgesprochen, die diesem Ereignis angemessen gewesen wäre. Als der Bombenanschlag auf eine schwarze Kirche in Birmingham, Alabama, das Leben von vier kleinen schwarzen Mädchen auslöschte, gab ich zwar einen Kommentar dazu ab, sagte aber nicht in der notwendigen Schärfe, was über das Klima des Hasses hätte gesagt werden müssen, das der weiße Mann in Amerika erzeugt hatte und ständig schürte. Je mehr sich der Haß ungehindert ausbreiten konnte, obwohl es zu dieser Zeit noch möglich gewesen wäre, ihn in Schach zu halten, desto dreister gingen seine Verursacher vor. Schließlich richtete er sich auch gegen Weiße selbst, ja sogar gegen ihre eigenen Führer. Im texanischen Dallas wurden zum Beispiel der damalige Vizepräsident Johnson und seine Frau unflätig beschimpft. Und Adlai Stevenson, US-Botschafter bei den Vereinten Nationen, wurde von einer weißen Demonstrantin ins Gesicht gespuckt und geschlagen.

Mr. Muhammad machte mich in dieser Zeit zum ersten Nationalen Prediger der Nation of Islam. Auf einer Kundgebung, die gegen Ende des Jahres 1963 in Philadelphia stattfand, umarmte er mich und verkündete vor versammeltem

Publikum: "Dies ist mein treuster, unermüdlich arbeitender Prediger. Er wird mir bis an sein Lebensende folgen."

Noch nie zuvor hatte ein Muslim von ihm ein solches Kompliment erhalten. Kein Lob eines Sterblichen hätte mir mehr bedeuten können.

Aber das sollte die letzte Gelegenheit gewesen sein, bei der Mr. Muhammad und ich gemeinsam in der Öffentlichkeit auftraten.

Kurz zuvor war ich in Jerry Williams Radiosendung in Boston aufgetreten, während der mir jemand eine Meldung von Associated Press in die Hand drückte, die gerade brandheiß aus dem Fernschreiber getickert war. Darin stand zu lesen, daß eine Ortsgruppe des Louisiana Citizens Council gerade 10.000 Dollar auf meinen Kopf ausgesetzt hatte.

Tatsächlich lauerte die tödliche Bedrohung aber nicht irgendwo in Louisiana, sondern in viel geringerer Entfernung.

Was ich hier erzähle, ist die reine Wahrheit. Als ich entdeckte, wer sonst noch meinen Tod wünschte, brachte mich das fast um den Verstand.

In meinen zwölf Jahren als muslimischer Prediger hatte ich stets eine so strenge Morallehre vertreten, daß viele Muslims mir vorwarfen, ich sei "frauenfeindlich". Das Zentrum meines Lehrens, mein ureigenster persönlicher Glaube war, daß Elijah Muhammad in jedem Aspekt seines Daseins ein Symbol der moralischen, geistigen und spirituellen Reformierung des schwarzen Volkes in Amerika war. Zwölf Jahre lang hatte ich das auf allen Ebenen der Nation of Islam gelehrt; meine eigene Wandlung war das beste mir bekannte Beispiel für die Macht Mr. Muhammads, das Leben von Schwarzen zu verändern. Vom Beginn meines Knastaufenthaltes an bis zu meiner Heirat ungefähr zwölf Jahre später hatte ich aufgrund des Einflusses, den Mr. Muhammad auf mich ausübte, keine Frau angerührt.

Aber möglicherweise ist es ja jemandem aufgefallen, daß ich seit ungefähr 1963 immer weniger über Religion sprach. Ich vermittelte den Muslims soziale Prinzipien, sprach über aktuelle Ereignisse und Politik. Ich hielt mich vom Thema der Moral völlig fern.

Der Grund dafür war, daß mein Glaube auf eine Art und Weise erschüttert worden war, daß es mir immer noch an Worten fehlt, diese Vorgänge umfassend zu beschreiben. Ich hatte entdeckt, daß Elijah Muhammad persönlich die Muslims verraten hatte.

Ich möchte darüber nicht viele Worte verlieren, will nur gerade so viel dazu sagen, daß meine Position und meine Reaktionen verständlich werden. Um die Frage, ob ich es überhaupt enthüllen soll oder nicht, brauche ich mir keine Gedanken mehr zu machen - die Öffentlichkeit weiß mittlerweile alles. Um es kurz zu machen, zitiere ich aus einer Agenturmeldung, wie sie in Presse, Rundfunk und Fernsehen überall in den Vereinigten Staaten verbreitet wurde:

"Los Angeles, 3. Juli (UPI) - Elijah Muhammad, der 67-jährige Führer der Black Muslim-Bewegung, stand heute wegen Vaterschaftsklagen von zwei seiner früheren Sekretärinnen vor Gericht. Sie gaben an, er habe ihre vier Kinder gezeugt ... Beide Frauen sind in den Zwanzigern ... Miss Rosary und Miss Williams behaupteten, sie hätten von 1957 bis heute intimen Kontakt mit Elijah Muhammad gehabt. Miss Rosary sagte aus, er sei der Vater ihrer beiden Kinder, und sie erwarte ein drittes Kind von ihm...Die andere Klägerin gab an, er sei der Vater ihrer Tochter..."

Bereits 1955 hatte ich hin und wieder Andeutungen gehört. Aber man darf mir glauben, schon der bloße Gedanke, es könnte etwas Wahres an diesen verrückt klingenden Gerüchten über das angeblich unmoralische Verhalten von Elijah Muhammad sein, trieb mir den Angstschweiß auf die Stirn.

Und so weigerte sich mein Verstand einfach, etwas so Absurdes, wie die Erwähnung des Begriffs Ehebruch im selben Atemzug mit dem Namen Mr. Muhammads, zur Kenntnis zu nehmen.

Ehebruch! Nun, jeder Muslim, der sich dessen schuldig machte, wurde unverzüglich mit Schimpf und Schande ausgestoßen. Eines der am besten gehüteten Geheimnisse in der Nation war, daß mehrere der persönlichen Sekretärinnen Mr. Muhammads nacheinander schwanger geworden waren. Sie waren vor muslimische Gerichte gebracht und der Unkeuschheit angeklagt worden. Sie hatten sich schuldig bekannt, waren vor der Allgemeinheit gedemütigt worden und hatten Strafen von ein bis fünf Jahren "Isolierung" erhalten. Das bedeutete, daß sie in dieser Zeit keinerlei Kontakt mit anderen Muslims haben durften.

Ich glaube, nichts belegt die Tiefe meines Vertrauens in Mr. Muhammad besser als die Tatsache, daß ich damals meinen eigenen Verstand völlig ausschaltete. Ich weigerte mich einfach, es zu glauben. Ich wollte nicht, daß Allah mich so um meinen Verstand brachte, wie er es meines Erachtens zur Strafe mit meinem Bruder Reginald getan hatte, weil er schlechte Gedanken gegen Mr. Elijah Muhammad gehegt hatte. Ich hatte Reginald zum letzten Mal gesehen, als er eines Tages in das Restaurant der Moschee Sieben gekommen war. Ich hatte ihn durch die Tür hereinkommen sehen, war auf ihn zugegangen, hatte ihm in die Augen gesehen und meinem eigenen Bruder gesagt, daß er bei den Muslims nicht mehr erwünscht sei. Er hatte sich umgedreht und war hinausgegangen. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen. So war ich damals mit meinem leiblichen Bruder umgegangen, weil Mr. Muhammad ihn Jahre zuvor zur "Isolierung" von allen anderen Muslims verurteilt hatte und weil ich glaubte, zuallererst ein Muslim und dann erst Reginalds Bruder zu sein.

Niemand auf der ganzen Welt hätte mich davon überzeugen können, daß Mr. Muhammad einmal die Ehrerbietung verraten könnte, die ihm von den vielen bettelarmen, gläubigen Muslims aus allen Moscheen entgegengebracht wurde.

Sie kratzten jeden Cent zusammen, um damit treu die Nation of Islam zu unterstützen - dabei waren viele dieser Gläubigen kaum in der Lage, die eigene Miete zu bezahlen.

Aber gegen Ende des Jahres 1962 erfuhr ich aus sicherer Quelle, daß zahlreiche Muslims die Moschee Nummer Zwei in Chicago verließen. Das gräßliche Gerücht verbreitete sich rasch - sogar unter nichtmuslimischen Schwarzen. Wenn ich daran dachte, daß die Presse ständig nach Mitteln und Wegen suchte, die Nation of Islam zu diskreditieren, dann zitterte ich bei dem Gedanken, diese Sache könnte irgendwelchen Zeitungsreportern, egal ob schwarz oder weiß, zu Ohren kommen.

Ich begann tatsächlich Alpträume zu haben ... ich sah schon die *Schlagzeilen* vor mir.

Eine bleierne Angst lastete auf mir während meiner folgenden öffentlichen Auftritte im ganzen Land. Jeden Reporter, der sich mir näherte, hörte ich praktisch schon fragen: "Mr. Malcolm X, stimmt es, was uns zugetragen wurde, daß nämlich...?" Was hätte ich darauf antworten sollen?

Ich wollte mir nicht einen Moment lang wirklich eingestehen, wie ernst die ganze Situation war. Ich schaffte es, soweit der menschliche Verstand überhaupt dazu in der Lage ist, die scheußlichen Tatsachen nicht an mich heranzulassen. Das gelang mir selbst dann noch, als ich mich damit auseinandersetzen mußte.

In New York wie in Chicago machten Bekannte, die keine Muslims waren, mir gegenüber indirekte Andeutungen, sie hätten da etwas gehört, oder sie fragten mich, ob ich etwas Genaueres wüßte. Ich tat so, als hätte ich nicht die leiseste Ahnung, wovon sie redeten, und ich war ihnen dankbar, wenn sie nicht aussprachen, was sie wußten. Mir war sonnenklar, daß sie mich für einen völligen Narren halten mußten. Ich kam mir auch selber so vor, wenn ich jeden Tag da draußen predigte und offensichtlich nicht darüber informiert war, was sich direkt vor meiner Nase, in meiner eigenen Organisation abspielte und jenen Mann betraf, den ich permanent so in den Himmel lobte. Als Dummkopf dazustehen setzte Gefühle in mir frei, die ich seit meiner Zeit als Hustler in Harlem nicht mehr empfunden hatte. Unter Hustlern galt es als das Schlimmste, wenn man öffentlich als Angeschmierter vorgeführt wurde.

Dazu möchte ich ein aktuelles Beispiel geben. Es passierte mir eines Tages hinter der Bühne des Harlemer Apollo Theaters, daß mich der Komiker Dick Gregory ansah und sagte: "Mann, dieser Muhammad ist nichts als ein ..." Ich kann das von ihm benutzte Wort einfach nicht aussprechen. *Das saß!* Einfach so. Eigentlich befahlen mir meine Instinkte als Muslim, Dick sofort deswegen anzugreifen - aber stattdessen fühlte ich mich schwach und hohl. Ich glaube, Dick spürte, wie verstört ich war, und er machte es mir leicht, das Thema zu wechseln. Ich wußte, daß Dick, der aus Chicago stammte, das Leben auf der Straße gut kannte und kein Blatt vor den Mund nahm. Ich hätte ihn am liebsten

gebeten, niemandem sonst gegenüber das zu erwähnen, was er mir gerade gesagt hatte - aber ich konnte es nicht. Es wäre ein Eingeständnis gewesen.

Die Qualen, die ich durchlitt, lassen sich nicht beschreiben.

Normalerweise hätte ich mich, wie schon zuvor geschehen, in einer vergleichbar extremen Situation sofort ins nächstbeste Flugzeug gesetzt und wäre zu Mr. Elijah Muhammad geflogen. Schließlich war er es gewesen, der mich buchstäblich von den Toten auferweckt hatte. Alles, was ich geworden war, verdankte ich ihm. Ich war davon überzeugt, ihn nicht im Stich lassen zu können, egal worum es ging.

Es gab niemanden außer Mr. Muhammad selbst, an den ich mich mit diesem Problem hätte wenden können. Letztendlich führte daran kein Weg vorbei. Aber zuerst fuhr ich nach Chicago, um Wallace Muhammad, seinen zweitjüngsten Sohn, zu treffen. Ich hatte das Gefühl, daß Wallace derjenige unter seinen Söhnen war, der Mr. Muhammad geistig am nächsten stand und am unvoreingenommensten in seinen Ansichten war. Wallace und ich waren einander immer besonders nah und vertraut gewesen.

Als er mich sah, wußte Wallace gleich, warum ich zu ihm gekommen war. "Ich weiß schon", sagte er. Ich erzählte ihm, ich sei der Meinung, daß wir uns zusammentun und seinem Vater beistehen sollten. Wallace erwiderte, er habe nicht das Gefühl, daß sein Vater es schätzen würde, wenn irgendwer Anstalten machte, ihm zu helfen. Ehrlich gesagt hielt ich Wallace daraufhin für nicht ganz richtig im Kopf.

Als nächstes verletzte ich die Vorschrift, nach der kein Muslim zu einem mit "Isolierung" belegten Muslim Kontakt haben durfte. Ich suchte drei der früheren Sekretärinnen von Mr. Muhammad auf und vernahm aus ihrem eigenen Munde, wer der Vater ihrer Kinder war. Von ihnen erfuhr ich auch, daß Elijah Muhammad in ihrem Beisein darüber gesprochen hatte, ich sei der beste, der brillanteste Prediger, den er je gehabt habe; eines Tages aber würde ich ihn verlassen und mich gegen ihn stellen, und deshalb sei ich "gefährlich". Von seinen früheren Sekretärinnen mußte ich erfahren, daß er mich hinter meinem Rücken schlecht machte, während ich persönlich nur Lob von Mr. Muhammad zu hören bekam.

Das verletzte mich zutiefst.

Trotzdem stand ich weiter jeden Tag vor Mikrophonen, Kameras und Pressereportern, erfüllte täglich meine Verpflichtungen und traf Tag für Tag mit Muslims aus meiner Moschee Sieben zusammen. Ich war dabei, meinen Verstand zu verlieren.

Schließlich gelang es mir, ein paar klare Gedanken zu fassen. Solange ich nichts unternahm, kam ich mir illoyal vor. In einer solchen Situation half ich Mr. Muhammad nicht dadurch, daß ich regungslos blieb; es war jetzt angesagt, aufzustehen und in Bewegung zu kommen.

Eines Abends schrieb ich also einen Brief an Mr. Muhammad über das Gift, das da über ihn verbreitet wurde. Er rief mich in New York an und sagte, er wolle mit mir darüber sprechen, sobald wir uns das nächste Mal sähen.

Ich suchte verzweifelt nach einem Weg, einer Art Brücke, die mir die Sicherheit gegeben hätte, daß die Nation of Islam vor der Selbstzerstörung bewahrt werden könnte. Ich hatte Vertrauen in die Organisation: wir waren nicht irgend so eine Gruppe von schwarzen Christen, die laut wehklagend herumhüpften und sich voller Sünden wähnten.

Ich dachte mir eine Brücke aus, die man benutzen konnte, falls diese niederschmetternden Enthüllungen an die Öffentlichkeit dringen sollten. Ergebenen Muslims konnte beigebracht werden, daß das, was ein Mensch in seinem Leben an Positivem vollbringt, bedeutender ist als seine persönlichen, menschlichen Schwächen. Wallace Muhammad half mir, Koran und Bibel nach Belegen dafür durchzusehen. Davids Ehebruch mit Batseba wiegt beispielsweise vor der Geschichte weniger als die positive Tatsache, daß er Goliath getötet hat. In Lot sehen wir nicht den, der sich des Inzests schuldig machte, sondern denken daran, daß er die Menschen vor dem Untergang von Sodom und Gomorrah gerettet hat. Bei Noah erinnern wir uns nicht daran, daß er ein Trunkenbold war, sondern heben hervor, daß er die Arche baute und die Menschen mahnte, sich vor der Flut zu retten. Moses erhält in unserer Erinnerung eine besondere Bedeutung, weil er die Hebräer aus der Knechtschaft geführt hat und nicht weil er Ehebruch mit äthiopischen Frauen beging. In allen von mir überprüften Fällen überwogen positive gegenüber negativen Eigenschaften.

Ich predigte in der New Yorker Moschee Sieben darüber, daß die positiven Errungenschaften eines Menschen in seinem Leben größere Bedeutung hätten als seine persönlichen, menschlichen Schwächen. Ich lehrte, daß die guten Taten einer Person von höherem Wert seien als seine schlechten Taten. Ich erwähnte die vorher so vertrauten Themen Ehebruch und Unzucht nicht mehr und sprach generell nicht mehr über Unmoral.

Wie durch ein Wunder war das ganze Gerede über den Ehebruch, das in Chicago so weit verbreitet war, kaum nach Boston, Detroit oder New York gelangt. Offensichtlich hatte es einige andere Moscheen im Land überhaupt noch nicht erreicht. In Chicago verließ angeblich eine wachsende Zahl von Muslims die Moschee Zwei, und viele Schwarze, die mal mit der Nation of Islam sympathisiert hatten, bezogen jetzt offen Position gegen die Muslims. Im Februar 1963 hatte ich den Vorsitz bei den Abschlußprüfungen der University of Islam. Als ich verschiedene Mitglieder der Familie Muhammad vorstellte, konnte ich die eisige Kälte spüren, die ihnen von den Muslims im Publikum entgegenschlug.

Im April 1963 bestellte mich Elijah Muhammad zu einer Unterredung nach Phoenix.

Wir umarmten uns wie immer - und sofort darauf führte er mich nach draußen, wo wir um seinen Swimmingpool herumgingen.

Er war der Bote Allahs. Als ich noch ein Sträfling gewesen war, so verderbt und ohne jede Moral, daß die anderen Gefangenen mich Satan genannt hatten, da hatte dieser Mann mich gerettet. Er war derjenige, der mich geschult hatte, der mich wie einen eigenen Sohn behandelt hatte. Er war derjenige, der mir Flügel gegeben hatte, um Orte zu sehen und Dinge zu tun, von denen ich sonst nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Wir gingen nebeneinander her, und in mir tobte ein wahrer Orkan der Gefühle.

"Nun, mein Sohn", sagte Mr. Muhammad, "was hast du auf dem Herzen?"

Offen, freimütig, ohne Umschweife berichtete ich Mr. Muhammad, was man alles über ihn redete. Und ohne irgendeine Antwort abzuwarten, erzählte ich ihm weiter, daß ich mit Hilfe seines Sohnes Wallace in Koran und Bibel Belege gefunden hätte, um das Ganze den Muslims - falls es notwendig werden sollte - als Erfüllung einer Prophezeiung zu erläutern.

"Mein Sohn, ich bin nicht überrascht", sagte Elijah Muhammad, "du hast schon immer eine tiefe Einsicht in das Wesen von Prophezeiungen und spirituellen Dingen besessen. Du hast erkannt, worum es hier geht - um Prophezeiung. Du zeigst eine Einsicht, wie sie sonst nur Männer im hohen Alter besitzen."

"Ich bin David", sprach er weiter. "Wenn du liest, daß David sich die Frau eines anderen genommen hat, dann bin ich dieser David. Du hast über Noah gelesen, der sich betrank - das bin ich. Du hast über Lot gelesen, der mit seinen eigenen Töchtern schlief. All diese Dinge muß ich erfüllen."

Ich erinnerte mich daran, daß beim drohenden Ausbruch einer Epidemie die Menschen der betroffenen Gegend mit demselben Krankheitserreger, von dem sie bedroht werden, gegen Ansteckung geimpft werden - und das befähigt sie, dem auftauchenden Virus Widerstand zu leisten.

Ich entschloß mich, sechs andere offizielle Vertreter der Muslims an der Ostküste auszuwählen und diese schon einmal vorzubereiten.

Ich weihte sie in alles ein. Und dann erklärte ich ihnen, warum ich ihnen das erzählt hatte: Ich wolle nicht, daß die vielleicht bald auf sie zukommende Aufgabe, den Muslims in ihren Moscheen die "Erfüllung der Prophezeiung" zu predigen, sie zu sehr überrasche und schockiere. Es stellte sich heraus, daß einige von ihnen bereits Bescheid wußten. Prediger Louis X aus Boston war schon seit sage und schreibe sieben Monaten im Bilde. Sie alle hatten sich innerlich mit dem Dilemma herumgeschlagen.

Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, daß die Funktionäre der Nation of Islam in Chicago es so darstellen könnten, als würde ich statt Wasser Öl ins Feuer gießen. Ich hätte mir nie vorstellen können, daß sie versuchen würden

den Anschein zu erwecken, ich hätte die Epidemie ausgelöst, anstatt sie einzudämmen.

In Chicago wurde zu jenem Zeitpunkt schon alles so eingefädelt, daß das Augenmerk der Muslims nicht mehr auf die Epidemie, sondern auf mich gelenkt wurde. Der auf mich gerichtete Haß sollte es den im Glauben erschütterten Muslims ermöglichen, sich wieder fester zusammenzuschließen.

Schwarze, die keine Muslims waren und mich gut kannten, und sogar ein paar von den weißen Reportern, mit denen ich ziemlich regelmäßig Kontakt hatte, sagten mir bei fast jeder Gelegenheit, wenn ich mit ihnen zusammentraf: "Malcolm X, Sie sehen müde aus. Sie brauchen Ruhe."

Sie hatten keinen blassen Schimmer, was vor sich ging. Seitdem ich Muslim geworden war, passierte es mir nun zum ersten Mal, daß Weiße mit mir in persönlichen Kontakt kamen. Einige von ihnen waren wirklich ehrlich und aufrichtig. Einer, dessen Namen ich nicht nennen möchte - er könnte seinen Job verlieren -, sagte: "Malcolm X, die Weißen brauchen Ihre Stimme viel nötiger als die Schwarzen." Ich erinnere mich so gut an seine Worte, weil sie ein Gespräch zwischen uns einleiteten. Es war das erste Mal, seitdem ich Muslim geworden war, daß ich mich mit einem Weißen länger über etwas anderes unterhielt als über die Nation of Islam und den heutigen Kampf der Schwarzen in Amerika.

Ich weiß nicht mehr genau, warum er auf die Schriftrollen vom Toten Meer zu sprechen kam. Jedenfalls antwortete ich: "Ja, diese Schriftrollen werden dafür sorgen, daß der lilienweiße Jesus aus den bleiverglasten Kirchenfenstern und den Fresken verschwindet. Er wird durch den historisch gesehen einzig wahren Jesus ersetzt werden, der in Wirklichkeit ein Farbiger war." Der Reporter war überrascht. Ich erzählte weiter, die Schriftrollen vom Toten Meer würden mit Sicherheit bestätigen, daß Jesus ein Mitglied der Bruderschaft ägyptischer Propheten mit Namen Essäer gewesen sei - eine Tatsache, die man bereits von Philo wisse, dem berühmten ägyptischen Historiker aus den Zeiten Jesu. Daraus entwickelte sich zwischen dem Reporter und mir ein gutes, ungefähr zweistündiges Gespräch über Archäologie, Geschichte und Religion. Ich empfand es als sehr angenehm. Es hatte mir geholfen, für diese kurze Zeit einmal die schweren Sorgen zu vergessen, die in meinem Kopf umgingen. Ich weiß noch, daß wir uns am Schluß des Gesprächs darin einig waren, daß im Jahre 2000 sicher jedem Schulkind das Wissen über die wirkliche Hautfarbe der großen Figuren der Antike beigebracht würde.

Ich habe schon erwähnt, daß ich jeden Augenblick mit der Veröffentlichung großer Schlagzeilen rechnete. Doch hatte ich die, die dann erschienen, in keiner Weise erwartet.

Ich brauche wohl niemanden daran zu erinnern, wer am 22. November 1963 in Dallas, Texas einem Attentat zum Opfer fiel.

Schon wenige Stunden nach dem Attentat - das ist die reine Wahrheit - erhielt jeder muslimische Prediger von Mr. Elijah Muhammad eine Anweisung, genau genommen *zwei* Anweisungen. Allen Predigern wurde befohlen, keinerlei Kommentare abzugeben, die im Zusammenhang mit dem Attentat stünden. Mr. Muhammad teilte uns mit, wenn wir zu einer Stellungnahme gedrängt würden, sollten wir nur mit "Kein Kommentar" antworten.

Während der drei Tage, an denen man keine anderen Nachrichten hören konnte als die, die mit dem ermordeten Präsidenten zusammenhingen, sollte Mr. Muhammad zu einem schon vorher vereinbarten Auftritt im Manhattan Center in New York erscheinen. Er sagte ab, und da wir die bereits bezahlte Miete für das Center nicht zurückbekommen konnten, forderte Mr. Muhammad mich auf, an seiner Stelle zu sprechen. Also hielt ich eine Rede.

Seitdem habe ich viele Male die Redenotizen durchgesehen, die ich an diesem Tag benutzte. Sie waren mindestens eine Woche vor dem Attentat niedergeschrieben worden. Der Titel meiner Rede lautete: "Gottes Urteil über das weiße Amerika". Es ging um das mir vertraute Thema "Ihr werdet ernten, was ihr gesät habt", also wie der heuchlerische weiße Mann in Amerika das erntet, was er selbst gesät hat.

Es war wahrscheinlich unvermeidlich, daß die anschließende Diskussion mit der Frage begann: "Was denken Sie über die Ermordung Präsident Kennedys? Wie ist Ihre Meinung dazu?"

Ohne nachzudenken, gab ich eine ehrliche Antwort - daß dieser Fall meiner Meinung nach nämlich zeige, "daß die Gewalt schließlich auf ihre Urheber zurückfällt".[1] Ich sagte, der vom Haß besessene weiße Mann habe nicht beim Töten von wehrlosen Schwarzen haltgemacht, sondern dieser Haß, dem man erlaubt habe, sich ungehindert auszubreiten, habe letztlich auch das Staatsoberhaupt dieses Landes niedergestreckt. Dasselbe sei schon vorher mit Medgar Evers, Patrice Lumumba und mit dem Ehemann von Madame Nhu geschehen.

---

1 Zitat im Original: "Without a second thought, I said what I honestly felt - that it was, as I saw it, a case of '*the chickens coming home to roost*'". (Hervorh. durch d. Übers) Dieses Idiom wurde gerne dazu benutzt, Malcolm X der Verunglimpfung Kennedys als "Hühnchen" zu bezichtigen. So lautete auch die deutsche Übersetzung durch Hermann Schreiber im *Spiegel* vom 3. März 1965, S. 96: "So landen eines Tages alle Hühner im Topf". Auch wurde "roost" gerne falsch mit "Rost" übersetzt und in einen "Grill" verwandelt.
Der "roost" ist aber die Hühnerstange oder die Ruhestätte im übertragenden Sinne, und der 'Große Muret-Sanders', Langenscheidts Enzyklopädisches Wörterbuch, 1. Band A-M, hält für das von Malcolm X benutzte Sprichwort auf Seite 342 eine knappe Erklärung bereit: "curses: (like chickens) come home to roost - Flüche fallen auf den Flucher zurück". Malcolm X wollte mit dem spontanen Gebrauch dieses Idioms ausschließlich betonen, daß die Gewalt, die der "weiße Mann" in den USA und weltweit ausübt, schließlich auch auf ihn selber zurückfallen kann.

Es war sofort in allen Schlagzeilen und Nachrichtensendungen: *"Black Muslims' Malcolm X: 'Chickens Come Home To Roost'."*

Es erfüllt mich immer noch mit Verdruß, jetzt daran zurückzudenken. Überall in den USA und auf der ganzen Welt sagten bedeutende Persönlichkeiten in unterschiedlichen Worten und zum Teil auch auf viel nachdrücklichere Weise, als ich es getan hatte, daß das Klima des Hasses in den USA für den Tod des Präsidenten verantwortlich sei. Aber wenn Malcolm X so etwas sagte, dann konnte ja nur eine unheilvolle Drohung dahinterstecken.

Am nächsten Tag war mein regelmäßiger monatlicher Besuch bei Mr. Muhammad fällig. Irgendwie hatte ich schon im Flugzeug eine gewisse Vorahnung. Ich habe schon immer diese starke Intuition besessen.

Mr. Muhammad und ich umarmten einander zur Begrüßung. Ich spürte, daß er nicht ganz so liebenswürdig war wie sonst. Und mich überkam plötzlich eine verkrampfte Anspannung, was auch sehr bezeichnend war. Jahrelang war ich stolz darauf gewesen, mich mit Mr. Muhammad so verbunden zu fühlen, daß ich von meinen eigenen Gefühlen auf die seinen schließen konnte. Wenn er nervös war, dann war auch ich nervös. Wenn ich entspannt war, dann war ich mir sicher, daß auch er entspannt war. Und jetzt spürte ich diese *Spannung* ...

Zuerst sprachen wir in seinem Wohnzimmer über belanglose Dinge. Dann fragte er mich: "Hast du heute morgen die Zeitungen gesehen?"

Ich antwortete: "Ja, Sir, das habe ich."

"Das war eine sehr schädliche Äußerung", sagte er. "Das Land hat diesen Mann geliebt. Das ganze Land trauert. Der Zeitpunkt war sehr ungeschickt gewählt. Eine solche Äußerung kann für die Muslims in ihrer Gesamtheit sehr schwere Folgen haben."

Und dann, so als käme die Stimme aus weiter Ferne, hörte ich Mr. Muhammads Worte: "Ich muß dich für die nächsten neunzig Tage zum Schweigen verurteilen, damit die Muslims überall Gelegenheit bekommen, von deiner Äußerung abzurücken."

Ich war wie betäubt.

Aber ich war ein Anhänger Mr. Muhammads. Ich hatte meinen eigenen Mitarbeitern schon oft gesagt, daß jeder, der über die Disziplin anderer wacht, auch in der Lage sein muß, sich durch andere disziplinieren zu lassen.

Deshalb sagte ich zu Mr. Muhammad: "Sir, ich stimme Ihnen zu und füge mich Ihrer Anordnung hundertprozentig."

Ich flog zurück nach New York und bereitete mich innerlich darauf vor, meinen Mitarbeitern in der Moschee Sieben zu berichten, daß ich des Amtes enthoben, beziehungsweise mir ein "Redeverbot" auferlegt worden war.

Aber zu meinem Erstaunen erfuhr ich bei meiner Ankunft, daß sie bereits bestens informiert waren.

Was mich noch mehr in Erstaunen versetzte: an alle Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehstationen in New York City waren schon Telegramme geschickt worden. Das war die schnellste und gründlichste Propagandaaktion, die ich die Funktionäre in Chicago jemals hatte auf die Beine stellen sehen.

Wo ich mich auch aufhielt, klingelte das Telefon. London, Paris, Associated Press, United Press International, alle Rundfunk- und Fernsehstationen und Zeitungsredaktionen riefen mich an. Ich gab ihnen nur den kurzen Kommentar: "Ich habe die Anordnungen von Mr. Muhammad mißachtet und beuge mich jetzt seinen weisen Beschlüssen. Ja, nach Ablauf der neunzig Tage werde ich wieder öffentlich sprechen."

"Malcolm X Redeverbot erteilt!" Das war Stoff für Schlagzeilen.

Meine größte Sorge war, daß ich nun stumm bleiben müßte, falls innerhalb der nächsten neunzig Tage ein Skandal um die Nation of Islam ausbräche. Dabei war ich doch unter den Muslims derjenige, der die meiste Erfahrung im Umgang mit den Medien hatte; und die würden versuchen, aus einem Skandal in der Organisation ein großes Ding zu machen.

Als nächstes erfuhr ich, daß mein "Redeverbot" sogar noch umfassender war, als ich gedacht hatte. Mir war nicht nur verboten, mit der Presse zu sprechen, ich durfte noch nicht einmal in meiner eigenen Moschee Sieben predigen.

Zusätzlich wurde innerhalb der gesamten Nation of Islam bekanntgemacht, daß ich innerhalb von neunzig Tagen meine bisherige Tätigkeit wiederaufnehmen würde, *"sofern er sich fügt."*

Das machte mich zum ersten Mal mißtrauisch. Schließlich hatte ich mich ja ganz und gar der Anordnung gefügt. Bei den Muslims wurde jedoch absichtlich der Eindruck erweckt, ich hätte rebelliert.

Aber ich hatte nicht umsonst jahrelang als Hustler auf der Straße gelebt. Ich besaß ein gutes Gespür dafür, ob ich reingelegt werden sollte.

Drei Tage später hörte ich zum ersten Mal davon, daß ein Funktionär der Moschee Sieben, einer meiner engsten Mitarbeiter, bestimmten Brüdern erzählte: "Wenn ihr wüßtet, was unserer Prediger getan hat, dann würdet ihr ihn sofort umbringen."

Da war mir mit einem Mal alles klar. Auch für jeden anderen offiziellen Vertreter der Nation of Islam hätte es sofort klar auf der Hand gelegen, daß es nur einen einzigen Mann gab, der solches Gerede über meinen Tod billigen konnte, wenn er nicht sogar der Urheber davon war.

Ich hatte ein Gefühl, als blute mein Kopf aus einer tiefen, inneren Wunde. Mein Gehirn schien wie zerschmettert. Ich suchte Dr. Leona A. Turner auf, meine jahrelange Hausärztin, die in East Elmhurst auf Long Island praktiziert. Ich bat sie, eine Gehirnuntersuchung vorzunehmen.

Als Ergebnis ihrer Untersuchung sagte sie mir, ich stehe unter zu großem Stress - und ich bräuchte dringend Ruhe.

Cassius Clay und ich sind heute nicht mehr befreundet. Aber ich bin ihm immer noch dankbar dafür, daß er mich genau in diesem Moment einlud, mit Betty und den Kindern als seine Gäste nach Miami zu kommen, wo er damals für seinen Kampf gegen Sonny Liston trainierte. Es war sein Geschenk für Betty und mich zu unserem sechsten Hochzeitstag.

Ich hatte Cassius Clay 1962 in Detroit kennengelernt. Er und sein Bruder Rudolph kamen in das Studenten-Imbißlokal neben der Detroiter Moschee, wo Elijah Muhammad auf einer großen Versammlung sprechen sollte. Jeder der anwesenden Muslims war beeindruckt von der Haltung und der augenfälligen Natürlichkeit des auffallend stattlichen Bruderpaares von Preisboxern. Cassius kam auf mich zu, schüttelte meine Hand und stellte sich so vor, wie er es später gegenüber der Weltöffentlichkeit tat: "Ich bin Cassius Clay!" - Er schien wie selbstverständlich davon auszugehen, daß ich wissen müsse, wer er ist. Ich tat also so, als ob ich es wisse, obwohl ich bis zu jenem Moment noch nie etwas von ihm gehört hatte. Wir lebten in zwei gänzlich verschiedenen Welten. Tatsächlich hielten wir Muslims uns auf Anweisung von Mr. Muhammad jeglicher Form von Sport fern.

Während der Rede von Mr. Muhammad waren die beiden Gebrüder Clay praktisch diejenigen, die alle anderen mit ihrem Beifall ansteckten, und durch ihre Offenheit machten sie auf alle Anwesenden einen nachhaltigen Eindruck - schließlich war eine Kundgebung der Muslims nicht gerade der beste Ort auf der Welt, an dem man neue Fans für den Boxkampf gewinnen konnte.

Danach hatte ich ab und zu gehört, daß Cassius in muslimischen Moscheen und Restaurants verschiedener Städte aufgetaucht war. Und wenn er sich gerade in nicht allzu großer Entfernung von dem Ort aufhielt, in dem ich zufällig einen Vortrag hielt, war davon auszugehen, daß er kam, um zuzuhören. Ich mochte ihn. Er hatte einen gewinnenden Charakter, der ihn für mich zu einem der sehr wenigen Menschen werden ließ, die ich zu mir nach Hause einlud. Auch Betty mochte ihn, und unsere Kinder waren verrückt nach ihm. Cassius war einfach ein liebenswerter und freundlicher Bursche, anständig und vernünftig. Mir fiel auf, wie aufmerksam er sogar in kleinen Details war. Ich vermutete, daß er mit seinem clownhaften Auftreten in der Öffentlichkeit einen Plan verfolgte. Er bestätigte meine Vermutung, daß er das alles nur tat, um Sonny Liston in die Irre zu führen und ihn dazu zu provozieren, schlecht trainiert, aber voller Wut und mit übertriebener Siegeszuversicht in den Ring zu steigen, er werde auch diesen Kampf schon in der ersten Runde durch einen seiner berüchtigten K.o.-Schläge entscheiden. Cassius war nicht nur empfänglich für Ratschläge, er suchte sie geradezu. Ich schärfte ihm ein, in erster Linie sei der Erfolg einer im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeit davon abhängig, wie aufmerk-

sam sie die wahren Charaktere und die wirklichen Motive aller Menschen, von denen sie umgeben sei, studiere und erkenne. Ich warnte ihn vor den "Füchsinnen", wie er selber die eroberungslustigen, hübschen jungen Frauen nannte, die hinter ihm her waren. In Wahrheit seien sie gefährlicher als "Füchsinnen", sie seien eher wie ein Rudel Wölfinnen.

Für Betty war der Aufenthalt in Miami ihr erster Urlaub, seitdem wir geheiratet hatten. Und unseren drei Mädchen machte es Spaß, mit dem Schwergewichtsmeister zu spielen und herumzubalgen.

Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn ich während dieser kritischen Zeit in New York geblieben wäre - belagert von den ständig klingelnden Telefonen, von der Presse und von all den anderen Menschen, die sich so begierig daran weideten, ihre Spekulationen aufzustellen, und sich in "Mitleid" ergingen.

Ich befand mich in einem emotionalen Schockzustand. Ich war wie jemand, der zwölf Jahre lang eine wunderbare, harmonische Ehe geführt hatte - und dann eines Morgens jäh damit konfrontiert wurde, daß seine Ehepartnerin ihm beim Frühstück die Scheidungspapiere auf den Tisch knallte.

Mir war, als ob in der *Natur* selber etwas in Unordnung geraten sei, so als ob mir die Sonne oder die Sterne abhanden gekommen wären. Es war etwas derart Unglaubliches für mich, daß ich außerstande war, es zu fassen. Das ist keine Übertreibung. Im Trainingslager von Cassius Clay und im Hampton House Motel, wo ich mit meiner Familie untergekommen war, unterhielt ich mich zwar mit meiner Frau und mit anderen Menschen, aber tatsächlich sprach ich nur Worte vor mich hin, die mir in Wirklichkeit nichts bedeuteten. Egal worüber ich auch sprach in diesen Tagen, nur ein ganz geringer Teil meines Verstandes war daran beteiligt. Mein Kopf war angefüllt mit tausenderlei Eindrücken aus den vergangenen zwölf Jahren, mit vergangenen Ereignissen, die in einer Parade an meinem geistigen Auge vorüberzogen. Es waren Situationen in den Moscheen, mit Mr. Muhammad, mit Mr. Muhammads Familie, mit Muslims, einzeln oder in unseren Versammlungen, in denen sie mir zuhörten, oder in unseren persönlichen Zusammenkünften, Situationen mit Weißen als meinem Publikum und als Vertreter der Presse.

Wenn ich mich bewegte und redete, funktionierte ich wie ein Automat. Im Trainingslager von Cassius Clay versicherte ich den anwesenden Sportjournalisten ununterbrochen, daß ich innerhalb von neunzig Tagen meinen alten Platz in der Nation of Islam wieder einnehmen würde, aber allmählich glaubte ich selber nicht mehr daran. Ich war noch außerstande, mich mit der längst auch in meinem Bewußtsein vollzogenen Erkenntnis auseinanderzusetzen, daß die Nation of Islam und ich bereits getrennte Wege gingen. Vielleicht kann ich so besser erklären, was ich damit meine: Mit der Unterschrift eines Richters auf einem Stück Papier kann einem Paar seine physische Scheidung bestätigt werden - aber wenn dieses Paar eine sehr innige Ehe geführt hat, kann für einen

von ihnen oder vielleicht sogar für beide die *seelische* Trennung voneinander tatsächlich noch Jahre dauern.

Was aber nun meine physische Trennung betraf, konnte ich mich nicht der in Chicago ausgeheckten durchsichtigen Strategie und dem Komplott entziehen, womit man mich aus der Nation of Islam entfernen wollte...vielleicht ja sogar ganz aus dieser Welt. Und ich glaubte, daß ich die Anatomie des Komplotts sehr gut durchschaute.

Jedem Muslim mußte klar sein, daß meine Äußerung "the chickens coming home to roost" nur als Vorwand dazu dienen sollte, den Plan für meinen Ausschluß in die Tat umzusetzen. Und der erste Schritt dazu war bereits vollzogen: Unter den Muslims war der Eindruck erweckt worden, ich hätte gegen Mr. Muhammad rebelliert. Ich konnte den zweiten Schritt jetzt schon voraussehen. Ich würde unbegrenzt "suspendiert" (und später "isoliert") bleiben. Der dritte Schritt würde darin bestehen, entweder einen Muslim, der nicht die volle Wahrheit kannte, dazu zu bringen, mich aus "religiöser Pflichterfüllung" umzubringen, oder mich weiterhin zu "isolieren", so daß ich allmählich aus der Öffentlichkeit verschwinden würde.

Die einzige Person, die über alles informiert war, war meine Frau. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß ich einmal auf die Stärke einer Frau so angewiesen sein würde, wie ich jetzt auf Betty angewiesen war. Es gab darüber keine Diskussionen zwischen uns. Betty, diese Seele von einer Frau, brachte mir viel Verständnis entgegen, und wenn sie auch keine Kommentare abgab, so fühlte ich mich doch von ihrem Trost und ihrer Ermutigung umgeben. Ich konnte davon ausgehen, daß sie eine ebenso gläubige Dienerin Allahs war wie ich, und ich war mir sicher, sie würde mir zur Seite stehen, was immer auch geschehen mochte.

Die Todesdrohung machte mir keine Angst, denn schließlich war ich in jeder Sekunde der letzten zwölf Jahre bereit gewesen, mein Leben für Mr. Muhammad hinzugeben. Viel schlimmer als der Tod war für mich der Verrat. Der Tod war etwas, das ich fassen konnte; der Verrat mir gegenüber war für mich unfaßbar - gerade wegen der Treue, die ich der Nation of Islam und Mr. Muhammad erwiesen hatte. Wenn Mr. Muhammad während der vergangenen zwölf Jahre irgendein Verbrechen begangen hätte, das man mit der Todesstrafe ahnden würde, dann hätte ich zu seiner Rettung behauptet und zu beweisen versucht, daß ich der Täter war, und wäre für Mr. Muhammad auf den elektrischen Stuhl gegangen, um ihm einen letzten Dienst zu erweisen.

Als Gast von Cassius Clay dort in Miami versuchte ich verzweifelt, meinen Kopf von diesen Sorgen freizubekommen und mich auf die Probleme der Nation of Islam zu konzentrieren. Ich versuchte immer noch mir einzureden, daß Mr. Muhammad in der Erfüllung einer Prophezeiung gehandelt hatte. Ich hatte ja

tatsächlich daran geglaubt, daß Mr. Muhammad, wenn er nicht Gott selber war, dann aber zweifellos gleich nach Gott käme.

Was letztlich dazu führte, mein Vertrauen endgültig zu zerstören, war die Tatsache, an der ich nicht vorbeisehen konnte, so sehr ich mich auch bemühte, daß nämlich Mr. Muhammad seinen Anhängern gegenüber nicht etwa zu seinen Taten stand, sondern stattdessen bereit gewesen war, sie zu verleugnen und zu vertuschen. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Muslims sein Tun verstanden oder zumindest akzeptiert hätten, sei es als menschliche Schwäche oder als Erfüllung der Prophezeiung.

Sein Leugnen war der schwerste Schlag für mich. Dadurch wurde mir erstmals klar, daß ich mehr an Mr. Muhammad geglaubt hatte als er je an sich selber.

Und auf diese Weise wurde ich schließlich befähigt, nach zwölf Jahren, in denen ich niemals mehr als fünf Minuten über mich selbst nachgedacht hatte, die Energie und die Kraft aufzubringen, endlich den Tatsachen ins Auge zu sehen und mir meine eigenen Gedanken zu machen.

Ich verließ Florida vorübergehend, um Betty und die Kinder zurück zu unserem Haus nach Long Island zu bringen. Hier erfuhr ich, daß die Funktionäre der Muslims in Chicago jetzt auch noch zusätzlich wegen der Presseberichte über meinen Aufenthalt im Trainingscamp von Cassius Clay ungehalten waren. Sie waren der Meinung, Cassius habe nicht die geringste Chance zu einem Sieg. Sie glaubten, die Organisation würde durch meine Verknüpfung des Muslim-Images mit Clays Kampf Schaden nehmen. (Ich weiß nicht, ob der Champion sich heute noch daran erinnert, daß fast alle Zeitungen der USA im Trainingslager vertreten waren - nur *Muhammad Speaks* nicht. Obwohl Cassius ein Muslim-Bruder war, fand die Zeitung der Muslims seinen Kampf nicht einer Zeile wert.)

Ich flog mit dem Gefühl nach Miami zurück, ich sei von Allah dazu berufen, Cassius dabei zu helfen, durch einen Sieg des Geistes über die bloße Muskelkraft vor der Welt die Überlegenheit des Islam zu beweisen. Ich brauche wohl niemandem in Erinnerung zu rufen, wie die Leute sich überall über die Aussichten Cassius Clays lustig machten, Liston zu schlagen.

Ich brachte aus New York einige Fotos von Floyd Patterson und Sonny Liston mit, auf denen sie in ihren Trainingscamps zusammen mit weißen Priestern als ihren "geistigen Beratern" zu sehen waren. Cassius Clay brauchte man als Muslim nicht zu erzählen, wie sich die weiße Christenheit gegenüber den Schwarzen in Amerika verhalten hatte. "In diesem Kampf geht es um die *Wahrheit*", sagte ich zu Cassius, "zum ersten Mal kämpfen Kreuz und Halbmond in einem Boxring. Es ist ein moderner Kreuzzug - ein Christ und ein Muslim stehen sich gegenüber, und das Fernsehen überträgt den Kampf über Telstar, damit die ganze Welt sehen kann, was passiert." Ich fragte Cassius:

"Glaubst du denn, Allah hätte dies alles veranlaßt, wenn er nicht wollte, daß du den Ring als Champion verläßt?" (Vielleicht erinnern sich manche noch daran, daß Cassius beim Einwiegen sowas rief wie: "Mir ist prophezeit worden, daß ich siegen werde! Ich kann nicht geschlagen werden!")

Sonny Listons Trainer und Berater ließen ihn mehr Energien darauf verwenden, sich zu "integrieren", als darauf, für den Kampf gegen Cassius zu trainieren. Liston hatte es schließlich geschafft, ein sehr schönes, großes Haus in einer reichen, rein weißen Gegend anzumieten. Einer seiner Nachbarn war zum Beispiel Dan Topping, dem der Baseball Club New York Yankees gehört. An den frühen Abenden, wenn Cassius und ich manchmal im Schwarzenviertel spazierengingen, blieben die Schwarzen staunend stehen, weil sie es nicht glauben konnten, daß er sich lieber unter ihnen aufhielt als unter Weißen wie die anderen schwarzen Champions. Cassius verblüffte die Schwarzen immer wieder, wenn er zu ihnen sagte: "Ich gehöre zu euch. Es gibt mir Kraft, mit meinem schwarzen Volk zusammenzusein!"

Was Sonny Liston da vor sich hatte, war die Begegnung mit einem der härtesten Gegner, mit denen ein Mensch konfrontiert werden kann - einem gläubigen Verehrer Allahs, der ohne jede Furcht ist.

Von den über achttausend Platzkarten in Miamis großer Convention Hall erhielt ich Platz Nummer Sieben. Sieben ist immer meine Lieblingszahl gewesen. Sie hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Für mich war das eine Botschaft Allahs, die mir bestätigen sollte, daß Cassius Clay gewinnen würde. Cassius und ich machten uns vor dem Kampf mehr Sorgen um das Abschneiden seines Bruders Rudolph, der sich in den Ausscheidungskämpfen seinem ersten Profikampf stellen mußte.

Während Rudolph nach vier Runden gegen "Chip" Johnson, einen Schwarzen aus Florida, siegte, stand Cassius noch im schwarzen Smoking im Hintergrund der Sporthalle und sah seelenruhig zu. Seine Gelassenheit nach dem monatelangen Possenreißen und nach seinem Auftritt beim Einwiegen hätte die Sportjournalisten, die vorhergesagt hatten, Clay werde vernichtend geschlagen werden, aufmerken lassen sollen.

Dann zog Cassius sich zurück, um sich für den Kampf gegen Liston umzuziehen. Verabredungsgemäß riefen wir schweigend in einem gemeinsamen Gebet Allah um seinen Segen an, bevor Cassius und Liston sich im Ring in ihre Ecken begaben. Ich verschränkte meine Arme und versuchte, wie der coolste Mensch am Platz zu erscheinen, denn wenn man von einer Fernsehkamera gerade erwischt wird, wie man vor Begeisterung laut schreiend bei einem Boxkampf mitgeht, kann einen das schon wie einen törichten Narren erscheinen lassen.

Abgesehen davon, daß Cassius irgendeine Chemikalie in die Augen geriet, die ihn in der vierten und fünften Runde zeitweilig so gut wie blind machte,

verlief der Kampf nach seinem Plan. Er wich den mächtigen Schlägen seines Gegners aus. In der dritten Runde begann der alternde Liston erwartungsgemäß zu ermüden. Er war in vollkommener Selbstüberschätzung nur auf einen Kampf von maximal zwei Runden trainiert worden. Listons Lage war ausweglos, und er verlor. Das Geheimnis einer der größten Niederlagen in der Geschichte des Boxsports bestand darin, daß Clay seinen Gegner Liston bereits Monate vor diesem Kampf *geistig* besiegt hatte.

Es hat vermutlich noch nie eine so ruhige Party zu Ehren eines neuen Weltmeisters gegeben. Der jungenhafte "*king of the ring*" kam herüber zu mir ins Motel. Er aß Eiskrem, trank Milch und unterhielt sich mit dem Footballstar Jimmie Brown und ein paar anderen Freunden und Reportern. Cassius war müde und machte ein kleines Nickerchen auf meinem Bett. Dann ging er wieder nach Hause.

Am nächsten Morgen frühstückten wir gemeinsam vor der Pressekonferenz, auf der Cassius in aller Gelassenheit die Erklärung abgab, die in den Schlagzeilen der internationalen Presse so wiedergegeben wurde, als habe er gesagt, er sei ein "Black Muslim".

Aber ich muß das richtigstellen. Cassius hat sich nie zu einem Mitglied einer Gemeinschaft von "Black Muslims" erklärt. Es waren die Pressereporter, die ihn nach seiner Erklärung dazu machten; der Wortlaut war folgender: "Ich glaube an die islamische Religion, das heißt, ich glaube, daß es keinen Gott gibt außer Allah, und Muhammad ist Sein Prophet. Das ist dieselbe Religion, zu der sich über siebenhundert Millionen Menschen dunkelhäutiger Völker in ganz Afrika und Asien bekennen."

In all dem Gezeter, das darauf folgte, war nichts lächerlicher als die Ankündigung Floyd Pattersons, er als Katholik werde Cassius Clay herausfordern - um den Titel im Schwergewicht davor zu bewahren, länger von einem Muslim getragen zu werden. Patterson war das traurige Beispiel eines hirngewaschenen schwarzen Christen, der bereit war, für den weißen Mann zu kämpfen - der aber seinerseits gar nichts mit ihm zu tun haben will. Keine drei Wochen später wußten die Zeitungen zu berichteten, daß Patterson in Yonkers, im Bundesstaat New York, sein 140.000 Dollar-Haus mit 20.000 Dollar unter Preis zum Verkauf anbot. In seinem Bestreben um "Integration" hatte er sich in eine Nachbarschaft von Weißen eingekauft, die ihn dort nicht haben wollten und ihm das Leben schwer machten. Von Freundlichkeit keine Spur. Die Kinder der Weißen nannten seine Kinder "Nigger". Ein Nachbar richtete seinen Hund darauf ab, auf Pattersons Grundstück zu scheißen. Ein anderer errichtete einen hohen Zaun, um sich den Anblick der Schwarzen zu ersparen. "Ich hab alles versucht, aber es ging einfach nicht", teilte Patterson der Presse mit.

Der erste direkte Mordbefehl gegen mich kam von einem Vertreter der Moschee Sieben, der früher einer meiner engsten Mitarbeiter gewesen war. Ein weiterer Muslim der New Yorker Moschee, ebenfalls einer meiner früheren Vertrauten, wurde damit beauftragt, den Job zu erledigen. Der Bruder kannte sich mit Sprengstoffen aus und wurde damit beauftragt, mein Auto so zu präparieren, daß es explodieren würde, sobald ich die Zündung betätigte. Aber es kam ganz anders, denn dieser Bruder wußte sehr wohl über meine uneingeschränkte Loyalität gegenüber der Nation of Islam, und statt seinen Auftrag auszuführen, kam er zu mir. Ich dankte ihm dafür, daß er mein Leben geschont hatte, und klärte ihn darüber auf, was sich wirklich in Chicago abspielte. Er war so bestürzt, daß er es kaum glauben wollte.

Dieser Bruder stand in enger Verbindung mit anderen Muslims der Moschee Sieben, die als nächste dazu aufgefordert worden wären, mich zu beseitigen. Er sagte, er würde es selber in die Hand nehmen, diesen anderen Brüdern die Augen zu öffnen, um zu verhindern, daß sie sich zu dieser Sache mißbrauchen ließen.

Das Wissen um den Mordbefehl gegen mich half mir schließlich, mich auch innerlich ganz und gar von der Nation of Islam zu lösen.

Von nun an passierte es mir häufig, daß ich auf der Straße, in Geschäften, in Aufzügen, auf Bürgersteigen und in vorbeifahrenden Autos Gesichter von Muslims sah, die ich kannte, aber jetzt mußte ich immer daran denken, daß jeder von ihnen vielleicht nur auf die Gelegenheit wartete, mich mit einer Kugel niederzustrecken.

Ich zermarterte mir den Kopf. Was sollte ich tun? Mein Leben war untrennbar mit dem Kampf des schwarzen Volkes in den Vereinigten Staaten verbunden. Man sah in mir ganz generell einen "Führer" dieses Kampfes. Jahrelang hatte ich zahlreiche sogenannte "schwarze Führer" wegen ihrer Unzulänglichkeiten angegriffen. Jetzt war auch an mich die Frage gerichtet, was ich anzubieten hatte, das mich wirklich dazu qualifizierte, den Schwarzen zu helfen, ihren Kampf um die Menschenrechte zu gewinnen. Aufgrund meiner Erfahrungen wußte ich, daß man mit einer beinahe mathematischen Genauigkeit die nackten Tatsachen analysieren mußte, wollte man als guter Organisator einer Sache zum Erfolg verhelfen.

Einer meiner Aktivposten war, daß ich internationales Ansehen genoß. Mit keinem Geld dieser Erde hätte man das kaufen können. Wenn ich etwas Berichtenswertes sagte, dann war klar, Menschen würden es lesen oder hören, möglicherweise sogar auf der ganzen Welt. In meiner unmittelbaren Nähe, im Stadtgebiet von New York, wo ich selbstverständlich jegliche Unternehmung starten würde, hatte ich eine große Anhängerschaft unter den nichtmuslimischen Schwarzen. Ihre Zahl hatte sich ständig vergrößert, seitdem ich die Muslims bei dem dramatischen Protestmarsch zu der Polizeiwache angeführt hatte, nachdem unser Bruder Hinton zusammengeschlagen worden war. Hunderte Schwarze

aus Harlem waren unmittelbar Zeugen geworden, und weitere Hunderttausende hatten später von unserem Beispiel dafür gehört, daß wir Schwarzen fast alles erreichen konnten, wenn wir den Weißen nur ohne Furcht entgegentraten. Ganz Harlem konnte verfolgen, wie die Polizei den Muslims von da an mit mehr Respekt begegnete. (Damals sagte der stellvertretende Chefinspektor des 28. Polizeireviers über mich: "Wir dürfen es nicht dulden, daß ein einzelner Mensch soviel Macht hat.")

In den darauffolgenden Jahren hatte ich die verschiedensten Beweise dafür erhalten, daß ein hoher Prozentsatz der Schwarzen in der Stadt New York auf das hörte, was ich sagte. Unter ihnen waren viele, die das öffentlich niemals zugegeben hätten. Es kam beispielsweise immer wieder vor, daß ich auf Straßenversammlungen zehn- oder zwölfmal mehr Menschen anzog als die meisten anderen sogenannten schwarzen "Führer". Ich handelte in dem Bewußtsein, daß in jeder Gesellschaft nur derjenige ein wahrer Führer ist, der sich die Gefolgschaft seiner Anhänger verdient und sich ihrer auch als würdig erweist. Getreue Mitstreiter widmen sich der gemeinsamen Sache aus freiem Willensentschluß und folgen darin ihren eigenen Gefühlen. Ich wußte, daß die große Schwäche der meisten prominenten "Schwarzenführer" die war, daß ihnen jede wirkliche Verbindung mit den Schwarzen bei ihnen fehlte. Wie sollten sie auch diese Verbindung herstellen, wenn sie die meiste Zeit damit verbrachten, sich mit Weißen zu "integrieren"? Die Menschen im Ghetto konnten davon ausgehen, daß ich im Geiste immer bei ihnen blieb, auch wenn ich mich ab und an räumlich entfernen mußte. Ich hatte den Instinkt des Ghettos; zum Beispiel konnte ich spüren, ob die Atmosphäre in einem Ghettopublikum spannungsgeladener war als normal. Außerdem war mir die Sprache des Ghettos vertraut, ich sprach und verstand sie. Dafür gibt es ein Beispiel, das mir jedesmal in den Sinn kam, wenn ich einen dieser schwarzen "Führer" mit den "großen Namen" erklären hörte, er "spreche für die Schwarzen im Ghetto".

Nach einer Straßenversammlung in Harlem unterhielt ich mich mit einem dieser "Führer" aus der City, als wir von einem Harlemer Hustler angesprochen wurden. Soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich ihn vorher noch nie gesehen; er sagte zu mir sinngemäß: "Hey, baby! I dig you holding this all-originals scene at the track...I'm going to lay a vine under the Jew's balls for a dime - got to give you a play...Got the shorts out here trying to scuffle up on some bread...Well, my man, I'll get on, got to peck a little, and cop me some z's..." Sprach's und ging weiter die Seventh Avenue hoch.

Ich hätte mir keine weiteren Gedanken darüber gemacht, wenn dieser "Führer" aus der City dem Hustler nicht so ratlos nachgestarrt hätte, mit einem Gesicht, als hätte er gerade Sanskrit gehört. Auf seine Frage, was der Mann denn eigentlich gesagt habe, erklärte ich es ihm: Der Hustler meinte, er habe gehört,

daß die Muslims im Rockland Palace, der in erster Linie als Tanzsaal genutzt wird, einen Wohltätigkeitsbasar ausschließlich für Schwarze veranstalteten. Er habe vor, einen Anzug für zehn Dollar zu verpfänden, um den Basar besuchen und unterstützen zu können. Er habe sehr wenig Geld, aber er versuche nach Kräften, sich etwas zu beschaffen. Und nun wolle er essen gehen und dann ein bißchen schlafen.

Ich will damit sagen, daß ich als "Führer" in der Lage war, in die Mikrophone von ABC, CBS oder NBC zu sprechen, ich konnte in Harvard oder Tuskegee genauso reden wie mit den sogenannten "Mittelschichts"-Schwarzen und mit den Schwarzen im Ghetto (*über* die all die anderen Führer nur sprachen). Und weil ich einmal selber ein Hustler gewesen war, wußte ich besser als alle Weißen und besser als fast alle schwarzen "Führer", daß der gefährlichste Schwarze in Amerika tatsächlich der Hustler aus dem Ghetto ist.

Warum ich das sage? Der Hustler aus dem Dschungel des Ghettos hat weniger Respekt vor den weißen Machtstrukturen als irgendein anderer Schwarzer in den USA. Ihn schränkt innerlich nichts ein, er hat keine Religion, keinen Begriff von Moral, keine soziale Verantwortung, noch nicht mal Angst - nichts! Er beutet andere aus, um zu überleben, und nutzt dabei jede menschliche Schwäche aus. Der Hustler ist ewig frustriert, unruhig und gierig auf "Action". Egal was er anstellt, er schmeißt sich mit ganzer Seele hinein.

Noch gefährlicher wird der Hustler dadurch, daß er unter den jugendlichen Schulaussteigern im Ghetto idealisiert wird. Diese Jugendlichen erleben, daß ihre Eltern sich für ihr Fortkommen abstrampeln, ohne etwas zu erreichen, oder daß ihre Eltern aufgegeben haben, in der vorurteilsbeladenen, intoleranten Welt des weißen Mannes zu kämpfen. Die Ghettojugendlichen nehmen sich lieber die Hustler zum Vorbild, die scharf angezogen herumlaufen und mit Geld nur so um sich werfen und die vor nichts und niemandem Respekt haben. Nach und nach wird so die Ghettojugend durch die Hustler in eine Welt aus Drogen, Diebstahl, Prostitution und der Allgegenwart von Verbrechen und Unmoral hineingezogen.

Ich war erschrocken, als ich zum ersten Mal erlebte, wie groß die Gewaltbereitschaft der Ghettojugendlichen ist. An einem schwülen Sommernachmittag besuchte ich eine Straßenkundgebung in Harlem, zu der sich auch viele Jugendliche eingefunden hatten. Ich war von "verantwortungsbewußten" schwarzen Führern eingeladen worden, die normalerweise kein Wort mit mir redeten. Mir wurde bald klar, daß sie meinen Namen nur benutzt hatten, um eine größere Zuhörermenge anzulocken. Je mehr ich auf dem Weg dorthin darüber nachdachte, desto wütender wurde ich, und als die Reihe dann an mir war, ging ich auf die Rednertribüne und sagte der Menge auf der Straße einfach, daß ich als Redner gar nicht wirklich erwünscht sei und man nur meinen Namen benutzt habe - und verließ das Rednerpult wieder.

Danach habe ich mich auch gefragt, was ich eigentlich damit erreichen wollte. Jedenfalls wurden die jungen Schwarzen ganz aufgeregt, fingen in der Menge an zu schieben und zu drängen und schrien laut herum, was wiederum die älteren Schwarzen in der Menge aus der Fassung brachte. Eheman sich's versah, war der Verkehr auf der Straße in alle vier Richtungen von einer Menschenmenge blockiert, deren Emotionen derart anstiegen, daß ich mich alarmiert fühlte. Ich stieg auf das Dach eines Autos und forderte sie heftig gestikulierend auf, sich zu beruhigen. Zum Glück folgten sie meiner Aufforderung sofort und kamen auch meiner Bitte nach, die Blockade aufzulösen.

Seitdem heißt es über mich, ich sei der einzige Schwarze in den USA, der "einen Rassenkrawall stoppen - oder einen in Gang bringen" könne. Ich weiß nicht, ob das wirklich so stimmt, aber eins weiß ich genau: Die geschilderte Erfahrung hatte mich in wenigen Minuten gelehrt, mehr Respekt vor der menschlichen Explosivkraft zu entwickeln, die sich in den Hustlern und ihren jungen Bewunderern angesammelt hat. In ihnen schlummert ein großes Gewaltpotential, weil der weiße Mann in den Nordstaaten, der nichts mit ihnen zu tun haben will, sie in seit gut hundert Jahren dazu verdammt hat, in Ghettos zu leben.

Der "lange heiße Sommer" 1964 hat in Harlem, Rochester und anderen Städten eine Vorstellung davon vermittelt, was passieren könnte. Und bisher ist das alles erstmal nicht mehr als ein Vorgeschmack, denn diese Aufstände blieben noch auf die Viertel der Schwarzen beschränkt. Dort in den Ghettos, wo die Unzufriedenheit schwelt und sich Verbitterung ausbreitet, genügt ein Funke, der durch irgendeinen Zwischenfall ausgelöst wird, um alles in Brand zu setzen und eine Explosion auszulösen, durch die die Gewalt auch in die Viertel der Weißen schwappen wird! In New York würden wutentbrannte Schwarze dann von Harlem aus durch den Central Park und durch die U-Bahnschächte der Madison, Fifth, Lexington und Park Avenues ausschwärmen. Auch in Chicago würden die Schwarzen von der South Side, dem ältesten und scheußlichsten Slum der Stadt, in die City strömen. In Washington, DC würden die Schwarzen ihre vermodernden Quartiere in Richtung Pennsylvania Avenue verlassen. In Detroit hat es bereits eine friedliche Versammlung von *hunderttausend* Schwarzen gegeben - das muß einem doch zu denken geben! Egal welchen Städtenamen man nennt, sozialer Sprengstoff findet sich in Cleveland, Philadelphia, San Francisco, Los Angeles... kein Ort, an dem nicht der Haß der Schwarzen gärt.

Nun bin ich zu einigen Ereignissen und Situationen abgeschweift, die mich gelehrt haben, die in den Ghettos vorhandenen Gefahren genauer zu beachten. Ich habe eigentlich nur versucht klarzumachen, wie ich meine eigene Befähigung zum unabhängigen "Führer" der Schwarzen einschätze.

Am Ende kam ich aber zu dem Schluß, daß mir die Entscheidung eigentlich schon abgenommen worden war. Die Massen des Ghettos sahen in mir bereits

einen ihrer Führer. Ich wußte, daß die Ghettobewohner instinktiv nur demjenigen dieses Vertrauen schenken, der bewiesen hat, daß er sie niemals an den weißen Mann verkaufen würde. Und das hatte ich nicht im entferntesten vor, allein der Gedanke daran wäre mir völlig fremd gewesen.

Ich spürte die Herausforderung, eine Organisation zu planen und aufzubauen, die dazu beitragen könnte, die Schwarzen in Nordamerika von der Krankheit zu kurieren, die sie daran hindert, sich von der Unterdrückung durch die Weißen zu befreien.

Die Schwarzen in Nordamerika sind geistig krank, weil sie wie gutmütige Schafe die Kultur des weißen Mannes akzeptieren. Sie sind seelisch krank, weil sie über Jahrhunderte das Christentum der Weißen bejaht haben. Es lehrte die sogenannten Christen unter den Schwarzen, nicht wahre Brüderlichkeit unter den Menschen zu erwarten, sondern die Grausamkeiten der weißen "Christen" zu ertragen. Durch den Einfluß des Christentums ist das Denken der Schwarzen schwammig und konfus geworden. Man hat ihnen eingetrichtert, auch wenn sie barfuß und hungrig ihr Dasein fristen müßten, fest daran zu glauben, daß es "Schuhe, Milch und Honig und gebratenen Fisch" nicht auf Erden, sondern erst im Himmel geben werde.

Aber auch in ökonomischer Hinsicht sind die Schwarzen krank, und das zeigt sich in einer einfachen Tatsache: Als Konsumenten bekommen sie weniger als ihnen zusteht, während sie als Produzenten weniger geben. An der heutigen Situation der Schwarzen in den USA zeigt sich uns auf perfekte Weise das parasitäre Verhältnis, in dem wir uns befinden. Da sitzt eine kleine schwarze Zecke am Euter der fetten, dreimagigen Kuh - Sinnbild des weißen Amerika - und bildet sich ein, es gehe ihr schon allein deshalb besser und besser. Auf die Realität übertragen heißt das beispielsweise, daß die Schwarzen einerseits jährlich mehr als drei Milliarden Dollar für Autos ausgeben, daß es aber andererseits in den USA kaum ein Schwarzer geschafft hat, sich als Kfz-Vertragshändler niederzulassen. Ein anderes Beispiel: 40 % des teuren importierten Scotch Whisky läuft in den USA durch die Kehlen statushungriger Schwarzer, aber die einzigen Brennereien, die von Schwarzen betrieben werden, sind die illegalen Brennereien in Badezimmern oder irgendwo draußen in den Wäldern. Oder ein letztes Beispiel, das auf eine skandalöse Schande weist: Im Stadtgebiet New Yorks, wo über eine Million Schwarze leben, gibt es keine zwanzig von Schwarzen geführten Geschäfte, die mehr als zehn Angestellte beschäftigen. Solange die Schwarzen nicht den Handel in ihren eigenen Communities selbst betreiben und kontrollieren, können sie dort auch nicht für stabile Verhältnisse sorgen.

Aber am deutlichsten zeigt sich, wie krank die Schwarzen in Nordamerika sind, wenn wir uns ihre Politik ansehen. Sie haben es zugelassen, daß der weiße Mann sie in törichte Blöcke aufspalten konnte, die schwarzen "Demokraten",

schwarzen "Republikaner", schwarzen "Konservativen" oder schwarzen "Liberalen". Dabei könnte ein Wählerblock von zehn Millionen Stimmen von Schwarzen das Gleichgewicht der Macht in der amerikanischen Politik beeinflussen, weil die Stimmenverteilung unter den Weißen sich kaum verändert. Die Wahllokale könnten ein Ort sein, an dem jeder Schwarze würdevoll für die Sache der Schwarzen kämpft, wo er von der Macht und den Mitteln Gebrauch machen könnte, die der Weiße kennt, die er respektiert und fürchtet und mit denen er auch kooperiert. Wenn die Vertreter einer schwarzen Wahlliste dem schlimmsten "Nigger-Hasser" in Washington mitteilen würden: "Wir repräsentieren zehn Millionen Wählerstimmen!" - dann würde dieser "Nigger-Hasser" erschreckt hinter seinem Schreibtisch aufspringen und erwidern: "Oh, hallo, wie *geht's* Ihnen? Kommen Sie doch bitte zu mir *herein*!" Wenn die Schwarzen in Mississippi eine einheitliche Wahlliste aufstellen würden, dann würde Senator Eastland vorgeben, liberaler zu sein als Jacob Javits - oder Eastland würde in seinem Amt nicht überleben. Welchen anderen Grund gibt es wohl dafür, daß rassistische Politiker sich so nachdrücklich dafür einsetzen, die Schwarzen von den Wahlurnen fernzuhalten?

Wenn eine Bevölkerungsgruppe mit einer einheitlichen Wahlliste geschlossen abstimmen und den Ausgang von Wahlen beeinflussen kann, aber darauf *verzichtet*, das zu tun, dann ist diese Gruppe politisch krank. Europäische Einwanderer machten einst Tammany Hall zur einflußreichsten politischen Kraft in der Politik der Vereinigten Staaten. 1880 wurde in New York der erste irische Katholik zum Bürgermeister gewählt, und 1960 hatten die USA ihren ersten irisch-katholischen Präsidenten. Die Schwarzen könnten in den USA sogar einen noch stärkeren Einfluß ausüben, wenn sie nur geschlossen abstimmen würden.

Die US-Politik wird von speziellen Interessengruppen und Lobbies beherrscht. Aber welche Gruppe hat ein dringenderes spezielles Interesse als die Schwarzen, welche Gruppe braucht dringender einen politischen Block, eine Lobby, als die Schwarzen? Eines der größten Gebäude in Washington gehört nicht der Regierung, sondern den Gewerkschaften. Es ist so gelegen, daß man von dort buchstäblich das Weiße Haus beobachten kann, und im Weißen Haus wird keine politische Maßnahme getroffen, in die nicht der Standpunkt der Gewerkschaften einbezogen worden ist. Die großen Ölkonzerne ließen sich ihre Ausbeutungsgenehmigung für die Ölfelder durch ihre Lobby besorgen. Durch den unermüdlichen Einsatz ihrer Lobby bilden die Farmer in den USA heute eine Gruppe mit Sonderinteressen, die die meisten Regierungssubventionen erhält, weil eine Million Farmer nicht als Demokraten oder Republikaner, Liberale oder Konservative wählen, sondern sich geschlossen als Farmer dafür einsetzen.

Mediziner haben die beste Lobby in Washington. Sie vertritt deren Sonderinteressen und kämpft erfolgreich gegen das Medicare Programm, das von Millionen Menschen gewünscht und dringend benötigt wird. Es gibt sogar eine Lobby der Zuckerrübenproduzenten! Eine Weizenlobby! Eine Viehzüchterlobby! Eine Chinalobby! Viele kleine Länder, von denen noch nie jemand etwas gehört hat, haben ihre Lobbies in Washington, die ihre speziellen Interessen vertreten.

Die Regierung hat Ministerien, deren einzige Aufgabe es ist, sich mit den speziellen Interessengruppen zu beschäftigen, die sich Gehör verschaffen und auf sich aufmerksam machen. Das Landwirtschaftsministerium kümmert sich um die Bedürfnisse der Farmer. Es gibt ein Ministerium für Gesundheit, Erziehung und Soziales. Es gibt ein Innenministerium - in dessen Zuständigkeitsbereich auch die Probleme der Indianer fallen. Stellen die Interessen der Farmer, der Mediziner, der Indianer heute das größte Problem in den USA dar? Nein - das größte Problem für die Vereinigten Staaten sind die Schwarzen! Es sollte ein Ministerium von den Ausmaßen des Pentagon in Washington geben, das sich mit jedem Teilaspekt der Probleme der Schwarzen beschäftigt.

Ich spreche von 22 Millionen Schwarzen! Sie haben vierhundert Jahre lang für Amerika geschuftet. In unzähligen Schlachten haben sie seit der Revolution ihr Blut vergossen und ihr Leben geopfert. Sie waren schon lange vor den Pilgervätern und lange vor den Masseneinwanderungen in Amerika - und trotzdem, wohin man auch schaut, sind sie heute immer noch die Untersten der Gesellschaft!

Jeder dieser 22 Millionen Schwarzen sollte morgen einen Dollar geben, um für seine Lobby einen Wolkenkratzer in der Hauptstadt Washington zu errichten. Der Gesetzgeber sollte jeden Morgen einen Bericht darüber erhalten, was die Schwarzen in den USA erwarten, wünschen und brauchen. Die mächtige Stimme der schwarzen Lobby sollte jedesmal, wenn eine wichtige Angelegenheit zur Abstimmung steht, den Abgeordneten und Senatoren ihre Forderungen zu Ohren bringen.

Ökonomische Stärke und politische Macht sind die Eckpfeiler, die für das Funktionieren dieses Landes sorgen. Die Schwarzen verfügen über keine ökonomische Stärke - und es wird einige Zeit dauern, sie aufzubauen. Aber gerade jetzt verfügen die Schwarzen in den USA über genügend politische Macht, ihr Schicksal über Nacht zu verändern.

Ich hatte mir eine große Aufgabe gestellt - die Organisation zu schaffen, die in meinem Kopf schon Gestalt annahm und dazu beitragen würde, die Schwarzen der Vereinigten Staaten dazu zu bewegen, sich für die Erlangung ihrer Menschenrechte einzusetzen und ihre geistigen, seelischen, ökonomischen und politischen Leiden zu heilen. Aber wenn man sich vornimmt, etwas Sinnvolles zu schaffen, dann muß man mit einem sinnvollen Plan beginnen.

Nach meiner Vorstellung würde sich die Organisation, die ich aufzubauen hoffte, von der Nation of Islam im wesentlichen darin unterscheiden, daß sie Schwarze aller Glaubensrichtungen umfassen und das in die Praxis umsetzen würde, wofür die Nation of Islam nur mit Worten eingetreten war.

Es waren besonders in den Städten an der Ostküste Gerüchte darüber im Umlauf, was ich wohl tun würde. Nun, als erstes mußte ich weitere Köpfe und Hände für diese Sache gewinnen. Es verging kein Tag, an dem nicht erneut militante und aktionswillige Brüder aus der Moschee Sieben ihren Bruch mit der Nation of Islam vollzogen, um sich mir anzuschließen. Und täglich erfuhr ich auf diese oder jene Weise von weiterer Unterstützung durch andere Schwarze, die keine Muslims waren und unter denen eine erstaunlich hohe Anzahl von Mitgliedern der schwarzen Bourgeoisie der "Mittel-" und "Oberschicht" waren, die sich nicht länger am Wettkampf um Statussymbole beteiligen wollten. Der Ruf wurde lauter, endlich zu handeln: "Wann wird ein Treffen einberufen, um die Organisation zu gründen?"

Für das erste Treffen mietete ich den Carver Ballroom des Hotel Theresa, das sich an der Ecke 125. Straße und Seventh Avenue befindet, die man als einen der heißen Brennpunkte Harlems bezeichnen könnte.

Die *Amsterdam News* berichtete über das geplante Treffen, und viele Leser nahmen an, daß wir unsere im Aufbau befindliche Moschee im Theresa etablieren wollten. Aus dem ganzen Land kamen Telegramme, Briefe und Telefonanrufe für mich an. Ihr allgemeiner Tenor war, daß dies ein Schritt war, auf den die Menschen gewartet hätten. Leute, von denen ich noch nie etwas gehört hatte, brachten mir gegenüber auf bewegende Weise ihr Vertrauen zum Ausdruck. Unter ihnen viele, die sagten, die strengen moralischen Einschränkungen der Nation of Islam hätten sie abgestoßen - aber nun wollten sie sich mir anschließen.

Ein Arzt, der ein kleines Krankenhaus führte, teilte mir in einem Ferngespräch seinen Beitritt mit. Viele andere schickten schon Spendengelder, als wir unsere Politik noch gar nicht öffentlich erklärt hatten. Viele Muslims aus anderen Städten teilten mir mit, sie würden sich mir anschließen, und unterstrichen dabei alle ihre fast einhellige Meinung: "...Die Nation of Islam ist zu passiv...sie entwickelt sich zu langsam."

Auch eine erstaunliche Zahl von Weißen meldete sich und bot Spenden an oder fragte, ob *sie* Mitglied werden könnten. Die Antwort war klar, sie konnten sich uns nicht anschließen, nur Schwarze konnten bei uns Mitglied werden - aber wenn ihr Gewissen es ihnen befahl, dann konnten sie finanziell dazu beitragen, unseren konstruktiven Ansatz für die Lösung der Rassenprobleme der USA zu unterstützen.

Es kamen auch Anfragen, ob ich Vorträge halten würde, an einem Tag waren es einmal allein zweiundzwanzig. Es überraschte mich, daß eine ungewöhnlich

hohe Zahl der Anfragen von Gruppen kam, die von weißen Predigern geleitet wurden.

Ich berief eine Pressekonferenz ein. Viele Mikrophone waren auf mich gerichtet, ein Blitzlichtgewitter brach über mich herein. Die Reporter, Männer wie Frauen, Weiße und Schwarze, die im Auftrag von Medien gekommen waren, die mit ihren Meldungen die ganze Welt erreichten, saßen vor mir mit ihren gezückten Kugelschreibern und aufgeschlagenen Notizblöcken und sahen mich erwartungsvoll an.

Meine Erklärung lautete: "Ich werde in New York eine neue Moschee aufbauen und leiten, die den Namen *Muslim Mosque, Inc.* tragen wird. Sie wird unsere religiöse Basis sein und uns die notwendige Kraft verleihen, unser Volk von den Verirrungen zu befreien, die das moralische Rückgrat unserer Community zerstören.

Die Muslim Mosque, Inc. wird ihr Hauptquartier vorübergehend im Hotel Theresa einrichten. Sie wird die Arbeitsgrundlage für ein Aktionsprogramm schaffen, das dazu gedacht ist, die politische Unterdrückung, ökonomische Ausbeutung und die gesellschaftliche Erniedrigung zu beseitigen, die täglich von zweiundzwanzig Millionen Afro-Amerikanern erlitten wird."

Danach fingen die Reporter an, mich mit Fragen zu bombardieren.

Es war überhaupt nicht so einfach, wie es sich vielleicht anhört. Ich mußte mir nun ständig der Gefahr bewußt sein, daß eine größere Zahl meiner früheren Brüder zu Helden der Nation of Islam werden würden, indem sie mich ermordeten. Ich kannte die Denkweise der Anhänger Elijah Muhammads sehr gut, weil ich vielen von ihnen beigebracht hatte, so zu denken. Mir war klar, daß niemand so schnell einen Mord begehen konnte wie ein Muslim, der davon überzeugt war, er erfülle damit den Willen Allahs.

Meine Vorhaben bedurften einer weiteren wichtigen Vorbereitung, die ich für unerläßlich hielt. Als Diener Allahs hatte ich darüber schon seit geraumer Zeit nachgedacht. Aber dazu brauchte ich Geld, das ich nicht hatte.

Ich flog deshalb nach Boston und wandte mich erneut hilfesuchend an meine Schwester Ella. Obwohl ich Ella früher zeitweise verärgert hatte, war sie trotzdem niemals von meiner Seite gewichen, seitdem ich als jugendlicher Kleinstädter aus Michigan zu ihr gekommen war.

"Ella", sagte ich zu ihr, "ich möchte meine Pilgerfahrt nach Mekka machen."

"Wieviel brauchst du?"

17 Mekka

Die Pilgerfahrt nach Mekka, auch Hadsch genannt, ist eine religiöse Pflicht, die alle orthodoxen Muslime nach Möglichkeit mindestens einmal in ihrem Leben erfüllen sollten.

Der Heilige Koran sagt: "Die Pilgerfahrt zur Kaaba ist eine Pflicht, die alle Menschen Gott schuldig sind; diejenigen, die dazu in der Lage sind, sollten die Reise machen."

Allah sagte: "Und verkündige die Pilgerfahrt unter den Menschen; von ferne her werden sie kommen, zu Fuß und auf hageren Kamelen."

Es war vorgekommen, daß während der informellen Gespräche, die sich gewöhnlich an meine Vorträge in einem College oder einer Universität anschlossen, vielleicht ein gutes Dutzend Menschen meist weißer Hautfarbe auf mich zukam und sich als arabische, nahöstliche oder nordafrikanische Muslime vorstellte, die gerade die Vereinigten Staaten besuchten, dort studierten oder lebten. Sie erzählten mir dann beispielsweise, trotz meiner pauschalen Anklage gegen die Weißen hätten sie das Gefühl, daß ich mich als wahrer Muslim betrachte, und wenn ich mich erst mit dem, was sie stets den "wahren Islam" nannten, weiter auseinandersetzen würde, dann könnte ich "ihn auch verstehen und annehmen". Als Anhänger von Elijah Muhammad hatten mich solche Äußerungen immer automatisch brüskiert.

Aber insgeheim habe ich mich nach mehreren Erfahrungen dieser Art gefragt, warum man sich davor scheuen sollte, sein Wissen über die Religion zu erweitern, zu der man sich ernsthaft bekennt?

In einem Gespräch mit Wallace Muhammad, Elijah Muhammads Sohn, schnitt ich dieses Thema an. Er stimmte zu, daß ein Muslim sicherlich versuchen sollte, soviel wie möglich über den Islam zu erfahren. Auf Wallace Muhammads Meinung hatte ich stets viel gegeben.

Die orthodoxen Muslime, denen ich in den Vereinigten Staaten begegnet war, hatten mir ausnahmslos und nachdrücklich empfohlen, einen gewissen Dr. Mahmoud Youssef Shawarbi aufzusuchen und mich mit ihm einmal zu unterhalten. Er wurde mir als außergewöhnlich gebildeter Muslim beschrieben, Absolvent der Universität von Kairo, Doktor der Universität von London, Gelehrter des Islam, Berater der Vereinten Nationen und Verfasser vieler Bücher. Er war Professor der Universität von Kairo und von dort beurlaubt, um in New York sein Amt als Direktor der Federation of Islamic Associations (Föderation Islamischer Vereinigungen) in den Vereinigten Staaten und Kanada wahrnehmen zu können. Ich hatte mehrmals dem Drang widerstanden, ihn in seinem Büro der FIA in dem braunen Sandsteingebäude am Riverside Drive 1 aufzusuchen, wenn ich mit dem Auto durch diesen Teil der Stadt gefahren war.

Dann wurden Dr. Shawarbi und ich eines Tages durch einen Pressereporter miteinander bekannt gemacht.

Dr. Shawarbi war sehr warmherzig. Er sagte, er habe die Presseberichte über mich verfolgt. Ich erzählte ihm, mir sei schon durch andere von ihm berichtet worden. Wir plauderten etwa fünfzehn oder zwanzig Minuten miteinander, dann mußten wir schon wieder aufbrechen, weil wir noch Termine hatten. Er machte am Ende noch eine Bemerkung, deren tieferer Sinn mir nie mehr aus dem Kopf ging. Er sagte: "Niemand steht fest im Glauben, solange er nicht seinem Bruder das gleiche wünscht, wie für sich selbst."

Und dann war da noch meine Schwester Ella, deren Verhalten mich sehr in Erstaunen versetzte. Ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß sie eine großartige, *starke*, in Georgia geborene Schwarze ist. Ihr dominierendes Verhalten hatte dazu geführt, daß sie aus der Bostoner Moschee Elf der Nation of Islam ausgeschlossen worden war. Dann wurde sie dort wieder aufgenommen, verließ die Nation of Islam aber schließlich auf eigenen Entschluß. Ella fing an, bei orthodoxen Muslimen in Boston zu studieren, und gründete eine Schule, auf der Arabisch gelehrt wurde! *Sie* konnte es selbst nicht sprechen, stellte aber Lehrer ein, die es konnten. Das war typisch für Ella! Sie betätigte sich als Grundstücksmaklerin, und *sie* hatte Geld für die Pilgerfahrt gespart. Wir saßen in ihrem Wohnzimmer und sprachen darüber fast die ganze Nacht. Sie sagte mir, es sei überhaupt keine Frage, natürlich sei es wichtiger, daß ich fahre. Während des Fluges zurück nach New York dachte ich die ganze Zeit über Ella nach. Eine *starke* Frau. Sie hatte drei Ehemänner geschafft, war aktiver und dynamischer als sie alle drei zusammen. Sie hatte eine bedeutende Rolle in meinem Leben gespielt. Keine andere Frau hat es je fertiggebracht, mir meinen Weg zu weisen; es war immer umgekehrt gewesen. Ich hatte Ella an den Islam herangeführt, und jetzt finanzierte sie meine Reise nach Mekka.

Wer mit Allah ist, dem gibt Er Zeichen, daß Er mit einem ist.

Als ich beim Konsulat Saudi-Arabiens ein Visum für Mekka beantragte, teilte mir der saudische Botschafter mit, daß ein in den Vereinigten Staaten zum Islam übergetretener Muslim sein Visum für die Pilgerfahrt nur nach Unterzeichnung eines Empfehlungsschreibens durch Dr. Mahmoud Shawarbi erhalten könne. Aber das war erst der Anfang der Zeichen, die ich von Allah erhielt. Als ich Dr. Shawarbi anrief, schien er überrascht zu sein. "Ich wollte mich gerade mit Ihnen in Verbindung setzen", sagte er, "kommen Sie auf alle Fälle gleich vorbei."

Als ich in sein Büro kam, übergab mir Dr. Shawarbi das Empfehlungsschreiben, das meine Hadsch nach Mekka befürwortete. Dazu gab er mir ein Buch, es war *The Eternal Message of Muhammad* von Abd ar-Rahman Azzam.

Der Autor habe ihm das Buch gerade geschickt, um es an mich weiterzuleiten, sagte Dr. Shawarbi und erklärte weiter, daß der Verfasser ein in Ägypten geborener saudischer Staatsbürger sei, ein internationaler Politiker und einer

der engsten Berater von Prinz Faisal, dem arabischen Herrscher. "Er hat die Berichte in der Presse über Sie sehr genau verfolgt." Ich konnte es kaum glauben.

Dann gab mir Dr. Shawarbi die Telefonnummer seines Sohnes, Muhammad Shawarbi, der in Kairo studierte, und auch die Nummer vom Sohn des Autors, Omar Azzam, der in Dschidda lebte, "...Ihrem letzten Aufenthalt vor Mekka. Rufen Sie auf alle Fälle beide an."

Ich verließ New York in aller Stille (ich konnte nicht ahnen, welchen Lärm man bei meiner Rückkehr machen würde). Nur wenige Leuten erfuhren davon, daß ich fortging. Ich wollte nicht, daß das Außenministerium oder sonstwer mir in letzter Minute Steine in den Weg legte. Nur meine Frau Betty mit unseren drei Töchtern und einige engere Freunde kamen mit mir zum Kennedy International Airport. Nach dem Start der Lufthansa-Maschine machte ich mich mit meinen beiden Sitznachbarn bekannt. Ein weiteres Zeichen Allahs: Beide waren Muslime, einer flog wie ich nach Kairo, und der andere flog nach Dschidda, wo ich ein paar Tage später ebenfalls eintreffen würde.

Den ganzen Weg nach Frankfurt unterhielt ich mich mit meinen beiden Mitreisenden oder las in dem Buch, das mir Dr. Shawarbi ausgehändigt hatte. Als wir in Frankfurt landeten, verabschiedete sich der Muslim mit dem Reiseziel Dschidda warmherzig von mir und dem anderen Bruder, der mit mir weiter nach Kairo flog. Wir hatten ein paar Stunden Zwischenaufenthalt, bevor unsere Anschlußmaschine nach Kairo starten sollte. Also beschlossen wir, uns Frankfurt anzusehen.

In der Flughafen-Toilette traf ich auf den ersten Amerikaner im Ausland, der mich erkannte. Es war ein weißer Student aus Rhode Island. Zuerst sah er mich eine Weile an, dann kam er zu mir herüber und fragte: "Sind Sie X?" Ich sagte ja und lachte, auf diese Weise hatte mich noch nie jemand angesprochen. "Nein, ich kann's kaum glauben, daß Sie's wirklich sind!" sagte er, immer noch überrascht. "Oh Mann, niemand wird mir glauben, wenn ich das zu Hause erzähle!" Dann erzählte er mir noch kurz, daß er in Frankreich eine Schule besucht.

Mein muslimischer Bruder war von der herzlichen Gastfreundschaft der Menschen in Frankfurt genauso beeindruckt wie ich. Wir stöberten in einigen Läden und Geschäften herum, mehr aus Neugier als in der Absicht, etwas zu kaufen. In jedem Geschäft, in das wir hineingingen, wurden wir mit einem freundlichen "Guten Tag!" begrüßt. Von Menschen, die uns vorher noch nie gesehen hatten, und obwohl es offensichtlich war, daß es sich bei uns um Fremde handelte. Und dieselbe Herzlichkeit widerfuhr uns, wenn wir wieder gingen, auch wenn wir nichts gekauft hatten. Ganz anders in den Vereinigten Staaten: Da geht man in einen Laden, gibt hundert Dollar aus, und man verläßt den Laden genauso fremd, wie man ihn betreten hat. Kunden und Verkäufer sind distanziert

und tun so, als ob man sich gegenseitig eine Gefälligkeit erweisen müsse. Europäer benehmen sich menschlicher oder menschenfreundlicher, was auch immer das richtige Wort dafür ist. Mein Muslim-Bruder, der genug Deutsch sprach, um sich verständlich zu machen, erwähnte, daß wir Muslime seien, und dabei konnte ich etwas feststellen, was ich schon in Amerika erfahren hatte, wenn ich als Muslim und nicht als Schwarzer angesehen wurde. Man wurde als Muslim von den Leuten eher als ein menschliches Wesen akzeptiert, sie sahen einen anders an, redeten anders mit einem, es war einfach alles anders. In einem kleineren Geschäft in Frankfurt beugte sich der Ladenbesitzer über die Theke zu uns herüber und bewegte seine Hand hin und her, wobei er auf die deutschen Passanten zeigte, die vorbeigingen: "Heute so, morgen so...". Mein muslimischer Bruder erklärte mir hinterher, daß er damit wohl gemeint habe, die Deutschen würden es irgendwann wieder zu etwas bringen.

Wieder zurück am Frankfurter Flughafen bestiegen wir eine Maschine der United Arab Airlines in Richtung Kairo. Große Menschenmengen, deutlich erkennbar als Muslime von überallher, die sich offensichtlich auch auf Pilgerfahrt befanden, nahmen sich herzlich in die Arme. Unter diesen Leuten waren alle Hautfarben vertreten, und es herrschte eine Atmosphäre von Wärme und Freundlichkeit. Der Eindruck, daß hier die Hautfarbe wirklich keine Rolle spielte, war überwältigend. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich gerade aus einem Gefängnis in die Freiheit entkommen.

Ich hatte meinem muslimischen Bruder und Freund erzählt, daß ich mich vor meiner Weiterreise nach Dschidda ein paar Tage als Tourist in Kairo aufhalten wolle. Er gab mir daraufhin seine Telefonnummer und bat mich, ihn unbedingt anzurufen, weil er mich mit einer Gruppe seiner Freunde zusammenbringen wolle, die Englisch sprachen. Sie waren auch im Begriff, ihre Pilgerfahrt anzutreten, und würden sich bestimmt glücklich schätzen, mich in ihre Obhut zu nehmen.

Ich verbrachte also zwei angenehme Tage damit, mir Kairo anzusehen. Ich war beeindruckt von den modernen Schulen, von der Entwicklung des Wohnungsbaus für die Massen, von den Autobahnen und dem Stand der Industrialisierung. Ich hatte bereits davon gehört, daß die Regierung unter Präsident Nasser die Industrialisierung im Vergleich zum übrigen afrikanischen Kontinent auf einen Höchststand gebracht hatte. Ich glaube, am meisten war ich davon überrascht, daß in Kairo Autos und sogar Autobusse produziert wurden.

Der Besuch bei Muhammad Shawarbi, dem Sohn Dr. Shawarbis, gefiel mir sehr gut. Er war neunzehn Jahre alt und studierte an der Universität von Kairo Volkswirtschaft und Politische Wissenschaften. Er erzählte mir, der Traum seines Vaters sei, in den Vereinigten Staaten eine islamische Universität aufzubauen.

Viele freundliche Menschen, die ich traf, waren erstaunt, als sie erfuhren, daß ich ein Muslim war - aus Amerika! Unter ihnen waren auch ein ägyptischer Wissenschaftler und seine Frau, die sich beide auf dem Weg nach Mekka befanden. Sie bestanden darauf, daß ich mit ihnen in einem Restaurant in Heliopolis, einem Vorort von Kairo, essen ging. Ich lernte sie als ein außerordentlich gut informiertes und intelligentes Paar kennen. Der Wissenschaftler erklärte mir, Ägyptens wachsende Industrialisierung sei einer der Gründe, warum die Westmächte so anti-ägyptisch seien. Ägypten zeige anderen afrikanischen Ländern, was sie tun sollten. Seine Frau fragte mich: "Warum müssen Menschen auf dieser Welt verhungern, wenn Amerika so viele überschüssige Nahrungsmittel hat? Was tun sie damit, werfen sie sie in den Ozean?" Ich antwortete ihr: "Ja, zum Teil, aber einiges davon stecken sie in die Laderäume von speziell für diese Überschüsse vorgesehenen Frachtschiffen und in subventionierte Speicher und Kühlräume. Dort lassen sie es von einer kleinen Armee von Aufpassern bewachen, bis es ungenießbar ist. Dann kommt ein anderes Heer von Entsorgungsleuten und schmeißt es raus, um Platz zu machen für die nächste Überschußpartie." Sie schaute mich sehr ungläubig an. Vermutlich dachte sie, ich würde sie aufziehen. Aber die amerikanischen Steuerzahler wissen, daß es die Wahrheit ist. Ich unterließ es, ihr zu erzählen, daß es auch in den Vereinigten Staaten hungernde Menschen gibt.

Ich rief wunschgemäß meinen muslimischen Freund an und erfuhr, daß die aus seinen Freunden bestehende Pilgergruppe mich erwartete. Mich eingeschlossen waren wir acht; unter ihnen ein Richter und ein Beamter des Erziehungsministeriums. Sie sprachen ausgezeichnet Englisch und nahmen mich wie einen Bruder auf. Wohin ich mich auch wandte, immer traf ich auf Menschen, die bereit waren, mir zu helfen und mich sicher zu geleiten. Auch das betrachtete ich als ein Zeichen Allahs.

Das arabische Wort "Hadsch" bedeutet, sich in Bewegung setzen, um ein bestimmtes Ziel anzustreben. Im islamischen Recht bedeutet es, zur Kaaba in der Großen Moschee aufzubrechen und die Riten der Pilgerfahrt auszuführen. Auf dem Flughafen von Kairo versammelten sich zahlreiche Hadsch-Gruppen und wurden dort zu *Muhrim*, Pilgern, die von diesem Zeitpunkt an in den Zustand des *Ihram* eintraten, die Einsegung in den Zustand geistiger und körperlicher Hingabe. Man riet mir, mein ganzes Gepäck samt drei Fotoapparaten und einer Filmkamera in Kairo zurückzulassen. Ich hatte mir stattdessen in Kairo eine kleine Reisetasche gekauft, gerade groß genug, um einen Anzug, ein Hemd, ein paar Garnituren Unterwäsche und ein Paar Schuhe nach Saudi-Arabien mitzunehmen. Als ich mit unserer Hadsch-Gruppe zum Flughafen fuhr, wurde ich leicht nervös, denn mir war klar, daß ich von nun an genau darauf achten mußte, wie die anderen sich verhielten, um es ihnen gleichzutun.

Der Übergang in den Zustand des Ihram wird äußerlich durch das Ablegen der Kleider und das Anlegen zweier weißer Tücher dokumentiert. Eines, das *Izar*, wird um die Lenden gewickelt. Das zweite, das *Rida*,
und die Schultern geworfen, wobei die rechte Schulter und der Arm unbedeckt bleiben. Die Füße werden mit einfachen Sandalen, *na'l* genannt, bekleidet, die die Knöchel freilassen. Über dem Lendentuch wird ein Geldgürtel getragen und eine Tasche mit einem langen Riemen, etwa so groß wie eine Damenhandtasche, dient dazu, den Paß und andere wertvolle Papiere bei sich zu tragen. Dazu gehörte bei mir zum Beispiel das Empfehlungsschreiben, das ich von Dr. Shawarbi bekommen hatte.

Ausnahmslos jeder unter den Tausenden auf dem Flughafen, die dabei waren, nach Dschidda aufzubrechen, war so gekleidet. Man konnte ein König sein oder ein Bauer, und niemand würde es wissen. Einige bedeutende Persönlichkeiten, auf die ich diskret hingewiesen wurde, trugen dieselben Tücher wie ich. Nachdem wir so gekleidet waren, begannen wir alle abwechselnd laut *"Labbayka! Labbayka!"* (Ich komme, o Herr!) zu rufen. Der Flughafen hallte wider von den Rufen der *Muhrim*, die damit ihre Absicht zum Ausdruck brachten, ihre Pilgerfahrt anzutreten.

Obwohl in Minutenabständen Flugzeuge voll mit Pilgern starteten, standen noch viele dichtgedrängt in der Flughafenhalle, begleitet von ihren Freunden und Verwandten, die sich von ihnen verabschieden wollten. Diejenigen, die nicht mitfliegen konnten, baten andere, für sie in Mekka zu beten. Wir waren mit unserem Flugzeug bereits in der Luft, als ich zum ersten Mal erfuhr, daß wegen des großen Ansturms eigentlich für mich kein Platz mehr frei gewesen war, aber hinter den Kulissen war dafür gesorgt worden, daß jemand seinen Platz für mich hergeben mußte. Man wollte den Muslim aus den Vereinigten Staaten nicht enttäuschen. Es betrübte mich, daß jemand meinetwegen von der Passagierliste gestrichen worden war und Unannehmlichkeiten bekommen hatte. Gleichzeitig empfand ich aber äußerste Demut und Dankbarkeit, daß mir derartiger Respekt entgegengebracht wurde.

Das Flugzeug war randvoll mit Menschen jeder Hautfarbe - weiße, schwarze, braune, rote und gelbe, manche mit blauen Augen und blonden Haaren und mittendrin ich mit meinem krausen roten Haar -, und wir alle zusammen waren Brüder im Glauben an Allah und einander in gegenseitiger Achtung verbunden!

Einer aus unserer Gruppe hatte die Nachricht in Umlauf gebracht, daß ich ein Muslim aus Amerika sei. Von Sitz zu Sitz ging die Information in der Maschine herum, viele drehten sich nach mir um und grüßten mich mit einem Lächeln. Das Bordessen wurde serviert, und während wir noch beim Essen waren, hatte die Nachricht über den Muslim aus Amerika schließlich auch das Cockpit erreicht.

Der Flugkapitän kam persönlich nach hinten, um sich mit mir bekanntzumachen. Er war ein Ägypter, seine Hautfarbe war sehr viel dunkler als meine. Er hätte gut in Harlem herumlaufen können, ohne daß sich jemand nach ihm umgesehen hätte. Er war begeistert, einen amerikanischen Muslim kennenzulernen, und bot mir an, mit ihm nach vorn zu gehen und mir das Cockpit anzusehen. Diese Chance ließ ich mir natürlich nicht entgehen.

Der Kopilot hatte noch dunklere Haut als der Kapitän. Ich fühle mich außerstande, die Gefühle zu beschreiben, die diese Begegnung in mir auslöste. Ich hatte noch nie einen schwarzen Mann einen Jet fliegen sehen. Und dann das Armaturenbrett: Es gehörte bestimmt allerhand dazu, all diese Instrumente zu bedienen. Die beiden Piloten waren sehr freundlich zu mir und behandelten mich genauso höflich und respektvoll, wie ich es schon die ganze Zeit seit meiner Abreise aus Amerika erlebt hatte. Ich schaute aus der Frontscheibe nach draußen in den Himmel vor uns. In den Vereinigten Staaten war ich vermutlich öfter geflogen als die meisten anderen Schwarzen, aber noch nie war ich in ein Cockpit eingeladen worden. Und nun war ich hier in der Maschine, hinten hatte ich zwei muslimische Sitznachbarn, der eine aus Ägypten, der andere aus Saudi-Arabien, wir alle unterwegs nach Mekka, und ich konnte jetzt sogar ein Stück hier vorn im Cockpit mitfliegen. Oh Bruder, ich *wußte*, Allah war mit mir.

Bald kehrte ich zu meinem Sitzplatz zurück. Während des ganzen ungefähr einstündigen Fluges riefen wir Pilger laut *"Labbayka! Labbayka!"* Die Maschine landete in Dschidda, einer Hafenstadt am Roten Meer und Ankunftsort für alle Mekka-Pilger, die per Schiff oder Flugzeug nach Saudi-Arabien kommen. Mekka liegt etwa vierzig Meilen weiter östlich im Landesinneren.

Der Flughafen von Dschidda schien noch überfüllter zu sein als der in Kairo. Auch unsere Gruppe schob sich durch die wimmelnden Menschenmassen, in der jede Rasse dieser Welt vertreten war. Jede Gruppe reihte sich in die lange Schlange ein, die darauf wartete, die Zollabfertigung zu passieren. Schon vorher wurde jeder Pilgergruppe ein *Mutawaf* zugeteilt, der dafür verantwortlich war, diese Gruppe von Dschidda nach Mekka zu geleiten. Manche der Pilger riefen *"Labbayka!"*, andere sangen gemeinsam im Chor ein Gebet, das ich übersetzen werde: "Ich unterwerfe mich niemandem außer Dir, Oh Allah. Ich unterwerfe mich Dir, denn es gibt niemanden neben Dir. Alle Lobpreisungen und Segnungen kommen von Dir, und Dein ist das Königreich, in dem es niemanden gibt neben Dir." Das Wesentliche an diesem Gebet ist die Hervorhebung der Einzigartigkeit Gottes.

Außer den Beamten im Flughafen trugen alle entweder die *Ihram*-Kleidung oder die weißen Käppchen und die weißen talarähnlichen Gewänder und die kleinen Slipper der *Mutawaf* und ihrer Gehilfen, die die Pilgergruppen begleiteten. Im Arabischen wird durch einen vorgestellten *"mmm"*-Laut aus einem Verb ein Substantiv, so bedeutete "*Mu*tawaf" soviel wie "derjenige, der die Pilger auf der *'Tawaf'* führt", dem Rundgang um die Kaaba in Mekka.

Ich war ziemlich nervös und wartete, umringt von meiner Gruppe, in der Schlange auf die Paßkontrolle. Ich hatte ein ungutes Gefühl und dachte angestrengt darüber nach, wie ich mich am besten ausweisen sollte. Ich mußte mir das gut überlegen. Schließlich war ich hier an der Quelle des Islam und war gezwungen, einen amerikanischen Paß vorzuzeigen, der das genaue Gegenteil von dem symbolisiert, wofür der Islam steht.

Der Richter in unserer Gruppe spürte meine Anspannung und klopfte mir auf die Schulter. Wohin ich mich auch wandte, überall spürte ich hautnah Liebe, Demut und wahre Brüderlichkeit. Endlich war unsere Gruppe beim Zoll angelangt, wo die Beamten sich jeden Paß genau ansahen, die Koffer durchsuchten und den Pilgern durch Zunicken bedeuteten weiterzugehen.

Ich war so nervös, daß ich meine Tasche mit Gewalt aufbrach, nachdem sie sich mit dem Schlüssel nicht öffnen ließ. Ich befürchtete, man würde annehmen, daß ich etwas Verbotenes in der Tasche hätte. Dann nahm der Beamte meinen amerikanischen Paß entgegen, behielt ihn in der Hand und fragte mich etwas auf arabisch. Meine Bekannten schalteten sich ein, sprachen in schnellem arabisch, gestikulierten und versuchten zu vermitteln. Der Richter fragte mich auf englisch nach meinem Brief von Dr. Shawarbi und hielt ihn dem Beamten hin. Der überflog ihn, gab ihn aber mit einer ablehnenden Geste zurück - soviel konnte ich jedenfalls verstehen. Offensichtlich entbrannte ein kurzer Streit *über* mich. Ich fühlte mich wie ein dummer Narr, weil ich nur dabeistehen konnte, ohne ein Wort zu sagen. Ich konnte noch nicht einmal verstehen, was gesprochen wurde. Aber schließlich wandte sich der Richter sichtlich betrübt an mich. Er erklärte mir, ich müßte vor der *Mahgama Sharia* erscheinen. Das war das islamische Oberste Gericht, das die Aufgabe hatte, alle nach Mekka pilgernden Konvertiten zu überprüfen, an deren Bekehrung es Zweifel gab. Es war oberstes Gebot, daß kein Ungläubiger Mekka betreten durfte.

Meine Gruppe mußte ihre Reise nach Mekka ohne mich fortsetzen. Sie schienen niedergeschlagen und voller Sorge um mich zu sein. Auch ich war niedergeschlagen, fand aber noch ein paar tröstende Worte: "Macht euch keine Sorgen, ich werde es schaffen. Allah ist mit mir." Sie versprachen, stündlich für mich zu beten. Der *Mutawaf* mahnte sie zur Eile, weil der Zeitplan im Menschengewühl des Flughafens sowieso kaum einzuhalten war. Wir winkten uns noch einmal zum Abschied zu, und ich sah ihnen nach, bis sie in der Menge verschwunden waren.

Es war zu diesem Zeitpunkt etwa drei Uhr morgens, ein Freitagmorgen. Ich war noch nie in einer so großen Menschenmasse gewesen, aber seit meinen Kindertagen hatte ich mich auch nicht mehr so einsam und hilflos gefühlt. Verschlimmernd kam noch hinzu, daß der Freitag in der islamischen Welt dem Sonntag in der christlichen Welt entspricht. Freitags versammeln sich alle Mitglieder der muslimischen Gemeinde zum gemeinsamen Gebet. Das Ereignis

wird *"yaum al-jumu'a"* genannt - "der Tag der Versammlung". Das bedeutete, daß am Freitag keine Gerichtsverhandlungen abgehalten wurden und ich mindestens noch bis Samstag warten mußte.

Einer der Beamten winkte einen jungen Araber heran, den Gehilfen eines *Mutawaf*. In gebrochenem Englisch erklärte mir der Beamte, der Junge bringe mich zu einem Gebäude direkt am Flughafen. Der Zoll behalte meinen Paß ein. Zuerst wollte ich Einwände dagegen erheben, weil es die erste Grundregel eines Reisenden ist, sich niemals von seinem Paß zu trennen, aber ich unterließ es. Eingehüllt in meine Tücher und in Sandalen folgte ich dem jungen Gehilfen mit seinem Käppchen, dem langen weißen Gewand und den Slippers. Wir müssen einen sonderbaren Anblick geboten haben. Die Menschen, die an uns vorbeigingen, sprachen alle erdenklichen Sprachen, aber ich konnte keine davon verstehen. Es ging mir miserabel.

Gleich neben dem Flughafengebäude befand sich eine Moschee und ein riesiges, wohnheimartiges Gebäude mit vier Stockwerken. Es war noch dunkel, die Dämmerung zog herauf. Der Flugverkehr lief schon regelmäßig, und die Landescheinwerfer der Maschinen tauchten die Rollbahnen in gleißendes Licht, und die Positionslampen an den Tragflächen und Hecks blinkten im Himmel. Pilger aus Ghana, Indonesien, Japan und Rußland, um nur einige beispielhaft zu erwähnen, gingen wie ich zu den Schlafsälen oder verließen sie schon wieder. Ich glaube nicht, daß mit Filmkameras jemals ein so farbenprächtiges Spektakel aufgenommen worden ist, wie es sich hier meinen Augen bot. Wir stiegen zu den Schlafsälen im vierten Stock hoch und begegneten dabei Menschen aller Rassen dieser Welt, Chinesen, Indonesier, Afghanen und viele andere mehr. Etliche von ihnen hatten noch nicht das *Ihram*-Gewand angelegt, sondern trugen noch die typische Kleidung ihrer Heimat. Mir schien es, als blättere ich im *National Geographic* Magazin.

Im vierten Stock bedeutete mir mein Führer durch Gesten, in einen Raum einzutreten, in dem sich ungefähr fünfzehn Menschen befanden. Die Mehrheit von ihnen lag zusammengerollt auf mitgebrachten Teppichen und schlief. Es waren Frauen darunter, die auch ihre Köpfe und Füße bedeckt hatten. Nur ein alter russischer Muslim und seine Frau schliefen nicht. Sie starrten mich unverhohlen an. Zwei ägyptische Muslime und ein Perser wachten auf und beobachteten uns, während mein Führer mich in eine Ecke lotste. Durch Gesten gab er mir zu verstehen, daß er mir die genauen Stellungen des Gebetsrituals vorführen wolle. Man stelle sich vor, ich, ein führender muslimischer Prediger in Elijah Muhammads Nation of Islam, kannte das Gebetsritual nicht!

Ich bemühte mich, ihn nachzuahmen, so gut ich konnte. Ich merkte aber, daß es mir nicht richtig gelang. Ich spürte, wie ich die Blicke der anderen Muslime auf mich zog. Wir Westler haben Probleme, mit unseren Fußknöcheln das zu tun, woran sich die Knöchel der Muslime ein Leben lang gewöhnen konnten.

Die Asiaten hocken sich auf den Boden, während Westler aufrecht auf ihren Stühlen sitzen. Ich versuchte es meinem Führer gleichzutun und so tief wie möglich nach unten zu kommen, aber auch in dieser Stellung ragte ich immer noch hoch auf. Nach ungefähr einer Stunde mußte mein Führer gehen und bedeutete mir, daß er später zurückkommen werde.

An Schlaf war nicht zu denken. Unter den Augen der anderen Muslime fuhr ich fort, die Gebetsstellung zu üben. Ich versuchte, nicht daran zu denken, was für eine lächerliche Figur ich für sie abgeben mußte. Nach einer Weile fand ich jedoch einen kleinen Trick heraus, mit dem ich tiefer zum Boden herunterkam. Ich ahnte schon, daß meine Knöchel nach zwei oder drei Tagen anschwellen würden.

Als die anderen Muslime nach Tagesanbruch aufwachten, wurden sie sofort auf mich aufmerksam, und wir beobachteten einander, während sie sich um ihre Angelegenheiten kümmerten. Ich sah nun, welch wichtige Rolle der Teppich im gesamten kulturellen Leben der Muslime spielte. Jeder hatte seinen kleinen Gebetsteppich, Ehepaare oder Gruppen hatten einen entsprechend größeren, gemeinsamen Teppich. Zuerst beteten die Muslime in unserem Aufenthaltsraum auf ihren Teppichen, dann breiteten sie ein Tischtuch darüber aus und nahmen ihre Mahlzeit ein, wodurch sich der Teppich in ein Eßzimmer verwandelte. Nachdem sie Geschirr und Tischtuch entfernt hatten, setzten sie sich auf den Teppich, und so wurde er zum Wohnzimmer. Dann legten sie sich hin und schliefen ein - und der Teppich wurde ihnen zum Schlafzimmer. Als ich das alles gesehen hatte, dämmerte mir zum ersten Mal, warum unser Hehler damals in Boston solch horrende Preise für orientalische Teppiche gezahlt hatte. Es lag daran, daß in den Ländern, in denen Teppiche so vielseitig genutzt werden, bestimmt auch sehr viel ausgeklügelte Sorgfalt auf die Herstellung dieser Teppiche verwendet wird. In Mekka konnte ich später sehen, daß der Teppich noch zu einem anderen Zweck Verwendung fand. Wenn es darum ging, einen Streit zu schlichten, setzte sich eine hochgeachtete Person, die am Streit nicht beteiligt war, auf einen Teppich, versammelte die Kontrahenten um sich und ließ den Teppich zum Gerichtssaal werden. In anderen Fällen diente er auch schon mal als Klassenzimmer.

Einer der anwesenden ägyptischen Muslime beobachtete mich ständig aus den Augenwinkeln heraus. Ich lächelte ihn an. Er erhob sich und kam zu mir herüber. "Hal-lo", sagte er. Es klang wie Lincolns Ansprache in Gettysburg.[1] Ich strahlte ihn an und antwortete ebenfalls freundlich "Hallo!" Seinen Namen wollte ich gern wissen. "Namen? Namen?" Er bemühte sich sehr, aber er verstand nicht. Wir versuchten uns an einigen Worten. Ich glaube, sein englischer Wortschatz bestand aus vielleicht zwanzig Vokabeln - gerade genug, um mich zu frustrieren. Ich wollte ihn gern dazu bringen, wenigstens irgend etwas zu verstehen. Ich zeigte nach oben: "Himmel." Er lächelte. "Himmel", wieder-

holte ich und bedeutete ihm mit Gesten, es mir nachzusprechen, was er auch tat. "Flugzeug ... Teppich ... Fuß ... Sandale ... Augen ...", versuchte ich es weiter. Dann passierte etwas Erstaunliches. Ich war so froh, daß ich etwas Kommunikation mit einem Menschen hatte, daß ich einfach über alles redete, was mir gerade in den Sinn kam. Dabei erwähnte ich auch "Muhammad Ali Clay". Kaum hatte ich den Namen ausgesprochen, bekamen alle Muslime im Raum, die zugehört hatten, leuchtende Augen wie Kinder vor dem Weihnachtsbaum. "Du? Du?", mein Gesprächspartner deutete auf mich. Ich schüttelte den Kopf. "Nein, nein. Muhammad Ali Clay mein Freund - *Freund!*" Sie verstanden mich so halbwegs. Einige von ihnen verstanden mich aber nicht, und auf diese Weise kam das Gerücht in Umlauf, ich sei Cassius Clay, der Weltmeister im Schwergewicht. Viel später erfuhr ich, daß offensichtlich alle in der islamischen Welt, egal ob Mann, Frau oder Kind, davon gehört hatten, wie Sonny Liston (der in der islamischen Welt das Image eines menschenfressenden Ungeheuers hatte) von Cassius Clay auf ähnliche Weise geschlagen worden war, wie Goliath von David; und daß Clay dann der Welt mitgeteilt hatte, daß sein Name Muhammad Ali sei und seine Religion der Islam und daß Allah ihm seinen Sieg geschenkt habe.

Es erwies sich jedenfalls als sehr vorteilhaft, daß es nun zu diesem Kontakt gekommen war. Seitdem klar war, daß es sich bei mir um einen amerikanischen Muslim handelte, starrten die Anwesenden mich nicht mehr bloß an, sondern sie hatten nun den Wunsch, mich in ihre Obhut zu nehmen. Jetzt lächelten sie mich ständig an, rückten näher, musterten mich unverhohlen von oben bis unten. Sie schauten mich zwar prüfend an, aber sehr freundlich. Ich war für sie eine Art Marsmensch.

Der Gehilfe des *Mutawaf* kehrte zurück und bedeutete mir, ihm zu folgen. Von unserem Stockwerk zeigte er hinunter auf die Moschee, und da wußte ich, daß er gekommen war, um mich zum Morgengebet, *El Sobh*, abzuholen, das immer vor Sonnenaufgang gesprochen wurde. Ich folgte ihm vorbei an Tausenden von Pilgern, die in allen Sprachen schwatzten, außer in Englisch. Ich war auf mich selbst wütend, weil ich mir nicht die Zeit genommen hatte, die orthodoxen Gebetsrituale zu lernen, bevor ich die Vereinigten Staaten verlassen

---

1 Am 19. November 1863 hielt Präsident Lincoln eine kurze Ansprache auf dem Schlachtfeld von Gettysburg, Pennsylvania, wo ein neuer Friedhof für die Gefallenen der Julischlacht eingeweiht wurde. Diese Schlacht war blutig und verlustreich für beide Seiten, bedeutete aber den Wendepunkt des Bürgerkrieges zugunsten der Unionsstaaten. Lincolns Rede war unerwartet versöhnlich, er machte keinen Unterschied mehr zwischen den Toten beider Armeen - für ihn gehörten sie dem einen Amerika an, dessen "Größe und Geeintheit" für ihn das Wesentliche war. Malcolm X mag sich auf diese versöhnliche Geste bezogen haben, als er das Zugehen des Ägypters auf ihn, der sich unter den in diesem Raum versammelten Muslimen fremd und unsicher fühlte, als Erleichterung empfand.

hatte. In Elijah Muhammads Nation of Islam hatten wir nicht auf arabisch gebetet. Ungefähr ein Dutzend oder mehr Jahre früher, als ich im Gefängnis gewesen war, hatte mich ein Mitglied der orthodoxen Muslimbewegung in Boston namens Abdul Hameed besucht und mir später Gebete auf arabisch zugeschickt. Zu dieser Zeit hatte ich diese Gebete phonetisch gelernt. Aber seitdem hatte ich sie nicht mehr benutzt.

Ich beschloß, meinen Führer alles zuerst machen zu lassen und ihn dabei zu beobachten. Es war nicht schwer, ihn dazu zu bringen, die Sachen vorzumachen. Das wollte er sowieso. Unmittelbar vor der Moschee gab es ein längliches Becken mit langen Reihen von Wasserhähnen. Den Gebeten gingen immer zuerst die Waschungen voraus, das wußte ich. Obwohl ich den Gehilfen des *Mutawaf* genau beobachtete, bekam ich es nicht so hin wie er. Es ist genau vorgeschrieben, wie sich ein orthodoxer Muslim waschen muß, und der genaue Ablauf ist dabei sehr wichtig.

Ich folgte ihm mit einem Schritt Abstand in die Moschee und achtete wieder genau auf ihn. Er warf sich nieder, sein Kopf berührte den Boden. Ich tat es ihm gleich. *"Bi-smi-llahi-r-Rahmain-r-Rahim..."* ("Im Namen Allahs, des Gütigen, des Barmherzigen"), alle muslimischen Gebete beginnen so. Was danach folgte, murmelte ich vor mich hin. Es war vielleicht nicht der genaue Wortlaut, aber ich sprach mein Gebet.

Ich möchte nicht, daß mich jemand mißversteht - nichts soll hier so klingen, als hätte ich das alles nicht ernst genommen. Mir war wirklich sehr ernst zumute in dieser Situation. Hätte mich jemand beobachtet, dann hätte er sicher nicht bemerkt, daß ich nicht dasselbe sprach wie die anderen.

Nach diesem Morgengebet begleitete mich mein Führer zurück in das vierte Stockwerk. Durch Zeichensprache gab er mir zu verstehen, er würde innerhalb der nächsten drei Stunden zurückkehren, und dann verschwand er.

Unser Stockwerk bot bei Tageslicht einen ausgezeichneten Blick auf das ganze Flughafengelände. Ich stand am Geländer und schaute hinaus. Flugzeuge starteten und landeten ununterbrochen. Tausende und Abertausende von Menschen aus aller Welt erzeugten farbenprächtige Bewegungsmuster. Ich sah Gruppen in Bussen, Lastwagen und Autos nach Mekka aufbrechen. Ich sah einige, die sich aufmachten, die 40 Meilen zu Fuß zurückzulegen. Ich wünschte mir, auch ich könnte mich auf den Weg machen. Vom Gehen verstand ich wenigstens etwas.

Der Gedanke an das, was mir bevorstehen mochte, erfüllte mich mit Angst. Würde ich als Mekka-Pilger abgewiesen werden? Ich fragte mich, woraus die Prüfung bestehen und wann ich vor das islamische Oberste Gericht gerufen würde.

Der persische Muslim aus unserem Raum kam zu mir an die Brüstung. Er grüßte mich zögernd: "Amer... Amerikaner?" Er bedeutete mir, daß ich mit ihm kommen solle, um zusammen mit ihm und seiner Frau auf ihrem Teppich das Frühstück einzunehmen. Mir war klar, daß er mir damit ein ungeheures Angebot machte. Man trifft sich aber eigentlich nicht zum Tee mit der Frau eines Muslim. Ich wollte mich nicht aufdrängen, wußte aber nicht, ob der Perser mich verstand oder nicht, als ich lächelnd meinen Kopf schüttelte, um damit "Nein, danke!" zu sagen. Jedenfalls brachte er mir etwas Tee und Kekse. Bis dahin hatte ich noch nicht einmal an Essen gedacht.

Auch andere machten freundliche Gesten, kamen einfach zu mir, lächelten und nickten mir zu. Mein erster Bekannter, der ein wenig Englisch sprechen konnte, war leider schon fort. Ich wußte nichts davon, aber er hatte überall herumerzählt, im vierten Stock sei ein Muslim aus den USA. Draußen auf dem Gang hatte der Betrieb zugenommen, Muslime im *Ihram*-Gewand oder in der Kleidung ihrer Heimat gingen gemächlich vorbei und lächelten, wenn sie in unseren Raum hineinsahen. Das setzte sich so lange fort, wie ich mich dort aufhielt und zu sehen war. Aber mir war immer noch nicht aufgegangen, daß ich die Attraktion war.

Ich bin immer schon ein ruheloser Mensch gewesen und wollte alles ganz genau wissen. Es machte mich nervös, daß der Gehilfe des *Mutawaf* nicht wie versprochen nach drei Stunden zurückgekehrt war. Ich befürchtete, daß er mich als hoffnungslosen Fall aufgegeben hatte. Außerdem fing ich zu diesem Zeitpunkt an, wirklich hungrig zu werden. Alle Muslime im Raum hatten mir Essen angeboten, aber ich hatte es abgelehnt. Ich muß gestehen, daß ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wußte, ob ich mich mit ihren Eßgewohnheiten anfreunden konnte, weil sie alle mit ihren Fingern aus einem Topf aßen, der vor ihnen auf dem Teppich stand.

Ich hatte schon eine ganze Weile am Geländer unseres Stockwerks gestanden und in den Hof hinuntergeschaut, als ich schließlich den Entschluß faßte, auf eigene Faust auf Entdeckungsreise zu gehen. Ich ging hinunter bis zum Erdgeschoß, hielt es dann aber nicht für ratsam, mich zu weit zu entfernen, weil ja jemand nach mir suchen könnte. Also ging ich wieder hinauf in unseren Raum. Eine Dreiviertelstunde später ging ich wieder nach unten, wagte mich dieses Mal etwas weiter und tastete mich buchstäblich voran. Im Hof sah ich ein kleines Restaurant und ging direkt hinein. Es war brechend voll, und es herrschte ein großes Sprachengewirr. Mit Händen und Füßen gestikulierend kaufte ich mir ein gebratenes Hähnchen und so etwas ähnliches wie dicke Kartoffelchips. Ich ging wieder hinaus auf den Hof und aß das Hähnchen mit den Fingern. Die anderen Muslime um mich herum taten das gleiche. Unter ihnen sah ich Männer von mindestens siebzig Jahren auf der Erde sitzen, die ihre beiden Beine unter sich verschränkten, bis sie einen Knoten bildeten, und dann mit soviel Haltung

und sichtlicher Befriedigung aßen, als ob sie in einem feinen Restaurant säßen und von allen Seiten bedient würden. Alle aßen und schliefen als Gleiche unter Gleichen. Die ganze Atmosphäre während der Pilgerfahrt war davon geprägt, daß vor dem Einen Gott alle Menschen gleich sind.

Im Laufe des Tages machte ich weitere Ausflüge von unserem Schlafraum aus in den Hof, wobei ich meinen Radius jedesmal etwas weiter ausdehnte. Dabei traf ich einmal zwei Schwarze, die beisammenstanden, und nickte ihnen zu. Ich hätte beinahe laut aufgeschrien, als einer der beiden mich in einem britisch gefärbten Englisch ansprach. Wir hatten gerade noch Zeit genug, uns über unsere Herkunftsländer auszutauschen, wobei ich erfuhr, daß sie Äthiopier waren. Dann kam auch schon ihre Gruppe, um nach Mekka aufzubrechen. Kaum hatte ich endlich einmal zwei englischsprechende Muslime gefunden - schon mußten sie wieder fort. Das tat mir in der Seele weh. Die Äthiopier waren beide in Kairo ausgebildet worden und lebten in Riad, der politischen Hauptstadt Saudi-Arabiens. Zu meiner Überraschung erfuhr ich später, daß von den achtzehn Millionen Menschen in Äthiopien zehn Millionen Muslime sind. Die meisten Menschen denken, Äthiopien sei vorwiegend von Christen bewohnt, tatsächlich ist aber nur seine Regierung christlich. Und der Westen hat stets dafür gesorgt, die christliche Regierung an der Macht zu halten.

Ich hatte gerade *El Maghrib*, das Abendgebet, gesprochen, lag auf meinem Bett im vierten Stock, fühlte mich niedergeschlagen und allein, als aus der Dunkelheit plötzlich ein Licht auftauchte!

Es war in Wahrheit ein plötzlicher Gedanke. Auf einer meiner Erkundungen auf dem belebten Hof hatte ich vier Beamte bemerkt, die an einem Tisch saßen, auf dem ein Telefon stand, und nun fiel mir blitzartig ein, daß Dr. Shawarbi in New York mir die Telefonnummer Omar Azzams gegeben hatte, dessen Vater der Autor des Buches war, das er mir überreicht hatte. Und Omar Azzam lebte ja direkt hier in Dschidda!

In wenigen Minuten war ich unten und stürzte dorthin, wo ich die vier Beamten gesehen hatte. Einer von ihnen sprach mäßiges Englisch. Ich zeigte ihm aufgeregt den Brief von Dr. Shawarbi, den er nach erstem Überfliegen laut den anderen drei Beamten vorlas. "Ein Muslim aus den USA!" Ich konnte beinahe sehen, wie dies ihre Phantasie beflügelte und Neugier weckte. Sie waren sehr beeindruckt. Ich fragte den Beamten, der Englisch sprach, ob er mir wohl den Gefallen tun könne, Dr. Omar Azzam unter der Nummer anzurufen, die ich erhalten hatte. Es war ihm eine Freude, dies für mich zu tun. Er erreichte jemanden und unterhielt sich auf arabisch mit dieser Person.

Unmittelbar danach erschien Dr. Omar Azzam am Flughafen - ein junger, kräftig gebauter Mann von knapp 1,90 m. Die vier Beamten lächelten beifällig, als er mir zur Begrüßung meine Hand drückte. Er hatte ein äußerst feines Benehmen. In Amerika hätte man ihn für einen Weißen gehalten, aber - das

beeindruckte mich vom ersten Moment an zutiefst - sein Benehmen vermittelte mir nicht das *Gefühl*, es mit einem Weißen zu tun zu haben. "Warum haben Sie nicht schon früher angerufen?" wollte er wissen. Er zeigte den vier Beamten irgendeinen Ausweis und benutzte ihr Telefon. Auf arabisch sprach er mit einigen Flughafenbeamten. "Kommen Sie!" sagte er.

In etwas weniger als einer halben Stunde hatte Dr. Azzam mich freibekommen, mein Koffer und mein Paß waren vom Zoll zurückgegeben worden, und wir saßen in seinem Wagen und fuhren durch Dschidda. Ich trug immer noch die beiden *Ihram*-Tücher und die Sandalen. Ich war sprachlos über das Verhalten dieses Mannes, und weil ich keinerlei Unterschied zwischen uns als Menschen spürte. Seit Jahren schon hatte ich von islamischer Gastfreundschaft gehört, aber solche Herzlichkeit hatte ich nicht erwartet. Auf meine Fragen hin erfuhr ich, daß Dr. Azzam in der Schweiz als Ingenieur ausgebildet worden war. Sein Fachgebiet war Stadtplanung. Auf Wunsch der saudi-arabischen Regierung hatten ihn die Vereinten Nationen nach Dschidda abgestellt, um dort alle Wiederaufbauarbeiten an den Heiligen Stätten Saudi-Arabiens zu leiten. Dr. Azzams Schwester war die Ehefrau des Sohnes von Prinz Faisal. Ich saß also in einem Wagen mit dem Schwager des Sohnes des Herrschers von Saudi-Arabien. Aber das war noch nicht alles, was Allah mir angedeihen ließ. "Mein Vater würde sich glücklich schätzen, Sie kennenzulernen", sagte Dr. Azzam. Ich sollte also auch noch den Autor kennenlernen, der mir sein Buch geschickt hatte!

Ich wollte Näheres über seinen Vater wissen und erfuhr, daß Abd ir-Rahman Azzam bis zur ägyptischen Revolution Azzam Pascha oder Lord Azzam geheißen hatte. Damals hatte Nasser alle "Lord"- und "Adels"-Titel abgeschafft. "Er wird schon bei mir zu Hause auf uns warten", sagte Dr. Azzam. "Er hält sich oft in New York auf, um für die Vereinten Nationen zu arbeiten, und dort hat er mit großem Interesse verfolgt, was Sie tun."

Ich war sprachlos.

Es war noch früh am Morgen, als wir Dr. Azzams Haus erreichten. Sein Vater war schon dort, mit ihm ein Bruder des Vaters, von Beruf Chemiker, und ein weiterer Freund. Sie umarmten mich wie einen heimgekehrten verlorenen Sohn. Ich hatte diese Männer noch nie zuvor in meinem Leben gesehen, und sie behandelten mich so gütig! Ich kann wohl sagen, daß ich in meinem ganzen Leben weder jemals so geehrt worden war noch derart wahre Gastfreundschaft erfahren habe.

Ein Diener brachte Tee und Kaffee und zog sich wieder zurück. Man forderte mich auf, es mir bequem zu machen. Frauen waren nirgendwo zu sehen. Man konnte in Saudi-Arabien leicht den Eindruck gewinnen, es gäbe dort gar keine Frauen.

Dr. Abd ir-Rahman Azzam gab den Ton an in unserem Gespräch. Sie konnten nicht verstehen, warum ich nicht schon früher angerufen hatte. Ob es mir an

irgend etwas fehle? Es schien ihnen peinlich zu sein, daß ich im Flughafen aufgehalten worden war und sich meine Ankunft in Mekka verzögern würde. Sooft ich auch mit Nachdruck bestätigte, daß mir das keine Unannehmlichkeiten bereitet habe und es mir gut ginge, sie schienen es nicht zu hören. "Sie müssen sich ausruhen", sagte Dr. Azzam und begab sich ans Telefon.

Ich hatte keine blasse Ahnung, was dieser vornehme Mann tat. Als mir dann gesagt wurde, ich würde gleich mit dem Wagen gefahren, käme aber bis zum Abendessen wieder zurück, wie hätte ich da ahnen können, daß ich im Begriff war, die islamische Gastfreundschaft in ihrer höchsten Ausprägung zu erleben?

Wenn Abd ir-Rahman Azzam in Dschidda weilte, lebte er in einer Suite im Palace Hotel in der Stadt. Weil ich auf Empfehlung eines Freundes zu ihm gekommen war, war es für ihn selbstverständlich, daß er mir seine Suite überließ, bis ich nach Mekka weiterreisen konnte. Er selber bezog Quartier im Haus seines Sohnes.

Als ich begriff, um was es ging, war es für jeden Protest schon zu spät; ich war in der Suite untergebracht und der junge Dr. Azzam schon fort. Es gab niemanden mehr, bei dem ich Einwände hätte vorbringen können. Die aus drei Zimmern bestehende Suite hatte ein Badezimmer, das so groß war wie ein Doppelbettzimmer im New Yorker Hilton Hotel. Die Suite hatte die Nummer 214 und verfügte sogar über eine Veranda, die einen wunderschönen Blick auf die uralte Stadt am Roten Meer bot.

Noch nie zuvor hatte ich einen derart starken Drang verspürt zu beten - und ich folgte diesem Bedürfnis und warf mich auf den Teppich im Wohnzimmer nieder.

Auf meinen beiden Lebenswegen, die ich als schwarzer Mann in Amerika beschritten habe, hatte es nichts gegeben, was mir Anlaß geboten hätte, idealistische Tendenzen zu entwickeln. Meine Instinkte prüften deshalb automatisch die Gründe und Motive eines jeden, der etwas für mich tat, was er nicht hätte tun müssen. Hatte es sich dabei um weiße Personen gehandelt, so konnte ich fast immer ein selbstsüchtiges Motiv erkennen.

Aber in jenem Hotel an jenem Morgen, nur einen Telefonanruf und ein paar Stunden entfernt von der Pritsche im vierten Stock des Pilgerobdachs, erlebte ich einen der wenigen Momente, in denen ich so von Ehrfurcht erfüllt war, daß es mich völlig überwältigte. Dieser weiße Mann - zumindest hätte man ihn in den USA als "weiß" betrachtet - verwandt mit dem Monarchen Saudi-Arabiens, dessen enger Berater er war, und wahrhaftig ein kosmopolitischer Mann, hatte mir, einem Durchreisenden, seine Suite überlassen, obwohl er dadurch nichts in der Welt gewinnen konnte, absolut *nichts*. Er brauchte mich nicht. Er besaß alles. Tatsächlich hatte er mehr zu verlieren als zu gewinnen. Sicher hatte er die Berichte in der amerikanischen Presse über mich verfolgt. Dann wußte er auch, daß ich mit einem Stigma behaftet war. Ich war angeblich rücksichtslos. Ich war ein "Rassist", war "anti-weiß" - und er war allem Augenschein nach ein Weißer.

Ich war ein vermeintlich Krimineller. Nicht nur das, ich wurde sogar beschuldigt, Dr. Azzams Religion, den Islam, als Deckmantel für meine kriminellen Praktiken und Philosophien zu benutzen. Selbst wenn er irgendein Motiv gehabt hätte, mich zu benutzen, wußte er, daß ich mich von Elijah Muhammad und der Nation of Islam getrennt hatte. Damit hatte ich nach Darstellung der amerikanischen Presse auch meine "Machtbasis" verloren. Die einzige Organisation, auf die ich mich berufen konnte, war gerade ein paar Wochen alt. Ich hatte weder einen Job, noch verfügte ich über finanzielle Mittel. Selbst das Geld für meine Pilgerfahrt hatte ich mir von meiner Schwester borgen müssen.

An diesem Morgen begann ich zum ersten Mal den "weißen Mann" neu zu bewerten. Da begann ich zum ersten Mal zu begreifen, daß der Begriff "weißer Mann", so wie er gewöhnlich benutzt wird, weniger die Hautfarbe bezeichnet, sondern vielmehr etwas aussagt über sein Verhalten und Handeln. In Amerika bezeichnete der Begriff "weißer Mann" bestimmte Verhaltensweisen und Handlungen gegenüber Schwarzen und gegenüber allen anderen nichtweißen Menschen. Aber in der islamischen Welt hatte ich erlebt, daß Männer mit weißer Hautfarbe sich viel brüderlicher mir gegenüber verhielten als irgend jemand anders je zuvor.

Dieser Morgen war der Beginn einer radikalen Änderung in meiner ganzen Auffassung über "weiße" Menschen.

Ich sollte hier aus meinem Notizbuch zitieren. Ich schrieb dies ungefähr gegen Mittag im Hotel:

"Ich sitze hier und warte darauf, vor das Hadsch-Komitee gerufen zu werden, und meine Aufregung ist unbeschreiblich. Mein Fenster ist nach Westen zum Meer gerichtet. Die Straßen sind voll von Pilgern, die aus der ganzen Welt eintreffen. Gebete zu Allah und Verse aus dem Koran sind in aller Munde. Ich habe noch nie so etwas Schönes gesehen, bin noch nie Zeuge eines solchen Ereignisses gewesen, habe noch nie eine derartige Atmosphäre gespürt. Obwohl ich aufgeregt bin, fühle ich mich sicher und geborgen, Tausende von Meilen entfernt von dem völlig anderen Leben, das ich bisher gekannt habe. Man stelle sich vor, daß ich vor vierundzwanzig Stunden noch in einem Raum im vierten Stock über dem Flughafen war, umgeben von Menschen, mit denen ich nicht kommunizieren konnte, mich unsicher fühlte, was meine Zukunft betraf, und sehr einsam war. Und dann reichte *ein* Telefonanruf, zu dem mir Dr. Shawarbi geraten hatte, um einen der mächtigsten Männer in der islamischen Welt zu treffen. Gleich werde ich in seinem Bett im Dschidda Palace schlafen. Ich weiß, daß ich von Freunden umgeben bin, deren Aufrichtigkeit und religiöse Hingabe ich spüren kann. Ich muß wieder beten, um Allah für diese Gnade zu danken, und ich muß wieder dafür beten, daß auch meine Frau und meine Kinder zu Hause in Amerika für ihre Opfer allzeit gesegnet werden mögen."

Nach den Aufzeichnungen, die ich meinem Notizbuch anvertraut hatte, sprach ich noch zwei Gebete. Dann schlief ich ungefähr vier Stunden lang, bis das Telefon klingelte. Es war der junge Dr. Azzam. Er kündigte an, mich eine Stunde später zum Abendessen abzuholen. Ich versuchte meine Dankbarkeit, die ich für ihr Tun empfand, in Worte zu fassen, er unterbrach mich aber. "Ma sha'a-llah", sagte er, was bedeutet: "Alles geschieht, wie es Allah gefällt."

Ich wollte die Gelegenheit nutzen, mir vor Dr. Azzams Eintreffen noch einmal kurz die Hotelhalle anzusehen. Als ich meine Zimmertür öffnete, trat aus der gegenüberliegenden Tür ein Mann in einem zeremoniellen Gewand auf den Flur, der offensichtlich dort wohnte und mit einem größeren Gefolge ebenfalls nach unten ging, wo ihn eine kleine Autokolonne erwartete. Als mein Nachbar das Dschidda Palace Hotel durch das Hauptportal verließ, stürzten Menschen auf ihn zu, drängten sich um ihn und küßten seine Hand. Ich fand heraus, daß er der Großmufti von Jerusalem war, weil ich später im Hotel Gelegenheit hatte, eine knappe halbe Stunde mit ihm zu sprechen. Er war ein herzlicher Mann von großer Würde, der gut über Angelegenheiten von internationaler Bedeutung und sogar über die letzten Ereignisse in den USA informiert war.

Das Abendessen im Hause Azzam wird mir in ewiger Erinnerung bleiben. Dazu zitiere ich wieder aus meinem Notizbuch: "Ich konnte diese Männer auch in meinem Innersten nicht als 'Weiße' bezeichnen. Sie benahmen sich, als seien sie meine Brüder, und der ältere Dr. Azzam war wie ein Vater zu mir. Er sprach auf eine väterliche, gelehrte Weise, und ich hatte das *Gefühl*, als sei er wirklich mein Vater. Man merkte sehr deutlich, daß er ein hochbegabter Diplomat mit einer großen Bandbreite von Interessen war. Sein Wissen war so weltoffen. Er kannte sich in den internationalen Beziehungen so gut aus wie andere Leute in ihrem Wohnzimmer.

Je länger wir uns unterhielten, desto unbegrenzter schien sein riesiges Reservoir an Wissen und dessen Vielfältigkeit zu sein. Er sprach von der Rassenzugehörigkeit der Nachkommen des Propheten Muhammad und zeigte auf, daß darunter sowohl Schwarze als auch Weiße waren. Er wies auch darauf hin, daß Probleme mit den Unterschieden der Hautfarbe, die in der islamischen Welt existieren, vor allem dort vorkommen, wo der Einfluß des Westens groß ist.

Während des Abendessens erfuhr ich, daß das Gericht des Hadsch-Komitees schon über meinen Fall in Kenntnis gesetzt worden war, während ich mich noch im Hotel aufgehalten hatte, und daß ich am nächsten Morgen dort erscheinen sollte. Und natürlich war ich zur Stelle.

Der Vorsitzende Richter war Scheich Muhammad Harkon. Außer mir befand sich nur noch eine Schwester aus Indien im Gerichtssaal, eine frühere Protestantin, die zum Islam übergetreten war und wie ich im Begriff war, die Hadsch zu machen. Sie war braunhäutig und hatte ein schmales Gesicht, das zum größten Teil verschleiert war. Richter Harkon war ein freundlicher, beeindruk-

kender Mann. Wir unterhielten uns, wobei er mir einige Fragen bezüglich meiner Glaubwürdigkeit stellte. Ich antwortete ihm so aufrichtig wie möglich. Er erkannte mich nicht nur als einen wahren Muslim an, sondern gab mir auch noch zwei Bücher, eines in englischer, das andere in arabischer Sprache. Er trug meinen Namen in das Heilige Register der wahren Muslime ein und sagte mir zum Abschied: "Ich hoffe, Sie werden ein großer Prediger des Islam in Amerika." Ich brachte zum Ausdruck, daß ich diese Hoffnung teilte und versuchen würde, sie zu erfüllen.

Die Familie Azzam war sehr erfreut darüber, daß ich anerkannt worden war und meiner Fahrt nach Mekka nichts mehr im Wege stand. Ich aß im Dschidda Palace zu Mittag und konnte dann noch ein paar Stunden schlafen, bis das Klingeln des Telefons mich aufweckte.

Es war Muhammad Abdul Azziz Maged, der stellvertretende Protokollchef von Prinz Faisal. "Für Sie wird ein Wagen bereitstehen, um Sie direkt nach dem Abendessen nach Mekka zu bringen", teilte er mir mit. Er riet mir, tüchtig zu essen, da die Rituale der Hadsch eine Menge Kraft erforderten.

Zu diesem Zeitpunkt konnte mich schon nichts mehr überraschen.

Zwei junge Araber begleiteten mich nach Mekka. Eine gut beleuchtete, moderne Autobahn erleichterte die Reise. Wachtposten, die in regelmäßigen Abständen entlang der Strecke standen, warfen meist nur einen kurzen Blick in den Wagen, der Fahrer gab ihnen ein Zeichen, und dann winkte man uns auch schon durch, ohne daß wir jemals die Geschwindigkeit spürbar verringern mußten. Ich war aufgeregt, kam mir wichtig vor und fühlte mich gleichzeitig demütig und dankbar.

Mekka schien mir so alt wie die Zeit selbst zu sein, als wir es erreichten. Wir fuhren langsam durch die gewundenen Straßen, die auf beiden Seiten von Läden gesäumt waren und vollgestopft mit Bussen, Autos und Lastwagen. Zehntausende von Pilgern aus der ganzen Welt beherrschten das Stadtbild.

Unterwegs hielten wir kurz an einem Ort, an dem ein *Mutawaf* auf mich wartete. Er trug das weiße Käppchen und das lange weiße Gewand, das ich schon am Flughafen gesehen hatte. Er hieß Muhammad und war ein kleiner, dunkelhäutiger Araber. Er sprach nicht die Spur Englisch.

Wir parkten in der Nähe der Großen Moschee. Wir verrichteten unsere Waschung und gingen hinein. Die Pilger schienen beinahe aufeinander gestapelt, so viele hielten sich dort liegend, sitzend, schlafend, betend und gehend auf.

Es fehlt mir an Worten, die Schönheit der neuen Moschee zu beschreiben, die um die Kaaba herumgebaut wurde. Es ließ mich erschauern, als ich begriff, daß dies nur eine der gewaltigen Wiederaufbauarbeiten unter der Leitung des jungen Dr. Azzam war, der gerade mein Gastgeber gewesen war. Die Große Moschee

von Mekka wird, wenn sie fertiggestellt ist, die architektonische Schönheit von Indiens Taj Mahal übertreffen.

Ich nahm meine Sandalen in die Hand und folgte dem *Mutawaf*. Dann sah ich die Kaaba, ein riesiges schwarzes Steinhaus inmitten der Großen Moschee. Sie wurde von Tausenden und Abertausenden von betenden Pilgern beiderlei Geschlechts und jeder Größe, Gestalt, Hautfarbe und Rasse aus aller Welt umschritten. Das Gebet, das gesprochen wird, wenn die Augen des Pilgers zum ersten Male die Kaaba wahrnehmen, war mir bekannt. Übersetzt lautet es: "Oh Gott, Du bist der Friede, und Frieden geht aus von Dir. So empfange uns, Gebieter, in Frieden." Nach dem Eintreten in die Moschee soll der Pilger nach Möglichkeit versuchen, die Kaaba zu küssen, wenn ihm das aber wegen der Menschenmenge nicht gelingt, soll er sie wenigstens berühren, und wenn auch das im Gedränge nicht möglich ist, soll er seine Hand erheben und rufen: "Takbir!" ("Gott ist groß!") Ich kam nur auf wenige Meter heran, deshalb rief ich: "Takbir!"

Ich fühlte mich dort im Hause Gottes wie benommen. Mein *Mutawaf* führte mich in die Menge betender, singender Pilger, die sieben Mal die Kaaba umrundeten. Einige gingen durch ihr hohes Alter gebeugt und waren voller Runzeln. Dies war ein Anblick, der sich tief ins Bewußtsein einprägte. Ich sah behinderte Pilger, die von anderen getragen wurden, Gesichter von wieder anderen waren in ihrem Glauben verzückt. Nachdem ich das siebte Mal herumgegangen war, kniete ich mich nieder, beugte meinen Kopf bis auf den Boden und betete zwei Rak'a. Bei der ersten Verbeugung betete ich den Koranvers "Sprich: Er ist Gott, der Einzige"; bei der zweiten Verbeugung "Sprich: Oh ihr Ungläubigen! Ich verehre nicht das, was ihr verehret ..."

Während ich betete, achtete der *Mutawaf* darauf, daß ich nicht von anderen Pilgern umgestossen wurde.

Als nächstes tranken der *Mutawaf* und ich Wasser aus der Quelle Semsem. Dann eilten wir zwischen den beiden Hügeln Safa und Marwa hin und her, auf derselben Erde, auf der einst Hagar auf der Suche nach Wasser für ihr Kind Ismael gewandert war.

Danach besuchte ich die Große Moschee noch dreimal und umschritt die Kaaba. Am nächsten Tag machten wir uns nach Sonnenaufgang zum Berg Arafat auf, wo wir zu Tausenden im Gleichklang riefen: *"Labbayka! Labbayka!"* und *"Allah Akbar!"* Mekka ist von Bergen umgeben, die so zerklüftet sind, wie ich es noch nie zuvor gesehen habe; sie scheinen aus der Schlacke eines Hochofens gemacht worden zu sein. Auf ihnen gedeiht überhaupt keine Vegetation. Wir kamen etwa gegen Mittag an, beteten und sangen von Mittag bis Sonnenuntergang und verrichteten die besonderen Gebete zum *asr* (Nachmittag) und *maghrib* (Sonnenuntergang).

Schließlich erhoben wir unsere Hände im Gebet und in Danksagung und wiederholten Allahs Worte: "Es gibt keinen Gott außer Allah. Es gibt niemanden neben ihm. Sein sind die Macht und die Herrlichkeit. Alles Gute kommt durch Ihn, und Er hat Macht über alle Dinge."

Mit dem Gebet auf dem Berg Arafat waren die wesentlichen Riten eines Mekka-Pilgers abgeschlossen. Wer es unterließ, durfte sich nicht als Pilger betrachten.

Der *Ihram* war beendet. Wir warfen die traditionellen sieben Steine nach dem Teufel. Einige ließen sich Haare und Bärte schneiden. Ich faßte den Entschluß, mir einen Bart stehenzulassen. Ich fragte mich, was meine Frau Betty und unsere kleinen Töchter wohl sagen würden, wenn ich mit einem Bart nach New York zurückkehren würde. New York schien Millionen Meilen entfernt zu sein. Ich hatte keine Zeitung mehr gelesen, seitdem ich New York verlassen hatte. Ich hatte ja keine Ahnung, was dort vor sich ging. Ein schwarzer "Schützenverein"[2], der schon seit über zwölf Jahren in Harlem existierte, war von der Polizei "entdeckt" worden; man verbreitete die Sensation, ich würde "dahinterstecken". Und Elijah Muhammads Nation of Islam führte einen Prozeß gegen mich, um mich und meine Familie aus dem Haus, in dem wir auf Long Island wohnten, herauszuklagen.

Die großen Zeitungsredaktionen, Radio- und Fernsehstationen der USA ließen ihre Korrespondenten in Kairo überall nach mir suchen, um mich über die Ereignisse zu interviewen, die ich angeblich in New York ausgelöst hatte - und ich hatte von all dem keine Ahnung.

Ich wußte nur, was ich in Amerika zurückgelassen hatte, und in welchem Kontrast es stand zu dem, was ich in der islamischen Welt vorgefunden hatte. Mit ungefähr zwanzig anderen Muslimen, die ebenfalls die Hadsch beendet hatten, saß ich in einem riesigen Zelt auf dem Berg Arafat. Als Muslim aus Amerika stand ich im Mittelpunkt des Interesses. Sie fragten mich, was mich an der Hadsch am meisten beeindruckt hatte, wobei einer für die anderen übersetzte. Meine Antwort auf diese Frage war sicher nicht die, die sie erwartet hatten, aber sie brachte genau auf den Punkt, worum es mir ging.

Ich sagte: *"Die Brüderlichkeit!* Daß Menschen aller Rassen und Hautfarben aus der ganzen Welt als *Gleiche unter Gleichen* zusammenkommen! Das war für mich der Beweis für die Macht des Einen Gottes."

Vielleicht war es nicht besonders taktvoll von mir, aber ich nutzte die Gelegenheit, ihnen auf die Schnelle eine kurze Predigt über die Geißel des Rassismus in den Vereinigten Staaten zu halten.

Das machte starken Eindruck auf meine Zuhörer. Ihnen war durchaus bekannt, daß die Lage der Schwarzen in Amerika "nicht besonders gut" war, aber

---

2 im Original "rifle club"

es war völlig neu für sie zu hören, daß die Schwarzen unter menschenunwürdigen Verhältnissen leben mußten, die sie seelisch verstümmelten. Meine Zuhörer, alles Menschen aus den verschiedensten Erdteilen, waren zutiefst erschüttert. Als Muslime empfanden sie ein starkes Mitgefühl für alle Unterdrückten und verfügten über einen ausgeprägten Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit. Und durch das, was ich ihnen während unseres Gesprächs gesagt hatte, konnten sie sehen, nach welchen Maßstäben ich alles beurteilte - daß nämlich der Rassismus für mich das explosionsträchtigste und bösartigste Übel auf der Welt ist, in dem sich die Unfähigkeit der Geschöpfe Gottes zeigt, als Gleiche unter Gleichen zu leben, vor allem in der westlichen Welt.

Ich habe seitdem oft darüber nachgedacht, daß ich in dem Moment, in dem ich mich hinsetzte, um Briefe zu schreiben, nur Gedanken niederschrieb, die sich längst schon in meinem Unterbewußtsein geformt hatten. Die positiven Einflüsse der *Farbenblindheit* der religiösen Gemeinschaft der islamischen Welt und der *Farbenblindheit* der menschlichen Gesellschaft der islamischen Welt hatten jeden Tag eine größere Wirkung und eine wachsende Überzeugungskraft auf meine bisherige Denkweise ausgeübt.

Den ersten Brief schrieb ich natürlich an Betty, meine Frau. Ich hatte nie auch nur einen Augenblick daran gezweifelt, daß Betty mir, nach anfänglicher Verwunderung über meine Veränderung, zustimmen würde. Betty hatte mir tausendfach bestätigt, daß sie totales Vertrauen in mich setzte. Ich wußte, daß sie offen war für das, was ich erlebt hatte - daß ich im Lande Muhammads und im Lande Abrahams von Allah mit einer neuen Einsicht in die wahre Religion des Islam und mit einem besseren Verständnis vom Dilemma des Rassismus in Amerika gesegnet worden war.

Nach den Zeilen an meine Frau schrieb ich als nächstes einen ähnlichen Brief an meine Schwester Ella. Auch bei Ella war ich mir sicher, welchen Standpunkt sie einnehmen würde. Sie selber hatte ja gespart, um sich die Pilgerfahrt nach Mekka leisten zu können.

Einen weiteren Brief schrieb ich an Dr. Shawarbi, dessen Vertrauen in meine Aufrichtigkeit mir ermöglicht hatte, einen Passierschein nach Mekka zu bekommen.

Die ganze Nacht hindurch verfaßte ich ähnlich lange Briefe an weitere Menschen, die mir sehr nahestanden. Unter ihnen auch Elijah Muhammads Sohn Wallace, der mich hatte wissen lassen, daß er zu der Überzeugung gekommen war, die einzig mögliche Rettung für die Nation of Islam sei die Annahme und Verbreitung eines besseren Verständnisses der orthodoxen islamischen Lehre.

Zuletzt schrieb ich an meine Vertrauten der neu gegründeten Muslim Mosque, Inc. in Harlem und fügte dem Schreiben eine Notiz hinzu, worin ich darum bat, meinen Brief zu vervielfältigen und an die Presse zu verteilen.

Mir war natürlich klar, daß ich zu Hause in den USA unter Freunden und Feinden gleichermaßen Verblüffung auslösen würde, wenn mein Brief dort öffentlich bekannt würde. Und nicht weniger verblüfft würden Millionen andere sein, die mir unbekannt waren und die während der zwölf Jahre, die ich an der Seite von Elijah Muhammad verbracht hatte, ein "Haß"-Image von Malcolm X gewonnen hatten.

Ich war sogar über mich selbst verwundert, obwohl es ähnliche Entwicklungen auch schon vor diesem Brief in meinem Leben gegeben hatte. Mein ganzes bisheriges Leben bestand aus einer Aufeinanderfolge von *Veränderungen.*

Es folgt, was ich in dem für die Presse bestimmten Brief schrieb...es kam von ganzem Herzen:

"Nie zuvor habe ich eine derart aufrichtige Gastfreundschaft und einen derart überwältigenden Geist wahrer Brüderlichkeit erlebt, wie sie mir von Menschen aller Hautfarben und Rassen hier im Heiligen Land, dem Lande Abrahams, Muhammads und all der anderen Propheten der Heiligen Schriften, entgegengebracht wurden. Während der ganzen vergangenen Woche war ich sprachlos und völlig fasziniert von der Freundlichkeit, die ich überall um mich herum an Menschen *aller Hautfarben* beobachten konnte.

Mir ist die Segnung zuteil geworden, die Heilige Stadt Mekka zu besuchen. Geführt von einem jungen *Mutawaf* namens Muhammad habe ich die Kaaba siebenmal umschritten. Ich habe Wasser aus der Heiligen Quelle Semsem getrunken, bin siebenmal zwischen den Hügeln Al-Safa und Al-Marwah hin und her gewandert. In der uralten Stadt Mina und auf dem Berg Arafat habe ich meine Gebete zu Allah gesprochen.

Dort waren Zehntausende von Pilgern aus der ganzen Welt. Unter ihnen waren alle Hautfarben vertreten, von blauäugigen Blonden bis zu schwarzhäutigen Afrikanern. Aber wir nahmen alle am selben Ritual teil und verbreiteten einen Geist der Einheit und der Brüderlichkeit, wie ich ihn nach meinen Erfahrungen in Amerika zwischen Weißen und Nichtweißen für unmöglich hielt.

Amerika muß unbedingt lernen, den Islam zu verstehen, weil er die einzige Religion ist, die in der Lage wäre, das Rassenproblem dieser Gesellschaft zu beseitigen. Während meiner Reisen in der islamischen Welt habe ich Menschen getroffen, habe mit ihnen gesprochen und sogar mit ihnen gegessen, die man in Amerika als "weiß" bezeichnen würde - aber ihr islamischer Glaube hatte alles, was wir als "weiße" Haltung kennen, aus ihrem Geist entfernt. Ich habe niemals zuvor erlebt, daß Menschen aller Hautfarben gemeinsam eine derart *aufrichtige* und *wahre* Brüderlichkeit praktizieren können, ohne daß die Hautfarbe eine Rolle spielte.

Vielleicht werden Sie erschüttert sein, diese Worte aus meinem Munde zu hören. Aber was ich auf dieser Pilgerfahrt gesehen und erfahren habe, hat mich dazu gebracht, viele meiner bisherigen Denkschemata zu *verändern* und einige meiner früheren Schlußfolgerungen *über Bord zu werfen*. Das ist mir nicht allzu schwer gefallen. Trotz meiner festen Überzeugungen bin ich immer ein Mensch gewesen, der versucht, den Tatsachen ins Auge zu sehen und die Realität des Lebens zu akzeptieren, wie sie sich durch neue Erfahrungen und neues Wissen entwickelt. Ich habe mir immer einen offenen Geist bewahrt, der notwendig ist für eine innere Beweglichkeit, die Hand in Hand gehen muß mit jeder Form der vernünftigen Suche nach der Wahrheit.

Während der vergangenen elf Tage hier in der islamischen Welt habe ich vom selben Teller gegessen, aus dem selben Glas getrunken und im selben Bett geschlafen (oder auf dem selben Teppich) und zum *selben* Gott gebetet wie meine muslimischen Glaubensbrüder mit ihren blauen Augen, blonden Haaren und ihrer weißen Haut. In den *Worten* und *Taten* der 'weißen' Muslime war dieselbe Aufrichtigkeit zu spüren, wie ich sie unter den schwarzen Muslimen aus Nigeria, dem Sudan und Ghana empfand.

Wir waren *wahrhaftig* alle gleich (Brüder), weil der Glaube an den Einen Gott alles 'Weiße' aus ihrem *Geist* entfernt hatte, aus ihrem *Verhalten* und aus ihrer *Gesinnung*.

Daran wurde mir deutlich, daß die Weißen in den Vereinigten Staaten, wenn sie die Einzigartigkeit Gottes akzeptieren könnten, dann vielleicht auch *in der Realität* die Einzigartigkeit der Menschheit akzeptieren könnten - und aufhören würden, andere aufgrund ihrer 'Verschiedenartigkeit' in der Hautfarbe zu bewerten, zu behindern und zu verletzen.

Da der Rassismus die USA plagt wie ein unheilbares Krebsgeschwür, sollten die Herzen der sogenannten 'christlichen' weißen Amerikaner empfänglicher sein für eine bewährte Lösung eines derart destruktiven Problems. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, und die USA könnten vor der drohenden Katastrophe gerettet werden. Es geht um dieselben Kräfte der Zerstörung, die der Rassismus über Deutschland gebracht hat und die schließlich auch die Deutschen in die Katastrophe führten.

Mit jeder Stunde hier im Heiligen Land konnte ich tiefere Einsichten in das gewinnen, was in den USA zwischen Schwarzen und Weißen passiert. Man kann den Schwarzen in Amerika für ihren Rassenhaß keine Schuld zuweisen - sie reagieren nur auf vierhundert Jahre bewußter Rassendiskriminierung von seiten der Weißen. Da der Rassismus die USA aber in den Selbstmord treibt, glaube ich nach den Erfahrungen, die ich mit den Weißen der jüngeren Generation in den Colleges und Universitäten gemacht habe, daß sie die Zeichen der Zeit begreifen werden und sich dem *spirituellen* Weg der *Wahrheit* zuwenden

werden. Er ist der einzige Weg, der Amerika noch geblieben ist, um die Katastrophe abzuwenden, in die der Rassismus unweigerlich führen muß.

Noch niemals zuvor bin ich so hoch geehrt worden, aber ich habe mich gleichzeitig auch noch nie so bescheiden und dieser Ehrung unwürdig gefühlt. Wer hätte je gedacht, daß ein *amerikanischer Schwarzer* mit solchen Segnungen überhäuft werden könnte? Vor wenigen Tagen hat mir ein Mann, der in Amerika als 'Weißer' gelten würde, ein Diplomat der Vereinten Nationen, ein Botschafter, ein Ratgeber des Königshauses, *seine* Hotelsuite, *sein* Bett überlassen. Durch diesen Mann wurde Seine Exzellenz Prinz Faisal, der dieses Heilige Land regiert, von meiner Anwesenheit hier in Dschidda in Kenntnis gesetzt. Schon am nächsten Morgen informierte mich Prinz Faisals Sohn höchstpersönlich, daß ich nach dem Willen und der Verfügung seines hochgeschätzten Vaters zum Staatsgast erklärt worden war.

Der stellvertretende Protokollchef selbst brachte mich vor das Oberste Gericht des Hadsch-Komitees. Seine Heiligkeit Scheich Muhammad Harkon selbst gab die Zustimmung zu meinem Besuch in Mekka. Seine Heiligkeit gab mir auch zwei Bücher über den Islam, mit seinem persönlichen Siegel und eigenhändiger Unterschrift, und er sagte mir, er würde dafür beten, daß ich ein erfolgreicher Prediger des Islam in den USA werden würde. Mir wurden ein Wagen mit Fahrer und ein Führer zur Verfügung gestellt, wodurch es mir möglich wurde, in diesem Heiligen Land fast nach Belieben umherzureisen. Die Regierung hält in jeder Stadt, die ich besuche, klimatisierte Quartiere und Personal bereit. Ich hätte mir niemals träumen lassen, daß mir jemals solche Ehren zuteil werden könnten - Ehren, die man in Amerika einem König erweisen würde - aber niemals einem *Schwarzen*.

Gelobt sei Allah, Gebieter über alle Welten.
Ihr ergebener

El-Hajj Malik El-Shabazz
(Malcolm X)"

18 El-Hajj Malik El-Shabazz

Prinz Faisal, der unumschränkte Herrscher von Saudi-Arabien, hatte mich zum Staatsgast erklärt. Unter den Aufmerksamkeiten und Privilegien, die mir zuteil wurden, genoß ich vor allem - und zwar schamlos - den Wagen mit Chauffeur, der mich in Mekka herumfuhr und mir Sehenswürdigkeiten von besonderer Bedeutung zeigte. Teile der Heiligen Stadt kamen mir so alt vor wie die Zeit selbst. Andere Teile dagegen sahen aus wie moderne Vororte von Miami. Ich kann nicht beschreiben, was ich empfand, als ich mit meinen Händen die Erde berührte, auf der die großen Propheten vor viertausend Jahren gewandelt waren.

Der "Muslim aus Amerika" stieß überall auf große Neugier und großes Interesse. Ich wurde immer wieder irrtümlich für Cassius Clay gehalten. Eine Lokalzeitung hatte ein Foto abgedruckt, das Cassius und mich zusammen im Gebäude der Vereinten Nationen zeigte. Durch Vermittlung meines Chauffeurs, der gleichzeitig auch noch als Führer und Dolmetscher fungierte, wurden mir zahlreiche Fragen über Cassius gestellt. Sogar die Kinder dort in der islamischen Welt kannten und liebten ihn. Auf Verlangen der Öffentlichkeit hatten die Kinos überall in Afrika und Asien seinen Kampf gezeigt. Der junge Cassius hatte zu jenem Zeitpunkt seiner Karriere die Phantasie der ganzen farbigen Welt beflügelt und ihre Unterstützung gewonnen.

Ich fuhr mit dem Wagen zum Berg Arafat und nach Mina, um dort an besonderen Gebeten teilnehmen zu können. Auf den Straßen spielten sich unvorstellbare Szenen ab. Es herrschte ein alptraumhafter Verkehr, überall quietschende Bremsen, Autos, die ins Schleudern gerieten und gellende Hupen. (Ich glaube, im Heiligen Land verlassen sich alle beim Fahren auf den Beistand Allahs.) Ich hatte angefangen, die Gebete auf arabisch zu lernen; es zeigte sich, daß ich vor allem körperlich Schwierigkeiten mit dem Beten hatte. Durch die ungewohnte Gebetsstellung war mein großer Zeh angeschwollen und schmerzte sehr stark.

Ansonsten waren mir aber die Gebräuche der islamischen Welt nicht mehr fremd. Ich konnte jetzt ohne weiteres mit meinen muslimischen Brüdern gemeinsam mit den Fingern aus einer Schüssel essen, trank ohne zu zögern mit anderen zusammen aus einem Glas, wusch mich mit dem Wasser aus einem gemeinsamen kleinen Krug und schlief mit acht oder zehn anderen zusammen auf einem Teppich im Freien. Ich erinnere mich an eine Nacht in Muzdalifa. Ich lag inmitten schlafender muslimischer Brüder unter freiem Himmel und machte die Erfahrung, daß alle Pilger, egal aus welchem Land sie kamen und ungeachtet ihrer Hautfarbe, Klasse und Stellung, egal also ob hohe Beamte oder Bettler - daß alle in derselben Sprache schnarchten.

Ich würde darauf wetten, daß in den Teilen des Heiligen Landes, die ich besuchte, eine Million Flaschen alkoholfreie Getränke konsumiert und zehn Millionen Zigaretten geraucht wurden. Besonders die arabischen Muslime rauchten ständig, sogar auf ihrer Pilgerfahrt. Das Laster des Rauchens gab es in den Tagen des Propheten Muhammad noch nicht, andernfalls hätte er es bestimmt unterbunden.

Später erfuhr ich, daß es die größte Hadsch in der Geschichte gewesen sei. Der türkische Parlamentarier Kasem Gulek erzählte mir voller Stolz, daß allein aus der Türkei sechshundert Busse mit über fünfzigtausend Muslimen gekommen waren. Ich sagte ihm, ich würde den Tag herbeisehnen, an dem ganze Schiffs- und Flugzeugladungen mit amerikanischen Muslimen zur Hadsch nach Mekka kämen.

Wenn ich die riesigen Menschenmengen in Mekka genauer betrachtete, konnte ich feststellen, daß die verschiedenen Hautfarben sich zu einem bestimmten Muster zusammenfügten. Nachdem mir das erstmal aufgefallen war, sah ich mir dieses Phänomen genauer an. Die Tatsache, daß ich aus Amerika kam, machte mich in Fragen der Hautfarbe äußerst empfindlich. Was ich bemerkt hatte war, daß die Menschen, die sich rein äußerlich ähnlich waren, sich anzogen und auch die meiste Zeit miteinander verbrachten. Dies geschah völlig freiwillig; es gab keinen anderen Grund dafür. Und doch zog es Afrikaner zu Afrikanern, Pakistanis zu Pakistanis und so weiter. Ich nahm mir vor, daß ich den Amerikanern diese Beobachtung mitteilen würde, sobald ich nach Hause zurückgekehrt war: Dort, wo zwischen allen Hautfarben wahre Brüderlichkeit existierte, wo sich niemand ausgeschlossen fühlte, wo es keine "Überlegenheits"-Komplexe und keine "Minderwertigkeits"-Komplexe gab, fühlten sich die Menschen derselben Art freiwillig und natürlich zueinander hingezogen durch das, was ihnen gemeinsam war.

Ich habe mir vorgenommen, mir bis zu meiner nächsten Hadsch-Pilgerfahrt zumindest einen Basiswortschatz des Arabischen anzueignen. Obwohl mir im Heiligen Land dieses Wissen fehlte und ich mich stark eingeschränkt fühlte, konnte ich mich ja zum Glück auf geduldige Freunde verlassen, die für mich als Dolmetscher fungierten und es mir so ermöglichten, mit anderen zu sprechen. Niemals zuvor in meinem Leben habe ich mich so taub und stumm gefühlt wie während der Zeiten, als kein Dolmetscher bei mir war, der mir hätte sagen können, worüber die anderen Muslime um mich herum sprachen oder was sie über mich oder sogar *zu* mir sagten - bevor sie erfuhren, daß der "Muslim aus Amerika" nur ein paar Gebete auf arabisch kannte und darüber hinaus nur nicken und lächeln konnte.

Hinter der Fassade meines Nickens und Lächelns stellte ich jedoch einige typisch amerikanische Überlegungen an. Ich sah, daß die Übertritte zum Islam überall auf der Welt sich verdoppeln und verdreifachen könnten, wenn der

Farbenreichtum und die wahre Spiritualität der Hadsch-Pilgerfahrt in der nichtislamischen Welt richtig vermittelt und bekanntgemacht werden würden. Ich erkannte, daß die Araber die Psychologie der Nichtaraber und die Bedeutung von Öffentlichkeitsarbeit nicht ausreichend verstanden. Die Araber sagten "*insha Allah*" ("So Gott will") - und dann warteten sie auf Konvertiten. Auch auf diese Weise war es dem Islam gelungen sich auszubreiten, aber ich war fest davon überzeugt, daß sich mit verbesserten Methoden der Öffentlichkeitsarbeit die Anzahl derer, die sich Allah zuwenden würden, in Millionen verwandeln ließe.

Wohin ich auch ging, mir wurden fortwährend Fragen über die Rassendiskriminierung in den USA gestellt. Trotz meiner eigenen Erfahrungen war ich erstaunt über das Ausmaß, in dem die Rassendiskriminierung das herausragende Merkmal der USA zu sein schien.

Ich brauche wohl nicht extra zu erwähnen, daß ich in hundert verschiedenen Gesprächen, die ich im Heiligen Land - und später auch in Schwarzafrika - mit einfachen oder höhergestellten Muslimen aus der ganzen Welt geführt habe, kein Blatt vor den Mund nahm, wenn es darum ging, die Wahrheit über die Verbrechen und die Demütigungen auszusprechen, die von den Schwarzen in den USA erlitten werden. Ich ließ keine Gelegenheit aus, mit Hilfe meines Dolmetschers die wahre Lage der Schwarzen in Amerika bekanntzumachen. Das war der Inhalt meiner Predigt auf dem Berg Arafat, und ich sprach darüber genauso in der geschäftigen Lobby des Dschidda Palace Hotels. Um meinen Zuhörern das Problem näherzubringen, zeigte ich auf einen nach dem anderen: "Sie... und Sie... und Sie... würden wegen Ihrer dunklen Hautfarbe in den USA auch 'Neger' genannt werden. Sie könnten aufgrund Ihrer Hautfarbe bombardiert, erschossen, mit elektrischen Viehstöcken malträtiert, mit Feuerwehrspritzen auseinandergetrieben und mit Knüppeln geschlagen werden."

Genauso wie mir die ärmsten Pilger bei meinen Predigten zuhörten, so zählte ich auch einige der bedeutendsten Persönlichkeiten der Heiligen Welt zu meinen Zuhörern. Ich unterhielt mich ausgiebig mit dem blauäugigen, blonden Hussein Amini, dem Großmufti von Jerusalem, mit dem mich Kasem Gulek, der türkische Parlamentsabgeordnete, auf dem Berg Arafat bekanntgemacht hatte. Beide waren gelehrte Männer und in Sachen USA sehr belesen. Kasem Gulek fragte mich, warum ich mit Elijah Muhammad gebrochen hätte. Ich antwortete ihm, daß ich es im Interesse der Erhaltung der Einheit unter den Schwarzen in Amerika vorziehen würde, bezüglich unserer Differenzen nicht ins Detail zu gehen. Meine beiden Gesprächspartner hatten dafür Verständnis und akzeptierten das.

Ich hatte eine Unterredung mit dem Bürgermeister von Mekka, Scheich Abdullah Eraif, der als Journalist die Methoden der Stadtverwaltung in Mekka kritisiert hatte, woraufhin ihn Prinz Faisal zum Bürgermeister ernannte, um zu

sehen, ob er es besser machen würde. Man war der einhelligen Meinung, daß Scheich Eraif seine Arbeit gut machte. Ahmed Horyallah und sein Partner Essid Muhammad von der Fernsehanstalt in Tunis drehten mit mir ein Feature mit dem Titel "Der Muslim aus Amerika". Ahmed Horyallah hatte zuvor schon ein Interview mit Elijah Muhammad in Chicago geführt.

Die Lobby des Dschidda Palace Hotels bot mir häufig eine beträchtliche, informelle Zuhörerschaft. Es waren einflußreiche Männer aus vielen verschiedenen Ländern, die neugierig waren, den "amerikanischen Muslim" zu hören. Ich traf viele Afrikaner, die entweder einige Zeit in den USA verbracht oder Berichte anderer Afrikaner darüber gehört hatten, wie Schwarze in den USA behandelt werden. Ich erinnere mich, wie ein Kabinettsmitglied aus Schwarzafrika (er wußte mehr über aktuelle weltweite Ereignisse als alle anderen, die ich jemals getroffen habe) vor einem großen Publikum über seine gelegentlichen Reisen in den Norden und den Süden der USA erzählte. Er hatte bei diesen Reisen absichtlich nicht die Kleidung seiner Heimat getragen, und schon allein die Erinnerung an die Demütigungen, die er als Schwarzer damals ertragen mußte, schien bei diesem hochgebildeten, würdevollen Beamten einen empfindlichen Nerv zu treffen. Mit vor Zorn funkelnden Augen und leidenschaftlich mit seinen Händen gestikulierend, fragte er: "Warum läßt es sich der Schwarze in Amerika gefallen, daß alle auf ihm herumtrampeln? Warum *kämpft* der Schwarze in Amerika nicht darum, ein Mensch zu sein?"

Ein hoher sudanesischer Beamter umarmte mich und sagte: "Sie kämpfen für die Sache des schwarzen Volkes in Amerika!" Ein indischer Beamter weinte aus Mitgefühl "für meine Brüder in Ihrem Land". Ich dachte viele, viele Male darüber nach, daß die Schwarzen in den USA einer so vollkommenen Gehirnwäsche unterzogen worden sind, daß sie sich selbst nie als Teil der nichtweißen Völker der Welt sehen. Die Schwarzen in den USA haben keine Vorstellung davon, wieviele Millionen andere Nichtweiße an ihrem Schicksal Anteil nehmen und ihnen ein Gefühl der Brüderlichkeit entgegenbringen.

Dort im Heiligen Land und später in Afrika gewann ich die Überzeugung, die ich seitdem beibehalten habe - daß jeder schwarze Führer in den USA unbedingt ausgedehnte Reisen in die nichtweißen Länder dieser Erde unternehmen und dort mit vielen führenden Männern dieser Länder zusammenkommen sollte. Ich garantiere, daß jeder aufrichtige, vorurteilslose schwarze Führer mit wirkungsvolleren Gedanken über alternative Wege zur Lösung des Problems der Schwarzen in den USA nach Hause zurückkehren würde. Er würde dabei vor allen Dingen herausfinden, daß viele hochrangige offizielle Vertreter nichtweißer Länder, besonders Afrikaner, ihm unter vier Augen erzählen würden, daß sie sich gern mit Nachdruck in den Vereinten Nationen und auf andere Weise für die Sache der Schwarzen in den USA einsetzen würden. Aber diese Repräsentanten haben verständlicherweise den Eindruck, daß die Schwarzen in den

USA so konfus und uneinig sind, daß sie selbst nicht wissen, was ihre Sache ist. Es waren in erster Linie auch wieder Afrikaner, die mir bei verschiedenen Gelegenheiten erklärten, daß niemand sich gerne in Verlegenheit bringen ließe, wenn er einem Bruder zu helfen versuche, der selber nicht erkennen läßt, daß er überhaupt Wert auf diese Hilfe legt - und der sich zu weigern scheint, im Kampf um die eigenen Interessen mit anderen zusammenzuarbeiten.

Das größte Problem des schwarzen "Führers" in den USA ist sein Mangel an Phantasie! Sein Denken, seine Strategien - so er überhaupt welche hat - sind in den wesentlichen Fragen immer auf das beschränkt, was der weiße Mann entweder empfiehlt oder billigt. Und die herrschende Machtelite will vor allem nicht, daß die Schwarzen anfangen, *international* zu denken.

Ich glaube, es ist der größte Fehler der schwarzen Organisationen und ihrer Führer in den USA, daß sie es unterlassen haben, auf einer brüderlichen Basis direkte Verbindungen zwischen den unabhängigen Staaten Afrikas und dem schwarzen Volk der USA herzustellen. Anstelle der Veröffentlichungen des US-Außenministeriums, die immer den Eindruck zu vermitteln versuchen, die Probleme der Schwarzen in den USA würden kurz vor der "Lösung" stehen, sollten die schwarzafrikanischen Staatsoberhäupter jeden Tag aktuelle Berichte von den Schwarzen selbst über die letzten Entwicklungen ihrer Kämpfe erhalten.

Zwei amerikanische Schriftsteller, deren Bücher Bestseller im Heiligen Land waren, haben dazu beigetragen, dort das Interesse an der Lage der amerikanischen Schwarzen zu wecken und zu vertiefen. Die Übersetzungen der Bücher von James Baldwin haben einen ebenso gewaltigen Einfluß ausgeübt wie das Buch *Black like me* von John Griffin. In diesem Buch erzählt der Weiße Griffin davon, wie er sich seine Haut schwarz färbte und zwei Monate als Schwarzer durch Amerika reiste. Griffin beschreibt, welche Erfahrungen er gemacht hat. "Eine furchtbare Erfahrung!" war der Ausspruch, den ich viele Male von Menschen im Heiligen Land hörte, die das populäre Buch gelesen hatten. Aber ich versäumte nie, meine weiterführenden Gedanken als Kommentar dazu zu äußern: "Nun, wenn es für ihn, der nur sechzig Tage lang einen vermeintlichen Schwarzen mimte, eine so furchtbare Erfahrung war - dann sollte man darüber nachdenken, was *echte* Schwarze in Amerika vierhundert Jahre lang durchgemacht haben."

Mir wurde noch eine Ehre zuteil, die ich in meine Gebete eingeschlossen hatte: Seine Hoheit Prinz Faisal lud mich zu einer Privataudienz zu sich ein.

Als ich den Raum betrat, stand der große, stattliche Prinz Faisal hinter seinem Schreibtisch auf und kam auf mich zu. Mir ging in diesem Moment der Gedanke durch den Kopf, daß ich hier einen der bedeutendsten Männer der Welt vor mir hatte, der trotz seiner Würde deutlich seine aufrichtige Bescheidenheit erkennen ließ. Er bat mich, ihm gegenüber auf einem Stuhl Platz zu nehmen. Der

stellvertretende Protokollchef, Muhammad Abdul Azziz Maged, setzte sich als unser Dolmetscher zu uns. Er war ein in Ägypten geborener Araber, der wie ein Schwarzer aus Harlem aussah.

Als ich begann, nach Worten suchend meine Dankbarkeit für die große Ehre auszudrücken, die er mir erwiesen hatte, indem er mich als Staatsgast empfing, winkte Prinz Faisal ungeduldig ab. Das sei nur die Gastfreundschaft, die ein Muslim einem anderen Muslim gewähre, erklärte er, und ich sei schließlich ein ungewöhnlicher Muslim aus Amerika. Er bat mich darum, vor allem zu verstehen, daß es ihm ein Vergnügen gewesen sei und er keinerlei andere Motive habe.

Während Prinz Faisal sprach, servierte ein Diener still zwei verschiedene Sorten Tee. Sein Sohn, Muhammad Faisal, "kannte" mich schon aus dem amerikanischen Fernsehen, weil er eine Universität in Nordkalifornien besucht hatte. Prinz Faisal hatte Artikel ägyptischer Autoren über die "Black Muslims" in den USA gelesen. "Wenn das wahr ist, was diese Autoren schreiben, dann vertreten die Black Muslims den falschen Islam", sagte er. Ich erläuterte ihm die Rolle, die ich in den vergangenen zwölf Jahren dabei gespielt hatte, die Nation of Islam zu organisieren und aufzubauen. Ich sagte, daß ich mich entschlossen hatte, die Hadsch zu unternehmen, um ein besseres Verständnis des wahren Islam zu erlangen. "Das ist gut", sagte Prinz Faisal und wies darauf hin, daß es eine Fülle von Literatur über den Islam gebe, die ins Englische übersetzt worden sei - so daß es keine Entschuldigung für Unkenntnis gebe und keinen Anlaß für aufrichtige Menschen, sich irreführen zu lassen.

Am letzten Apriltag des Jahres 1964 flog ich nach Beirut, der Hafenstadt und Hauptstadt des Libanon. Ein Teil von mir blieb in der Heiligen Stadt Mekka zurück. Und im Austausch nahm ich - für immer - einen Teil von Mekka mit mir mit.

Ich war jetzt auf dem Weg nach Nigeria und wollte später noch weiter nach Ghana. Aber einige Freunde, die ich im Heiligen Land gewonnen hatte, hatten mir dringend geraten und darauf bestanden, daß ich auf dem Wege dorthin einige Zwischenaufenthalte einlegen sollte, und ich hatte zugestimmt. Zum Beispiel war organisiert worden, daß ich bei meinem ersten Aufenthalt eine Rede vor den Lehrkräften und Studenten der Amerikanischen Universität in Beirut halten konnte.

Im Palm Beach Hotel in Beirut gönnte ich mir zum ersten Mal, seitdem ich die USA verlassen hatte, einen ausgiebigen Schlaf. Dann ging ich spazieren - ganz erfüllt von den noch frischen Erfahrungen der letzten Wochen im Heiligen Land. Was mir sofort ins Auge sprang, war das gekünstelte Auftreten und die Kleidung vieler libanesischer Frauen. Im Heiligen Land waren mir die sehr schlicht auftretenden und sehr femininen arabischen Frauen begegnet - und hier im Libanon dann dieser plötzliche Kontrast mit den halb französischen, halb

arabischen Frauen, die mit ihrer Kleidung und ihrem Benehmen auf der Straße freier und ungenierter wirkten. Ich sah deutlich den offensichtlichen europäischen Einfluß auf die libanesische Kultur. Das zeigte mir, daß die moralische Stärke oder Schwäche jedes Landes schnell meßbar ist an der Kleidung und dem Verhalten der Frauen auf der Straße, besonders seiner jungen Frauen. Wo auch immer die spirituellen Werte durch eine Betonung der materiellen Dinge überlagert, wenn nicht zerstört worden sind, spiegelt sich das im Äußeren der Frauen wider. Man braucht sich nur die Frauen - junge wie alte - in den USA anzusehen, wo es kaum noch moralische Werte gibt. In den meisten Ländern scheint entweder nur das eine Extrem oder das andere möglich zu sein. Ein wirkliches Paradies könnte es dort geben, wo materieller Fortschritt und spirituelle Werte richtig ins Gleichgewicht gebracht werden.

Ich sprach an der Universität von Beirut über die wahre Lage der Schwarzen in den USA. Ich habe bereits früher erwähnt, daß jeder erfahrene Redner die Reaktionen seines Publikums spüren kann. Während ich nun hier sprach, spürte ich zunächst die befangenen und abwehrenden Reaktionen der weißen amerikanischen Studenten. Aber ihre feindselige Haltung verringerte sich in dem Maße, wie ich die unwiderlegbaren Tatsachen vor ihnen ausbreitete. Ganz anders war es mit den Studenten afrikanischer Herkunft - es hat mich immer schon in besonderer Weise beeindruckt, wie die Afrikaner ihre Gefühle zeigen.

Später hörte ich mit Verwunderung, daß in der US-Presse Berichte darüber erschienen waren, meine Rede in Beirut habe einen "Aufruhr" ausgelöst. Was für einen Aufruhr? Ich kann mir nicht vorstellen, daß irgendein Reporter das guten Gewissens über den Ozean gekabelt haben kann. Im Bericht auf der ersten Seite des Beiruter *Daily Star* über meine Rede war kein "Aufruhr" erwähnt - weil es nie einen gegeben hat. Als ich meine Rede beendet hatte, umlagerten mich die afrikanischen Studenten und baten um Autogramme, einige von ihnen umarmten mich sogar. Nicht einmal die schwarzen Zuhörer in den USA haben mich jemals so aufgenommen, wie es die weniger gehemmten, natürlicheren Afrikaner immer wieder getan haben.

Von Beirut aus flog ich zurück nach Kairo und bestieg dort einen Zug, der mich ins ägyptische Alexandria brachte. Bei jedem kurzen Zwischenstop machte ich eifrig Fotos. Bald darauf saß ich in einem Flugzeug nach Nigeria.

Wenn ich mich während des sechsstündigen Fluges nicht gerade mit dem Piloten unterhielt (der 1960 als Schwimmer an der Olympiade teilgenommen hatte), saß ich mit einem leidenschaftlich an Politik interessierten Afrikaner zusammen. Er ereiferte sich beim Reden: "Wenn Menschen sich in einem Zustand der Stagnation befinden und plötzlich aus diesem Zustand herausgerissen werden, dann bleibt für Wahlen keine *Zeit*!" Sein zentrales Thema war, daß kein junger afrikanischer Nationalstaat, der sich im Prozeß der Dekolonisation befindet, ein politisches System gebrauchen könne, das Spaltung und

Streit zuließe. "Die Leute wissen ja gar nicht, was es bedeutet, wählen zu können! Es ist die Aufgabe der aufgeklärten Führer, das intellektuelle Niveau des Volkes anzuheben."

In Lagos wurde ich von Professor Essien-Udom von der Universität Ibadan begrüßt. Wir waren beide glücklich, einander zu sehen. Wir waren uns in den USA begegnet, als er bei der Nation of Islam Forschungen für sein Buch *Black Nationalism* betrieben hatte. An diesem Abend wurde bei ihm zu Hause ein Essen zu meinen Ehren gegeben, zu dem auch andere Professoren und Akademiker eingeladen waren. Während des Essens fragte mich ein junger Arzt, ob mir bekannt sei, daß die New Yorker Presse höchst erregt sei über einen unlängst geschehenen Mord an einer weißen Frau in Harlem. Der Presse zufolge machten viele zumindest indirekt mich dafür verantwortlich. Ein älteres weißes Ehepaar, das in Harlem ein Bekleidungsgeschäft besaß, war von mehreren jungen Schwarzen angegriffen und die Frau dabei erstochen worden. Ein paar dieser jungen Schwarzen hatten sich nach der Verhaftung vor der Polizei als Angehörige einer Organisation ausgegeben, die sie "Blood Brothers" nannten. Diese Jugendlichen hatten angeblich gesagt oder durchblicken lassen, daß sie eng mit "Black Muslims" in Verbindung stünden, die sich von der Nation of Islam getrennt hatten, um sich mir anzuschließen.

Ich sagte den anwesenden Gästen, daß ich zum ersten Mal von all dem hören würde, daß ich aber nicht überrascht sei, wenn es in den amerikanischen Ghettos zu Ausbrüchen der Gewalt käme, weil dort die Schwarzen wie Tiere zusammengepfercht leben müßten und wie Aussätzige behandelt würden. Ich sagte, in den Vorwürfen gegen mich zeige sich das typische Verhalten des weißen Mannes, sich einen Sündenbock zu suchen. Jedesmal, wenn in der schwarzen Community etwas passiere, was den Weißen mißfallen würde, werde die Aufmerksamkeit der weißen Öffentlichkeit bezeichnenderweise nicht auf die Ursache, sondern auf einen dafür ausgesuchten Sündenbock gelenkt.

Bezogen auf die "Blood Brothers" sagte ich, daß ich alle Schwarzen als meine Blutsbrüder betrachte. Die Anstrengungen der Weißen, Rufmord an mir zu betreiben, würden tatsächlich nur Millionen Schwarze dazu bringen, in mir jemanden wie Joe Louis zu sehen.

Als ich in der Trenchard Hall der Universität von Ibadan sprach, beschwor ich die unabhängigen Staaten Afrikas, die Notwendigkeit einzusehen, daß sie etwas dazu beitragen sollten, die Sache der Afro-Amerikaner vor die Vereinten Nationen zu bringen. Ich sagte, genauso wie die amerikanischen Juden sich in politischer, ökonomischer und kultureller Harmonie mit den Juden in aller Welt befänden, sei ich davon überzeugt, daß es für alle Afro-Amerikaner an der Zeit sei, sich den Panafrikanisten der Welt anzuschließen. Wir Afro-Amerikaner könnten zwar rein physisch in Amerika bleiben und dort um unsere verfassungsmäßigen Rechte kämpfen, aber auf philosophischer und kultureller Ebene

müßten wir unbedingt nach Afrika "zurückkehren" und im Rahmen der panafrikanischen Bewegung eine gut funktionierende Einheit entwickeln.

Von jungen Afrikanern wurden mir viel klügere politische Fragen gestellt, als ich es von den meisten Erwachsenen in den USA gewohnt war. Dann passierte etwas Erstaunliches. Ein alter Westindier erhob sich und begann, mich verbal dafür zu attackieren, daß ich die USA angriff. "Aufhören! Aufhören!" brüllten die Studenten, sie buhten und zischten ihn nieder. Der alte Westindier versuchte, sich gegen sie durchzusetzen, aber da sprang plötzlich eine Gruppe Studenten auf und ging auf ihn los. Er entwischte ihnen nur knapp. Sowas hatte ich noch nie erlebt. Sie liefen schreiend hinter ihm her und vertrieben ihn vom Campus. (Später fand ich heraus, daß der alte Westindier mit einer weißen Frau verheiratet war und versuchte, einen Job in einer von Weißen beeinflußten Agentur zu bekommen. Diese Leute hatten ihn dazu angestiftet, meinen Vortrag durch Zwischenrufe zu stören. Da verstand ich natürlich, was sein eigentliches Problem war.)

Das war aber nicht das letzte Mal, daß ich bei Afrikanern erlebte, wie sie ihre politischen Emotionen beinahe fanatisch zum Ausdruck brachten.

In der Versammlung des Studentenverbandes wurde ich danach noch in eine lebhafte Debatte verwickelt und zu einem Ehrenmitglied der Nigerian Muslim Students' Society ernannt. Meinen Mitgliedsausweis trage ich seitdem immer in meiner Brieftasche bei mir: "Alhadji Malcolm X. Mitgliedsnummer M.-138." Mit meiner Mitgliedschaft wurde mir ein neuer Name verliehen: "Omowale". Das heißt in der Sprache der Yoruba: "Der Sohn, der heimgekehrt ist". Es war mein voller Ernst, als ich ihnen sagte, es sei mir noch nie eine größere Ehre erwiesen worden.

Es stellte sich heraus, daß sechshundert Mitglieder des Peace Corps in Nigeria arbeiteten. Als ich mich mit einigen weißen Mitgliedern des Peace Corps unterhielt, waren sie offen bestürzt darüber, welche Schuld ihre Rasse in Amerika auf sich geladen hatte. Unter den zwanzig schwarzen Männern des Peace Corps, mit denen ich sprach, war ein Bursche, der mich sehr beeindruckte. Er hieß Larry Jackson und war ein Absolvent des Morgan State College aus Fort Lauderdale, Florida, der dem Peace Corps 1962 beigetreten war.

Ich trat im nigerianischen Rundfunk- und Fernsehprogramm auf. Wenn ich daran denke, daß dort Schwarze ihre *eigenen* Kommunikationsmedien unterhalten, läuft mir heute noch ein Schauer über den Rücken. Unter den Reportern, die Interviews mit mir machten, war auch ein Schwarzer vom amerikanischen Magazin *Newsweek* namens Williams. Er bereiste die afrikanischen Länder und hatte vor kurzem ein Interview mit Premierminister Nkrumah gemacht.

In einem privaten Gespräch schilderte mir eine Gruppe von nigerianischen Beamten, wie geschickt die US-Information Agency versuchte, unter Afrikanern den Eindruck zu verbreiten, die Schwarzen in den USA machten ständig

Fortschritte, und das Rassenproblem würde bald gelöst sein. Ein hoher Beamter sagte mir: "Unsere gut unterrichteten politischen Führer wissen es aber besser, und mit ihnen viele, viele andere." Er sagte, jeder afrikanische UN-Beamte wisse, daß der weiße Mann hinter der "diplomatischen Fassade" bestrebt sei, mittels einer ungeheuren Doppelzüngigkeit und durch das Anzetteln von Verschwörungen die Völker afrikanischer Herkunft - sowohl physisch wie ideologisch - auf internationaler Ebene voneinander getrennt zu halten.

"Wieviele Schwarze denken in ihrem Land darüber nach, daß in Süd-, Mittel- und Nordamerika über *achtzig Millionen* Menschen afrikanischer Abstammung leben?" fragte er mich.

"Der Lauf der Welt wird sich an dem Tag ändern, an dem die Völker afrikanischer Herkunft wie Brüder zusammenkommen!"

Diese Art globalen schwarzen Denkens hatte ich noch nie von irgendeinem Schwarzen in den USA gehört.

Von Lagos in Nigeria flog ich weiter nach Akkra in Ghana.

Ich glaube, nirgendwo ist der Reichtum des schwarzen Kontinents und die natürliche Schönheit seiner Menschen deutlicher zu sehen als in Ghana, das sich mit Stolz als die eigentliche Quelle des Panafrikanismus sieht.

Als ich aus dem Flugzeug stieg, kam es zu einem unangenehmen Vorfall. Ein rotgesichtiger Weißer aus den USA erkannte mich. Er besaß die Frechheit, auf mich zuzukommen, meine Hand zu ergreifen und mir in zuckersüßer Sprache zu erzählen, er sei aus Alabama und würde mich gern zu sich nach Hause zum Essen einladen!

Als ich frühstücken ging, war der Speisesaal meines Hotels voll von Weißen, die sich über Afrikas unberührten Reichtum unterhielten, als ob die afrikanischen Kellner keine Ohren hätten. Es verdarb mir beinahe den Appetit, als ich daran dachte, wie sie in den USA Polizeihunde auf schwarze Menschen hetzten und Bomben in schwarze Kirchen warfen, während sie die Türen ihrer weißen Kirchen vor den Schwarzen verschlossen. Und hier, in dem Land, aus dem die Vorfahren des weißen Mannes Schwarze verschleppt und in die Sklaverei geworfen hatten, machte er sich jetzt abermals breit.

Ich faßte deshalb dort in Ghana am Frühstückstisch den Entschluß, während meines ganzen Aufenthalts in Afrika keine Gelegenheit auszulassen, dem weißen Mann einzuheizen, der sich mit breitem Grinsen erneut daranmachte, Afrika auszubeuten. Früher war es ihm um Afrikas Reichtum an Menschen gegangen, heute hatte er es auf Afrikas Bodenschätze abgesehen.

Ich wußte sehr wohl, daß eine derartige Reaktion nicht im Widerspruch stand zu den neuen Überzeugungen, die ich aufgrund der Brüderlichkeit gewonnen hatte, die mir im Heiligen Land widerfahren war. Die Muslime mit "weißer" Hautfarbe, die der Anlaß für meine Meinungsänderung waren, hatten mir gegenüber wahre Brüderlichkeit praktiziert. Ein weißer Amerikaner aber, der

von sich aus den Wunsch verspürte, wahre Brüderlichkeit mit einem Schwarzen zu leben, war nur schwer zu finden, egal wieviele von denen uns freundlich anlächelten.

Es gab in Ghana eine kleine Kolonie afro-amerikanischer Emigranten, deren führender Kopf der Schriftsteller Julian Mayfield zu sein schien. Kurz nachdem ich Mayfield angerufen hatte, fand ich mich schon bei ihm zu Hause wieder, umgeben von ungefähr vierzig schwarzen Emigranten aus den USA, die schon auf meine Ankunft gewartet hatten. Unter ihnen waren Geschäftsleute und Akademiker wie die beiden früheren Brooklyner Dr. Robert E. Lee und seine Frau, zwei Militante, die ihre amerikanische Staatsbürgerschaft aufgegeben hatten und beide als Zahnärzte arbeiteten. Andere aus diesem Kreis, wie beispielsweise Alice Windom, Maya Angelou Make, Victoria Garvin und Leslie Lacy, hatten sogar ein "Malcolm-X-Komitee" gegründet und einen Terminkalender mit öffentlichen Auftritten und persönlichen Verabredungen vorbereitet, wodurch ich in einen Strudel von Begegnungen und Ereignissen hineingerissen wurde.

Aus Anlaß meines bevorstehenden Aufenthalts in Afrika waren in der dortigen Presse vorab schon einige Artikel erschienen, aus denen ich kurz zitieren will:

"Die Ghanesen sind mit dem Namen von Malcolm X genauso vertraut wie mit den Bildern von Hunden, Feuerwehrspritzen, elektrischen Viehstöcken, Polizeiknüppeln und haßverzerrten Gesichtern von Weißen aus dem amerikanischen Süden."

"Malcolm X hat sich in die Hauptkampffront eingereiht. Damit hat er ein hoffnungsvolles Zeichen gesetzt auf einem Schauplatz der Auseinandersetzung, der bislang davon geprägt war, daß die Aktivisten des gewaltlosen, passiven Widerstandes brutal mißhandelt wurden..."

"Es ist äußerst wichtig, daß Malcolm X der erste afro-amerikanische Führer von nationalem Rang ist, der nach dem Besuch von Dr. Du Bois in Ghana wieder eine Reise nach Afrika unternimmt. Dies könnte der Anfang einer neuen Phase in unserem Kampf sein. Wir sollten uns darüber nicht weniger Gedanken machen, als es mit Sicherheit im Moment das US-Außenministerium tut."

In einem weiteren Artikel hieß es: "Malcolm X ist einer unserer bedeutendsten und militantesten Führer. Wir befinden uns in einer Schlacht, und man wird versuchen, ihn zu verleumden und zu diskreditieren..."

Es war einfach unglaublich, daß mir fünftausend Meilen von Amerika entfernt ein solcher Empfang bereitet wurde! Die führenden Vertreter der Presse bestanden sogar darauf, meine Hotelkosten zu übernehmen, und sie ließen keinen meiner Einwände dagegen gelten. Unter ihnen waren T. D. Baffoe, der Chefredakteur der *Ghanaian Times*, G. T. Anim, der geschäftsführende Direktor der Ghana News Agency, Kofi Batsa, der Herausgeber des *Spark* und General-

sekretär der Pan-African Union of Journalists, und schließlich Mr. Cameron Duodu und noch einige andere. Ich konnte leider nicht mehr tun, als ihnen allen herzlich zu danken. Danach war ich zu einem wunderbaren Abendessen eingeladen, das von Ana Livia, Julian Mayfields liebenswürdiger puertoricanischer Frau, zubereitet worden war (sie leitete das Gesundheitsprogramm im Regierungsbezirk von Akkra). Meine Gastgeber, die zur Mutter Afrika zurückgekehrten schwarzen Emigranten aus Amerika, waren beseelt von brennendem Interesse, und so überhäuften sie mich während des Essens mit ihren Fragen.

Ich wünschte, ich hätte das, was ich während der für mich in Ghana organisierten Vortragsreihe gehört, gesehen und empfunden habe, mit allen Schwarzen in den USA teilen können. Dieser Empfang galt ja nicht mir als Einzelperson, von der man schon einmal etwas gehört hatte, sondern ich hatte die Ehre, daß mir dieser Empfang stellvertretend für alle militanten Schwarzen in den USA bereitet wurde.

In einer überfüllten Pressekonferenz im Presseklub wurde mir, wenn ich mich recht erinnere, gleich zu Beginn die Frage gestellt, warum ich mich von Elijah Muhammad und der Nation of Islam getrennt hatte. Die Afrikaner hatten Gerüchte gehört, Elijah Muhammad habe sich einen Palast in Arizona gebaut. Ich stellte diese Falschinformation richtig, vermied dabei aber jede Kritik. Ich sagte, bei unseren Meinungsverschiedenheiten ginge es um außerhalb unserer Religion liegende Fragen der politischen Linie und der Beteiligung am Kampf um die Menschenrechte. Der Nation of Islam gehöre weiterhin meine ganze Achtung, weil sie eine wichtige Rolle gespielt habe als psychologisch wiederbelebende Bewegung und als Quelle moralischer und sozialer Reformen. Der Einfluß Elijah Muhammads auf die Schwarzen in Amerika sei von grundlegender Bedeutung gewesen.

Vor der versammelten Presse betonte ich die Notwendigkeit wechselseitiger Kommunikation und Unterstützung zwischen Afrikanern und Afro-Amerikanern, deren Kämpfe miteinander verknüpft seien. Ich erinnere mich, daß ich auf dieser Pressekonferenz das Wort "Neger" benutzte und sofort berichtigt wurde: "Wir mögen das Wort hier nicht, Mr. Malcolm X. Der Begriff Afro-Amerikaner ist treffender und besitzt mehr Würde." Ich entschuldigte mich und habe das Wort "Neger" nicht noch einmal benutzt, solange ich in Afrika war. Ich sagte, die 22 Millionen Afro-Amerikaner in den USA könnten sich zu einer sehr positiven Kraft für Afrika entwickeln, während umgekehrt die afrikanischen Staaten auf der diplomatischen Ebene als positive Kraft gegen die Rassendiskriminierung in den USA wirken könnten und sollten. Weiter sagte ich: "Ganz Afrika ist einig in seiner Opposition gegen die Apartheid in Südafrika und die Unterdrückung in den portugiesischen Kolonien. Aber Sie vergeuden Ihre Zeit, wenn Sie nicht erkennen, daß Verwoerd und Salazar, Großbritannien und Frankreich nicht einen Tag ohne Unterstützung der USA überleben könnten. Sie

werden also so lange nichts erreichen, wie Sie nicht Uncle Sam in Washington, D.C. entlarvt haben."

Ich wußte davon, daß G. Mennen Williams vom US-Außenministerium Afrika gerade offiziell besuchte. Deshalb sagte ich: "Glauben Sie mir, man kann gar nicht mißtrauisch genug sein gegenüber diesen amerikanischen Beamten, die freundlich lächelnd nach Afrika kommen, während sie sich zu Hause uns gegenüber so verhalten, daß wir überhaupt nichts zu lachen haben." Ich erzählte ihnen, daß mein eigener Vater von Weißen in Michigan ermordet worden war, dem Bundesstaat, in dem G. Mennen Williams einmal Governeur gewesen war.

Nach dieser Konferenz wurde ich im Ghana Club von einer noch größeren Ansammlung von Pressevertretern und Würdenträgern geehrt. Ich war auch Gast im Hause der Tochter des verstorbenen schwarzen amerikanischen Schriftstellers Richard Wright, der schönen, schlanken Julia mit ihrer sanften Stimme, deren junger französischer Ehemann in Ghana eine Zeitung herausgibt. In Paris habe ich später auch Richard Wrights Witwe Ellen und ihre jüngere Tochter Rachel kennengelernt.

Ich hatte Gelegenheit zu Gesprächen mit einigen diplomatischen Gesandten in ihren Botschaften. Der algerische Botschafter beeindruckte mich, weil er ein Mann war, der sich total dem militanten Kampf und der Weltrevolution verschrieben hatte. Er sah darin den einzigen Weg, die Probleme der unterdrückten Massen der Welt zu lösen. Seine Perspektive umfaßte nicht nur die Algerier, sondern schloß auch die Afro-Amerikaner und weltweit alle anderen Unterdrückten mit ein. Der chinesische Botschafter Huang Ha, ein sehr scharfsinniger und auch höchst kämpferischer Mann, wies besonders auf die Anstrengungen des Westens hin, die Afrikaner von den Völkern afrikanischer Herkunft anderswo zu trennen. Der nigerianische Botschafter war tief besorgt über das Los der Afro-Amerikaner in den USA. Er hatte persönliche Kenntnis von ihrem Leiden, da er in Washington, D.C. gelebt und studiert hatte. Auch der höchst sympathische Botschafter Malis hatte während seiner Tätigkeit bei den Vereinten Nationen in New York gelebt. Bei einem Frühstück mit Dr. Makonnen aus Britisch-Guayana diskutierten wir über die Notwendigkeit einer Form der panafrikanischen Einheit, die auch die Afro-Amerikaner mit einschließen würde. Und ich hatte ein sehr tiefgehendes Gespräch über afro-amerikanische Probleme mit Nana Nketsia, der ghanesischen Kulturministerin.

Während meines Aufenthalts in Akkra erreichte mich in meinem Hotel ein Anruf aus New York. Mal Goode von der American Broadcasting Company stellte mir in einem Telefoninterview Fragen über die "Blood Brothers" in Harlem, die "Schützenvereine" für Schwarze und andere Themen, mit denen ich in der US-Presse weiterhin in Zusammenhang gebracht wurde. Ich sprach ihm die Antworten auf sein ständig piependes Tonband.

In der großen Aula der Universität von Ghana sprach ich vor dem größten Publikum auf meiner ganzen Afrikareise - mehrheitlich waren es Afrikaner, es war aber auch eine beträchtliche Zahl Weiße gekommen. Ich tat mein Bestes, vor dieser Zuhörerschaft das falsche Bild über die Rassenbeziehungen in den USA zu zerstören, wie es nach meiner Kenntnis von der US-Information Agency verbreitet wurde. Ich versuchte, ihnen eine wirkliche Vorstellung davon zu vermitteln, welches Schicksal die Afro-Amerikaner unter der Herrschaft des weißen Mannes erleiden müssen. Dabei sprach ich die Weißen im Publikum direkt an:

"Ich habe noch nie so viele Weiße *gesehen*, die so nett zu den Schwarzen sind, wie ihr Weißen hier in Afrika. In den USA kämpfen Afro-Amerikaner um ihre Integration. Sie sollten hierher nach Afrika kommen, um zu sehen, wie nett ihr hier zu den Afrikanern seid. Hier kann man wirklich von Integration sprechen. Aber könnt ihr den Afrikanern hier erzählen, daß ihr in den USA freundlich zu den Schwarzen seid? Nein, das könnt ihr nicht! Und wenn ihr ehrlich seid, dann mögt ihr die Afrikaner hier in Wahrheit auch nicht - was ihr *wirklich* mögt, das sind die *Bodenschätze*, die Afrika in seiner Erde birgt..."

Die Weißen im Publikum liefen rot an. Sie wußten genau, daß ich die Wahrheit sagte. "Ich bin nicht anti-amerikanisch, und ich bin auch nicht hierhergekommen, um Amerika zu *verurteilen* - das möchte ich ausdrücklich betonen! Ich bin hierhergekommen, um die Wahrheit zu sagen - und wenn die *Wahrheit* Amerika verurteilt, dann ist das Amerikas Problem!"

Der Verteidigungsminister und Vorsitzende der ghanesischen Nationalversammlung, der Ehrenwerte Kofi Baako, gab an einem der folgenden Abende einen Empfang für mich, auf dem ich noch einmal mit fast allen offiziellen Vertretern Ghanas zusammentraf. Mit den meisten hatte ich ja schon gesprochen, aber ich lernte auch noch weitere kennen. Ich erfuhr, dies sei das erste Mal, daß einem Ausländer eine solche Ehre erwiesen würde, seitdem Dr. W. E. B. Du Bois nach Ghana gekommen war. Es gab Musik, Tanz und ausgezeichnetes ghanesisches Essen. Auf der Party amüsierten sich einige Personen darüber, daß sich der US-Botschafter Mahomey auf einer anderen Party am selben Tag selbst an Freundlichkeit und Leutseligkeit übertroffen hatte. Er tat alles dafür, dem schlechten Eindruck entgegenzuwirken, den meine bei jeder Gelegenheit geäußerten Wahrheiten über Amerika hinterließen.

Dann erhielt ich eine Einladung, die meine kühnsten Träume übertraf. Ich hätte nie gedacht, daß ich wirklich einmal die Gelegenheit bekommen würde, vor den Mitgliedern des ghanesischen Parlaments zu sprechen!

Ich hielt meine Ausführungen knapp - aber in der Sache entschieden: "Wie kann es nur sein, daß Sie Portugal und Südafrika verurteilen, nicht aber die USA, wo man Hunde auf Schwarze hetzt und sie mit Knüppeln schlägt?" Der einzige Grund dafür, daß unsere schwarzen Brüder in Afrika über die Geschehnisse in

Amerika schweigend hinweggingen, sagte ich, könne nach meiner Überzeugung nur der sein, daß sie durch die Propagandaagenturen der amerikanischen Regierung falsch unterrichtet würden.

Am Ende meiner Rede hörte ich Rufe aus den Reihen meiner Zuhörer "Ja! Wir werden die Afro-Amerikaner unterstützen - moralisch und wenn nötig auch materiell!"

Die höchste Ehre, die mir in Ghana bzw. in ganz Schwarzafrika erwiesen wurde, war eine Audienz in der Festung bei Osagyefo Dr. Kwame Nkrumah.

Bevor ich zu ihm vorgelassen wurde, unterzog man mich einer gründlichen Leibesvisitation. Ich billigte diese Sicherheitsmaßnahme, mit der die Ghanesen für den Schutz ihres Führers sorgten, sie verstärkte sogar meine Achtung vor unabhängigen Schwarzen noch mehr. Als ich dann Dr. Nkrumahs Amtszimmer betrat, erhob er sich von seinem Schreibtischsessel am anderen Ende des Raumes. Dr. Nkrumah trug schlichte Kleidung, und während er mit ausgestreckter Hand auf mich zukam, lag ein Lächeln auf seinem empfindsamen Gesicht. Ich schüttelte seine Hand. Dann setzten wir uns auf eine Couch und unterhielten uns. Mir war schon bekannt, daß er über die Lage der Afro-Amerikaner besonders gut informiert war, da er jahrelang in den USA gelebt und studiert hatte. Wir diskutierten über die Einheit zwischen den Afrikanern und den Völkern afrikanischer Herkunft und stimmten darin überein, daß der Schlüssel für die Lösung der Probleme aller Völker mit afrikanischer Abstammung im Panafrikanismus liege. Dr. Nkrumah hatte die Ausstrahlung einer warmen, liebenswerten und sehr nüchternen Persönlichkeit. Die Zeit bei ihm war viel zu schnell vorbei. Ich versprach gewissenhaft, den Afro-Amerikanern nach meiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten seine ganz persönlichen, warmherzigen Grüße zu übermitteln.

Im Anschluß an die Audienz sprach ich noch am selben Nachmittag am Kwame Nkrumah Ideological Institute in Winneba, etwa neununddreißig Meilen von Akkra entfernt. An diesem Institut werden zweihundert Studenten durch ihre Ausbildung in die Lage versetzt, Ghanas geistige Revolution weiterzuentwickeln. Dort erlebte ich wieder eine dieser erstaunlichen Demonstrationen der politischen Leidenschaft junger Afrikaner. Als die Diskussion nach meiner Rede eröffnet war, erhob sich ein junger Afro-Amerikaner von seinem Platz, den niemand dort zu kennen schien. "Ich bin ein amerikanischer Schwarzer", stellte er sich selbst vor und versuchte dann auf eine recht diffuse Art den amerikanischen weißen Mann in Schutz zu nehmen. Die afrikanischen Studenten buhten ihn aus und hinderten ihn daran weiterzureden. Sofort im Anschluß an die Veranstaltung nahmen sie sich diesen Burschen vor und deckten ihn mit verbalen Schmähungen ein: "Bist du ein Agent Rockefellers?"..."Hör bloß auf, unsere Kinder zu verderben!" (Es hatte sich herausgestellt, daß er als Lehrer an der örtlichen höheren Schule arbeitete und diese Stelle durch Vermittlung einer

amerikanischen Agentur bekommen hatte.) ..."Komm an unser Institut, da bekommst du schon die richtige Orientierung!" Es gelang einem Lehrer, den Burschen vorübergehend vor den Angriffen zu schützen - aber dann stürzten sich die Studenten wieder auf ihn und vertrieben ihn unter Beschimpfungen wie "Handlanger!"..."C.I.A."..."Amerikanischer Agent!"

Der Botschafter der Volksrepublik China, Huang Ha, und seine Frau gaben mir zu Ehren ein Staatsbankett. Unter den Gästen waren der kubanische und der algerische Botschafter, und dort lernte ich auch die Frau von W. E. B. Du Bois kennen. Nach dem ausgezeichneten Essen wurden drei Filme vorgeführt. Der erste, ein Farbfilm, berichtete über die Feierlichkeiten der Volksrepublik China zu ihrem vierzehnten Jahrestag. Besonders hervorgehoben wurde in diesem Film der aus North Carolina stammende militante Afro-Amerikaner Robert Williams, der als politischer Flüchtling in Kuba lebt, seitdem er das schwarze Volk in den USA dazu aufgerufen hatte, sich durch bewaffnete Selbstverteidigung zu schützen. Das Thema des zweiten Films konzentrierte sich auf die Unterstützung des afro-amerikanischen Kampfs durch das chinesische Volk. Der Vorsitzende Mao Tse-Tung unterstrich dies in einer Erklärung. Es folgten bedrückende Bilder von weißen Polizisten und Zivilisten aus mehreren Städten der USA, die brutal gegen Afro-Amerikaner vorgingen, die für ihre Bürgerrechte demonstrierten. Der dritte und letzte Film war eine dramatische Veranschaulichung der algerischen Revolution.

Vom Essen in der chinesischen Botschaft brachte mich das "Malcolm-X-Komitee" in großer Eile zum Presseclub, wo bereits ein abendlicher Empfang begonnen hatte, der dort zu meinen Ehren veranstaltet wurde. Es war das erste Mal, daß ich sah, wie die Ghanesen tanzend das Leben in vollen Zügen genießen. Alle waren in bester und fröhlicher Stimmung, und ich wurde gebeten, eine kurze Rede zu halten. Ich betonte erneut die Notwendigkeit der Einheit zwischen Afrikanern und Afro-Amerikanern und rief dann aus vollem Herzen: "Und nun tanzt und singt! Aber vergeßt Mandela und Sobukwe nicht! Denkt an Lumumba in seinem Grab! Denkt an die südafrikanischen Brüder in den Gefängnissen!" Und abschließend sagte ich: " Und wenn ihr euch fragt, warum *ich* nicht tanze, hier ist meine Antwort: Weil ich euch dadurch an die Lage der zweiundzwanzig Millionen Afro-Amerikaner in den USA erinnern möchte!"

Eigentlich war ich aber auch in bester Stimmung und hätte Lust gehabt zu tanzen. Die Ghanesen genossen das Leben in vollen Züge und tanzten wie besessen. Eine hübsche Afrikanerin sang "Blue Moon" mit einer Stimme wie Sarah Vaughan. Die Band spielte einen Sound, der manchmal klang wie Milt Jackson und manchmal wie Charlie Parker.

Am nächsten Morgen, es war ein Samstag, hörte ich, daß Cassius Clay und seine Begleitung angekommen waren. Am Flughafen wurde ihm ein riesiger Empfang bereitet. Ich wollte Cassius nicht zufällig begegnen, weil anzunehmen

war, daß es ihn wahrscheinlich in Verlegenheit gebracht hätte, denn er hatte sich ja entschieden, Elijah Muhammad und seiner Auslegung des Islam treu zu bleiben. Für mich wäre eine Begegnung mit Cassius kein Problem gewesen, aber ich wußte, daß es Cassius sicher untersagt war, mit mir zusammenzutreffen. Zweifellos war sich Cassius bewußt, daß ich schon auf seiner Seite gewesen war und an ihn geglaubt hatte, als diejenigen, die ihn später in ihre Arme schlossen, ihm noch keine Chance gegeben hatten. Ich entschied mich, Cassius aus dem Weg zu gehen, um ihn nicht in die Klemme zu bringen.

An diesem Nachmittag wurde vom nigerianischen Hochkommissar, Seiner Exzellenz Alhadji Isa Wali, ein Mittagessen für mich gegeben. Er war ein kleiner, außergewöhnlich herzlicher und freundlicher Mann mit Brille, der zwei Jahre in Washington, D.C. gelebt hatte. Nach dem Essen sprach Seine Exzellenz zu den Gästen über seine Erfahrungen mit der Rassendiskriminierung in den USA und von Freundschaften, die er mit Afro-Amerikanern geschlossen hatte, und er bekräftigte nochmals die festen Bande zwischen Afrikanern und Afro-Amerikanern.

Seine Exzellenz hielt während seiner Rede eine Ausgabe der großformatigen amerikanischen Illustrierten *Horizon* hoch. Er hatte die Stelle aufgeschlagen, an der ein Artikel von Dr. Morroe Berger von der Princeton University über die Nation of Islam abgedruckt war. Abgebildet waren ein ganzseitiges Foto von mir und auf der gegenüberliegenden Seite eine wunderbare Farbillustration, die einen tapferen und stattlichen schwarzen Muslim von königlicher Abstammung aus Nigeria zeigte, der wohl vor Hunderten von Jahren gelebt hatte.

"Wenn ich mir diese Bilder ansehe, dann weiß ich genau, daß diese beiden Menschen aus einem Holz geschnitzt sind", sagte Seine Exzellenz. "Der einzige Unterschied liegt in ihrer Kleidung und darin, daß einer in Amerika und der andere in Afrika geboren wurde."

"Deshalb werde ich nun, um jedermann wissen zu lassen, daß ich fest davon überzeugt bin, daß wir Brüder sind, Alhadji Malcolm X genauso ein Gewand überreichen, wie es der Nigerianer auf diesem Bild trägt."

Ich war überwältigt von der Pracht des wunderschönen blauen Gewandes und des orangefarbenen Turbans, die Seine Exzellenz mir überreichte. Ich beugte mich nach unten, damit der kleine Mann mir den Turban richtig auf den Kopf setzen konnte. Zusätzlich schenkte mir Seine Exzellenz Alhadji Isa Wali auch noch eine zweibändige Übersetzung des Heiligen Koran.

Nach diesem unvergeßlichen Empfang nahm mich Mrs. Shirley Graham Du Bois mit zu ihrem Haus, damit ich den Ort sehen und fotografieren konnte, an dem ihr verstorbener Ehemann, der berühmte Dr. W. E. B. Du Bois, seine letzten Tage verbracht hatte. Mrs. Du Bois ist Schriftstellerin und arbeitet als Direktorin des ghanesischen Fernsehens daran, das Medium für erzieherische Zwecke einzusetzen. Als Dr. Du Bois nach Ghana gekommen war, erzählte sie mir, hatte

Dr. Nkrumah den alternden großen militanten afro-amerikanischen Gelehrten wie einen König behandelt und Dr. Du Bois mit allem versorgt, was er sich nur wünschen konnte. Frau Du Bois erzählte mir weiter, als Dr. Du Bois im Sterben lag, sei Dr. Nkrumah gekommen, und die beiden Männer hätten sich in dem Bewußtsein voneinander verabschiedet, daß der Tod des einen schon sehr nahe war. Danach habe Dr. Nkrumah das Haus weinend verlassen.

Das letzte gesellschaftliche Ereignis, das in Ghana zu meinen Ehren veranstaltet wurde, war ein prächtiger Empfang, der von Seiner Exzellenz Mr. Armando Entralgo Gonzalez, dem kubanischen Botschafter in Ghana, gegeben wurde. Am Morgen darauf, einem Sonntag, holte mich das "Malcolm-X-Komitee" in meinem Hotel ab, um mich zum Flughafen zu begleiten. Als wir das Hotel verließen, trafen wir Cassius Clay, der mit ein paar Begleitern von seinem Morgenspaziergang zurückkam. Cassius schien einen Augenblick lang verunsichert zu sein, und dann sagte er einsilbig: "Wie geht's?" Mir schoß durch den Kopf, wie nahe wir uns vor dem Kampf gewesen waren, der sein Leben so nachhaltig verändert hatte. Es gehe mir gut, erwiderte ich, und ihm hoffentlich auch - und das meinte ich ganz ernst. Später sandte ich Cassius ein Telegramm, um ihm meine Hoffnung mitzuteilen, er möge erkennen, wie sehr er von Muslimen überall auf der Welt geliebt werde; und daß er sich nicht von irgend jemandem benutzen und manipulieren lassen solle, Dinge zu sagen und zu tun, die seinem guten Ruf schaden könnten.

Ich war gerade dabei, mich im Flughafen von Akkra von den Mitgliedern des "Malcolm-X-Komitees" zu verabschieden, als eine kleine Autokolonne mit *fünf Botschaftern* eintraf, um sich ebenfalls von mir zu verabschieden!

Mir fehlten die Worte.

Dann saß ich im Flugzeug nach Monrovia, Liberia, wo ich einen Tag verbringen wollte. Es ging mir durch den Kopf, daß ich außer meinen Erfahrungen im Heiligen Land noch etwas anderes mit in die USA nehmen würde - meine unauslöschlichen Erinnerungen an ein Afrika so voller ernsthaftem Selbstbewußtsein, voller Kraft und Reichtum und mit einer Zukunft, die diesem Kontinent eine neue Rolle in der Welt zuweisen wird.

Von Monrovia flog ich nach Dakar, Senegal. Am Flughafen erwartete mich eine lange Schlange von Senegalesen, die von dem Muslim aus Amerika gehört hatten. Sie waren alle gekommen, um meine Hand zu schütteln und mich um ein Autogramm zu bitten. "Unser Volk kann nicht Arabisch sprechen, aber wir tragen den Islam in unseren Herzen", sagte ein Sengalese. Ich erwiderte, das sei eine genaue Beschreibung der Empfindungen ihrer afro-amerikanischen Muslimbrüder.

Von Dakar flog ich nach Marokko, wo ich einen Tag damit verbrachte, mir die Sehenswürdigkeiten anzuschauen. Ich besuchte die berühmte Kasbah, das Ghetto, das entstanden war, als die herrschenden weißen Franzosen den dun-

kelhäutigen Einheimischen den Zutritt zu bestimmten Teilen von Casablanca verboten hatten. Tausende und Abertausende der unterworfenen Einheimischen waren damals in diesem Ghetto zusammengepfercht worden, nicht viel anders als es in New York geschehen war, wo Harlem zu Amerikas Kasbah gemacht worden ist.

Am Dienstag, dem 19. Mai 1964 - meinem neununddreißigsten Geburtstag - traf ich in Algier ein. Es war viel passiert in den letzten Jahren. Ich persönlich hatte in dieser Zeit mehr Erfahrungen gesammelt als ein Dutzend Menschen. Während mich der Taxifahrer zum Hotel Aletti brachte, beschrieb er die Greuel, die die Franzosen begangen hatten, und welche Maßnahmen er persönlich ergriffen hatte, um es ihnen heimzuzahlen. Auf den Straßen Algiers hörte ich haßerfüllte Äußerungen von einfachen Leuten über Amerikas Unterstützung für die Unterdrücker des algerischen Volkes. Die Algerier waren wahre Revolutionäre, die keine Angst vor dem Tod hatten. Sie hatten ihm so lange die Stirn geboten.

Am 21. Mai landete ich mit dem Flug Nummer 115 der Pan American um 16 Uhr 25 auf dem Kennedy Airport in New York. Nacheinander verließen die Passagiere das Flugzeug in Richtung Zollabfertigung. Als ich die Menge von fünfzig oder sechzig Reportern und Fotografen unten an der Gangway sah, überlegte ich ganz ernsthaft einen Moment lang, mit welchem Prominenten ich wohl zusammen im Flugzeug gesessen hatte.

Aber der "Bösewicht", den sie erwarteten, war ich.

In einigen Großstädten der USA, besonders aber in Harlem, hatten die vorausgesagten explosionsartigen Aufstände des langen heißen Sommers 1964 begonnen. In der Presse des weißen Mannes war ich in unzähligen Artikeln als ein Symbol - wenn nicht als der Verursacher - der "Revolte" und der "Gewalt" der Schwarzen in Amerika herausgestellt worden, ganz egal, wo sie ausgebrochen war.

In der nun folgenden Pressekonferenz - der größten, die ich je erlebt habe - flackerten die Blitzlichter, und die Reporter deckten mich mit ihren Fragen ein.

"Mr. Malcolm X, was hat es mit diesen 'Blood Brothers' auf sich, die angeblich mit Ihrer Organisation verbunden und zur Ausübung von Gewalt ausgebildet sind und die nun unschuldige weiße Menschen getötet haben?"

"Mr. Malcolm X, stimmt es, daß Sie die Schwarzen dazu aufgefordert haben, 'Schützenvereine' zu bilden?"

Ich stand den Reportern Rede und Antwort. An den einseitigen Fragen des weißen Mannes, der nach einem Sündenbock suchte, war deutlich zu merken, daß ich wieder zurück in den USA war. Wenn weiße Jugendliche in New York Menschen umbrachten, dann war das ein "soziologisches" Phänomen. Wenn aber schwarze Jugendliche jemanden töteten, dann suchte sich die Machtelite

sofort irgendeinen, den sie dafür hängen konnte. Waren in der Vergangenheit Schwarze kaltblütig gelyncht oder auf andere Weise ermordet worden, dann hieß es immer: "Die Verhältnisse werden sich schon bessern." Weißen billigte die Verfassung das Recht zu, Gewehre zu besitzen, um sich und ihr Haus zu schützen. Wenn aber schwarze Menschen auch nur darüber redeten, sie hätten Gewehre zu Hause, dann war das sofort "verdächtig".

Ich ließ in meine Antwort etwas einfließen, womit die Reporter nicht gerechnet hatten. Ich sagte, die Schwarzen in den USA müßten endlich aufhören, so zu denken, wie der weiße Mann es ihnen beigebracht hätte - nämlich so, daß der Schwarze keine Alternative habe, als um seine sogenannten "Bürgerrechte" zu betteln. Es sei für die Schwarzen vielmehr an der Zeit zu erkennen, daß es ihr gutes Recht und obendrein auch noch eine erfolgversprechende Sache wäre, die Vereinigten Staaten unter der formellen Anklage der "Verweigerung von Menschenrechten" vor die Vereinten Nationen zu bringen. Und wenn Angola und Südafrika wirklich Präzedenzfälle wären, dann könnten die USA einer Verurteilung auf eigenem Heimatboden nicht entkommen.

Ich hatte schon damit gerechnet, daß die Pressevertreter sofort versuchen würden, mich auf ein anderes Thema zu bringen. Man fragte mich also nach meinem "Brief aus Mekka", aber auch dazu hatte ich eine wohlüberlegte Antwort parat:

"Ich hoffe, daß meine Hadsch zur Heiligen Stadt Mekka ein für allemal die echte religiöse Verbindung unserer Muslim Mosque mit den 750 Millionen Muslimen der orthodoxen islamischen Welt hergestellt hat. Und ich *weiß* ein für allemal, daß die Schwarzafrikaner in den 22 Millionen Schwarzen der USA ihre schon vor langer Zeit verloren geglaubten *Brüder und Schwestern* sehen! Sie *lieben* uns! Sie *studieren* und verfolgen aufmerksam unseren Freiheitskampf! Sie waren *überglücklich* zu erfahren, daß wir uns nach langem passiven Verharren wieder erheben - obwohl das sogenannte "christliche" weiße Amerika uns gelehrt hat, wir müßten uns unserer afrikanischen Brüder und unserer Heimat *schämen*!

Ja - ich habe einen Brief aus Mekka geschrieben. Sie fragen mich: 'Haben Sie nicht gesagt, daß Sie jetzt auch Weiße als Brüder akzeptieren?' Nun, darauf möchte ich ihnen antworten, daß ich in der islamischen Welt sehen und spüren konnte, wie sich mein Denken erweiterte! Und genau das habe ich nach Hause geschrieben. Ich habe wirklich wahre, brüderliche Liebe von vielen weißhäutigen Muslimen erfahren, die keinen einzigen Gedanken an die Rasse oder die Hautfarbe ihrer Glaubensbrüder verschwendeten.

Die Pilgerfahrt hat meinen Horizont erweitert. Durch sie wurde ich mit neuen Einsichten gesegnet. In nur zwei Wochen im Heiligen Land habe ich gesehen, was ich in Amerika in neununddreißig Jahren nicht zu sehen bekommen habe. Ich sah Menschen aller *Rassen* und *Hautfarben* - von blauäugigen Blonden bis

zu schwarzhäutigen Afrikanern - in *wahrer* Brüderlichkeit zusammen! In Einheit! Sie lebten vereint! Beteten vereint! Unter ihnen gab es keine Befürworter der Rassentrennung - und keine Liberalen. Sie hätten nicht einmal gewußt, was diese Worte bedeuten.

Es stimmt, daß ich in der Vergangenheit *alle* Weißen ohne Ausnahme verurteilt habe. Aber jetzt, da ich Weiße erlebt habe, die es wirklich ehrlich meinen, die wahrhaftig fähig sind, sich einem Schwarzen gegenüber brüderlich zu verhalten, jetzt werde ich mich nie wieder verallgemeinernder Anklagen schuldig machen. Der wahre Islam hat mir gezeigt, daß eine generelle Verurteilung aller Weißen so falsch ist wie generelle Anklagen von Weißen gegen Schwarze.

Ja, ich habe mich davon überzeugen lassen, daß *einige* Weiße in den USA dabei helfen wollen, den um sich greifenden Rassismus zu bekämpfen, der dabei ist, dieses Land zu *zerstören*!

Durch die Brüderlichkeit, die mir im Heiligen Land widerfahren ist, habe ich meine Einstellung geändert. Und ich meine nicht nur die Brüderlichkeit mir gegenüber, sondern Brüderlichkeit zwischen all den dort anwesenden Menschen, ungeachtet ihrer Nationalität und Hautfarbe. Und jetzt, wo ich wieder zurück in Amerika bin, wird meine Einstellung gegenüber Weißen davon bestimmt werden, was wir Schwarzen hier in der Frage der Brüderlichkeit erfahren und was wir hier sehen. Eines der gravierenden *Probleme* hier in den USA hängt damit zusammen, daß es nur eine kleine Minderheit von sogenannten "guten" oder "brüderlichen" Weißen gibt. Aber abgesehen von diesen wenigen "guten" Weißen, haben wir es hier in den USA mit einem Kollektiv von 150 Millionen Weißen zu tun, die unserem Kollektiv von 22 Millionen Schwarzen gegenüberstehen!

Hier in den USA ist der Rassismus unter den Weißen so tief verwurzelt, ihr Glaube, daß sie auf irgendeine Weise "überlegen" sind, sitzt bei ihnen so tief, daß er zu einem Teil des nationalen weißen Unterbewußtseins geworden ist. Es ist eine Tatsache, daß sich viele Weiße ihres eigenen Rassismus so lange nicht bewußt sind, bis sie auf die Probe gestellt werden und ihr Rassismus in der einen oder anderen Form zutage tritt.

Bitte hören Sie mir jetzt genau zu: Es ist der Rassismus des weißen Mannes gegenüber den Schwarzen hier in Amerika, der ihn auf der ganzen Welt in große Schwierigkeiten mit anderen nichtweißen Völkern gestürzt hat. Der weiße Mann kommt nicht mehr davon los, daß er automatisch alle, die nicht seine Hautfarbe haben, ungeachtet der Person stigmatisiert. Und die nichtweißen Völker der Welt haben es gründlich satt, sich von den Weißen herablassend behandeln zu lassen! Deshalb haben Sie all diesen Ärger wie beispielsweise in Vietnam oder direkt hier in der westlichen Hemisphäre. Der weiße Mann hat dafür gesorgt, daß an die hundert Millionen Menschen afrikanischer Abstammung untereinander gespalten worden sind, der weiße Mann hat ihnen beige-

bracht, einander zu hassen und zu mißtrauen. Auf den Westindischen Inseln, in Kuba, Brasilien, Venezuela, ganz Südamerika, Mittelamerika! In all diesen Ländern leben Menschen, in deren Adern afrikanisches Blut fließt! Sogar auf dem afrikanischen Kontinent hat es der weiße Mann verstanden, mit List und Tücke dafür zu sorgen, daß der schwarze Afrikaner mit dem braunen Araber verfeindet ist und die sogenannten "christlichen Afrikaner" gegen die muslimischen Afrikaner aufgehetzt wurden. Können Sie sich vorstellen, was passieren würde, ja was zweifellos passieren *wird*, wenn all diese Völker afrikanischer Herkunft ihre Blutsbande *erkennen*, wenn sie endlich begreifen würden, daß sie alle ein gemeinsames Ziel haben und sich schließlich *vereinigen*?"

Die versammelte Presse war froh, als sie mich an diesem Tag endlich loswurde. Ich glaube, meine schwarzen Brüder, die ich gerade kurz vorher in Afrika verlassen hatte, wären mit meinen Stellungnahmen zum Thema zufrieden gewesen. Mein Telefon stand die ganze Nacht nicht still. Meine schwarzen Brüder und Schwestern aus New York und Umgebung und aus einigen anderen Städten riefen an, um mir zu meinen Äußerungen zu gratulieren, die sie in den Nachrichtensendungen von Radio und Fernsehen gehört und gesehen hatten. Andere Anrufer, die meisten waren Weiße, wollten wissen, ob ich bald wieder öffentlich reden würde.

Am nächsten Tag fuhr ich in meinem Wagen auf der Schnellstraße, als an einer roten Ampel ein anderer Wagen neben mir hielt. Eine weiße Frau saß am Steuer, und auf der Beifahrerseite, also gleich neben mir, saß ein weißer Mann. *"Malcolm X!"* rief er zu mir rüber - und als ich mich zu ihm drehte, streckte er mir lachend seine Hand aus dem geöffneten Fenster herüber. "Haben Sie etwas dagegen, einem Weißen die Hand zu schütteln?" Das muß man sich mal vorstellen! Und gerade als die Ampel dann grün wurde, rief ich ihm noch zu "Ich reiche jedem gern die Hand, der ein Mensch ist. Sind Sie einer?"

19 Das Jahr 1965

Um ehrlich zu sein, Schwarze - Afro-Amerikaner - zeigten keinerlei Interesse, zu den Vereinten Nationen zu rennen und für sich Gerechtigkeit hier in den USA einzufordern. Das war mir schon vorher völlig klar gewesen. Die Weißen in Amerika haben den Schwarzen eine so gründliche Gehirnwäsche verpaßt, daß sie sich selbst nur noch als ein innenpolitisches "Bürgerrechtsproblem" sehen, und es wird vermutlich länger dauern, als ich lebe, bis die Schwarzen in Amerika erkennen, daß ihr Kampf ein internationaler Kampf ist.

Ich wußte auch, daß die Schwarzen sich nicht darum reißen würden, zusammen mit mir zum orthodoxen Islam überzutreten, zu der Religion, die mir die Einsicht und Erkenntnis gegeben hatte, daß Schwarze und Weiße wirklich Brüder sein können. In Amerika sind die Schwarzen - insbesondere die älteren - zu stark vom Christentum geprägt, dessen Verhältnis zur Unterdrückung sich durch eine Doppelmoral auszeichnet.

Während der für jedermann offenen Versammlungen, die ich nun sonntagnachmittags oder -abends im bekannten Harlemer Audubon Ballroom abhielt, sah ich mich vorwiegend nichtmuslimischen Zuhörern gegenüber. Ich wollte deshalb nicht die islamische Religion in den Vordergrund stellen, weil ich versuchte, niemanden von denen auszuschließen, die vor mir saßen: "... weder Muslime noch Christen, Katholiken oder Protestanten, Baptisten oder Methodisten, Demokraten oder Republikaner, Freimaurer oder Rotarier. Ich meine die Schwarzen in den USA - die Schwarzen überall auf dieser Welt! Denn als diese kollektive Masse von Schwarzen sind uns nicht nur unsere Bürgerrechte vorenthalten worden, sondern sogar unsere Menschenrechte, das Recht auf Menschenwürde!"

Nach meinen Ansprachen auf der Straße schienen mir die Leute, die mir begegneten, in ihren Mienen und Stimmen eine Haltung auszudrücken wie "Abwarten und Tee trinken..." - selbst die, die mir begeistert die Hand schüttelten und ein Autogramm wollten. Ich spürte und verstand ihre Unsicherheit darüber, was denn nun meine Position sei. Seit der "Befreiung" nach dem Bürgerkrieg waren die Schwarzen so viele fruchtlose Wege gegangen. Ihre Führer hatten sie größtenteils im Stich gelassen. Die christliche Religion hatte sie enttäuscht. Die Schwarzen waren gezeichnet, sie waren vorsichtig und ängstlich geworden.

Ich verstand das jetzt besser als früher. Im Heiligen Land, weit entfernt vom Rassenproblem in den USA, war ich zum ersten Mal in der Lage gewesen, in aller Ruhe darüber nachzudenken, welche grundlegenden Unterschiede es unter Weißen in Amerika gibt, was ihre Einstellungen und Motive mit Schwarzen zu tun haben und wie sie sich auf diese auswirken. In den neununddreißig Jahren meines Lebens auf dieser Erde hatte ich in der Heiligen Stadt Mekka zum ersten Mal vor dem Schöpfer des Universums gestanden und mich selbst zum ersten Mal als vollständiges menschliches Wesen empfunden.

In jener schon erwähnten friedlichen Nacht im Heiligen Land, als ich noch wach inmitten meiner schnarchenden Pilgerbrüder lag, wanderten meine Gedanken zurück zu persönlichen Erinnerungen, die ich für immer vergessen geglaubt hatte, zurück zu jener Zeit, in der ich ein kleiner Junge von acht oder neun Jahren gewesen war. Weit hinter unserem Haus, draußen auf dem Land um Lansing, Michigan, befand sich ein alter, grasbewachsener Hügel, *Hector's Hill*, wie wir ihn nannten - vielleicht gibt es ihn immer noch. Im Heiligen Land

erinnerte ich mich daran, wie ich oben auf *Hector's Hill* gelegen und in den Himmel zu den Wolken geschaut hatte, die über mir dahinzogen, versunken in die verschiedensten Tagträumereien. Und dann, in seltsamem Gegensatz dazu, fiel mir wieder ein, wie ich Jahre später während meines Gefängnisaufenthalts manchmal auf meiner Pritsche gelegen und mich in Gedanken vor großen Menschenmengen sprechen gesehen hatte. Das war mir vor allem passiert, wenn ich in Einzelhaft gesessen hatte - im "Loch", wie wir Gefangenen das nannten. Ich kann mir nicht erklären, warum ich diese Vorahnungen hatte, aber sie waren da. Hätte ich damals irgend jemandem davon erzählt, so wäre ich für verrückt gehalten worden. Ich selbst hatte ja auch nicht die geringste Ahnung...

Auch die zwölf Jahre, die ich mit Elijah Muhammad verbracht hatte, waren in Mekka wie ein Film vor meinem geistigen Auge vorübergezogen. Wahrscheinlich wird niemand je wirklich begreifen können, wie umfassend mein Glaube an Elijah Muhammad gewesen ist. Ich glaubte an ihn nicht nur als Führer im normalen *menschlichen* Sinn, sondern ich sah in ihm einen *göttlichen* Führer. Ich war davon überzeugt, daß er keinerlei menschliche Schwächen oder Unzulänglichkeiten hätte und daß er deswegen keine Fehler machen und kein Unrecht begehen könne. Auf jenem Berggipfel im Heiligen Land wurde mir klar, wie ungemein gefährlich es für Menschen ist, eine solch hohe Wertschätzung von einem anderen Menschen zu haben, ja, ihn für "von Gott geleitet" oder "beschützt" zu halten.

Mein gedanklicher Horizont hatte sich in Mekka stark erweitert. In den langen Briefen, die ich an Freunde schrieb, versuchte ich meine neuen Einsichten in den Kampf und in die Probleme der amerikanischen Schwarzen zu vermitteln und zu erklären, wie tiefgehend meine Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit war.

"Ich habe endgültig genug von der Propaganda anderer", schrieb ich an sie. "Ich will Wahrheit, ganz egal, wer sie ausspricht. Ich will Gerechtigkeit, ganz egal, wem sie nutzt oder wem sie schadet. Ich bin vor allem Mensch, und als solcher trete ich für das ein, was der Menschheit *in ihrer Gesamtheit* zugute kommt - wer oder was es auch immer sei."

Im großen und ganzen schwieg die Presse des weißen Mannes zu meinem Versuch, Schwarzen eine neue Orientierung zu geben. Im langen heißen Sommer von 1964 jagte ein Zwischenfall den nächsten, und mir wurde ununterbrochen vorgeworfen, ich würde "die Schwarzen aufwiegeln". Ich reagierte jedesmal sehr scharf, wenn ich ein Radio- oder Fernsehmikrofon vor mir hatte und man mich zum wiederholten Male fragte, warum ich "Schwarze aufhetzte" oder "Gewalt schürte".

"Der soziale Sprengstoff, der sich aus der Arbeitslosigkeit, den schlechten Wohnverhältnissen und dem Bildungsnotstand in den Ghettos entwickelt, braucht nicht erst von irgend jemandem zur Explosion gebracht zu werden.

Diese spannungsgeladene Situation, diese verbrecherischen Zustände existieren schon so lange, daß es keinen Zünder braucht; das Ganze entzündet sich von selbst, es flammt spontan von innen her auf."

Sie nannten mich den "zornigsten Schwarzen in Amerika". Ich bestritt das nicht, denn ich sprach genau das aus, was ich fühlte: "Ich *glaube* an den Zorn. In der Bibel steht, daß auch der Zorn seine Zeit hat." Sie nannten mich einen "Prediger der Gewalt, einen Scharfmacher". Dagegen stellte ich klipp und klar fest: "Das ist eine Lüge. Ich bin nicht für willkürliche Gewalt. Ich bin für Gerechtigkeit. Wenn Weiße von Schwarzen angegriffen werden und die Sicherheitskräfte sich als unfähig oder nicht in der Lage erweisen, sich gar weigern sollten, diese Weißen gegen die Schwarzen zu beschützen, dann sollten sich diese Weißen meiner Meinung nach selbst verteidigen und vor den Schwarzen schützen, wenn nötig mit Waffengewalt. Und wenn das Gesetz nicht garantieren kann, daß Schwarze vor den Angriffen der Weißen geschützt werden, dann sollten diese Schwarzen meiner Meinung nach Waffen benutzen, wenn das zu ihrer Verteidigung nötig ist."

"Malcolm X tritt für die Bewaffnung der Schwarzen ein!"

Warum eigentlich nicht? Ich war ein Schwarzer und redete über die physische Verteidigung gegen den weißen Mann. Solange der weiße Mann Schwarze lyncht, verbrennt, bombardiert und zusammenschlägt, ist alles in Ordnung. Wir bekommen dann zu hören: "Habt Geduld!"..."Das sind tiefsitzende Gewohnheiten."..."Es wird doch allmählich besser."

Ich halte es für ein Verbrechen, wenn jemand, der brutaler Gewalt ausgesetzt ist, sich diese Gewalt gefallen läßt, ohne irgend etwas für seine eigene Verteidigung zu tun. Und wenn die "christliche" Lehre so auszulegen ist, wenn Ghandis Philosophie uns das lehrt, dann nenne ich diese Philosophien kriminell.

In meinen Reden versuchte ich, meine neue Position zu den Weißen klarzumachen: "Ich spreche hier nicht gegen die aufgeschlossenen, wohlmeinenden, guten Weißen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es davon *wirklich* einige gibt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß nicht alle Weißen Rassisten sind. Ich spreche und ich kämpfe gegen die weißen *Rassisten.* Ich glaube felsenfest daran, daß wir Schwarzen das Recht haben, gegen diese Rassisten zu kämpfen - mit allen notwendigen Mitteln."

Die weißen Reporter jedoch wollten mich weiterhin mit dem Wort "Gewalt" in Verbindung bringen. Ich glaube, es gab kein einziges Interview, in dem ich mich nicht mit dieser Anschuldigung auseinandersetzen mußte.

"Ich *bin* für Gewalt, wenn Gewaltlosigkeit bedeutet, daß wir weiterhin die Lösung der Probleme der Schwarzen hier in Amerika aufschieben - nur um Gewalt zu *vermeiden.* Ich lehne Gewaltlosigkeit ab, wenn sie diese Lösung hinauszögert. Für mich ist eine aufgeschobene Lösung dasselbe wie eine Nicht-Lösung. Oder anders ausgedrückt: Wenn Gewalt notwendig ist, um den Schwar-

zen in diesem Land zu ihren Menschenrechten zu verhelfen, dann bin ich *für* Gewalt. Sie wissen genau, daß es bei den Iren, den Polen oder den Juden nicht anders wäre, wenn man sie in unerträglicher Weise diskriminieren würde. Genau wie ich wären sie in so einem Fall für die Anwendung von Gewalt - ganz egal, welche Konsequenzen das haben würde oder wer dabei durch die Gewalt zu Schaden käme."

Die weiße Gesellschaft *haßt* es, wenn jemand, und ganz besonders ein Schwarzer, über die Verbrechen spricht, die die Weißen an den Schwarzen begangen haben. Aus diesem Grund hat man mich so häufig einen "Revolutionär" genannt. Das hatte immer den Beiklang, als hätte *ich* irgendwelche Verbrechen begangen! Wahrscheinlich müssen die Schwarzen in den USA einmal eine *wirkliche* Revolution erleben. Das deutsche Wort für "Revolution" ist *Umwälzung*.[1] Es meint einen vollständigen Umsturz, eine totale Veränderung. Der Sturz König Faruks in Ägypten und die Machtübernahme durch Nasser sind ein Beispiel für eine wirkliche Revolution - die Zerstörung des alten Systems und seine Ersetzung durch ein neues. Die von Ben Bella geführte algerische Revolution ist ein weiteres Beispiel. Die Franzosen, die mehr als hundert Jahre lang dort gewesen sind, wurden verjagt. Doch wie kann jemand ernsthaft behaupten, die Schwarzen in den USA machten so etwas wie eine "Revolution"? Ja, es stimmt, sie verurteilen das System - aber sie versuchen nicht, dieses System zu stürzen oder zu zerstören. Die sogenannte "Revolte" der Schwarzen ist im Grunde nichts anderes als die Bitte, innerhalb des existierenden Systems *akzeptiert* zu werden. Eine *echte* schwarze Revolution könnte beispielsweise der Kampf für separate schwarze Staaten in diesem Land sein - etwas, was verschiedene Gruppen und Einzelpersonen schon lange vor Elijah Muhammad befürwortet haben.

Als der Weiße dieses Land betrat, hat er sich sicher nicht gerade durch "Gewaltlosigkeit" hervorgetan. Der Mann, dessen Name heute hier als Symbol für Gewaltlosigkeit steht, hat dazu gesagt: "Unsere Nation wurde durch Völkermord geboren, denn sie machte sich die Doktrin zu eigen, daß die ursprünglichen Amerikaner, die Indianer, eine minderwertige Rasse seien. Noch bevor eine größere Anzahl von Schwarzen die Küsten dieses Landes erreichten, war das Gesicht dieser kolonialen Gesellschaft bereits vom Rassenhaß gezeichnet. Seit dem 16. Jahrhundert ist in den erbitterten Kämpfen um die Rassenvorherrschaft Blut vergossen worden. Wir sind vielleicht die einzige Nation, die im Rahmen ihrer nationalen Politik versucht hat, ihre Ureinwohner auszurotten. Und dann haben wir diese tragische Erfahrung auch noch in den Rang eines edlen Kreuzzugs erhoben. Tatsächlich sind wir bis zum heutigen Tage immer noch

---

1 im Original auch deutsch

nicht bereit, diese beschämenden Vorgänge zu verurteilen oder zu bereuen. In unserer Literatur, unseren Filmen, in unseren Theaterstücken und in unserer Folklore wird das Ganze sogar noch verherrlicht. Unseren Kindern wird bis heute beigebracht, diese Gewalt zu respektieren, die ein Volk mit roter Haut, das einer viel älteren Kultur angehört, auf einige wenige verstreute Gruppen reduziert hat, die in verarmten Reservaten zusammengetrieben wurden."

"Friedliche Koexistenz!" Ein anderes Schlagwort des weißen Mannes, das ihm sehr schnell über die Lippen kommt. Schön und gut! Aber wie sahen die Taten des weißen Mannes aus? Während seines gesamten Marsches durch die Geschichte hat er das Banner des Christentums geschwungen - und in der anderen Hand trug er das Schwert und die Flinte.

Gehen wir zurück zu den frühen Anfängen des Christentums. Der Katholizismus, der Ursprung des streng hierarchisch geordneten Christentums, wie wir es heute kennen, wurde in Afrika entwickelt - von den "Wüstenpatern", wie sie von der christlichen Kirche genannt werden. Der Rassismus durchsetzte die christliche Kirche, als sie sich im weißen Europa ausbreitete. Und dann kehrte sie unter dem Banner des Kreuzes wieder nach Afrika zurück - erobernd, mordend, ausbeutend, brandschatzend, vergewaltigend, tyrannisierend, prügelnd - und predigte die weiße Vorherrschaft. Auf diese Art und Weise riß der weiße Mann die Führungsposition in der ganzen Welt an sich - durch den Gebrauch nackter physischer Gewalt. Auf der geistigen Ebene war er aber auf den Besitz dieser Macht überhaupt nicht vorbereitet. Dabei hat sich im Verlauf der Menschheitsgeschichte immer wieder neu erwiesen, daß sich jede Führerschaft an ihren geistigen Werten messen lassen muß. Mit einer inneren Geisteshaltung vermag man Menschen zu gewinnen, mit Gewalt unterwirft man sie. Liebe kann nur aus geistigen Werten entstehen, bloße Macht erzeugt nur Furcht.

Ich stimme hundertprozentig mit den Rassisten überein, die behaupten, daß Brüderlichkeit nicht per Regierungsdekret *erzwungen* werden kann. Die einzige echte Lösung für die heutige Welt liegt darin, daß sich die Regierungen von wahrer Religion leiten lassen - von geistigen Werten. Ich bin davon überzeugt, daß das vom Rassenhaß zerrissene Amerika die islamische Religion bitter nötig hat, ganz besonders die Schwarzen in diesem Land. Die Schwarzen sollten darüber nachdenken, daß sie immer die eifrigsten Christen in ganz Amerika gewesen sind - aber was hat es ihnen gebracht? Und wohin hat das von Weißen beherrschte und von ihnen ausgelegte Christentum diese *Welt* gebracht?

Es hat die nichtweißen zwei Drittel der Weltbevölkerung in die Rebellion getrieben. Zwei Drittel der Menschheit sagen heute dem anderen Drittel, der weißen Minderheit: "Schert euch zum Teufel!" Und der weiße Mann zieht sich zurück. Und während er sich zurückzieht, können wir beobachten, wie sich die nichtweißen Völker eiligst wieder auf ihre ursprünglichen Religionen besinnen, die vom weißen Eroberer als "heidnisch" bezeichnet worden waren. Nur eine

einzige Religion - der Islam - hatte die Kraft, *tausend Jahre* lang dem weißen Christentum standzuhalten und es zu bekämpfen. Einzig der Islam konnte es in Schach halten.

Die Afrikaner besinnen sich wieder auf den Islam und auf andere ihrer ursprünglichen Religionen; die Asiaten werden wieder zu Hindus, zu Buddhisten oder Muslimen.

So wie sich der christliche Kreuzzug einst ostwärts wandte, so bricht der islamische Kreuzzug nun nach Westen auf. Der Osten - Asien - verschließt sich dem Christentum, Afrika wird in raschem Tempo zum Islam bekehrt, und Europa wird zusehends unchristlicher. Es ist heute unbestritten, daß die "christliche" Zivilisation der weißen USA - weltweit hält sie die weiße Rasse an der Macht - die stärkste noch verbliebene Bastion des Christentums darstellt.

Nun, *wenn* dem so ist, wenn das heute in den USA gelebte sogenannte "Christentum" das Beste ist, was das Weltchristentum noch zu bieten hat, dann ist das doch Beweis genug dafür, daß das *Ende* des Christentums sehr, sehr nahe ist.

Wer weiß schon, daß einige protestantische Theologen in ihren Schriften vom "nachchristlichen Zeitalter" sprechen - und damit die *Gegenwart* meinen?

Was ist der eigentliche Grund für das Versagen der christlichen Kirche? Daß sie versäumt hat, den Rassismus zu bekämpfen. Es ist wieder mal die alte Geschichte: "Was ihr säet, das werdet ihr ernten." In gotteslästerlicher Weise hat die Kirche Rassismus gesät; nun fährt sie die Ernte ein.

Man stelle sich vor, jeden Sonntagmorgen im Jahre des Herrn 1965 wird das "christliche Gewissen" der Gemeindemitglieder von Diakonen behütet, die möglichen schwarzen Andachtsbesuchern den Zutritt zur Kirche mit den Worten verweigern: "*Dieses* Gotteshaus dürfen Sie leider nicht betreten!"

Kann es eigentlich eine noch traurigere Ironie geben, als daß St. Augustine, Florida, benannt nach dem schwarzen afrikanischen Heiligen, der den Katholizismus vor der Ketzerei bewahrt hat, vor kurzem zum Schauplatz blutiger Rassenunruhen wurde?

Ich glaube, daß Gott im Moment der "christlichen" weißen Gesellschaft auf dieser Welt eine allerletzte Chance gibt, ihre Verbrechen, die Ausbeutung und die Versklavung der nichtweißen Völker dieser Erde, zu bereuen und wiedergutzumachen. Auch dem Pharao gab Gott Gelegenheit zur Reue, doch der weigerte sich auch dann noch, den Opfern seiner Unterdrückung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und schließlich hat Gott Pharao bekanntlich vernichtet.

Bedauert das weiße Amerika seine Verbrechen an den Schwarzen tatsächlich? Besitzt das weiße Amerika überhaupt die Fähigkeit zu bereuen - und die Fähigkeit wiedergutzumachen? Wieviele in der weißen amerikanischen Gesellschaft sind fähig zu Reue und Sühne? Die Mehrheit? Die Hälfte? Ein Drittel?

Viele unter den Schwarzen, den Opfern - tatsächlich sogar die allermeisten - wären nur zu gern bereit, die Verbrechen zu vergeben und zu vergessen. Den

meisten Weißen in den USA scheint es jedoch überhaupt nicht in den Kopf zu kommen, ernsthaft Sühne zu leisten und den Schwarzen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wie in aller Welt sollte die weiße Gesellschaft denn auch Wiedergutmachung leisten *können* für Versklavung, Vergewaltigung, Kastration und all den anderen Terror, den sie jahrhundertelang gegenüber *Millionen* von Menschen ausgeübt hat? Welche Wiedergutmachung würde der Gott der Gerechtigkeit verlangen für den Raub der Arbeitskraft, des Lebens, der wahren Identität, der Kultur, der Geschichte der Schwarzen, ja, für den Raub ihrer Menschenwürde?

Die ganze Palette heuchlerischer "Integration" - die gemeinsam mit Weißen getrunkene Tasse Kaffee und der ungehinderte Zutritt zu Theatern oder öffentlichen Toiletten - kann keine Wiedergutmachung sein!

Nach kurzem Aufenthalt in den USA fuhr ich wieder ins Ausland. Diesmal verbrachte ich achtzehn Wochen im Nahen Osten und in Afrika.

Zu den Staatsmännern, bei denen ich auf dieser Reise private Audienzen hatte, gehörten der Präsident von Ägypten, Gamal Abdel Nasser, der Präsident Tansanias, Julius K. Nyerere, der nigerianische Präsident Nnamoi Azikiwe, Osagyefo Dr. Kwame Nkrumah aus Ghana, Präsident Sekou Touré aus Guinea, Präsident Jomo Kenyatta aus Kenia und der Premierminister von Uganda, Dr. Milton Obote.

Ich traf auch mit religiösen Führern zusammen, mit Afrikanern, Arabern, Asiaten, mit Muslimen und Nichtmuslimen. Und in allen Ländern, die ich besuchte, sprach ich mit Afro-Amerikanern und Weißen aus den verschiedensten Berufen und von unterschiedlicher sozialer Herkunft.

Ein führender afrikanischer Staatsmann machte mich dankenswerterweise auf den weißen US-Botschafter eines bestimmten afrikanischen Landes aufmerksam - von all den US-Diplomaten in Afrika genieße dieser Mann das höchste Ansehen. Ich unterhielt mich einen ganzen Nachmittag lang mit ihm. Nach all dem, was ich über ihn gehört hatte, mußte ich ihm glauben, als er mir sagte, solange er sich auf dem afrikanischen Kontinent aufhalte, habe er niemals in Rassenkategorien gedacht. Er gehe hier mit Menschen um, ohne auf ihre Hautfarbe zu achten. Es seien vielmehr die Sprachunterschiede, die ihm auffielen. Erst, wenn er wieder in die USA zurückkehre, würden ihm die Unterschiede zwischen den Hautfarben erneut bewußt.

Darauf sagte ich: "Wollen Sie damit also sagen, daß nicht der amerikanische Weiße *an sich* rassistisch ist, sondern daß es das politische, wirtschaftliche und soziale *Klima* in den USA ist, das geradezu automatisch die rassistische Psyche des Weißen erzeugt und am Leben erhält?" Er bejahte das.

Wir waren uns darüber einig, daß die amerikanische Gesellschaft es den Menschen nahezu unmöglich macht, aufeinander zuzugehen, ohne der Hautfarbe Beachtung zu schenken. Und beide waren wir auch davon überzeugt, daß

Amerika eine Gesellschaft hervorbringen könnte, in der Reiche und Arme wirklich wie menschliche Wesen miteinander leben - wenn es nur gelänge, den Rassismus zu beseitigen.

Aus der Diskussion mit dem Botschafter gewann ich eine neue Einsicht - eine, die mir gut gefiel. Der weiße Mann ist nicht von Natur aus schlecht. Es ist die rassistische Gesellschaft der USA, die ihn dazu bringt, Böses zu tun. Diese Gesellschaft erzeugt und nährt ein Bewußtsein, das in den Menschen die niedrigsten und gemeinsten Instinkte zutage treten läßt.

Ein Gespräch völlig anderer Art hatte ich mit einem anderen Weißen, der mir in Afrika begegnete. Für mich personifizierte er genau das, worüber ich mit dem Botschafter gesprochen hatte. Während meiner ganzen Reise war mir natürlich bewußt, daß ich ständig observiert wurde. Der Agent war ein besonders auffälliger und widerwärtiger Typ. Ich bin mir nicht sicher, zu welchem Geheimdienst er gehörte; hätte er es mir gesagt, würde ich es hier weitergeben. Jedenfalls ging er mir schließlich extrem auf die Nerven. Ich konnte nicht einmal mehr im Hotel essen, ohne ihn irgendwo in der Nähe herumschnüffeln zu sehen. Man hätte denken können, ich sei John Dillinger oder sonstwer.

Eines Morgens stand ich einfach vom Frühstückstisch auf, ging direkt auf ihn zu und erklärte ihm, ich wisse, daß er mir nachspioniere. Falls er Fragen habe, solle er sich doch ruhig an mich wenden. Er reagierte mit einer Haltung, als wollte er mir sagen: "Mit sowas wie dir geb ich mich doch gar nicht erst ab." Ich sagte ihm dann direkt ins Gesicht, daß er ein Idiot sei, daß er keine Ahnung davon habe, wer ich sei und wofür ich stehen würde, und daß er einer von denen sei, die anderen das Denken überlassen. Es sei ja völlig egal, was für einen Job man habe, das mindeste sei aber doch wohl, daß man sich die Fähigkeit zu selbständigem Denken erhalte. Das saß. Er ging zum Gegenangriff über.

Seinen Worten nach war ich antiamerikanisch, unamerikanisch, aufrührerisch, subversiv und wahrscheinlich Kommunist. Ich erwiderte, alles, was er da über mich sagen würde, beweise nur, wie wenig er über mich wisse. Das einzige, wessen FBI oder CIA oder wer auch immer mich jemals schuldig befinden könnten, sei Aufgeschlossensein für neue Gedanken. Ich sagte ihm, ich würde nach der Wahrheit suchen und mich bemühen, dabei allem gerecht zu werden und sachlich das eine gegen das andere abzuwägen. Ich hätte etwas gegen Denken, das in Zwangsjacken gesteckt wird, gegen Gesellschaften in Zwangsjacken. Ich sagte, ich respektierte das Recht eines jeden Menschen, das für vernünftig zu halten, was ihm sein Verstand eingebe. Dafür erwartete ich aber von allen anderen, mir das Gleiche zuzugestehen.

Dann zog dieser Superschnüffler über meine religiösen Überzeugungen als "Black Muslim" her. Ich fragte ihn, ob sein Hauptquartier es denn nicht für notwendig befunden habe, ihn auf dem laufenden zu halten, so zum Beispiel über die Veränderungen in meinem Glauben und meinen Ansichten? Der Islam, an den

ich mittlerweile glaubte, sei der, wie er in Mekka gelehrt werde: Es gibt keinen Gott außer Allah, und Muhammad Ibn Abdullah, der vor vierzehnhundert Jahren in der Heiligen Stadt Mekka gelebt hat, ist der letzte Prophet Allahs gewesen.

Fast vom ersten Augenblick hatte ich etwas ganz Bestimmtes im Sinn gehabt, also versuchte ich jetzt mein Glück - und brachte diesen "Superschnüffler" wirklich aus der Fassung. Aus der penetranten Subjektivität seiner Fragen und Äußerungen hatte ich etwas gefolgert, was ich ihm nun auf den Kopf zusagte: "Wissen Sie was? Ich glaube, Sie sind Jude und haben Ihren Namen anglisiert." Sein entgleisender Gesichtsausdruck verriet mir, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Er fragte mich, woher ich das denn wisse, und ich gab zur Antwort, ich hätte so viele Erfahrungen mit Juden gesammelt, die mich angegriffen hätten, daß ich sie meist sofort erkenne. Ich sagte, viele Juden hätten behauptet, sie stünden auf der Seite der amerikanischen Schwarzen, und hätten sich dann doch als Heuchler erwiesen, und dagegen hätte ich etwas. Außerdem hätte ich mittlerweile die Nase voll davon, als "Antisemit" beschimpft zu werden - immer dann, wenn ich nichts anderes als die absolute Wahrheit über Juden gesagt hätte. Ich erklärte, ich sei durchaus bereit anzuerkennen, daß die Juden unter all den anderen Weißen zu den eifrigsten und auch wortgewaltigsten Spendern für die schwarze Bürgerrechtsbewegung, zu ihren "Führern" und "liberalen" Fürsprechern gehörten. Ich sei mir aber durchaus bewußt, daß sie diese Rollen nur aufgrund eines wohl abgewogenen strategischen Kalküls spielten: Wenn sich die Intoleranz in den USA auf die Schwarzen konzentrieren ließe, so blieben die Juden von den Vorurteilen der weißen Nichtjuden verschont. Daß im Norden der USA die heftigsten Befürworter der Rassentrennung so häufig Juden seien, beweise mir nur noch einmal, daß ihr ganzes Bürgerrechtsgehabe aus reiner Heuchelei bestehe. Man schaue sich doch nur mal all die Einrichtungen an, in die die Schwarzen sich gern "hineinintegrieren" möchten. Selbst wenn die Eigentümer oder die Leute an den entscheidenden Schaltstellen keine Juden sein sollten, dann gehören ihnen doch zumindest entscheidende Aktienpakete, oder aber sie sitzen auf anderen einflußreichen Posten. Und setzen sie ihren Einfluß zugunsten der Schwarzen ein? Keineswegs!

Ich erklärte dem Schnüffler, es gäbe da noch etwas, was zeige, wie Juden wirklich über Schwarze denken. Wenn ein Schwarzer in eine weiße, überwiegend von Juden bewohnte Gegend umzöge, wer würde unweigerlich jedesmal als erster von dort weggehen? Die Juden! Es gibt normalerweise immer einige Weiße, die bleiben - wenn man genau hinsieht, sind das aber meist irische Katholiken oder Italiener. Juden, die bleiben, kann man an einer Hand abzählen. Die Ironie daran ist, daß die Juden selbst immer noch Probleme haben, "akzeptiert" zu werden.

Ich weiß schon jetzt, in dem Moment, in dem ich das hier sage, daß ich bald wieder von überall her den Vorwurf "Antisemit" zu hören bekommen werde. Sei's drum! Was wahr ist, bleibt wahr.

Während ich im Ausland herumreiste, war in den USA der Wahlkampf das Thema Nr. 1. Sowohl in Kairo als auch in Akkra riefen Nachrichtenagenturen aus den USA an und fragten, wen ich bevorzugen würde - Johnson oder etwa Goldwater?

Wenn es um die Schwarzen in den USA gehe, sagte ich, sei der eine wie der andere. Die Schwarzen hätten nur die Wahl zwischen dem Fuchs Johnson und dem Wolf Goldwater.

Auf der politischen Bühne der USA bedeutet "Konservativismus" nichts anderes als: "Die Nigger bleiben da, wo sie hingehören!" Und "Liberalismus": "Die 'Knee-grows' bleiben da, wo sie hingehören - aber wir sagen ihnen, daß wir sie ein bißchen besser behandeln, und machen ihnen noch ein paar mehr Versprechungen, die wir sowieso nicht halten." Meiner Meinung nach konnten die Schwarzen nur wählen, von wem sie zuerst gefressen werden, vom "liberalen" Fuchs oder vom "konservativen" Wolf - denn auffressen wollten sie beide.

Für Goldwater hatte ich auch nicht mehr übrig als für Johnson, außer vielleicht, daß ich in einer Wolfshöhle immer weiß, woran ich bin - ich habe den gefährlichen Wolf besser im Auge als den verschlagenen, tückischen Fuchs. Allein schon das Knurren des Wolfs sorgt dafür, daß ich wachsam bleibe und um mein Leben kämpfe, während der listige Fuchs mich mit seinem Gesäusel ja täuschen und einschläfern *könnte*. Ich will das näher erklären. Das Attentat von Dallas hatte Johnson zum Präsidenten gemacht - und wen rief er als ersten zu sich? Seinen besten Freund, "Dicky" Richard Russell, Senator aus Georgia. Johnson wollte aller Welt weismachen, die Frage der Bürgerrechte sei eine "Frage der Moral" - aber sein bester Freund war ausgerechnet jener Südstaatenrassist, der den Widerstand gegen die Bürgerrechtsbewegung *anführte*. Was würde man wohl von einem Sheriff halten, der in den glühendsten Worten Banküberfälle verurteilt und gleichzeitig Jesse James seinen besten Freund nennt?

Ich respektierte Goldwater, weil er kein Hehl aus seiner wirklichen Überzeugung machte - und so etwas kommt in der Politik heutzutage selten vor. Bei ihm gab es keine Lippenbekenntnisse zur "Integration". Er tuschelte nicht mit den Rassisten, während er gleichzeitig den Integrationisten zulächelte. Ich denke, ohne wirkliche innere Überzeugung hätte Goldwater nicht riskiert, so unbeliebt zu werden. Er sagte den Schwarzen ganz offen, daß er nichts von ihnen halte - und dabei muß man bedenken, daß Schwarze immer dann Fortschritte erzielt haben, wenn sie sich gegen ein System auflehnen mußten, das sich ihnen gegenüber ganz offen feindselig verhielt. Das sanfte Gesäusel der listigen

liberalen Füchse hat die Schwarzen im Norden zu Bettlern gemacht. Im Süden aber standen sie den zähnefletschenden Weißen Auge in Auge gegenüber und erhoben sich, um ihre Freiheit zu erringen. Das geschah lange bevor die Schwarzen im Norden sich erhoben.

Ich hatte auf jeden Fall nicht das Gefühl, daß Goldwater den Schwarzen in irgendeiner Weise mehr nützen könnte als Johnson oder umgekehrt. Ich selbst war am Wahltag nicht in den Vereinigten Staaten. Wäre ich dort gewesen, so hätte ich weder für einen der beiden Präsidentschaftskandidaten gestimmt noch Schwarze zu einer bestimmten Entscheidung bewegt. Nun ist Johnson ins Weiße Haus gezogen, und es waren schwarze Wählerstimmen, die entscheidend dazu beigetragen haben, daß sein Sieg so eindeutig war, wie er es sich gewünscht hat. Wenn Goldwater es geschafft hätte, dann hätten die Schwarzen wenigstens gewußt, daß sie es mit einem bösartig knurrenden Wolf zu tun haben und nicht mit einem Fuchs, der sie vielleicht schon halb verdaut hat, bevor sie merken, was los ist.

Mein Versuch, eine nationalistische schwarze Organisation aufzubauen, wie ich sie für die Schwarzen in Amerika für richtig hielt, führte zu einer Kette verschiedenster Schwierigkeiten. Warum schwarzer Nationalismus? Nun, wie soll es in der von Konkurrenz geprägten Gesellschaft Amerikas jemals zu irgendeiner Form von Solidarität zwischen Schwarz und Weiß kommen, wenn sich nicht zuallererst Solidarität unter den Schwarzen entwickelt? Ich erinnere daran, daß ich in meiner Kindheit mit Marcus Garveys Theorien des schwarzen Nationalismus in Berührung gekommen war, um deretwillen mein Vater - nach allem, was ich darüber gehört habe - ermordet worden ist. Selbst während meiner Zeit als Anhänger Elijah Muhammads hatte ich deutlich erfahren können, daß die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Philosophien des schwarzen Nationalismus geeignet waren, Schwarzen genau jenes Gefühl der Würde, jenen Ansporn und jene Zuversicht zu geben, die die schwarze Rasse heute braucht, um sich zu erheben, sich auf die eigenen Füße zu stellen und sich ungeachtet der alten Wunden für die eigene Sache stark zu machen.

Ich wollte eine ausschließlich aus Schwarzen bestehende Organisation aufbauen, deren letztliches Ziel die Mitwirkung am Aufbau einer Gesellschaft war, in der wirkliche Brüderlichkeit zwischen Schwarz und Weiß möglich wäre. Eins der größten Probleme, denen ich mich bei dieser Aufgabe gegenübersah, war das alte Bild, das die Öffentlichkeit von mir hatte - meine Vergangenheit als sogenannter "Black Muslim" behinderte mich unentwegt. Ich versuchte, mein Image nach und nach zu verändern. Mit Blick auf die gesamte Öffentlichkeit, ganz besonders aber auf Schwarze, bemühte ich mich, das Vergangene hinter mir zu lassen und mich in ein neues Licht zu setzen. Ich war nicht weniger zornig als früher, aber die im Heiligen Land erfahrene echte Brüderlichkeit hatte mich erkennen lassen, daß Zorn auch blind machen kann.

In jedem freien Moment, der mir blieb, führte ich intensive Gespräche mit den mir bekannten wichtigen Leuten in Harlem, und ich hielt viele Reden, in denen ich sagte: "Der wahre Islam hat mich gelehrt, daß die Menschheitsfamilie, die menschliche Gesellschaft, erst dann wirklich vollständig sein kann, wenn *alle* religiösen, politischen, wirtschaftlichen, psychischen und rassebedingten Anteile und Eigenschaften dazugehören.

Seit ich in Mekka die *Wahrheit* erfahren habe, umfaßt der Kreis meiner engsten Freunde Menschen *aller* Weltanschauungen - darunter Christen, Juden, Buddhisten, Hindus, Agnostiker und sogar Atheisten! Ich habe Freunde, die werden Kapitalisten genannt, andere wieder Sozialisten oder auch Kommunisten! Manche unter ihnen sind Gemäßigte, manche Konservative, Radikale - manche sind sogar regelrechte Onkel Toms! Meine Freunde sind heute schwarz, braun, rot, gelb und *weiß*!"

Ich sagte zu meinem Publikum auf den Straßen Harlems, daß der "Frieden", von dem so viel die Rede sei, für den aber so wenig getan werde, nur dann erreicht werden könne, wenn sich die Menschheit dem Einen Gott, der alles erschaffen hat, unterordne.

Was die Rassenbeziehungen in Amerika angehe, so müßten wir den Kampf der Schwarzen gegen den Rassismus des weißen Mannes als ein menschliches Problem auffassen, müßten alle heuchlerische Politik und Propagandareden vergessen. Ich sagte, beide Rassen hätten als Menschen die Verantwortung und die Verpflichtung, zur Lösung von Amerikas menschlichem Mißstand beizutragen. Die gutwilligen Weißen müßten direkt und aktiv den Rassismus anderer Weißer bekämpfen. Und unter den Schwarzen müsse viel stärker das Bewußtsein wachsen, daß zur Gleichberechtigung auch die Übernahme gleicher Verantwortung gehöre.

Ich wußte sehr viel besser als die meisten Schwarzen, daß viele Weiße wirklich eine Lösung des amerikanischen Rassenkonflikts wollten und daß sie genauso frustriert waren wie die Schwarzen. An manchen Tagen erhielt ich schätzungsweise bis zu fünfzig Briefe von Weißen. Wenn Weiße unter den Zuhörern waren, umringten sie mich nach den Versammlungen und fragten: "Was *kann* man denn als Weißer tun, wenn man's ernst meint?"

Wenn ich das jetzt hier so schildere, fällt mir wieder die kleine Studentin ein, von der ich bereits erzählt habe, die, die von ihrem College in New England nach New York flog und mich im Restaurant der Nation of Islam in Harlem aufsuchte - und der ich gesagt hatte, es gebe "nichts", was sie tun könne. Es tut mir inzwischen leid. Ich wünschte, ich wüßte ihren Namen, dann würde ich sie anrufen oder ihr schreiben, um ihr das zu sagen, was ich den Weißen antworte, die zeigen, daß sie es aufrichtig meinen und mir auf die eine oder andere Art dieselbe Frage stellen.

Ich erkläre ihnen zunächst, daß sie sich uns nicht einfach *anschließen* können - zumindest dann nicht, wenn es um meine eigene nationalistische schwarze Organisation geht, die Organization of Afro-American Unity. Ich werde den Verdacht nicht los, daß Weiße, die einer schwarzen Organisation beitreten wollen, sich dem Problem nicht wirklich stellen, sondern nur nach dem einfachsten Weg suchen, ihr Gewissen zu erleichtern. Daß sie sich für alle Welt sichtbar in unserem Umfeld aufhalten, soll beweisen, daß sie "bei uns" sind. Die unbequeme Wahrheit ist jedoch, daß so etwas *überhaupt nicht* dazu beiträgt, die Rassenfrage in Amerika zu lösen. Nicht die Schwarzen sind die Rassisten. Wirklich engagierte Weiße sollten sich nicht vor den Schwarzen, den *Opfern* "beweisen", sondern dort, wo die Frontlinie des amerikanischen Rassismus tatsächlich verläuft: in ihrer eigenen, direkten Umgebung. Dort ist der amerikanische Rassismus zu Hause - bei ihren weißen Mitbürgern. Wenn sie wirklich etwas erreichen wollen, sollten diese aufgeschlossenen Weißen dort mit ihrer Arbeit anfangen.

Meine Feststellung, daß die Schlagkraft schwarzer Organisationen durch die bloße Anwesenheit weißer Mitglieder automatisch erheblich geschwächt wird, richtet sich übrigens nicht gegen die engagierten Weißen. Sie mögen die besten Absichten haben - trotzdem behindern sie die Schwarzen dabei, für sich selbst herauszufinden, was sie tun müssen und vor allem was sie tun können, für sich selbst, aus sich heraus, unter ihresgleichen, in ihrer eigenen Community. Ich möchte niemanden kränken, aber für mich geht das so weit, daß ich den Weißen, die immer so sehr darauf aus sind, sich mit Schwarzen zu umgeben oder sich in schwarzen Communities herumtreiben, nie so recht getraut habe. Ich kann ihnen einfach nicht vertrauen. Mag sein, daß dieses Gefühl ein Rückfall in meine alten Zeiten als Hustler in Harlem ist, als all diese rotgesichtigen, betrunkenen Weißen sich in den Nachtklubs gerne Schwarze griffen und sie mit Sprüchen vollquatschten wie: "Ich möchte dir sagen, daß du genausoviel wert bist wie ich ..." Und dann setzten sie sich wieder ins Taxi oder in ihre schwarze Limousine und fuhren zurück in die City, wo sie lebten und arbeiteten und wo sich Schwarze besser nicht erwischen ließen, es sei denn, sie hatten dort als Dienstboten zu tun. Aber wie dem auch sei, ich weiß auf jeden Fall, daß man genau beobachten kann, daß Schwarze sehr bald von der Unterstützung durch Weiße abhängig werden, wenn Weiße sich einer ihrer Organisationen anschließen. Und ehe man sich's versieht, steht zwar ein Schwarzer dem Namen nach an der Spitze der Organisation, die wahren Drahtzieher aber sind die Weißen, weil sie alles finanzieren.

Aufgeschlossenen Weißen erkläre ich also: "Arbeitet mit uns zusammen - aber laßt uns jeweils unter unseren eigenen Leuten bleiben." Engagierte Weiße sollten unter ihresgleichen so viele Gesinnungsgenossen wie irgend möglich finden; sie sollten ihre eigenen, ausschließlich weißen Gruppen gründen und

daran arbeiten, all diese rassistisch denkenden und handelnden Weißen umzustimmen. *Sie* sollten diejenigen sein, die den Weißen Gewaltlosigkeit beibringen!

Wir werden unseren weißen Bündnispartnern mit größtem Respekt begegnen. Sie verdienen unsere Hochachtung - und die werden wir ihnen entgegenbringen. Unterdessen werden wir unter unseren eigenen Leuten arbeiten, in unseren schwarzen Communities - so, wie nur Schwarze anderen Schwarzen erklären und beibringen können, daß sie sich selbst helfen müssen. Engagierte Weiße und engagierte Schwarze werden, obwohl sie getrennt vorgehen, doch zusammenarbeiten.

Unsere beiderseitige Offenheit gibt uns vielleicht die Chance, einen Weg zur Rettung der Seele Amerikas aufzuzeigen, einer Rettung, die nur möglich sein wird, wenn auch den Schwarzen uneingeschränkt Menschenrechte und Menschenwürde zugestanden werden. Nur durch konkretes und sinnvolles Handeln, das aus einem tiefen humanistischen Verständnis und aus moralischer Verantwortlichkeit erwächst, können wir die Mißstände angreifen, die der Nährboden für die heutigen Rassenunruhen in den USA sind. Andernfalls wird es nur zu noch schlimmeren Explosionen von Rassenhaß kommen. Mit Sicherheit wird jedoch nichts dadurch gelöst werden, daß mir und anderen schwarzen "Extremisten" und "Demagogen" die Schuld am Rassismus zugeschoben wird, der tief in der amerikanischen Gesellschaft verwurzelt ist.

Manchmal habe ich schon heimlich zu träumen gewagt, daß die Geschichte eines Tages meine Stimme, die den weißen Mann aus seiner Überheblichkeit, seiner Arroganz und seiner Selbstgefälligkeit hochgeschreckt hat, als eine Stimme erwähnen wird, die dazu beigetragen hat, Amerika vor einer schweren, vielleicht sogar tödlichen Katastrophe zu bewahren.

Das Ziel war schon immer dasselbe, mögen auch die Wege so unterschiedlich sein wie meiner und der Dr. Martin Luther Kings, dessen gewaltfreie Demonstrationen in dramatischer Weise die Brutalität und die Niedertracht der Weißen gegenüber schutzlosen Schwarzen aufzeigen. Und angesichts der angespannten Atmosphäre zwischen den Rassen in diesem Land kann niemand vorhersagen, welcher Vertreter der beiden "Extreme" wohl als erster ganz *persönlich* von einer tödlichen Katastrophe ereilt werden wird - der "gewaltlose" Dr. King oder ich, der angeblich "Gewalttätige".

Alles, was ich heute tue, betrachte ich als dringlich. Niemandem ist mehr als eine ganz bestimmte Zeitspanne gegeben, um sein Lebenswerk, was immer es auch sein mag, zu vollenden. Und ganz besonders mein Leben ist nie über längere Zeit in festen Bahnen verlaufen. Es ist sicher deutlich geworden, daß ich mein ganzes Leben lang immer wieder unerwartete und einschneidende Veränderungen erlebt habe.

Ich muß realistischerweise davon ausgehen, daß meinem Leben bei Tag und Nacht, in jeder Minute ein Ende gesetzt werden kann. Insbesondere seit meiner letzten Auslandsreise hat sich diese Wahrscheinlichkeit erhöht. Ich sehe deutlich, was um mich herum passiert, und ich habe aus verläßlicher Quelle entsprechende Informationen erhalten.

Über den eigenen Tod nachzudenken, beunruhigt mich weit weniger als andere Leute. Ich habe nie das Gefühl gehabt, mich selbst einmal als alten Mann erleben zu können. Selbst noch bevor ich Muslim wurde, in meiner Zeit als Hustler im Ghettodschungel und als Gefangener im Knast, hatte ich ständig im Kopf, daß ich einmal eines gewaltsamen Todes sterben würde. Das liegt tatsächlich in der Familie. Mein Vater und die meisten seiner Brüder kamen gewaltsam ums Leben - mein Vater wegen seiner Überzeugungen. Wenn man bedenkt, für welche Überzeugungen ich stehe, und wenn man das mir eigene Temperament und meine völlige Hingabe an das, woran ich glaube, dazurechnet, dann ergibt das eine Mischung, die es mir so gut wie unmöglich macht, an Altersschwäche zu sterben.

Ich habe diesem Buch so viel von meiner knappen Zeit gewidmet, weil ich glaube und hoffe, daß sich die ehrliche und vollständige Darstellung meines Lebens bei unvoreingenommenem Lesen als Dokument von einigem sozialen Wert erweisen kann.

Ein unvoreingenommener Leser wird vielleicht begreifen, daß ich angesichts der gesellschaftlichen Bedingungen, denen ich als schwarzer Jugendlicher hier in den USA ausgesetzt war, kaum eine Chance hatte, nicht im Gefängnis zu landen. Und so ergeht es Tausenden von schwarzen Jugendlichen.

Ein unvoreingenommener Leser wird vielleicht begreifen, warum mir der Satz "Der weiße Mann ist der Teufel" angesichts meiner eigenen Erfahrungen einleuchtend erscheinen *mußte*. Und die nächsten zwölf Jahre meines Lebens widmete ich, ja, opferte ich geradezu der Verbreitung dieser Parole unter den Schwarzen.

Und ein unvoreingenommener Leser wird sich, wenn er meiner Lebensgeschichte folgt - der Lebensgeschichte nur eines einzigen unter all den Schwarzen, die das Ghetto hervorgebracht hat -, hoffentlich ein besseres Bild von den schwarzen Ghettos machen können, ein besseres Verständnis entwickeln für das, was Leben und Denken von fast allen 22 Millionen Schwarzen in den USA bestimmt.

Von Jahr zu Jahr gibt es in diesen Ghettos mehr und mehr Jugendliche, wie ich einer war - mit den falschen Heldenbildern im Kopf, den falschen Einflüssen ausgesetzt. Ich will damit nicht sagen, daß sie alle zu solchen Parasiten werden, wie ich einer war; zum Glück gehen die allermeisten nicht diesen Weg. Diejenigen aber, die es doch tun, tauchen in den Jahresstatistiken als gefährliche, für

die Gesellschaft immer kostspieliger werdende jugendliche Kriminelle auf. Das FBI veröffentlichte vor kurzem einen Bericht über die erschreckende jährliche Zuwachsrate an Verbrechen seit Ende des Zweiten Weltkriegs - pro Jahr beträgt sie um zehn bis zwölf Prozent. In dem Bericht wurde nur angedeutet, was ich hier offen aussprechen möchte, daß nämlich die schwarzen Ghettos den größten Anteil an diesem Kriminalitätszuwachs haben, die schwarzen Ghettos, die nur existieren können, weil die rassistische Gesellschaft der USA es zuläßt. Während der Aufstände im "langen, heißen Sommer" des Jahres 1964, die in allen größeren Städten der USA ausbrachen, kämpften die um ihre Zukunft betrogenen schwarzen Jugendlichen aus den Ghettos immer an vorderster Front.

Ich bin mir sicher, daß es im jetzigen Jahr 1965 zu weiteren und noch schlimmeren Aufständen in zahlreichen Städten kommen wird, obwohl die Verabschiedung der Bürgerrechtsgesetzgebung die Lage befrieden sollte. Denn der eigentlichen *Ursache* dieser Aufstände, der rassistischen Feindseligkeit in den USA, hat man zu lange zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Ich glaube kaum, daß man in Amerika einen Schwarzen finden könnte, der noch tiefer im Morast der menschlichen Gesellschaft gesteckt hat als ich, einen Schwarzen, der noch unwissender war, einen Schwarzen, der Zeit seines Lebens noch mehr Leid erfahren hat. Aber je tiefer die Nacht, desto näher der Sonnenaufgang des neuen Tages. Erst in Gefangenschaft und Sklaverei lernt man die Süße der Freiheit schätzen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß ich nach bestem Wissen und so gut ich konnte für die Freiheit meiner 22 Millionen Brüder und Schwestern hier in den USA gekämpft habe - trotz all meiner Unzulänglichkeiten. Und ich weiß, wie unzulänglich ich bin.

Was mir am meisten fehlt, ist meiner Meinung nach die akademische Bildung, die ich damals so gern erworben hätte - um beispielsweise Rechtsanwalt zu werden. Ich glaube, aus mir wäre ein guter Rechtsanwalt geworden. Wortgefechte lagen mir schon immer, und ich nehme gerne neue Herausforderungen an. Hätte ich die Zeit, ich würde mich nicht im geringsten schämen, auf eine der öffentlichen Schulen in New York zu gehen, um wieder da anzufangen, wo ich aufgehört habe, in der neunten Klasse, und so lange zu bleiben, bis ich meinen Abschluß in der Tasche hätte. Denn für viele meiner Interessen fehlen mir einfach die wissenschaftlichen Kenntnisse. So ist es zum Beispiel einer meiner sehnlichsten Wünsche, andere Sprachen zu lernen und fließend zu beherrschen. Es gibt für mich nichts Frustrierenderes, als unter Menschen zu sein, deren Gespräche ich einfach nicht verstehe - besonders wenn es sich dabei um Menschen handelt, die genauso aussehen wie ich. In Afrika begegnete ich unseren ursprünglichen Muttersprachen wie Hausa oder Suaheli, und da stand ich nun wie ein Schuljunge und wartete darauf, daß jemand mir vermittelte, worum es gerade ging. Ich werde nie vergessen, wie dumm ich mir dabei vorkam.

Außer den grundlegenden afrikanischen Sprachen würde ich gern Chinesisch lernen; denn es sieht so aus, als ob Chinesisch in der Zukunft zur wichtigsten Sprache der Politik wird. Und ich habe schon angefangen, mich mit Arabisch zu beschäftigen, das meiner Meinung nach in Zukunft die bedeutendste Sprache der Religion wird.

Ich würde einfach gern *studieren*. Ich meine damit ein weitgefächertes Studieren, denn ich bin allem gegenüber sehr aufgeschlossen. Ich interessiere mich für alle erdenklichen Themen. Aus genau diesem Grund sind mir einige der Rundfunk- und Fernsehmoderatoren, in deren Sendungen ich aufgetreten bin, wirklich sympathisch geworden, und ich habe Respekt vor ihrem Verstand. Selbst wenn wir in der Rassenfrage fast immer geteilter Meinung waren, so stehen sie doch dem Wesen der Dinge, die auf dieser Welt vorgehen, weiterhin aufgeschlossen und unvoreingenommen gegenüber. Ich meine damit Leute wie Irv Kupcinet in Chicago, Barry Farber, Barry Gray und Mike Wallace in New York. Ich weiß, daß ihnen das selbst nie bewußt war, aber sie haben auch meinen Verstand respektiert. Ich habe das daran erkannt, daß sie mich häufig auch um eine Stellungnahme baten, wenn es nicht um die Rassenfrage ging. Manchmal saßen wir nach einer Sendung noch über eine Stunde zusammen und sprachen über alles mögliche, aktuelle Ereignisse und anderes. Die meisten Weißen glauben selbst dann, wenn sie einem Schwarzen eine gewisse Intelligenz zubilligen, daß er sich eigentlich über nichts anderes als die Rassenfrage unterhalten kann. Sie können sich überhaupt nicht vorstellen, daß ein Schwarzer zu anderen Wissensgebieten und Theorien auch etwas beitragen könnte. Man braucht ja nur einmal darauf zu achten, wie selten Schwarze von Weißen nach ihrer Meinung zum Problem der Weltgesundheit oder zum Wettlauf um die Landung des ersten Menschen auf dem Mond befragt werden.

Wenn ich morgens aufstehe, betrachte ich jeden neuen Tag als Geschenk. In jeder Stadt und wo immer ich auch bin und Reden halte, Versammlungen meiner Organisation einberufe oder andere Dinge erledige, überall beobachten schwarze Männer jeden meiner Schritte und warten auf die Gelegenheit, mich umzubringen. Ich habe schon mehrmals öffentlich erklärt, ich wisse sehr genau, daß sie ihre Befehle hätten. Wer das für übertrieben hält, kennt die Muslims der Nation of Islam schlecht.

Aber auch ich bin mit treuen Anhängern gesegnet, und ich glaube, sie stehen ebenso unerschütterlich zu mir wie ich damals zu Mr. Elijah Muhammad. Wer Menschen jagt, sollte sich daran erinnern, daß es auch im Dschungel vorkommt, daß Jäger zu Gejagten werden.

Ich weiß, daß ich ebensogut jederzeit durch die Hand eines weißen Rassisten sterben könnte. Oder durch die eines Schwarzen, der vom weißen Mann gekauft wird. Und warum nicht durch einen dieser hirngewaschenen Schwarzen? So

einer könnte doch von ganz allein auf die Idee kommen, daß es dem weißen Mann sehr gelegen käme, wenn ich ausgelöscht würde, weil ich öffentlich so über ihn herziehe.

Wie dem auch sei, ich lebe jeden Tag so, als sei es der letzte, und ich habe eine Bitte an meine Leser. Wenn ich tot *bin* - und ich sage das jetzt so, weil ich nach allem, was ich *weiß*, nicht erwarte, das Erscheinen dieses Buchs noch selbst zu erleben -, wenn ich also tot bin, sollten sie verfolgen, ob ich nicht mit meiner Vermutung recht habe, daß der weiße Mann mich in seinen Presseveröffentlichungen weiterhin als Symbol des "Hasses" darstellen wird.

So wie er mich schon zu meinen Lebzeiten als Symbol des Hasses mißbraucht hat, so wird er es auch nach meinem Tod tun. Das wird ihn vor dem Eingeständnis schützen, daß ich nichts anderes getan habe, als ihm einen Spiegel vorzuhalten, der ihm die unglaublichen, von seiner Rasse an meiner Rasse begangenen Verbrechen vor Augen führt, sie ihm ins Gedächtnis ruft.

Im besten Fall wird man mich als "verantwortungslosen" Schwarzen abstempeln. Mir war immer klar, daß der Weiße nur die schwarzen Führer "verantwortungsbewußt" nennt, die niemals etwas erreichen. Als Schwarzer kommt nur zum Zug, wer von den Weißen für "verantwortungslos" gehalten wird. Das war mir schon als kleiner Junge klar. Und seit ich hier in der rassistischen Gesellschaft der USA zu so etwas wie einem "Führer" der Schwarzen und Vertreter ihrer Interessen geworden bin, bin ich mir gerade dadurch sicherer geworden, auf dem richtigen Weg zu sein, daß die Weißen sich gegen mich wehrten oder mich immer härter angriffen. Wenn ich bei dem rassistischen weißen Mann auf Widerstand stieß, bewies mir das automatisch, daß die Lösungen, die ich den Schwarzen anbot, wohl Hand und Fuß haben mußten.

Ja, ich habe meine Rolle als "Demagoge" genossen. Ich weiß, daß häufig genau die Menschen getötet werden, die zur Veränderung einer Gesellschaft beitragen. Und wenn ich im Tod darauf zurückblicken kann, daß ich etwas Licht ins Dunkel gebracht und Wahrheiten verbreitet habe, die helfen, das im Körper Amerikas wuchernde Krebsgeschwür des Rassismus zu beseitigen, dann gebührt der Dank dafür Allah. Mir sind allein die Fehler zuzuschreiben.

Epilog von Alex Haley

Als im Jahre 1959 die Öffentlichkeit durch eine New Yorker Radiosendung mit dem Titel "Wenn Haß neuen Haß erzeugt" auf die Problematik der Muslims aufmerksam wurde, hielt ich mich gerade in San Francisco auf und wollte nach zwanzig Jahren Dienst bei der amerikanischen Küstenwache meinen Abschied nehmen.

Eine gerade vom Heimatbesuch aus Detroit zurückgekehrte Freundin erzählte mir von einer kuriosen "Religion der Schwarzen", genannt die "Nation of Islam". Zu ihrem Erstaunen war ihre gesamte Familie dazu übergetreten. Argwöhnisch lauschte ich ihrer Erzählung von dem "verrückten Wissenschaftler Mr. Jakub", der die ursprünglich rein schwarze Rasse genetisch zur weißen Rasse "veredelt" hätte. Der Führer der Organisation wurde als der "Ehrwürdige Elijah Muhammad" betitelt, und ein gewisser "Prediger Malcolm X" fungierte als dessen Vertreter.

In der darauffolgenden Zeit begann ich in New York City als Schriftsteller Karriere zu machen. In Harlem sammelte ich eine Menge interessantes Material und schlug dann der Redaktion von *Reader's Digest* vor, einen Artikel über die Sekte zu schreiben. Ich besuchte das Restaurant der Muslims in Harlem und fragte, ob es möglich sei, den Prediger Malcolm X zu sprechen. Es stellte sich heraus, daß er gerade hinter mir in einer Telefonkabine ein Gespräch führte. Kurz darauf verließ er die Kabine, ein hochgewachsener, schmächtiger Typ mit rötlichbrauner Haut, der damals 35 Jahre alt war. Als ich ihn in der Absicht ansprach, ihn kurz zu interviewen, wurde er ungehalten und musterte mich skeptisch durch seine Hornbrille hindurch. "Auch Sie sind nichts anderes als ein Werkzeug des weißen Mannes und zum Spionieren ausgeschickt", griff er mich scharf an. Ich hielt ihm entgegen, daß ich mit einem normalen Rechercheauftrag käme und unterstrich dies, indem ich ihm ein Schreiben der Zeitschrift zeigte. Es besagte, daß ein objektiver Artikel gewünscht sei, in dem ein ausgewogenes Verhältnis zwischen der Selbstdarstellung der Muslims und den Argumenten ihrer Widersacher hergestellt werden solle. Malcolm X fuhr mich an, daß kein Versprechen eines Weißen das Papier wert sei, auf dem es stehe. Er brauche Zeit, um zu entscheiden, ob er an einer Zusammenarbeit interessiert sei. Bis dahin, schlug er vor, könne ich ja einer der Versammlungen im Harlemer Tempel Sieben beiwohnen, die auch für nichtmuslimische Schwarze offen seien (mittlerweile sind die "Tempel" in "Moscheen" umbenannt worden).

Im Restaurant der Muslims traf ich auf einige der Konvertiten, alle sorgfältig gekleidet und fast übertrieben freundlich. Ihre Umgangsformen und ihr Gebaren spiegelten die spartanische Disziplin wider, die ihnen die Organisation abverlangte. Und keiner von ihnen sagte etwas, das nicht von Klischees der Nation

of Islam geprägt war. Selbst schönes Wetter wurde als eine Gabe Allahs angesehen, die selbstverständlich in Zusammenarbeit mit dem "Ehrwürdigen Elijah Muhammad" zustandegekommen war.

Schließlich sagte mir Malcolm X, daß er nicht bereit sei, persönlich über das Interview zu entscheiden. Er riet mir, über den Artikel mit Mr. Muhammad selbst zu sprechen. Ich erklärte mich einverstanden, und es wurde ein Treffen vereinbart. Ich flog also nach Chicago.

Mr. Muhammad, eine schmächtige und schüchtern agierende Person mit sanfter Stimme, lud mich zum Abendessen ein. Es fand in seinem stattlichen Domizil im engsten Familienkreis statt. Mir fiel auf, daß er mich sorgfältig musterte, während er vorwiegend über die intensive Überwachung seiner Organisation durch das FBI und die Steuerfahndung und die Gerüchte über eine bevorstehende Untersuchung durch den Kongreß sprach. "Aber ich habe vor niemandem Angst, denn die Wahrheit ist auf meiner Seite", konstatierte Mr. Muhammad. Auch im weiteren Verlauf des Abends wurde der Artikel, den ich schreiben wollte, mit keiner Silbe erwähnt, aber nach meiner Rückkehr erwies sich Malcolm X als wesentlich kooperationsbereiter.

Er setzte sich mit mir im Muslim-Restaurant an einen blütenweiß gedeckten Tisch und beantwortete sorgfältig jede meiner Fragen, unterbrochen nur durch permanente Anrufe der New Yorker Presse, die in der Telefonkabine eingingen. Als ich um Einblick in muslimische Aktivitäten in anderen Städten bat, arrangierte Malcolm X weitere Treffen mit Predigern in den Tempeln von Detroit, Washington und Philadelphia.

Mein Artikel "Mr. Muhammad spricht" erschien 1960 und war der erste Aufmacherartikel einer Zeitschrift über dieses Phänomen. Unmittelbar danach kam ein Brief von Mr. Muhammad, in dem er lobend hervorhob, daß ich mit dem Artikel mein Versprechen eingelöst hätte, objektiv zu berichten. Auch Malcolm X äußerte sich telefonisch ähnlich positiv. Ungefähr zur gleichen Zeit erschien Dr. G. Eric Lincolns Buch "*The Black Muslims in America*", und das Thema rückte mehr und mehr in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. In den Jahren 1961/62 beauftragte mich die *Saturday Evening Post*, zusammen mit dem weißen Schriftsteller Al Balk an einem Artikel zu arbeiten. Danach machte ich im Auftrag des *Playboy* ein persönliches Interview mit Malcolm X. Die Redaktion hatte zugesagt, den vollen Wortlaut seiner Antworten abzudrucken, egal wie sie ausfielen. Während dieses Interviews, das sich über mehrere Tage erstreckte, erging sich Malcolm X immer wieder in heftigen Angriffen gegen Christen oder Weiße, um dann am Ende festzustellen: "Ihnen ist doch klar, daß diese Teufel das nicht drucken werden." Er war sehr verblüfft, als der *Playboy* dennoch Wort hielt.

Malcolm X wurde mir gegenüber immer zugänglicher. Er war sich des Einflusses der überregionalen Zeitschriften bewußt und ging allmählich dazu

über, mich als einen Wegbereiter der Annäherung zu betrachten, wenn er auch immer noch mißtrauisch blieb. Er informierte mich jetzt gelegentlich telefonisch über seine anstehenden Auftritte im Fernsehen und im Radio und über seine öffentlichen Reden. Er lud mich auch zu Basaren oder anderen öffentlichen Veranstaltungen der Black Muslims ein.

In etwa dieser Phase meiner Beziehung zu Malcolm X, der sich selber im Rundfunk als "den zornigsten Schwarzen Amerikas" bezeichnete, brachte mich mein Agent Anfang 1963 mit einem Verleger zusammen. Er war durch das Interview im *Playboy* auf die Idee gekommen, eine Autobiographie von Malcolm X zu veröffentlichen. Er fragte mich, ob ich in der Lage sei, den nun landesweit bekannten Unruhestifter zum Erzählen persönlicher Einzelheiten aus seinem bisherigen Leben zu bringen. "Keine Ahnung, aber ich werde ihn fragen", lautete meine Antwort. Der Verleger wollte wissen, ob ich in etwa die Höhepunkte eines solchen Buches umreißen könnte. Doch als ich es versuchte, bemerkte ich, wie wenig Persönliches ich von diesem Mann wußte, trotz aller Interviews. Seine Frage machte mir klar, wie sehr Malcolm X die Bedeutung seiner Person heruntergespielt und seinen geistigen Führer Elijah Muhammad in den Vordergrund gestellt hatte.

Alles, was ich wirklich wußte, hatte ich dem entnommen, was Malcolm X eher beiläufig erwähnt hatte. Er hatte ein kriminelles Leben geführt und war im Gefängnis gewesen, bevor er Black Muslim wurde. Er hatte mehrmals die Bemerkung fallengelassen: "Sie würden mir nicht glauben, wenn ich Ihnen von meiner Vergangenheit erzählen würde." Andere hörte ich darüber reden, daß er Geschäfte mit Drogen und Frauen gemacht und bewaffnete Raubüberfälle auf dem Kerbholz hatte.

Ich wußte um den fanatischen Umgang Malcolm X' mit der Zeit. "Ich habe wenig Geduld im Umgang mit Leuten, die keine Uhr tragen, denn sie gehen nicht bewußt mit der Zeit um", meinte er. "In all unseren Handlungen ist die richtige Wertschätzung von Zeit und der Respekt vor ihr ausschlaggebend für Erfolg oder Mißerfolg." Auch kannte ich das Gerücht, daß die Zahl der Mitglieder der Black Muslims überall dort anwuchs, wo er Vorträge hielt. Und ich wußte, wie stolz er auf die schwarzen Häftlinge in den Gefängnissen war, die genau wie er einst während seiner Haftzeit den Islam für sich entdeckten.

Ich wußte, daß er öffentlich bekundete, nur das zu essen, was ein Black Muslim (bevorzugterweise seine Frau Betty) gekocht hatte, und er trank unzählige Tassen Kaffee mit Milch, was er gern grinsend kommentierte: "Kaffee ist das einzige, bei dem ich die Integration von Schwarz und Weiß mag." Während unseres kleinen Mittagsimbißes erzählte ich dem Verleger und meinem Agenten davon, wie Malcolm X Leute verunsichern konnte, die nicht den Muslims angehörten. Als er mir zum Beispiel einmal angeboten hatte, mich zur U-Bahn zu bringen, zündete ich mir in seinem Auto eine Zigarette an, woraufhin er

trocken bemerkte: "Sie sind dabei, sich zum ersten Menschen zu machen, der je in diesem Auto geraucht hat."

Als ich Malcolm X nun fragte, ob er mir seine Lebensgeschichte erzählen würde, damit sie veröffentlicht werden kann, sah er mich erschrocken an. Es war eines der wenigen Male, daß ich ihn verunsichert sah. "Über ein Buch werde ich gründlich nachdenken müssen", sagte er schließlich. Zwei Tage später rief er mich an, um mich wieder in dem Restaurant zu treffen. "Okay", sagte er, "ich bin einverstanden. Ich glaube, meine Geschichte kann den Leuten helfen zu verstehen, was Mr. Muhammad zur Rettung der Schwarzen tut. Aber ich möchte nicht, daß meine Motive von irgend jemandem mißverstanden werden. Jeder Pfennig, den ich für dieses Projekt bekomme, soll der Nation of Islam zufließen."

Natürlich war Mr. Muhammads Zustimmung notwendig, und ich mußte ihn selbst darum bitten.

Um ihn zu treffen, flog ich diesmal nach Phoenix, Arizona. Die Nation of Islam hatte ihm dort ein Haus gekauft, weil das heiße und trockene Klima gut für seine Bronchien war. Wir unterhielten uns unter vier Augen. Er erzählte mir, daß es seine Organisation weit gebracht hätte, obwohl die Mehrheit der Muslims ungebildet sei. Die Nation of Islam könnte sicherlich große Fortschritte für die Schwarzen erzielen, wenn sie von einigen der großen Talente, die es unter den Schwarzen gebe, unterstützt würde. "Was wir am dringendsten brauchen sind Schriftsteller", sagte er, ohne mich zu einer Antwort zu zwingen. Er begann plötzlich zu husten, und es wurde immer schlimmer, bis ich beängstigt aufstand und zu ihm ging. Aber er winkte ab und keuchte, daß es ihm gut ginge. Zwischen seinen schweren Atemzügen teilte er mir mit, er habe gefühlt, Allah sei mit dem Buch einverstanden. Außerdem sei Malcolm X einer seiner besten Prediger. Nachdem er seinen Chauffeur angewiesen hatte, mich zum Flughafen von Phoenix zurückzubringen, verabschiedete sich Mr. Muhammad schnell und verließ hustend den Raum.

Als ich zurück im Osten des Landes war, las Malcolm X den Vertrag über die Veröffentlichung aufmerksam durch und unterschrieb ihn. Dann nahm er ein Papier aus seiner Brieftasche, das mit seiner ausgeprägten Handschrift beschrieben war. "Das ist die Widmung des Buches." Ich las folgendes: "Ich widme dieses Buch dem Ehrwürdigen Elijah Muhammad, der mich hier in Amerika aus dem Dreck und Morast der verdorbensten Zivilisation und Gesellschaft auf Erden zog. Er reinigte mich, half mir, wieder auf eigenen Füßen zu stehen, und machte mich zu dem, was ich heute bin." Der Vertrag sah vor, daß alles Geld, was Malcolm X zustünde, "von der Agentur an 'Muhammads Moschee Nr. 2'" ausbezahlt werden solle. Allerdings hatte Malcolm X das Gefühl, das sei noch nicht ausreichend. Er diktierte mir deshalb noch eine Verfügung, die getippt und ihm danach zur Unterzeichnung vorgelegt werden sollte: "Jedwedes Geld, das

mir laut Vertrag als Bezahlung zusteht, soll durch die literarische Agentur an Muhammads Moschee Nr. 2 ausbezahlt werden. Diese Zahlungen sollen an folgende Adresse gehen: Mr. Raymond Sharrieff, Woodlawn Avenue 4847, Chicago 15, Illinois."

Eine weitere Vereinbarung zwischen ihm und mir wurde verfaßt: "Das Buchmanuskript darf nichts enthalten, was ich nicht gesagt habe; und es darf nichts ausgelassen werden, was nach meinem Willen darin enthalten sein soll."

Im Gegenzug bat ich Malcolm X um die Unterschrift unter eine persönliche Verpflichtung, daß er mir für das geplante Buch vorrangig Zeit einräumen werde, unabhängig davon, wie beschäftigt auch immer er sein werde. Das Buch sollte 100.000 Wörter umfassen und aus dem entstehen, was er mir erzählen würde. Monate später, in einer Phase, in der Spannungen zwischen uns aufgetreten waren, holte ich noch die Erlaubnis bei ihm ein, das Buch mit einem unzensierten Kommentar über ihn versehen zu dürfen, der am Ende des Textes erscheinen sollte.

Malcolm X begann prompt mit Besuchen bei mir, deren Dauer in der Regel bei zwei bis drei Stunden lag. Seinen blauen Oldtimer parkte er vor meinem Arbeitsstudio in Greenwich Village. Er kam immer zwischen 9 und 10 Uhr abends und trug eine schwarze, lederne Aktentasche bei sich, die ihm zusammen mit seinem gelehrtenhaften Äußeren das Erscheinungsbild eines hart arbeitenden Anwaltes gab. Natürlich war er nach einem langen Arbeitstag müde, manchmal war er auch richtiggehend fertig.

Wir hatten einen ziemlich schlechten Start. Um eine Formulierung zu benutzen, die er mochte: Ich glaube, wir waren beide etwas "schüchtern". Da saß also der hitzige Malcolm X und starrte mich an, er, der auf Schwarze, die ihn geärgert hatten, genauso wütend sein konnte, wie er generell auf Weiße war. Ich hörte ihn oft andere schwarze Schriftsteller bitterböse im Fernsehen, auf Pressekonferenzen und bei Versammlungen der Black Muslims als "Onkel Toms", "*yard Negroes*" und "schwarze Männer in weißer Verkleidung" beschimpfen. Und da saß ich, getragen von der Absicht, seine innersten Geheimnisse aufzuspüren, die er in seiner Zeit als Krimineller und während der Jahre in der Muslim-Hierarchie fast zwanghaft geheimgehalten hatte. Meine zwanzig Jahre beim Militär und mein christlicher Glaube nützten mir da auch wenig. Er machte sich häufig öffentlich darüber lustig, daß Schwarze sich dort zugehörig fühlten. Und obwohl er mich mittlerweile indirekt dazu aufforderte, in überregional erscheinenden Zeitschriften über die Black Muslims zu schreiben, wiederholte er auf unterschiedliche Weise immer wieder, daß "ihr Schwarzen aus allen Berufssparten eines Tages aufwachen und erkennen werdet, daß ihr euch zu eurer eigenen Rettung unter der Führung des Ehrwürdigen Elijah Muhammad vereinigen müßt." Malcolm X war überzeugt davon, daß das FBI Wanzen in meinem Studio installiert hatte. Wahrscheinlich argwöhnte er auch, daß das mit meiner Zustim-

mung geschehen war. In den ersten Wochen betrat er den Arbeitsraum nie ohne "Test, Test - eins, zwei, drei ..." auszurufen.

Es ereigneten sich spannungsgeladene Zwischenfälle. Eines Abends war noch ein weißer Freund zu Besuch im Studio, als Malcolm X etwas früher als erwartet auftauchte. Sie liefen im Korridor aneinander vorbei. Malcolm X benahm sich beim anschließenden Treffen so, als ob sich seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt hätten. Ein anderes Mal, als Malcolm X gerade eine Lobrede auf die Vorzüge der Muslim-Organisation hielt, gestikulierte er mit seinem Reisepass in der Hand. Als er sah, daß ich versuchte, die eingestanzte Nummer zu entziffern, lief er rot an und warf den Pass nach mir: "Finden Sie doch die Nummer heraus! Aber es gibt nichts, was die weißen Teufel nicht schon von mir wissen. Schließlich haben sie dieses Ding ausgestellt."

Ungefähr einen Monat lang befürchtete ich, daß wir überhaupt kein Buch zustandebringen würden. Malcolm X sprach mich immer noch steif mit "Sir" an, und mein Notizbuch enthielt fast nichts anderes als Aufzeichnungen über die Philosophie der Black Muslims, Lobreden auf Mr. Muhammad und Aussagen zur "Verderbtheit" der "weißen Teufel". Er wurde ärgerlich, wenn ich versuchte, ihn davon zu überzeugen, daß es in dem Buch um *sein* Leben ginge. Als ich kurz davor war, den Verleger darüber zu informieren, daß ich einfach nicht zum eigentlichen Thema kam, gab es ein erstes Hoffnungszeichen.

Ich hatte beobachtet, daß Malcolm X beim Reden mit seinem roten Kugelschreiber auf irgendwelches Papier kritzelte, das gerade zur Hand war. Das konnte der Rand einer Zeitung sein, die er mitgebracht hatte, oder Karteikarten, die er in einem rot eingebundenen Terminkalender bei sich trug. In der nächsten Sitzung ließ ich, wenn ich ihm Kaffee nachschenkte, scheinbar zufällig zwei weiße Papierservietten bei ihm liegen. Der Trick glückte. Von da an kritzelte er auf die Servietten, die ich zurückbehielt, wenn er ging. Ein paar Beispiele: "Hier liegt ein YM, getötet von einem BM, während er für den WM kämpfte, der alle RM tötete." (Es war nicht schwierig, das zu entziffern, wenn man wußte, daß Malcolm X YM für "yellow man", BM für "black man", WM für "white man" und RM für "red man" benutzte.)

"Nichts passiert ohne Grund. Weil WM niemals den Bedingungen des BM ausgesetzt sein würde. WM ist davon besessen, seine Schuld zu verbergen."

"Wenn sich das Christentum in Deutschland durchgesetzt hätte, würden 6 Millionen Juden noch leben."

"WM ist schnell bei der Hand, BM zu sagen: 'Schau was ich für euch getan habe.' Nein, schau was du uns *angetan* hast."

"BM hat mit WM zu tun, der uns die Augen rausreißt und uns dann dafür verdammt, daß wir nichts sehen können."

"Nur die Menschen haben wirklich Geschichte gemacht, die das Denken des Menschen über sich selber verändert haben. Hitler, Jesus, Stalin und auch Buddha...und der Ehrwürdige Elijah Muhammad..."

Durch einen Hinweis auf eine der Kritzeleien konnte ich schließlich einen Köder auswerfen, den Malcolm X schluckte. "Frauen, die sich die ganze Zeit beklagen, können das nur tun, weil sie wissen, daß sie damit durchkommen." Ich kam also irgendwie auf Frauen zu sprechen. Plötzlich, zwischen dem Nippen am Kaffee und weiteren Kritzeleien, machte er seiner Kritik und Skepsis ihnen gegenüber Luft. "Du kannst keiner Frau ganz vertrauen. Meine ist die einzige, der ich wenigstens zu 75 Prozent vertrauen kann. Sie weiß, daß ich so denke, und ich habe ihr auch gesagt, genauso wie ich es Ihnen jetzt sage, daß ich zu oft zusehen mußte, wie Männer von ihren Freundinnen oder Ehefrauen kaputtgemacht wurden."

"Es gibt niemanden, dem ich *ganz und gar* trauen könnte", fuhr er fort, "nicht mal mir selbst. Ich habe zu viele Menschen gesehen, die sich selber zerstörten. Die Skala meines Vertrauens zu anderen reicht von 'überhaupt nicht' bis zu 'absolut', wie zum Ehrwürdigen Elijah Muhammad." Malcolm X schaute mich herausfordernd an. "Ihnen traue ich zu 25 Prozent."

Ich wollte, daß er weitersprach, und darum betonte ich die Wichtigkeit des Themas Frauen. Triumphierend rief er aus: "Wissen Sie, warum Benedict Arnold zum Verräter wurde? Wegen einer Frau. Was auch immer eine Frau sonst noch sein mag, und egal auch, wer sie ist, zunächst einmal ist sie eitel. Ich werde das belegen, es gibt genug Beweise dafür. Ich weiß, wovon ich spreche, ich hab's erlebt. Stellen Sie sich eine Frau mit verhärteten Zügen und boshaft-bissigem Verhalten vor, eine von denen die nie lächeln. Nun, jeden Tag, wenn Sie ihr begegnen, schauen sie ihr tief in die Augen und sagen zu ihr: 'Ich finde dich wunderschön'. Beobachten Sie genau, was passiert. Am ersten und zweiten Tag wird sie Sie noch zum Teufel jagen, aber passen Sie mal auf, nach einer Weile wird sie zu lächeln beginnen, sobald Sie in Sichtweite kommen."

Als Malcolm X mich in dieser Nacht verließ, behielt ich bekritzelte Servietten zurück, die einmal mehr dokumentierten, wie er über ein Thema sprechen und gleichzeitig an ein anderes denken konnte. "Schwarze lassen sich zu viel gefallen. WM sagt: 'Ich will dies Stück Land, wie kriege ich die tausend BM darauf weg?'"

"Meine Frau kennt sich aus, und wenn sie es mal nicht tut, tut sie zumindest so als ob."

"Der Kampf des BM wird solange keine Unterstützung aus dem Ausland erhalten, bis er nicht seine eigene Einheitsfront formiert hat."

"Setz dich mit den intelligenten Leuten zusammen, die ich respektiere, und sprich mit ihnen. Wir wollen alle dasselbe, brauchen nur ein wenig Brainstorming."

"Es würde ziemlich einschlagen, wenn die Namen der Führer an die Öffentlichkeit kämen, die sich heimlich mit THEM treffen." (Die großen Buchstaben stehen für 'The Honorable Elijah Muhammad')

Eines Nachts konnte sich Malcolm X vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten, als er zu mir kam. Zwei Stunden lang ging er hin und her und regte sich über schwarze Führer auf, die Elijah Muhammad und ihn angegriffen hatten. Ich weiß nicht, was mich auf die Idee brachte, ihn in einer Atempause zu fragen: "Ob Sie mir wohl etwas über ihre Mutter erzählen würden?"

Abrupt hörte er auf herumzumarschieren. Der Blick, den er mir zuwarf, hinterließ bei mir den Eindruck, als habe ihn die unerwartete Frage getroffen. Wenn ich mich heute zurückerinnere, glaube ich ihn in einem physisch schwachen Moment erwischt zu haben, als seine Abwehrmechanismen außer Kraft gesetzt waren.

Er begann langsam zu sprechen und beschritt dabei einen engen Kreis. "Sie stand immer am Herd und versuchte unser Essen zu strecken. Aber wir blieben stets so hungrig, daß uns schummrig wurde. Ich erinnere mich an die Farbe der Kleider, die sie trug - sie waren alle von einem blassen Grau." Er sprach bis zum Morgengrauen, bis er so müde geworden war, daß er beim Herumwandern schon fast über seine großen Füße stolperte. Aus diesem Fluß von Erinnerungen bekam ich von ihm endlich die Grundlagen für die ersten Kapitel, "Alptraum" und "Maskottchen". Nach dieser Nacht zögerte er nicht mehr, mir in den darauffolgenden zwei Jahren selbst intimste Details aus seinem Leben zu erzählen. Seine Erzählungen über seine Mutter hatten etwas ausgelöst.

Als Malcolm X Erinnerungen aus seiner Kindheit wiedergab, wechselte seine Stimmung zwischen düster und grimmig. Ich erinnere mich, daß er besonders eine Sache hervorhob, die er gelernt hatte und die seit damals immer im Mittelpunkt seines Bewußtseins gestanden hatte: "Wer am lautesten schreit bekommt zuerst."[1] Als seine Erzählung bei seinem Umzug nach Boston angelangte, wo er bei seiner Halbschwester Ella wohnen sollte, begann Malcolm X darüber zu lachen, wie "spießig" er doch damals im Ghetto gewesen war. "Warum erzähle ich Ihnen von diesen Dingen, an die ich seit damals nicht mehr gedacht habe?" wunderte er sich. Als er sich dann in seine erste Zeit in Harlem zurückversetzte, wurde Malcolm X regelrecht fortgerissen. Eines Nachts sprang er plötzlich wie wild von seinem Stuhl auf und er, der gefürchtete schwarze Demagoge, fing zu singen an, man mag es glauben oder nicht. "*Re-bop-de-pop-plap-plam*" trällerte er laut und schnippte dabei mit den Fingern. Dann griff er sich eine Flöte (als Tanzpartnerin), mit der er entzückt einen Lindy Hop tanzte,

---

1 im Original "It's the hinge that squeaks that gets the grease." (Die Türangel, die quietscht, wird gefettet.)

wobei seine Rockschöße, seine langen Beine und die großen Füße herumwirbelten wie damals in den alten Zeiten in Harlem. Fast abrupt faßte sich Malcolm X wieder, setzte sich hin, lehnte sich zurück und war für den Rest der Sitzung ziemlich grantig. Später, während er mit seiner Erzählung über Harlem fortfuhr, verfinsterte sich seine Laune wieder. "Ich sah damals nur als Fehler an, daß ich mich für meine Mißetaten schnappen ließ. Ich hatte eine Dschungelmentalität, ich lebte im Dschungel, und alles, was ich tat, geschah aus dem Überlebensinstinkt heraus." Er betonte, daß er keines seiner Verbrechen bereute, "denn sie waren nichts als ein Ergebnis dessen, was Tausenden und Abertausenden von Schwarzen in der christlichen Welt des weißen Mannes angetan worden ist."

Seine Stimmung besserte sich wieder, als er mir von seiner Gefängniszeit erzählte. "Ich muß Ihnen erzählen, wie ich die weißen Teufel unter den Häftlingen und Wärtern dazu brachte, nach meiner Pfeife zu tanzen. Ich flüsterte ihnen zu: 'Wenn du das nicht tust, verbreite ich das Gerücht, daß du in Wirklichkeit ein hellhäutiger Schwarzer bist, der sich als Weißer ausgibt.' Das macht einem klar, was die weißen Teufel über die Schwarzen denken - sie würden lieber sterben als für einen Schwarzen gehalten zu werden!"

Er erzählte mir auch, daß er im Gefängnis sehr viel gelesen hatte. "Ich wußte zwar nicht, was ich tat, aber ganz instinktiv bevorzugte ich die Bücher, die intellektuelle Vitaminspritzen enthielten." Ein anderes Mal sagte er: "In der hektischen Zeit von heute bleibt kaum mehr Raum für Meditation oder tiefergehende Gedanken. Ein Gefangener hat Zeit, die er sinnvoll nutzen kann. Für mich kommt der Knast gleich an zweiter Stelle nach dem College, wenn jemand einen Ort braucht, um gründlich nachdenken zu können. Wenn man *motiviert* ist, kann man selbst hinter Gittern sein Leben ändern."

Bei noch einer anderen Gelegenheit reflektierte Malcolm X: "Wenn jemand im Gefängnis gewesen ist, dann sieht er sich und seine Mitmenschen danach mit völlig anderen Augen. Die 'Spießer' hier draußen, deren Boot sich immer nur in seichtem Fahrwasser bewegt, rümpfen die Nase über einen Ex-Häftling. Aber ein Ex-Gefangener ist in der Lage, seinen Kopf über Wasser zu halten, wenn die Ordnung der 'Spießer' umkippt und sie untergehen."

Er kritzelte in jener Nacht auf die Serviette (die ich genauso wie meine Notizen mit dem jeweiligen Datum versah): "Dieser WM hat die Atombombe erfunden und auf Nichtweiße geworfen; jetzt schreit er 'Rot' und lebt in Angst vor anderen WM, die uns bombardieren könnten."

Eine andere Notiz: "Sieh die Weisheit in der Pupille des Auges, das auf den Dingen ruht, doch sich selbst gegenüber blind ist. Persischer Dichter."

In Abständen hob Malcolm X immer wieder hervor: "Ich möchte, daß nichts in dem Buch so klingt, als sei ich jemand Besonderes." Ich versicherte ihm, daß ich mich darum bemühte, so einen Eindruck nicht aufkommen zu lassen.

Außerdem könne er das Manuskript samt der letzten Korrekturfahnen Seite für Seite überprüfen.

Ein anderes Mal, nachdem er wieder eine Attacke auf die Weißen losgelassen hatte, sah er mir zu, wie ich meine Notizen machte und wetterte los: "Diese weißen Teufel werden das nie drucken, mir ist es egal, was sie dazu sagen!"

Ich wies darauf hin, daß der Verlag einen bindenden Vertrag unterschrieben hätte und eine beachtliche Summe im voraus gezahlt worden sei. Aber Malcolm X erwiderte: "Sie setzen Vertrauen in den weißen Mann, ich aber nicht. Sie haben Ihr Wissen über ihn durch das, was er Sie in der Schule gelehrt hat. Ich habe ihn auf der Straße und im Gefängnis studiert, wo man die Wahrheit besser sieht."

Die Erlebnisse, die Malcolm X tagsüber hatte, beeinflußten seine Stimmung beim Interview. Die ernsthaftesten und am meisten von mitfühlender Nachdenklichkeit geprägten Anekdoten erzählte er an Tagen, an denen ihn irgendein Vorfall berührt hatte. So erzählte er mir zum Beispiel, daß ein Ehepaar aus Harlem - übrigens keine Black Muslims - ihren neugeborenen Sohn nach ihm "Malcolm" benannt hatten. "Was glauben Sie wohl, *warum*?" ereiferte er sich. In dieser Nacht ging er zurück bis in seine Schulzeit und erinnerte sich, wie er rücklings auf dem Hector's Hill lag und nachdachte. "Ich werde nie vergessen, wie sie mich zum Klassensprecher gewählt haben. Ein Mädchen namens Audrey Slaugh, deren Vater eine Autowerkstatt hatte, schlug mich vor. Und ein gewisser James Cotton unterstützte den Vorschlag. Der Lehrer bat mich, während der Wahl rauszugehen. Als ich zurückkam, war ich Klassensprecher. Ich konnte es kaum fassen."

Jedes interessante Buch, das Malcolm X gelesen hatte, brachte ihn dazu, allgemein über Bücher zu schwärmen. "Die Leute realisieren gar nicht, daß ein *einziges* Buch ein Leben verändern kann." Immer wieder kam er auf Bücher zu sprechen, die er im Gefängnis gelesen hatte. "Haben Sie mal das Buch '*The Loom of Language*' gelesen?" wollte er wissen. Ich schüttelte den Kopf. "Das sollten Sie mal tun. Philologie ist eine schwierige Wissenschaft. Man erfährt alles über den Ursprung von Wörtern, egal wo man auf sie stößt. Nehmen Sie zum Beispiel 'Cäsar'. Das ist lateinisch und wird dort wie 'Kaiser' ausgesprochen, mit einem harten 'C'. Aber wir verenglischen es durch ein weiches 'C'. Die Russen sagen 'Zar' und meinen dasselbe. In einem anderen russischen Dialekt wird es 'Tsar' ausgesprochen. Jakob Grimm war einer der ersten Philologen, ich studierte im Gefängnis sein 'Grimmsches Gesetz' - alles über Konsonanten. Die Philologie ist verwandt mit der Etymologie, bei der es um den Ursprung der Wörter geht. Ich habe mich mit beiden befaßt."

Auf der nächsten Seite meines Notizbuches findet sich eine Bemerkung, die auf ein Telefongespräch mit Malcolm X zurückgeht. Er hatte mir mitgeteilt: "Ich bin für einige Tage nicht in der Stadt." Ich maß dem keine besondere

Bedeutung bei, weil es schon öfter vorgekommen war. Er hatte schließlich Verpflichtungen für Reden oder anderes, was mit seinen Muslims zu tun hatte. Ich war froh über die Atempause, die mir nun blieb, um meine Aufzeichnungen zu sortieren und sie bestimmten Sachgebieten zuordnen zu können. Als Malcolm X diesmal zurückkam, erzählte er geradezu stolz: "Ich muß Ihnen etwas sagen, was Sie überraschen wird. Seit wir uns über meine Mutter unterhalten haben, geht sie mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich habe eingesehen, daß ich sie einfach aus meinem Hirn verbannt habe. Es war einfach unangenehm, an sie zu denken, wo sie doch fast zwanzig Jahre in dieser psychiatrischen Anstalt war. Es ist nicht mein Verdienst", sagte er, "das war eigentlich meine Schwester Yvonne, die eine Chance sah, sie da rauszubekommen. Yvonne brachte meine Brüder Wilfred, Wesley und Philbert zusammen, und ich fuhr auch hin. Philbert war es, der es dann letztendlich in die Hand genommen hat."

"Irgendwie brachte mich das dazu, mich mit mir selbst auseinanderzusetzen", stellte Malcolm X fest. "Ich hatte meine Mutter innerlich verdrängt. Ich hatte einfach das Gefühl, dieses Problem nicht lösen zu können, und wies es von mir. Mit der Zeit hatte ich unbewußte Schutzmechanismen entwickelt. Das ist typisch für die Weißen, die sich einfach verschließen und in ihrem Unterbewußtsein Abwehrmechanismen aufbauen gegen alles, womit sie nicht konfrontiert werden wollen. Jetzt, da ich wieder offen bin, wird mir bewußt, wie sehr ich mich abgeschottet hatte. Das gehört zu den Dingen, die ich an mir selber wirklich nicht besonders schätze. Wenn ich auf ein Problem stoße, das ich glaube nicht lösen zu können, verdränge ich es. Ich glaube dann, daß es gar nicht existiert, aber es existiert sehr wohl."

Diesmal war ich es, der tief bewegt war. Nicht lange danach war er wieder einmal für ein paar Tage unterwegs. Wieder zurück, erzählte er mir, daß er nach dieser langen Zeit bei seinem Bruder Philbert zum ersten Mal wieder mit seiner Mutter zusammen zu Abend gegessen hatte. "Sechsundsechzig ist sie jetzt", sagte er, "und ihr Gedächtnis ist besser als meines. Sie sieht jung und gesund aus und zeigt mehr Biß als die, die sich so große Mühe gegeben hatten, sie in diese Anstalt einzuweisen."

Wenn sich Malcolm X über irgend etwas im Laufe des Tages geärgert hatte, war sein Gesicht noch um eine Spur roter, wenn er mich besuchte, und er pflegte dann eine Menge Zeit damit zu verbringen, sich bitterlich zu beklagen. Nachdem die Polizei von Los Angeles auf einige Muslims geschossen hatte und einer von ihnen dabei ums Leben gekommen war, war Malcolm X eine Woche lang wie gelähmt, als er von dort zurückkam. Unter diesem Eindruck hatte er in Los Angeles eine Erklärung abgegeben, die ihm von beiden Seiten - weiß und schwarz - heftig angekreidet wurde: "Ich habe gerade gute Nachrichten erhalten", sagte er und bezog sich dabei auf einen Flugzeugabsturz auf dem Pariser

Flughafen, bei dem etwa dreißig weiße Amerikaner, die meisten aus Atlanta, Georgia, umgekommen waren. (Malcolm X hat sich meines Wissens nach nie öffentlich für diese Äußerung entschuldigt, aber lange danach gestand er mir: "Das gehört zu den Dingen, die ich am liebsten nie gesagt hätte.")

Jedesmal, wenn der Name des Bundesrichters am Obersten Gerichtshof, Thurgood Marshall, erwähnt wurde, spie Malcolm X Feuer. Als dieser Richter vor Jahren noch Anwalt der NAACP gewesen war, hatte er gesagt: "Die Muslims werden von einer Bande zwielichtiger Gestalten angeführt, die aus Gefängnissen und Zuchthäusern kommen, und das Geld kriegen die ganz sicher von einer arabischen Gruppierung." Nur ein einziges Mal habe ich Malcolm X so etwas ähnliches wie fluchen gehört, und da benutzte er auch nur den Ausdruck "zum Teufel"; das war die Reaktion auf eine Äußerung Dr. Martin Luther Kings, der ihm vorgeworfen hatte, er würde mit dem, was er sagte, "Unglück über die Schwarzen" bringen. Malcolm X explodierte und sagte: "Wie zum Teufel soll ich das denn mit meinen Worten angestellt haben! Immer sind die Schwarzen an allem Schuld und nie die Weißen." Der Vorwurf des "Extremismus" oder der "Demagogie" brachte Malcolm X gleichermaßen in Rage. "Ja, ich bin ein Extremist. Denn die Schwarzen hier in Nordamerika leben unter extrem schlechten Bedingungen. Zeigen Sie mir einen Schwarzen, der kein Extremist ist, dann weiß ich, daß er in psychiatrische Behandlung gehört."

Als er bei anderer Gelegenheit meinte: "Aristoteles schockierte die Leute, Charles Darwin brachte die Leute in Wut und an Aldous Huxley nahmen Millionen Anstoß", schickte er sofort einen Satz hinterher. "Nehmen Sie das ja nicht in das Buch mit auf, sonst glaubt man, daß ich mich mit denen in Verbindung bringen will." Als er sich einmal zu der Äußerung hinreißen ließ: "Diese Onkel Toms erinnern mich an den Propheten Jesus, der in seinem eigenen Land nichts galt", stand er sofort auf, nahm wortlos mein Notizbuch, riß die entsprechende Seite heraus, zerknüllte sie und steckte sie in seine Tasche. Während der restlichen Zeit unseres Treffens zeigte er sich erheblich zurückhaltender.

Ich erinnere mich an eine Unterhaltung, als er mir eine Zeitung unter die Nase hielt, in der auf der Titelseite von einem schwarzen Baby berichtet wurde, das von einer Ratte gebissen worden war. "Hier, lesen Sie das!" sagte er. "Und denken Sie eine Minute darüber nach. Stellen Sie sich vor, es wäre *Ihr* Kind. Und wo steckt der Miethai, dem diese Slums gehören? - Er liegt in Miami am Strand." Während des ganzen Gesprächs schäumte er vor Wut. Ich begleitete ihn an diesem Tage nicht zu einer Rede, die er vor Schwarzen in Harlem hielt und bei der sich nach einem Bericht von Helen Dudar in der *New York Post* ein Zwischenfall ereignete:

"Als Malcolm in Harlem sprach, blickte er unverwandt auf einen der anwesenden weißen Reporter, die einzigen Weißen, die zu der Versammlung zuge-

lassen waren, und fuhr fort: 'Hier sitzt ein Reporter, der sich seit einer halben Stunde noch kein Wort notiert hat, sobald ich aber Anstalten mache, etwas gegen die Juden zu sagen, fängt er sehr emsig zu schreiben an, um mir damit Antisemitismus nachweisen zu können.'

Hinter dem Reporter erhob sich eine männliche Stimme: 'Bringt den Bastard um, bringt sie alle um!' Der junge Reporter fühlte sich höchst unbehaglich und lächelte nervös; Malcolm rief: 'Schaut euch an, wie er lacht! Er lacht nicht wirklich, er bleckt nur seine Zähne.' Die Spannung stieg, und die Atmosphäre knisterte. Dann fuhr Malcolm fort: 'Der weiße Mann weiß nicht, wie man lacht. Er zeigt nur seine Zähne. Aber *wir* verstehen es zu lachen! Wir lachen aus unserem Innersten, aus dem Bauch.' Die Menge lachte, aus dem Innersten, aus dem Bauch. Und genauso plötzlich wie Malcolm X seine Zuhörer aufgerüttelt hatte, genauso schnell und geschickt lenkte er sie wieder in eine andere Richtung. Es war eine Meisterleistung und gleichzeitig auch ein Schmierentheater."

Später erfuhr ich - vielleicht hatte ich es auch gelesen -, daß Malcolm X sich bei dem Reporter telefonisch entschuldigte. Aber solche Ereignisse nahmen viele Beobachter des Phänomens "Malcolm X" zum Anlaß, darauf hinzuweisen, daß er der einzige Schwarze in Amerika sei, der einen Aufstand auslösen oder stoppen könne. Als ich das vor ihm einmal zitierte und ihn stillschweigend zu einer Reaktion bewegen wollte, antwortete er in scharfem Ton: "Ich weiß nicht, ob ich einen Aufruhr auslösen könnte und ob ich einen stoppen würde, weiß ich erst recht nicht!" Das war die Art von Antworten, an denen er Gefallen hatte.

Im Laufe der Monate war es mir allmählich gelungen, per Telefon näheren Kontakt zu Malcolm X' Frau herzustellen; ich sprach sie mit "Schwester Betty" an, da ich erfahren hatte, daß das bei den Black Muslims so üblich ist. Ich bewunderte, wie sie den Haushalt führte mit ihren damals drei kleinen Töchtern, wie sie es schaffte, mit den vielen täglichen Anrufen für Malcolm X zurechtzukommen. Allein damit wäre ein durchschnittlicher Telefonvermittler ganztägig beschäftigt gewesen. Manchmal rief er zu Hause an, wenn er mit mir zusammenwar, um sich schnell innerhalb von fünf Minuten das zu notieren, was an Anrufen für ihn eingegangen war.

Schwester Betty, die mir am Telefon meist sehr freundlich begegnete, zeigte sich gelegentlich plötzlich sehr ungehalten und beschwerte sich: "Der Mann kommt nie zu seinem *Schlaf*!" Der Arbeitstag von Malcolm X umfaßte selten weniger als achtzehn Stunden. Wenn er gegen 4 Uhr früh mein Büro verlassen hatte und noch eine Fahrt von vierzig Minuten zu sich nach Hause in Elmhurst, Long Island, vor ihm lag, bat er mich des öfteren noch, um 9 Uhr morgens bei ihm anzurufen. Meist sollte ich ihn dann noch irgendwohin begleiten, und nachdem er seine weiteren Termine abgeklärt hatte, pflegte er mir dann mitzu-

teilen, wann und wo wir uns treffen sollten. (Es gab Zeiten, in denen ich selbst auch nicht mit übermäßig viel Schlaf gesegnet war.) Er hatte ständig Begleiter bei sich, entweder einige von seinen Muslim-Freunden, wie etwa James 67X (das 67. Mitglied der Harlemer Moschee Nr. 7 namens James) oder Charles 37X oder mich. Aber er bat mich nie dazu, wenn diese Männer bei ihm waren. Ich ging mit ihm zu seinen Vorträgen an Universitäten und Colleges, zu seinen Radio- und Fernsehsendungen und diversen anderen öffentlichen Veranstaltungen.

Wenn wir mit dem Auto unterwegs waren, winkte man Malcolm X auf der Autobahn zu, und bei Schwarzen ebenso wie bei Weißen zeigte sich in den Mienen jene spontane Bewunderung, die nach meiner Beobachtung berühmte Persönlichkeiten oft hervorrufen.

Malcolm X benutzte häufig das Flugzeug, und deshalb war er für etliche Stewardessen kein Unbekannter; sie lächelten ihn charmant an, und er begegnete ihnen mit ausgesuchter Höflichkeit. Es sprach sich meist schnell herum, daß er im Flugzeug saß, und bald herrschte um seinen Sitzplatz herum ein ungewöhnliches Kommen und Gehen. Wenn wir an unserem Zielort angekommen waren, bekam man oft Gespräche mit wie etwa: "Da ist Malcolm X." - *"Wo?"* - "Der Große da." Passanten beider Rassen starrten ihn an. Einige, allerdings mehr Schwarze als Weiße, sprachen ihn an oder nickten ihm zur Begrüßung zu. Ein hoher Prozentsatz der Weißen fühlte sich in seiner Gegenwart unbehaglich, besonders wenn es eng war wie etwa in Aufzügen. "Ich bin der einzige Schwarze, der je in ihrer Nähe war und von dem sie wissen, daß er die *Wahrheit* sagt", erklärte er mir einmal. "Es sind ihre Schuldgefühle, die sie aus der Fassung bringen, nicht ich." Bei anderer Gelegenheit meinte er: "Der Weiße hat Angst vor der Wahrheit. Sie schnürt ihm die Luft ab, macht ihn schwach - immer, wenn er nur ein wenig von der Wahrheit erfährt, können Sie beobachten, wie er rot wird."

Wenn Malcolm X sich mit anderen Menschen in einem Raum befand, ging eine ungewöhnliche Ausstrahlung von ihm aus. Er beherrschte den Raum, gleichgültig, wer sonst noch da war. Das konnte man sogar im Freien beobachten; einmal saß er in Harlem auf einem Rednerpodium zwischen dem Kongreßabgeordneten Adam Clayton Powell und dem früheren Präsidenten des Bezirks Manhattan, Hulan Jack, und am Ende dieser Veranstaltung auf der Straße hatte sich das Interesse total auf Malcolm X konzentriert. Ich erinnere mich, wie wir mit dem Zug von New York nach Philadelphia gereist waren, wo er in der Radioshow von Ed Harvey einen Auftritt hatte, der von Radio WCAU direkt übertragen wurde. "Sie sind der Mann, der gesagt hat 'Alle Schwarzen sind zornig, und ich bin der Zornigste von allen'. Stimmt das?" so stellte Harvey ihn vor. Und als Malcolm X mit fester Stimme antwortete "Korrekt zitiert", da war die Aufmerksamkeit der Umherstehenden wie gebannt auf ihn gerichtet.

Für die Zugreise nach Philadelphia hatten wir Plätze im Salonwagen reserviert. "In einem Waggon kann man mir zwar nichts anhaben, trotzdem kann ich in Schwierigkeiten geraten." Auf dem Weg zu unserem Abteil kamen wir am Speisewagen vorbei. Er drehte den Kopf zurück und sagte: "In sowas habe ich früher mal gearbeitet." Während der Reise erzählte er mir im Plauderton, daß das FBI versucht hätte, ihn zu ködern, um an Informationen über Elijah Muhammad heranzukommen; und ich sollte unbedingt ein neues Buch lesen, *Crisis in Black and White* von Charles Silberman - "einer der wenigen mir bekannten weißen Autoren, die den Mut haben, die Wahrheit auch auszusprechen." Dann bat er mich noch, die Journalistin der *New York Post* anzurufen, um ihr mitzuteilen, was für eine hohe Meinung er von ihrer neusten Serie hätte - persönlich wollte er ihr das nicht sagen.

Nach dem Ende der Ed Harvey Show nahmen wir den Zug zurück nach New York. Die Atmosphäre im Salonwagen, der voller Geschäftsleute war, die sich auf dem Heimweg befanden und hinter ihren Zeitungen steckten, war durch die Gegenwart Malcolm X' wie elektrisch geladen. Nachdem der schwarze Kellner in seiner weißen Jacke auf dem Mittelgang einige Male auf und ab gegangen war und wieder vorbeikam, *flüsterte* Malcolm X mir ins Ohr: "Der hat immer mit mir zusammengearbeitet, ich weiß seinen Namen nicht mehr, wir waren genau in diesem Zug zusammen. Er hat mich erkannt und weiß jetzt nicht, wie er sich verhalten soll." Wieder kam der Steward mit unbeweglicher Miene vorbei, und Malcolm X lehnte sich plötzlich vor und lächelte ihn an. "Klar, ich weiß, wer Sie sind", sagte der Kellner plötzlich laut. "Sie haben Teller in diesem Zug gewaschen. Ich habe gerade einigen Kollegen erzählt, daß Sie in meinem Waggon sitzen. Wir alle sind Anhänger von Ihnen!"

Die Spannung im Abteil steigerte sich ins Unermeßliche. Wieder tauchte der Kellner auf, ging auf Malcolm X zu und sagte mit überschwenglicher Stimme: "Einer unserer Gäste würde Sie gerne kennenlernen." Daraufhin erhob sich ein adrett aussehender junger Mann und ging mit ausgestreckter Hand auf Malcolm X zu; der stand auf und schüttelte fest die angebotene Hand. Im ganzen Abteil sanken die Zeitungen unter die Augenhöhe. Der junge Weiße erklärte laut und mit klaren Worten, daß er sich eine ganze Weile im Orient aufgehalten hätte und nun an der Columbia Universität studiere. "Ich bin nicht mit allem einverstanden, was Sie sagen", erklärte er, "aber ich bewundere die Art, wie Sie es sagen."

Malcolm X erwiderte in herzlichem Ton: "Auch wenn Sie ganz Amerika absuchen, Sir, werden Sie wohl kaum zwei Menschen finden, die in allem übereinstimmen." Zu einem anderen Weißen, der ihm daraufhin ebenfalls die Hand schütteln wollte, sagte er ganz schlicht: "Sir, ich weiß, was in Ihnen vorgeht. Es ist einfach schwer, etwas gegen mich zu haben, wenn Sie eigentlich in so vielem mit mir einer Meinung sind." Wir fuhren weiter Richtung New York und sahen uns jetzt offeneren Blicken gegenüber.

In Washington, D.C. wandte sich Malcolm X scharf gegen die Weigerung der Regierung, sich der Sache der Schwarzen anzunehmen. Sogar das Weiße Haus schien davon Kenntnis genommen zu haben, denn kurz darauf unterbrach ich die Gespräche mit Malcolm X für einige Tage, um im Weißen Haus für *Playboy* ein Interview mit dem damaligen Pressechef Pierre Salinger zu machen, der spontan das Gesicht verzog, als ich ihm erzählte, ich würde die Lebensgeschichte von Malcolm X schreiben. Als ich bei anderer Gelegenheit Malcolm X wegen eines Interviews mit dem Chef der US Nazi-Partei George Lincoln Rockwell verließ, sagte dieser ohne Umschweife, daß er den Mut von Malcolm X bewundere. Er meine, daß sie beide die gesamtamerikanischen Probleme besprechen sollten und so eine echte Lösung des Rassenproblems in Angriff nehmen könnten, etwa die freiwillige Trennung von Schwarz und Weiß. Die Schwarzen sollten nach Afrika zurückkehren. "Er muß mich für total verrückt halten", schnaubte Malcolm X, als ich ihm davon erzählte. "Sehe ich so aus, als ob ich mit einem *Teufel* reden würde?"

Ein anderes Mal fuhr ich nach Atlanta, um dort für den *Playboy* Dr. Martin Luther King zu interviewen. Der zeigte sich betroffen, als ich ihm ganz privat einige wenig bekannte Dinge über Malcolm X erzählte. Im offiziellen Rahmen des Interviews äußerte er sich zurückhaltend und meinte, er würde die Gelegenheit zu einem Gespräch gerne wahrnehmen. Malcolm X meinte dazu trocken: "Jetzt soll ich ihm wohl ein Telegramm mit meiner Telefonnummer schicken." (Verschiedenen anderen Äußerungen Malcolm X' konnte ich aber entnehmen, daß er, ohne es zuzugeben, eine gewisse Bewunderung für King hegte.)

Malcolm X und ich hatten in unserem Verhältnis zueinander zuletzt einen Punkt erreicht, an dem uns eine auf Gegenseitigkeit beruhende, warmherzige Freundschaft verband, auch wenn zwischen uns nie darüber gesprochen wurde. Für mich war er fraglos eine der einnehmendsten Persönlichkeiten, die ich jemals kennengelernt hatte. Ich glaube, daß ich für ihn jemand war, bei dem er sich ehrlich aussprechen konnte, ohne daß ihm alles kritiklos wie ein Echo nachgebetet wurde. Und wie alle, die in ständiger Anspannung leben, hatte er gern jemanden um sich, bei dem er sich innerlich entspannen konnte. Wenn ich jetzt auf Reisen ging, bat er mich anzurufen, sobald ich wieder in New York war, und meist trafen wir uns am Flughafen, wann immer es in seinen Zeitplan paßte. Mit langen, lockeren Schritten kam er dann auf mich zu, begrüßte mich mit einem breiten, gut gelaunten Lächeln, und wenn er mich in die Stadt fuhr, brachte er mich unterwegs auf den neusten Stand der Dinge und erzählte, was sich inzwischen Interessantes ereignet hatte. An einen Vorfall auf dem Flughafen erinnere ich mich besonders, weil er mir zeigte, daß sich Malcolm X des Rassenproblems in jedem Augenblick bewußt war. Während wir auf mein Gepäck warteten, wurden wir Zeuge der Wiedersehensfreude einer Familie. Die niedlichen Kinder, die dazugehörten, tollten spielend herum und redeten dabei

in einer fremden Sprache. "Morgen abend werden sie ihr erstes englisches Wort gelernt haben - *Nigger*", sagte Malcolm X, während er der Szene zusah.

Auf seine längeren Reisen, wie nach San Francisco oder Los Angeles, begleitete ich Malcolm X nicht. Er rief mich dann jedoch häufig an - normalerweise sehr spät in der Nacht -, um mich zu fragen, wie es mit dem Buch voranginge, oder auch um unseren nächsten Gesprächstermin nach seiner Rückkehr abzusprechen. Ein Anruf, den ich nie vergessen werde, kam gegen vier Uhr morgens und riß mich aus dem Schlaf. Er rief aus Los Angeles an und mußte gerade aufgestanden sein. "Alex Haley?" fragte die Stimme. "Ja? - Oh, hey Malcolm", antwortete ich noch halb im Schlaf. Darauf er: "Ich vertraue Ihnen jetzt zu siebzig Prozent", und legte auf. Für einen Moment lag ich da, dachte über ihn nach und fühlte mich von einem Gefühl der Wärme erfüllt, das ich noch immer in mir spüre, wenn ich mich daran erinnere. Keiner von uns beiden sprach jemals wieder darüber.

Malcolm X' wachsender Respekt für Weiße als Individuen schien nur denen zu gelten, die es nicht persönlich nahmen, was er über Weiße sagte, sondern ihn als Menschen schätzten. Außerdem war er überzeugt davon, durch aufmerksames Zuhören viel mehr über eine Person erfahren zu können. "Es ist eine Kunst, genau zuzuhören", sagte er zu mir. "Ich achte sehr genau auf den Klang der Stimme, wenn jemand spricht. Ich kann hören, ob jemand aufrichtig ist." Der Journalist, den er zweifellos am meisten schätzte, war M. S. Handler von der *New York Times*. Es freute mich zu hören, daß Handler einverstanden war, die Einleitung für dieses Buch[2] zu schreiben; ich wußte, Malcolm X hätte das auch gefallen. Als Malcolm X Handler gerade kennengelernt hatte und zum ersten Mal über ihn sprach, da begann er mit: "Ich sprach gerade mit diesem Teufel..." und unterbrach sich abrupt, offensichtlich verlegen. "...Er ist Reporter. Er heißt Handler und ist bei der *Times*." Malcolm X' Respekt für ihn wuchs ständig, und Handler seinerseits hatte Einfluß auf das, was in Malcolm X vorging. "Er ist der am wenigsten voreingenommene Weiße, den ich je getroffen habe", sagte Malcolm X zu mir, als er Monate später über ihn sprach. "Ich habe ihn bestimmte Dinge gefragt und ihn getestet. Ich habe ihm sehr genau beim Reden zugehört."

Ich erlebte Malcolm X bei Diskussionen nach Vorlesungen mit vorwiegend weißer Studentenschaft in Colleges und Universitäten oft zu heiter, um wirklich glauben zu können, daß er in seinem Innern blanken Haß auf alle Weißen hegte.

---

2 gemeint ist die amerikanische Originalausgabe von 1965, die ein anderes Vorwort enthielt

"Die jungen Weißen, und natürlich auch die jungen Schwarzen, sind die einzige Hoffnung Amerikas", sagte er mir einmal. "Wir anderen haben immer mit der Lüge gelebt."

Mir fallen jetzt mehrere Schwarze ein, von denen Malcolm X auf die eine oder andere Art sehr stark beeindruckt war. (Auch einige, die er sehr verabscheute, aber die will ich nicht erwähnen.) Besonders hoch in seinem Ansehen stand der große Fotograf Gordon Parks, den man meist mit dem Magazin *Life* in Verbindung brachte. Malcolm X verschaffte ihm durch seine direkte Verbindung zu Elijah Muhammad die Erlaubnis, sich das höchst geheime Selbstverteidigungsprogramm der Fruit of Islam anzusehen und es zur Veröffentlichung in *Life* zu fotografieren. Soweit ich weiß, war Parks damit der einzige Nichtmuslim, der je dabei zuschauen durfte - die paar Polizisten und Agenten mal ausgenommen, die so getan hatten, als würden sie den Black Muslims "beitreten", sie in Wirklichkeit aber infiltrieren sollten. "Der Erfolg, den er bei den Weißen hat, ließ ihn nie den Kontakt zur schwarzen Realität verlieren", hatte Malcolm X einmal über Parks gesagt.

Ähnlich empfand Malcolm X für den Schauspieler Ossie Davis. Einmal fragte er mich mitten in einem Interview, als wir gerade über etwas ganz anderes sprachen: "Kennen Sie eigentlich Ossie Davis?" Ich verneinte. "Ich muß Sie mal mit ihm bekanntmachen, er ist einer der hervorragendsten Schwarzen, die ich kenne." Während der Zeit, in der Malcolm X mit der Redaktion der Harlemer Wochenzeitung *Amsterdam News* zu tun hatte, lernte er den Chefredakteur James Hicks und den Star-Kolumnisten James Booker schätzen. Er sagte, Hicks habe "ein klares Bewußtsein und ließe sich von den Weißen nicht in Panik versetzen." Booker hielt er für einen herausragenden Reporter, auch von Frau Booker war er zutiefst beeindruckt.

Malcolm X war es, der mich mit zweien meiner heutigen Freunde bekanntmachte, Dr. C. Eric Lincoln, der damals das Buch *The Black Muslims in America* schrieb, und Louis Lomax, der verschiedene Artikel über die Muslims verfaßt hatte. Malcolm X hatte viel Respekt vor der Sorgfalt und Genauigkeit, mit denen Dr. Lincoln seine Nachforschungen betrieb. An Lomax bewunderte er den Spürsinn für heiße Nachrichten. "Wenn ich den ausgefuchsten Lomax irgendwohin rennen sehe, schnapp' ich meinen Hut und folge ihm, denn ich weiß, er ist einer Sache auf der Spur", sagte Malcolm X einmal. Sein Kommentar zu James Baldwin, den er auch sehr schätzte: "Er ist so brillant, daß er die Weißen allein mit Worten, die auf Papier geschrieben sind, durcheinanderbringen kann." Ein anderes Mal sagte er über ihn: "Außerdem gibt es niemanden, der die Weißen je so aus der Fassung gebracht hat wie er, abgesehen vom Ehrwürdigen Elijah Muhammad."

Über die schwarzen Geistlichen hatte er wenig Gutes zu sagen, höchstwahrscheinlich weil die meisten von ihnen die Black Muslims angegriffen hatten.

Außer der zurückhaltenden Bewunderung, die er Dr. Martin Luther King entgegenbrachte, hörte ich ihn nur von einem gut sprechen, nämlich von Reverend Eugene L. Callender aus der großen Gemeinde der Harlemer Presbyterian Church of the Master. "Er ist ein Prediger, aber er ist auch ein Kämpfer für die Schwarzen", sagte Malcolm X. Später bekam ich mit, daß Reverend Callender, ein Mann von großer Offenheit und Direktheit, Malcolm X persönlich zur Rede gestellt und ihm wegen seiner Angriffe gegen die schwarze Geistlichkeit die Leviten gelesen hatte. Malcolm X bewunderte auch die politische Rolle, die Reverend Adam Clayton Powell im Repräsentantenhaus spielte: "Ich denke, ich könnte mich zur Ruhe setzen, wenn die Schwarzen zehn Leute seines Schlages in Washington hätten." Ein ähnliches Vertrauen hatte er zum Anwalt der NAACP, Percy Satton, der später sein persönlicher Anwalt wurde. Heute ist Satton ein Abgeordneter des New Yorker Stadtparlaments. Von den schwarzen Professoren, die Malcolm X bei seinen Vorträgen in Colleges und Universitäten traf, hörte ich ihn selten gut sprechen, nur von einem, nämlich Dr. Kenneth B. Clark. Einmal, als Malcolm X für einen Augenblick wieder in seinen alten Jargon verfiel, sagte er zu mir: "Ich sehe da einen Schwarzen, dessen Hirn schon schlafen gegangen ist." Gegen die akademische Intelligenz unter den Schwarzen hatte er sehr ausgeprägte Vorbehalte. Von ihnen kamen die meisten Angriffe gegen die Black Muslims. Deshalb führte er bei Vorträgen in schwarzen Hochschulen einige seiner heftigsten Gegenangriffe gegen "diese angeblich gebildeten Onkel Toms mit Doktorhut".

Den glücklichsten und ungezwungensten Malcolm X im Zusammensein mit Angehörigen unserer eigenen Rasse erlebte ich, wenn ich ab und zu Gelegenheit hatte, ihn bei dem zu begleiten, was er "meine kleinen, täglichen Runden" durch die Straßen von Harlem nannte, bei denen er unter den Schwarzen war, die, so Malcolm X, von den "sogenannten schwarzen Führern" als "die statistische schwarze Masse" bezeichnet wurden. Auf diesen Touren mied Malcolm X generell die Hauptverkehrsader von Harlem, die 125. Straße. Er benutzte die Nebenstraßen, die voll waren "von Schwarzen, die in der Gosse leben, wo auch ich herkomme", die von der Armut geplagten, unter denen die Rate der Drogen- und Alkoholabhängigen besonders hoch ist.

Hier war Malcolm X wirklich ein Held. Während er durch die Straßen wanderte, überschüttete er alle, die ihm begegneten, mit seinem jungenhaften Lächeln und führte mit jenen, die auf ihn zugingen, ein ruhiges und freundliches Gespräch. Zu einem Alkoholiker meinte er einmal: "Genau das ist es, wozu der weiße Teufel euch bringen will, Bruder. Wenn ihr betrunken seid, hat er eine Ausrede und kann euch von hinten eins mit dem Knüppel übern Schädel ziehen." Einmal blieb er an einer Veranda stehen, um mehrere alte Frauen zu begrüßen. "Schwestern, ich würde euch gerne etwas fragen", sagte er während des Gesprächs mit ihnen, "kennt ihr einen *einzigen* Weißen, der euch nichts

angetan oder nichts weggenommen hätte?" Eine rief nach einem kurzen Augenblick: "Ich *nicht*!" worauf alle zu lachen anfingen. Im Weggehen riefen sie dem winkenden Malcolm X hinterher. "Der ist *in Ordnung*...!"

Ich erinnere mich, daß wir eines Abends an einer Ecke vorbeikamen und einem ärmlich gekleideten Mann zuhörten, der vor einer kleinen Menge eine leidenschaftliche Rede hielt. Er stand auf einer umgedrehten Holzkiste, an deren Seite die amerikanische Flagge befestigt war. "Ich glaube nicht an diese verfluchte Fahne und respektiere sie auch nicht. Sie ist da, weil ich ohne sie keine öffentliche Versammlung machen darf, wenn ich nicht riskieren will, daß der weiße Mann mich ins Gefängnis steckt. Genau darüber will ich jetzt auch zu euch sprechen. Wir schinden unsere Knochen und machen diese *Crackers* reich!" Malcolm X grinsend: "Er *arbeitet*!"

Mit schwarzen Männern, die ihre Haare "geglättet" hatten, sprach Malcolm X kaum ein paar Sätze, ohne sie ein wenig aufzuziehen: "Ah ja, Bruder, der weiße Teufel hat dir beigebracht, dich selbst derart zu hassen, daß du dir heiße Lauge in dein Haar schmierst und versuchst, es ähnlich wie seins aussehen zu lassen..."

Ich muß an eine Handvoll Frauen denken, die unter dem Vordach eines Lebensmittelladens an der Tür standen. Ich hatte ihn auf der anderen Straßenseite zurückgelassen, weil er sich dort mit jemandem unterhielt. Als ich aus dem Laden kam, erläuterte eine der Frauen gerade den anderen ganz aufgeregt eine von Malcolm X' Reden, die sie eines Sonntags in der Moschee Nummer 7 gehört hatte. "Ohhh, er hat den Weißen *eingeheizt*, hat's ihnen echt *gegeben*! Kinder...Kinder, er hat uns gesagt, daß wir von schwarzen Königen und Königinnen abstammen...mein Gott, das wußte ich nicht!" Eine andere Frau fragte: "Und das glaubst du?" Worauf die erste vehement antwortete: "Ja, das *tue* ich!"

Und da war der einsame, in Lumpen gehüllte Gitarrist, der zusammengekauert in einer Nebenstraße hockte und ganz für sich allein spielte und sang und dessen Augen plötzlich aufleuchteten, als er die herannahende Person erkannte. "Wow!" rief er, sprang auf und imitierte zackig einen salutierenden Gruß: "Sie sind *mein* Mann!"

Malcolm X liebte das. Und die Leute liebten ihn. Das war überhaupt keine Frage: Ob er nun neben einer Straßenlaterne mit Pennern sprach, ob er in Radio und Fernsehen volle Breitseiten auf unsichtbare Millionen von Menschen losfeuerte oder ob er einer kleinen Zuhörerschaft von weißen Intellektuellen zu etwas Nervenkitzel verhalf, indem er sowas sagte wie: "Mein Hobby ist, *Negroes* wachzurütteln, das schreibt man '*knee*-grows', so wie ihr Liberalen es aussprecht" - dieser Mann hatte Charisma und er hatte *Macht*. Und ich war nicht der einzige, der oft darüber staunte, wie er es schaffte, dauernd eine dermaßen unglaubliche internationale Publizität zu erfahren und trotzdem immer noch praktisch alles, was er privat oder in der Öffentlichkeit sagte, großzügig mit

Lobpreisungen und Worten der Anerkennung über den "Ehrwürdigen Elijah Muhammad" zu garnieren. Ich machte mir darüber oft Randnotizen und führte praktisch doppelt Buch über meine Beobachtungen. Als er mich von einem Notizbuch zum anderen wechseln sah, fragte Malcolm X mich neugierig nach dem Grund - ich erzählte ihm irgendwas, aber nicht, daß das eine die Notizen darüber waren, was er mir für das Buch sagte, und ich in das andere meine persönlichen Beobachtungen über ihn niederschrieb. Es hätte ihn sonst wahrscheinlich befangen gemacht. "Sie müssen bisher ungefähr eine Million Worte geschrieben haben", sagte Malcolm X. "Möglich", antwortete ich. "Der weiße Mann ist schon verrückt", sagte er nachdenklich. "Das werde ich noch beweisen. Glauben Sie, ich würde jemanden veröffentlichen, der mich so niedermacht, wie ich es mit ihm tue?"

"Sagen Sie mir die Wahrheit", forderte mich Malcolm X eines Abends auf. "Sie kommen doch viel herum - haben Sie was gehört?" Ehrlich gesagt hatte ich keine Ahnung, auf was er anspielte. Er ging aber nicht weiter drauf ein und wechselte das Thema.

Ich hatte einige ungewöhnliche Dinge von Malcolm X gesehen und gehört, die mich persönlich in Erstaunen versetzt und zu Spekulationen gereizt hatten, aber weil ich sie an nichts Konkretem festmachen konnte, vergaß ich sie irgendwann. Eines Tages fuhren wir in seinem Auto und hielten bei Rot an einer Kreuzung, als ein anderes Auto mit einem Weißen am Steuer neben uns stoppte. Der Fahrer erkannte Malcolm X und rief ihm spontan zu: "Ich kann gut verstehen, daß Sie so viel Zustimmung unter Ihren Leuten finden. Wenn ich ein Schwarzer wäre, tät' ich's auch. Lassen Sie nicht nach in Ihrem Kampf!" Malcolm X antwortete dem Mann ernst: "Ich wünschte, ich hätte eine weiße Gruppe von Leuten wie Sie." Als die Ampel grün wurde und beide Autos anfuhren, wandte er sich an mich und sagte mit Nachdruck: "Ich möchte, daß Sie das weder aufschreiben noch je wiedergeben! Mr. Muhammad würde durchdrehen!" Das besondere an diesem Vorfall war, wie mir später erst auffallen sollte, daß er zum ersten Mal ohne ein Wort der Verehrung über Elijah Muhammad sprach.

Ungefähr zu dieser Zeit lautete eine von Malcolm X' Kritzeleien, die ich aufgehoben hatte, etwas geheimnisvoll so: "Mein Leben ist immer schon voller Veränderung gewesen." Ein anderes Mal, es war im September 1963, war Malcolm X während einer ganzen Sitzung sehr verärgert über etwas. Als ich später die *Amsterdam News* der betreffenden Woche las, wurde mir auch klar worüber. Ich glaube, er war aufgebracht über einen Punkt in einer Kolumne von Jimmy Booker, der geschrieben hatte, ihm sei zu Ohren gekommen, daß Elijah Muhammad und Malcolm X Streit miteinander hätten. (Booker enthüllte später, daß er nach Erscheinen dieser Kolumne erstmal sicherheitshalber in Urlaub

gegangen war. Nach seiner Rückkehr erfuhr er, daß Malcolm X "mit drei Begleitern in die Redaktion der *Amsterdam News* gestürmt war und gefordert hatte: 'Ich will sofort Jimmy Booker sprechen! Mir gefällt überhaupt nicht, was er geschrieben hat. Es gibt keinen Streit zwischen Elijah Muhammad und mir! Ich glaube an Mr. Muhammad und würde mein Leben für ihn geben.'")

Wenn ich von da an zufällig andere führende Muslims traf - das geschah meistens, wenn ich mit Malcolm X zusammenwar, er aber nicht unmittelbar zugegen war -, dann glaubte ich an subtilen Bemerkungen oder ihrem Verhalten etwas anderes als Bewunderung für ihren berühmten Kollegen zu erkennen. Aber ich redete mir ein, es falsch interpretiert zu haben. In diesen Tagen führte ich sehr häufig Telefongespräche mit Dr. C. Eric Lincoln. Wir konnten nicht umhin zu bemerken, daß trotz aller lobesvollen Worte, die Malcolm X für Elijah Muhammad übrighatte, es der dramatische, glasklar artikulierende Malcolm X war, auf den die Medien und folglich die breite Öffentlichkeit ihr ganzes Interesse konzentrierten. Ich hatte ja überhaupt keine Ahnung davon, was Malcolm X tatsächlich durchmachte in diesen Tagen. Er verlor auch - zumindest in meinem Beisein - kein einziges Wort darüber. Bis zu dem Zeitpunkt, als die Trennung offiziell wurde.

Als Malcolm X mich um zwei Uhr nachts verließ, bat er mich, ihn morgens um neun Uhr anzurufen. Zur verabredeten Zeit klingelte das Telefon in seinem Haus länger als gewöhnlich, und Schwester Betty klang angespannt und bedrückt. Als Malcolm X ans Telefon kam, klang auch seine Stimme anders als sonst. Er fragte mich: "Haben Sie schon Radio gehört oder die Zeitung gelesen?" Als ich verneinte, sagte er: "Dann sollten Sie es tun!" Er würde mich später zurückrufen und legte auf.

Ich ging los, um die Zeitung zu besorgen. Mit wachsendem Erstaunen las ich, daß Malcolm X tatsächlich von Elijah Muhammad suspendiert worden war. Der angegebene Grund war sein Kommentar zur Ermordung Präsident Kennedys: "The chickens coming home to roost".

Eine Stunde später rief Malcolm X bei mir an, und wir trafen uns in der Redaktion der Black Muslim Zeitung in der Lennox Avenue, ein paar Blocks von der Moschee und dem Restaurant entfernt. Er saß hinter seinem hellbraunen Schreibtisch, vor ihm der braune Hut auf der grünen Schreibunterlage. Er trug einen dunklen Anzug mit Weste, ein weißes Hemd und in der schmalen Krawatte steckte die unvermeidliche Nadel mit dem springenden Seglerfisch. Während er telefonierte, wippten seine großen Füße in den blankgeputzten schwarzen Schuhen den Drehstuhl unablässig vor und zurück.

"Jeder Ungehorsam meinerseits gegenüber Mr. Muhammad tut mir leid ... Natürlich, Sir, ich bin mit allen Entscheidungen des Ehrwürdigen Elijah Muhammad einverstanden. Ich glaube unbeirrt an seine Weisheit und Autorität." Jedesmal, wenn er aufgelegt hatte, klingelte das Telefon sofort wieder. "Mr.

Peter Goldmann! Ich habe schon eine Weile nichts mehr von ihnen gehört. ... Ja, Sir, ich hätte meine große Klappe halten sollen." Zur *New York Times* sagte er: "Ja, Sir? Ja, er hat mir für die nächste Zeit öffentliche Auftritte untersagt, was ich gut nachvollziehen kann. Ich kann ihnen nur dasselbe sagen, was ich auch schon allen anderen gesagt habe: Ich füge mich seinem Urteil, denn es basiert auf vernünftigen Überlegungen." Zur CBS: "Ich denke, daß jemand, der in einer Position ist, in der er über die Disziplin anderer zu wachen hat, natürlich in der Lage sein muß, selbst als erster Disziplin zu akzeptieren."

Auch in den nächsten Wochen, die für ihn eine harte Prüfung waren, spielte er weiter so gut er konnte die Rolle des Zerknirschten. Aber sooft ich ihn sah, war sein Nacken rot vor Wut. Seinen Zorn über die öffentliche Demütigung sprach er nie aus. Wir machten nur wenige Interviews, da er ständig am Telefon hing. Aber das war kein Problem, denn das meiste Material über seine Lebensgeschichte hatte ich bereits zusammen. Wenn er Zeit fand, mich zu besuchen, wirkte er abwesend. Ich konnte *fühlen*, wie Wut und die erzwungene Inaktivität an ihm nagten, was er natürlich so gut es ging zu verbergen suchte.

Eines Nachts schrieb er auf einen Zettel: "Ein Mann wird nicht dadurch überzeugt, daß man ihn zum Schweigen bringt. John Viscount Morley." Und in derselben Nacht etwas unleserlich: "Es ging bergab mit mir, bis er mich auflas; aber je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr glaube ich, daß wir uns gegenseitig auflasen."

Als ich ihn ein paar Tage nicht gesehen hatte, erhielt ich einen Brief: "Ich habe alle öffentlichen Auftritte und Vorträge für die nächsten Wochen abgesagt. Es sollte also möglich sein, in dieser Zeit die Arbeit am Buch abzuschließen. Angesichts des Tempos, mit dem sich neue Dinge ereignen, kann es leicht passieren, daß etwas, was man heute tut oder sagt, schon bei Sonnenuntergang desselben Tages überholt ist. Malcolm X."

Ich beeilte mich, das erste Kapitel "Alptraum" in eine Fassung zu bringen, die er überarbeiten konnte. Sobald ich fertig war, rief ich ihn an. So schnell er fahren konnte, kam er zu mir, wobei mir wieder bewußt wurde, was für eine Qual es für ihn sein mußte, untätig zu Hause herumzusitzen. Und da ich sein Temperament kannte, empfand ich Mitgefühl auch für Schwester Betty.

Beim ersten Lesen flog er schnell über das Manuskript hinweg. Dann zückte er seinen Kugelschreiber mit der roten Mine und las das Kapitel noch einmal, wobei er Stellen anstrich. "Du kannst Allah nicht *segnen*!" erklärte er, und ersetzte das Wort durch "preisen". An einer anderen Stelle, die sich auf ihn und seine Geschwister bezog, strich er rot "wir *kids*" durch. "Kids sind *Ziegen*", sagte er scharf.[3]

---

3 "kids", der umgangssprachliche Ausdruck für Kinder, bedeutet ursprünglich "Zicklein"

Bald darauf flogen Malcolm X und seine Familie nach Miami. Cassius Clay hatte ihn und Schwester Betty als Geschenk zu ihrem sechsten Hochzeitstag eingeladen. Natürlich hatten sie erfreut zugesagt. Für Schwester Betty, die das harte Los einer Frau bei den Black Muslims zu tragen hatte, war es der erste Urlaub seit sechs Jahren. Malcolm X konnte durch die Einladung zum einen sowohl sein Gesicht wahren, zum anderen hatte er nun überhaupt wieder etwas zu *tun*.

Gleich nach seiner Ankunft telegraphierte er mir die Telefonnummer seines Motels. Ich rief ihn sofort an, und er erzählte mir folgendes: "Ich muß Ihnen was verraten, ich selbst wette zwar nicht mehr, aber wenn Sie Lust haben, dann setzen Sie darauf, daß Cassius Liston schlägt - und Sie werden gewinnen!" Ich lachte und sagte ihm, er sei voreingenommen. "Nein, denken Sie an meine Worte, wenn der Kampf vorüber ist."

Später erhielt ich eine Bildpostkarte, die in leuchtenden Farben einen Schimpansen im Affengehege "Monkey Jungle" in Miami zeigte. Malcolm X hatte auf die Rückseite geschrieben: "100 Jahre nach dem Bürgerkrieg erhalten diese *Schimpansen* immer noch mehr Anerkennung, Respekt und Freiheit, als unser Volk. Bruder Malcolm X." Ein anderes Mal kam ein Briefumschlag mit einer aus der *Chicago Sun-Times* ausgeschnittenen Kolumne von Irv Kupcinet. Malcolm X hatte mit seinem Rotstift folgende Aussage rot eingekreist: "Eingeweihte sagen eine Spaltung der Black Muslims voraus. Malcolm X, der als die bisherige Nummer 2 abgesetzt worden ist, könnte eine Splittergruppe in Opposition zu Elijah Muhammad formieren." Daneben hatte er geschrieben: "Stellen Sie sich das vor!!!"

Als Cassius Clay gänzlich unerwartet Sonny Liston besiegt hatte, rief mich Malcolm X noch in der gleichen Nacht an. Die Aufregung war im Hintergrund zu hören. Malcolm X sagte mir, daß die Siegesfeier in seiner Motel-Suite im Gange sei. Er beschrieb mir, was sich dort gerade abspielte, nannte mir einige der Gäste und erzählte, daß der frischgebackene Schwergewichtsweltmeister "im Schlafzimmer nebenan ist", um dort ein Nickerchen zu machen. Nachdem Malcolm X mich an seine Vorhersage über den Ausgang des Kampfes erinnert hatte, meinte er, ich solle mich darauf freuen, daß aus Cassius Clay nun "sehr bald eine weltbekannte Persönlichkeit" werden würde. "Ich weiß nicht, ob Sie sich bewußt sind, daß dies der erste Weltmeister ist, der dem Islam angehört, und wie wichtig das ist."

Am darauffolgenden Morgen gab Cassius Clay jenes Interview, das in dem Bekenntnis gipfelte, er sei ein "Black Muslim", und das in der nationalen Presse für Schlagzeilen sorgte. Bald darauf tauchten in den Zeitungen Bilder auf, die zeigten, wie Malcolm X den Schwergewichtsweltmeister in der Wandelhalle des Hauptquartiers der Vereinten Nationen in New York verschiedenen afrika-

nischen Diplomaten vorstellte. Malcolm X fuhr mit Clay durch Harlem und andere Gegenden in seiner Eigenschaft als dessen "Freund und Berater in religiösen Fragen", wie er sagte.

Ich hatte mich inzwischen aus der Großstadt zurückgezogen, um mein Buch zu beenden, und wir telefonierten alle drei bis vier Tage miteinander. Malcolm X erklärte, er wolle seine frühere Stellung bei den "Black Muslims" nicht behalten, und begann zurückhaltend Kritik an Elijah Muhammad zu üben. *Playboy* bat mich um ein Interview mit dem neuen Weltmeister Cassius Clay, und als ich mich vertrauensvoll an Malcolm X mit der Bitte wandte, mich Clay vorzustellen, zögerte er: "In dieser Angelegenheit sollten Sie sich lieber an jemand anderen wenden." Ich war höchst überrascht, aber ich hatte gelernt, nie in ihn zu dringen. Aber bald darauf erhielt ich einen Brief: "Lieber Alex Haley! Nur eine kurze Nachricht. Würden Sie für mich einen Brief formulieren, der es mir ermöglicht, den Vertrag so zu ändern, daß die verbleibenden Einnahmen der 'Muslim Mosque Inc.' zukommen beziehungsweise im Falle meines Todes meiner Frau Mrs. Betty X Little zur Verfügung stehen? Je eher dieser Brief oder Vertrag geändert wird, desto besser kann ich schlafen." Unter seiner Unterschrift fand sich ein P.S.: "Wie soll man nur seine Autobiographie schreiben angesichts einer Welt, die sich so schnell verändert." Bald darauf las ich in der Presse von Spekulationen über geplante Anschläge auf Malcolm X. Dann dieser Artikel in der *Amsterdam News* mit der Schlagzeile "*Malcolm X behauptet, sein Leben sei bedroht.*" Weiter hieß es, er glaube, frühere enge Mitarbeiter der New Yorker Moschee hätten "ein Killerkommando" ausgesandt; dieses "habe zum Ziel, mich kaltblütig zu ermorden. Dank Allah erfuhr ich von dem Komplott durch eben die Brüder, die mich umbringen sollten. Diese Brüder haben zu lange mitbekommen, wie ich Mr. Muhammads Sache vertreten und ihn verteidigt habe, um die Lügen über mich zu schlucken und sich nicht durch einige Fragen an mich Klarheit zu verschaffen."

Ich rief Malcolm X an, um meiner Besorgnis Ausdruck zu verleihen. Seine Stimme klang müde. Sein "oberstes Interesse" sei es nun, daß alles Geld, das bisher durch seine Hände fließe, in Zukunft direkt an die neue Organisation oder an seine Frau ginge, wie dies in der Abmachung, die er unterzeichnet und sofort abgesandt habe, festgelegt sei. "Ich weiß", sagte er, "daß ich eigentlich mein Testament machen müßte. Ich habe das bisher nicht getan, weil ich nichts habe, was ich irgend jemandem vermachen könnte. Aber wenn es kein Testament gibt und mir etwas zustoßen sollte, dann könnte das ein großes Durcheinander stiften." Ich zeigte mich besorgt, und er erzählte mir, daß er zu Hause ein geladenes Gewehr hätte. "Ich kann schon auf mich aufpassen", fügte er hinzu.

Die "Muslim Mosque Inc.", von der Malcolm X gesprochen hatte, war eine neue Organisation, die er gegründet hatte und die zu dieser Zeit aus etwa vierzig oder

fünfzig Muslims bestand, die sich der Führung Elijah Muhammads entziehen wollten.

Der Interviewtermin mit dem Schwergewichtsmeister wurde durch einen engen Mitarbeiter von Cassius Clay arrangiert, den mir Malcolm X schließlich doch noch empfohlen hatte, und so flog ich nach New York, um das Interview für den *Playboy* zu machen. Malcolm X sei "kurzfristig verreist", sagte Schwester Betty am Telefon; sie war ziemlich kurz angebunden. Ich unterhielt mich mit einer Frau von den Black Muslims, die ich schon vor ihrem Beitritt zu der Vereinigung gekannt hatte und die Malcolm X bewunderte. Sie hatte sich dafür entschieden, in der ursprünglichen Organisation zu bleiben: "Ich sag dir was, Bruder, und das sagen viele in der Moschee, weißt du, es ist wie bei der Scheidung von einem Mann, so hin und wieder will man ihn doch wiedersehen." Im Laufe des Interviews mit Cassius Clay in seiner Drei-Zimmer-Suite im Theresa Hotel in Harlem kamen wir unvermeidlicherweise auch auf seine neue Mitgliedschaft bei den Black Muslims zu sprechen, wobei dann auch die Frage auftauchte, wie es denn mit seinem früher doch sehr engen Kontakt zu Malcolm X stünde. Clay antwortete ohne Umschweife: "Man kann sich nicht einfach gegen Mr. Muhammad stellen und glauben, man käme einfach so davon. Ich will darüber nicht mehr sprechen."

Elijah Muhammad zeige "Anzeichen von Erregung", wenn in seinem Hauptquartier in Chicago der Name Malcolm X in seiner Gegenwart erwähnt würde, erzählte mir jemand aus Cassius Clays Gefolgschaft. Mr. Muhammad soll gesagt haben: "Bruder Malcolm wird ein bekannter Mann werden. Ich brachte ihn nach oben. Ich war dabei, einen großen Mann aus ihm zu machen." Die eingefleischten Black Muslims sagten voraus, daß Malcolm X von denen im Stich gelassen werden würde, die von der Moschee Nummer Sieben abgefallen und zu ihm übergelaufen wären. "Sie werden sich betrogen fühlen." Andere meinten: "Die große Strafe Allahs wird den Heuchler treffen." Bei anderer Gelegenheit soll Mr. Muhammad geäußert haben: "Malcolm ist dabei, sich selbst kaputtzumachen." Er habe absolut nicht den Wunsch, Malcolm X sterben zu sehen, sondern "eher ihn am Leben zu wissen und an seinem Verrat leiden zu sehen."

Die allgemeine Stimmung unter den nichtmuslimischen Bewohnern von Harlem, mit denen ich sprach, hatte die Richtung, daß Malcolm X als Prediger mächtig und einflußreich genug sei, um letztendlich die Anhängerschaft der Moschee in zwei feindliche Lager zu spalten, und daß zumindest in New York City Elijah Muhammads unbestrittene Herrschaft zu Ende sein könnte.

Malcolm X kam zurück. Er sei in Boston und Philadelphia gewesen. Im Zimmer 1936 des Hotels Americana verbrachte er sehr viel Zeit mit mir, jetzt auch tagsüber. Die früher für ihn typische totale Gelöstheit war verschwunden. Als ob es das normalste auf der Welt wäre, ging er nun in regelmäßigen Abständen zur Tür, öffnete sie, warf einen Blick links und rechts über den

Korridor und schloß die Tür wieder. "Wenn ich bei Erscheinen dieses Buches noch am Leben sein sollte, grenzt das an ein Wunder", meinte er wie als Erklärung. "Ich sage das nicht mit quälender Sorge...", dabei beugte er sich vor und berührte die golddurchwirkte Tagesdecke auf dem Bett. "Ich sage das genauso, wie ich feststelle, daß das eine Tagesdecke ist."

Zum ersten Mal sprach er mit mir über die Einzelheiten dessen, was geschehen war. Er sagte, daß seine Äußerung über die Ermordung Kennedys nicht der Grund dafür sein könne, weswegen ihn die Muslims hinausgeworfen hätten. "Das war niemals der Grund. Ich habe schon ganz andere Sachen gesagt, und niemand hat sich darüber aufgeregt. Der wirkliche Grund war die Eifersucht in Chicago. Und ich hatte mich gegen die Unmoral eines Mannes gewandt, der vorgab, die Moral für sich gepachtet zu haben."

Malcolm X meinte, er hätte die Mitgliederzahl der Muslims im Lande von etwa 400, als er eingetreten war, auf rund 40.000 erhöht. "Ich glaube nicht, daß es mehr als 400 waren, als ich mich ihnen anschloß. Bestimmt nicht. Zumeist waren es ältere Leute, und viele von ihnen konnten nicht einmal den Namen von Mr. Muhammad aussprechen. Er selbst hielt sich meist im Hintergrund."

Nur mühsam gelang es Malcolm X, seine verletzten Gefühle zu verbergen. "Nichts ist furchterregender, als wenn Dummheit zur Tat schreitet. Goethe", kritzelte er eines Tages hin. Gelegentlich spielte er auf das Interview mit Cassius Clay an, und als ich nur mit Anekdoten aus diesem Gespräch reagierte, fragte er schließlich, wie Clay von ihm gesprochen habe. Ich fingerte die Karteikarte heraus, auf die ich die Frage vorher getippt und die Antwort darunter geschrieben hatte. Malcolm X starrte auf die Karte, sah lange zum Fenster hinaus, stand auf und ging im Raum umher. Als er sagte: "Ich war wie ein großer Bruder zu ihm", war das eine der seltenen Gelegenheiten, in denen der Tonfall seiner Stimme seine wahren Gefühle nur mühsam überdecken konnte. Nach einer Pause dann: "Ich habe nichts gegen ihn. Er ist ein hervorragender junger Mann. Klug. Aber er läßt sich benutzen und auf den falschen Weg führen."

Und nie mehr habe ich ihn so nahe am Rand der Tränen erlebt wie damals in diesem Hotelzimmer, und es war auch das einzige Mal, daß er für seine eigene Rasse ein bestimmtes Wort verwendete. Er hatte gerade davon gesprochen, was für ein hartes Stück Arbeit es für ihn gewesen war, die Muslim-Organisation aufzubauen, in jenen Tagen des Anfangs, als er gerade nach New York umgezogen war. Plötzlich rief er mit belegter Stimme: "Wir hatten die beste Organisation, die es jemals für den schwarzen Mann gegeben hat - und *Nigger* haben sie kaputt gemacht!"

Einige Tage später schrieb er in eines seiner Notizbücher eine Bemerkung, die er mir zu lesen gab: "Von Kindern können wir Erwachsenen lernen, sich eines Mißerfolgs nicht zu schämen, sondern wieder aufzustehen und es noch einmal zu versuchen. Die meisten von uns Erwachsenen sind so ängstlich und

vorsichtig geworden und auf 'Sicherheit' bedacht. Wir schrecken vor allem zurück, sind starr und voller Furcht; deswegen scheitern so viele Menschen. Die meisten Menschen mittleren Alters haben sich mit dem Mißerfolg abgefunden."

Malcolm X wurde häufig angerufen oder führte selbst Telefongespräche, während ich mit im Zimmer war. Er sprach immer in einer vorsichtigen zurückhaltenden Art, und es war offensichtlich, daß ich das Gespräch nicht mitbekommen sollte. Ich zog mich dann jedesmal ins Badezimmer zurück, schloß die Tür und kam wieder heraus, wenn ich das Murmeln seiner Stimme nicht mehr vernahm, in der Hoffnung, daß er sich dann freier fühlte. Später erzählte er mir, daß er etwas von ein paar Muslims erfahren hätte, die immer noch eisern zu Elijah Muhammads Anhängern gehörten. "Ich bin ein gezeichneter Mann", meinte er nach einem dieser Anrufe. "Ich habe da einige Leute an der Spitze, die mir klarmachen, daß ich mich mit größter Vorsicht zu bewegen hätte." Er dachte einen Augenblick darüber nach. "Solange meiner Familie nichts passiert, fürchte ich nicht um mich selbst." Ich denke, Malcolm X hatte schon davon gehört, daß die Muslim-Organisation ihn durch eine Klage dazu bringen wollte, das Haus zu verlassen, das er mit seiner Familie bewohnte.

Ich hatte mir Sorgen gemacht, daß Malcolm X, verbittert wie er war, die Kapitel vielleicht umschreiben wollte, in denen von seinen Tagen als Black Muslim die Rede war. An dem Tag, als ich New York City verlassen wollte, um mich wieder in den Norden des Staates zurückzuziehen, erzählte ich ihm, was mich bewegte. "Ich habe schon daran gedacht", sagte er. "Es sind mir eine Menge Dinge durch den Kopf gegangen von damals, was ich sah, was ich hörte, aber ich habe sie aus meinem Kopf verbannt. Ich lasse das so stehen, wie ich es erzählt habe. Das Buch soll so bleiben, wie es ist."

Am 26. März 1964 erhielt ich dann eine Nachricht von Malcolm X: "Ich habe Gelegenheit, kurz einige wichtige afrikanische Länder zu besuchen, in Verbindung mit einer Pilgerfahrt zu den Heiligen Städten des Islam, Mekka und Medina. Ich fahre am 13. April. Behalten Sie das für sich."

Während seines Auslandsaufenthalts schrieb Malcolm X fast jedem, den er gut kannte, Briefe und Ansichtskarten. Diese Briefe waren jetzt mit "El-Hajj Malik El-Shabazz" unterschrieben.

Dann, Mitte Mai, rief mich Schwester Betty an. Mit jubelnder Stimme erzählte sie mir, Malcolm würde zurückkommen. Ich flog nach New York City. Am 21. Mai klingelte in meinem Hotelzimmer das Telefon, und Schwester Betty sagte: "Einen Moment bitte" - dann hörte ich seine tiefe Stimme. "Wie geht's?"

"Gut. Und *Ihnen*, El-Hajj Malik El-Shabazz?"

"Nur ein bißchen müde", antwortete er. Er sei mit dem Flug der Pan American Airlines um 4 Uhr 30 angekommen und würde um 19 Uhr eine Pressekonferenz im Theresa-Hotel geben. "Ich hole Sie um halb sieben Ecke Lenox und 135. Straße ab. Auf der Seite, die stadteinwärts führt. In Ordnung?"

Als das blaue Oldsmobile hielt und ich einstieg, sah ich El-Hajj Malcolm. Er strahlte über das ganze Gesicht, trug einen gestreiften Leinenanzug, die roten Haare hatten einen Friseur nötig, und er hatte sich einen Bart stehenlassen. Auch Schwester Betty war mit im Auto. Es war das erste Mal, daß wir uns persönlich kennenlernten, nachdem wir schon mehr als ein Jahr mehrmals pro Woche miteinander telefoniert hatten. Wir lächelten uns an. Sie trug eine Sonnenbrille und ein blaues Umstandskleid. Sie war mit ihrem vierten Kind schwanger.

Es müssen an die fünfzig Kameraleute von Presse und Fernsehen gewesen sein, die sich in einer Front um die beste Position bemühten; der Rest des Skyline-Ballrooms war voll mit schwarzen Anhängern von Malcolm X, mit Sympathisanten und Neugierigen. Der Raum erstrahlte im flimmernden und gleißenden Scheinwerferlicht, als er Betty zärtlich am Arm durch die Tür führte wie ein Kavalier; und sie zeigte mit einem breiten Lächeln, daß sie stolz darauf war, daß dieser Mann ihr Mann war. Ich erkannte M.S. Handler von der *Times* und stellte mich vor; wir ergatterten einen Tisch mit zwei Plätzen. Dichtgedrängt saßen die Reporter in einem Halbkreis um den auf einem Podest sitzenden Malcolm X und beschossen ihn mit Fragen. Er machte den Eindruck, als ob er sich seit zwölf Jahren auf diese neue Situation vorbereitet hätte.

"Haben wir das richtig verstanden, daß Sie jetzt nicht mehr glauben, alle Weißen wären schlecht?"

"Vollkommen *richtig*. Meine Reise nach Mekka hat mir die Augen geöffnet. Ich habe mich vom Rassismus abgekehrt. Ich habe meine Haltung neu überdacht und bin davon überzeugt, daß Weiße auch Menschen sind..." - er machte eine bedeutungsvolle Pause - "...solange sie den Schwarzen ebenfalls als Menschen begegnen."

Sie hackten auf seinem Image als "Rassist" herum. "Ich bin *kein* Rassist. Ich verurteile Weiße nicht, weil sie weiß sind, sondern für ihre Handlungen. Ich verurteile, was die Weißen als Kollektiv den Schwarzen als Kollektiv angetan haben."

Unablässig strahlte er mit seinem gewinnenden, jungenhaften Lächeln in den Raum und zupfte an seinem neuen rötlichen Bart. Auf die Frage, ob er ihn behalten wolle, meinte er, er wisse es noch nicht und müsse erst sehen, ob er sich daran gewöhnen könne. Ob der darauf abziele, sich mit den wichtigsten Führern der Bürgerrechtsbewegung zusammenzuschließen, die er früher gnadenlos attackiert habe? Darauf er zur Seite gewandt: "Ich würde das so erklären, Sir. Wenn ein paar Leute in einem Auto sitzen und mit einem bestimmten Ziel losfahren und man weiß, sie haben den falschen Weg eingeschlagen, dann setzt man sich zu ihnen ins Auto, fährt mit ihnen, redet mit ihnen; und wenn sie schließlich einsehen, daß sie sich verfahren haben und sich nicht da befinden, wo sie eigentlich hinwollten, dann sagt man ihnen, wo's langgeht, und *dann* werden sie auch zuhören." Niemals zuvor hatte er sich in einer besseren Form präsentiert, wägte ab, parierte, beantwortete Fragen.

Handler von der *Times* neben mir machte sich Notizen, brummelte schnaubend vor sich hin. "Unglaublich, einfach unglaublich!" Das dachte ich mir auch. Ich dachte auch daran, daß man, hätte man einen Stein aus dem Fenster hinter Malcolm X geworfen, acht Stockwerke tiefer genau den Gehsteig damit getroffen hätte, auf dem Malcolm X sich noch einige Jahre zuvor herumgetrieben und Drogen verkauft hatte.

Als ich das später zu Hause zusammenfaßte, kamen in regelmäßigen Abständen Mitteilungen von Malcolm X. "Ich hoffe, die Arbeit am Buch macht riesige Fortschritte. Schließlich entwickelt sich das, was mein Leben betrifft, mit großer Geschwindigkeit; vieles von dem, was schon niedergeschrieben ist, kann sich mit jedem neuen Monat schon als überholt herausstellen. Nichts im Leben ist dauerhaft, nicht einmal das Leben selbst. Ich rate Ihnen also, sich so gut es geht zu beeilen." Eine andere Nachricht, die mich als Einschreiben erreichte, irritierte mich in ihrer Ausdrucksweise: Er hatte vom Verleger ein Schreiben erhalten, das darauf hinwies, ihm sei bei Vertragsabschluß ein Scheck von 2.500 Dollar ausgehändigt worden, "und nun erwartet man von mir, daß ich dafür *persönlich* Einkommensteuer abführe. Sie wissen, wir hatten damals abgemacht, daß derlei Transaktionen direkt und zugunsten der Moschee abgewickelt werden. Tatsächlich habe ich von diesem Scheck bis heute nichts gesehen."

Die Angelegenheit wurde in Ordnung gebracht, und ich sandte Malcolm X die Rohfassungen einiger Kapitel zum Lesen. Ich war erschrocken, als sie ziemlich bald wieder zurückkamen; an vielen Stellen, die sich mit seiner Vater-Sohn-ähnlichen Beziehung zu Elijah Muhammad beschäftigten, befanden sich Streichungen mit roter Tinte. Ich rief ihn an und erinnerte ihn an seine frühere Absicht; nachdrücklich wies ich ihn darauf hin, daß man das Buch von vornherein eines Teils seiner ganzen Spannung und Dramatik berauben würde, wenn man den Lesern diesen Telegrammstil auch für die Ereignisse, die noch zu beschreiben seien, zumuten wolle. Barsch antwortete Malcolm X: "Wessen Buch ist das eigentlich?" - "Ihres natürlich", gab ich zurück. Dieser Einwand käme von mir nur in meiner Eigenschaft als Schriftsteller. Er meinte, daß er darüber nachdenken müsse. Die Aussicht, daß er das ganze Buch überarbeiten und daraus eine reine Polemik gegen Elijah Muhammad machen könnte, machte mich fast krank. Aber am späten Abend rief er an. "Tut mir leid, Sie haben recht. Vergessen Sie alle Änderungen. Lassen Sie alles, wie es ist." Von da an gab ich ihm nie mehr einzelne Kapitel zur Überarbeitung, ohne daß ich selbst dabei war. Einige Male konnte ich ihn dann unbemerkt beobachten, wie er die Stirn runzelte oder sich seine Miene verfinsterte, aber er forderte keine Änderungen seiner ursprünglichen Darstellung mehr. Erst, als er das Kapitel mit dem Titel "Laura" las, machte er deutlich, daß er heute anders handeln würde. "Laura. Das war ein feines Mädchen, ein *gutes* Mädchen", sagte er. "Sie wollte das beste

aus mir machen. Und was habe ich mit ihr gemacht! Ich trieb sie zu Drogen und Prostitution. Kaputtgemacht habe ich dieses Mädchen."

Malcolm X arbeitete wie besessen; viel Zeit hatte er nicht, um mich in meinem Hotel zu besuchen. Und wenn, dann hatte ich immer sehr schnell das Gefühl, ich befände mich auf einem Hauptbahnhof. Wenn das Telefon nicht für ihn klingelte, rief er selbst irgendwen an, blätterte ständig nach den Nummern in seinem allgegenwärtigen Notizbuch. Er hatte inzwischen begonnen, mit verschiedenen Persönlichkeiten aus dem Mittleren Osten und Afrika, die sich in New York aufhielten, ausgedehnte Gespräche zu führen. Ein paar von ihnen suchten ihn auch im Hotel auf. Zunächst saß ich immer am Fenster und war mit Lesen beschäftigt, während sie sich mit gedämpften Stimmen in der Nähe der Zimmertür unterhielten. Er bedauerte dies tief, als es ihm auffiel, und ich sagte ihm, daß ich mich nicht verletzt fühlte. Später begab ich mich dann in den Flur oder fuhr in die Eingangshalle hinunter und beobachtete dort die Aufzüge, bis ich die Besucher herauskommen sah. Ich erinnere mich, daß eines Tages das Telefon überhaupt nicht stillstand, es meldeten sich CBS, ABC, NBC, alle New Yorker Zeitungen, der Londoner *Daily Express*, Einzelpersonen - und wir hatten von dem, was wir erarbeiten wollten, absolut nichts zu Ende geführt. Dann tauchte auch noch ein Fernsehteam auf; der ABC-Kommentator Bill Beutler wollte ein Interview aufzeichnen. Als das Team gerade die Scheinwerfer aufbaute, rief ein Hörfunksender aus Dayton, Ohio, an und wollte ein Telefon-Interview. Malcolm bat mich auszurichten, daß sie ihn am folgenden Tag bei seiner Schwester in Boston erreichen könnten. Dann ein Anruf des Informations-Ministeriums der Republik Ghana.

Ich schob Malcolm X gerade eine Notiz zu, als Bill Beutel sagte: "Ich will Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, ich habe nur ein paar wahrscheinlich dumme Fragen." Malcolm X warf einen Blick auf meinen Zettel und sagte zu Beutel: "Nur die ungestellten Fragen sind dumm." Dann zu mir gewandt: "Sagen Sie ihnen bitte, ich rufe zurück." Als die Kameras gerade liefen und Beutler mit Malcolm X sprach, klingelte wieder das Telefon. Es war Marc Crawford vom *Life* Magazin. Ich flüsterte ihm zu, was gerade im Gange war. Crawford fragte mich ungeniert, ob es nicht möglich wäre, den Hörer so hinzulegen, daß er mithören könne; ich war einverstanden und gleichzeitig froh, daß das Interview nun ohne weitere Störungen würde ablaufen können.

Das Manuskript, das ich Malcolm X zur Begutachtung gab, hatte nun eine überzeugendere Gestalt. Er ging es durch, Seite für Seite, sorgfältig und konzentriert; hin und wieder hob er den Kopf, um einen Kommentar zu geben.

"Wissen Sie", sagte er einmal, "ich konnte deswegen einiges bewirken, weil ich die Schwächen dieses Landes studiert habe. Und je lauter der weiße Mann kläfft, desto sicherer kann ich sein, einen empfindlichen Nerv getroffen zu

haben." Bei einer anderen Gelegenheit legte er das Manuskript, in dem er gerade gelesen hatte, auf das Bett, erhob sich von seinem Stuhl, ging auf und ab und sah mich an: "Sie kennen die Stelle in diesem Kapitel, wo ich Ihnen erzählte, wie ich damals, als ich den Einbrecherring aufbaute, die Pistole an meinen Kopf setzte und denen Angst machte, indem ich entsicherte und den Finger am Abzug hatte - na ja...", er hielt inne, "...ich weiß nicht, ob ich Ihnen das erzählen sollte, aber ich will bei der Wahrheit bleiben." Er musterte mich fragend. "Ich habe die Kugel vorher verschwinden lassen." Wir lachten beide. Ich sagte, "Okay, geben Sie die Seite her, ich schreib das auf." Dann überlegte er. "Nein, lassen Sie's. Zu viele Leute würden daraus sehr schnell schließen, daß ich auch heute noch bluffe."

Als er dann die Stellen aus der Zeit las, als er die Gefängnisbibliothek entdeckt hatte, schnellte sein Kopf plötzlich hoch: "Junge, Junge! Ich werde dieses alte 'aardvark' nie vergessen!" Am nächsten Abend kam er ins Zimmer und erzählte mir, daß er im Museum of Natural History gewesen sei, um einiges über das aardvark zu lernen. "Also, 'aardvark' heißt wörtlich 'Erdferkel'. Das ist ein gutes Beispiel für die Wurzeln der Sprache, wie ich Ihnen schon mal sagte. Wenn Sie die Sprachgeschichte studieren, lernen Sie, wie sich ein Konsonant nach bestimmten Gesetzen verändert. Aber er behält seine Identität, gleichgültig in welcher Sprache." Was mich in Erstaunen versetzte war, daß ich wußte, wie übervoll sein Stundenplan für diesen Tag war, ein Auftritt sowohl im Fernsehen als auch im Radio, eine Rede, die er zu halten hatte, aber er war losgezogen, um etwas über das Erdferkel herauszubekommen.

Bald darauf berief er eine Pressekonferenz ein und verkündete: "Meine neue Organization of Afro-American Unity (OAAU) ist eine konfessionslose und nicht-sektiererische Gruppe, die ins Leben gerufen wurde, um die Afro-Amerikaner in einem konstruktiven Programm zur Erlangung der Menschenrechte zu vereinen." Der neue Ton der OAAU erwies sich als militanter schwarzer Nationalismus. Auf die einschlägigen Fragen der verschiedenen Reporter in den nun folgenden Interviews antwortete er, die OAAU habe sich das Ziel gesetzt, die schwarze Bevölkerung Amerikas von der Gewaltlosigkeit zur aktiven Selbstverteidigung gegen die Vormachtstellung der Weißen zu bekehren. Auf seinen politischen Kurs hin befragt, machte er rätselhafte Andeutungen: "Egal, ob man nun mit Kugeln oder Stimmzetteln kämpft, gut zielen muß man in jedem Fall. Man darf nicht die Marionette angreifen, sondern den Puppenspieler."

Auf die Frage nach einem bestimmten Operationsfeld für seine Aktivitäten antwortete er: "Ich werde mich dem Kampf stellen, wo immer Schwarze meine Hilfe brauchen." Wie stünde es denn um die Zusammenarbeit mit anderen Schwarzenorganisationen? Er antwortete, daß er daran dächte, eine Einheitsfront mit einigen ausgewählten schwarzen Führern aufzubauen und räumte auf Fragen ein, daß die NAACP schon "einiges erreicht" hätte.

Ob Weiße auch der OAAU beitreten könnten? "Wenn John Brown noch am Leben wäre, vielleicht er." Seinen Kritikern begegnete er mit Äußerungen wie, er würde "bewaffnete Guerillas" nach Mississippi schicken. "Ich meine das todernst. Wir werden sie nicht nur nach Mississippi schicken, sondern überall dorthin, wo das Leben schwarzer Menschen von scheinheiligen Weißen bedroht wird. Wenn es nach mir geht, ist Mississippi überall südlich der kanadischen Grenze." Ein anderes Mal wurde er von Evelyn Cunningham vom *Pittsburgh Courier* scherzhaft gefragt: "Sagen Sie mir doch noch was Aufregendes für meine Kolumne." Und er meinte daraufhin: "Jeder, der mir und meiner Bewegung folgen will, muß bereit sein, ins Gefängnis zu gehen, ins Krankenhaus und auf den Friedhof, bevor er wirklich frei ist." Evelyn Cunningham veröffentlichte das und kommentierte: "Er lächelte und kicherte, aber er meinte es sehr ernst."

Sein viertes Kind wurde geboren, noch eine Tochter, und er und Schwester Betty nannten das Baby Gamilah Lumumbah. Helen Lanier, eine junge Kellnerin in Harlems Twenty Two Club, wo Malcolm X sich des öfteren mit verschiedenen Leuten zu treffen pflegte, schenkte ihm eine Babyausstattung. Er war tief beeindruckt von dieser Geste. "Warum tut sie das? Ich kenne dieses Mädchen kaum."

Das Ergebnis einer Umfrage der *New York Times* unter der schwarzen Bevölkerung New Yorks verdroß ihn natürlich; denn drei Viertel hatten sich dafür ausgesprochen, Martin Luther King würde "die Sache der Schwarzen am besten vertreten", und ein weiteres Fünftel hatte sich auf die Seite des NAACP-Führers Roy Wilkins gestellt, während sich nur sechs Prozent für Malcolm X entschieden hatten. "Bruder", sagte er zu mir, "haben Sie sich schon mal klargemacht, daß einige der größten Führer der Geschichte nicht anerkannt wurden, ehe man sie sicher im Grab wußte?"

Eines Morgens, so um die Mitte des Sommers 1964, meldete sich Malcolm X am Telefon, er würde sich innerhalb der nächsten drei oder vier Tage wie geplant für etwa sechs Wochen ins Ausland begeben. Ich hörte erst wieder aus Kairo von ihm, etwa um die Zeit, als der vorhergesagte "lange, heiße Sommer" ernstlich begann. Aus den Vororten von Philadelphia, Rochester, Brooklyn, Harlem und aus anderen Städten wurden Aufstände und Straßenschlachten von Schwarzen gemeldet. Die *New York Times* berichtete, bei einer Zusammenkunft von intellektuellen Schwarzen habe man darin übereingestimmt, daß Dr. Martin Luther King wohl die Loyalität der schwarzen Mittel- und Oberschicht sicherstellen könne, daß aber nur Malcolm X Einfluß auf die unteren Schichten habe. "Die Schwarzen achten Dr. Martin Luther King und Malcolm X, weil sie die absolute Integrität dieser Männer spüren und weil sie wissen, daß sie von ihnen nie im Stich gelassen werden. Malcolm X ist unbestechlich, das wissen die Schwarzen und respektieren ihn deswegen. Sie wissen ebenso, daß er aus den tiefsten Niederungen kommt, genau wie sie selbst, und betrachten ihn als einen

der ihren. Malcolm X wird eine außergewöhnliche Rolle spielen, weil der Rassenkampf bereits auf die Großstädte des Nordens übergegriffen hat... Wenn Dr. King davon überzeugt ist, daß ihn das um die Frucht der zehn Jahre seiner überragenden Führerschaft bringt, wird er gezwungen sein, seine Konzepte neu zu überdenken. Es gibt nur eine Richtung, in die er sich bewegen kann, und das ist die Richtung, die Malcolm X eingeschlagen hat." Ich schickte eine Kopie des Zeitungsartikels nach Kairo.

Zumindest in Washington, D.C und New York waren mächtige zivile und private Kreise und Regierungsinstitutionen sowie Einzelpersonen im höchsten Maße daran interessiert, was Malcolm X im Ausland von sich gab. Sie spekulierten darüber, was er nach seiner Rückkehr in die USA sagen und möglicherweise tun würde. Als ich mich wieder nach Hause in den Norden des Staates New York begeben hatte, erhielt ich den Anruf eines guten Freundes. Auf Anfragen Dritter bat er mich darum, ob ich nicht an einem bestimmten Tag nach New York kommen könne, um mich dort mit einem "hohen Regierungsbeamten zu treffen", der großes Interesse an Malcolm X hätte. Ich flog also runter nach New York City. Mein Freund brachte mich zu den Büros einer großen privaten Stiftung, die sich durch ihre Aktivitäten und Spendentätigkeit auf dem Gebiet der Bürgerrechte einen Namen gemacht hatte. Ich lernte den Vorsitzenden der Stiftung kennen, und der stellte mich dem Leiter der Bürgerrechtsabteilung im Justizministerium, Burke Marshall, vor.

Marschall war hauptsächlich an Malcolm X' finanziellen Verhältnissen interessiert, insbesondere daran, wie er die seit seinem Rauswurf aus der Black Muslim-Bewegung ausgedehnte Reisetätigkeit bezahlen könnte. Ich erzählte ihm, daß meines Wissens nach Malcolm X von Zahlungen seines Verlegers lebe; dazu kämen noch die Honorare für diverse Vorträge und möglicherweise auch Spenden an seine Organisation. Für die jetzige Reise hätte er sich dazu noch Geld von seiner Schwester Ella geliehen. Außerdem hätte die *Saturday Evening Post* für eine nicht geringe Summe die Rechte an einer gekürzten Fassung seines Buches erworben, und dieses Geld sei in Kürze zu erwarten. Marshall hörte ruhig und aufmerksam zu, stellte noch einige andere Fragen über das Leben von Malcolm X und dankte mir dann. In derselben Nacht noch schrieb ich Malcolm X nach Kairo und erzählte ihm von diesem Gespräch. Er verlor niemals ein Wort darüber.

Die *Saturday Evening Post* schickte ihren Fotografen John Launois nach Kairo, um Malcolm X dort ausfindig zu machen und ihn in Farbe abzulichten. Die Ausgabe vom 12. Dezember erschien, und ich sandte Malcolm X ein Exemplar mit Luftpost. Nach wenigen Tagen erhielt ich eine äußerst gereizte Antwort, die seinen Ärger über den Kommentar des Magazins zu seiner Lebensgeschichte spüren ließ (das Editorial begann mit dem Satz "Wenn Malcolm X nicht ein Schwarzer wäre, so wäre die Geschichte seines Lebens kaum mehr als

ein Sammelsurium von verquerer Psychologie, die Geschichte eines Diebes, eines Drogenhändlers, eines Süchtigen und Knastbruders - dazu noch die Geschichte einer zerrütteten Familie -, der aus messianischem Sendungsbewußtsein heraus unablässig eine pervertierte Religion von 'brüderlichem' Haß predigt"). Ich schrieb Malcolm X zurück, daß er fairerweise wohl nicht mich für einen redaktionellen Kommentar dieses Magazins verantwortlich machen könne. Er entschuldigte sich, "aber wir müssen in Zukunft große Vorsicht walten lassen."

Seine Rückkehr aus Afrika fand unter noch günstigeren Vorzeichen statt als seine Heimkehr von der Pilgerreise nach Mekka. Zahlreiche Schwarze, Anhänger und Sympathisanten, hatten sich in der Ankunftshalle für Überseeflüge des Kennedy Airports eingefunden. Als ich die Halle betrat, standen Weiße mit ihren Kameras auf der zweiten Geschoßebene und fotografierten jeden Schwarzen, der hereinkam, und ganz offensichtlich hatten sich auch schwarze Geheimdienstler in Zivil unter die Leute gemischt. An der Glastrennwand vor der Zollkontrolle hatten einige zur Begrüßung ein großes Transparent angebracht mit der Aufschrift "Willkommen zu Hause, Malcolm".

Er kam in Sicht und stellte sich in eine der Reihen vor der Zollkontrolle; er hörte die Jubelrufe, sah auf und zeigte durch ein Lächeln, daß er sich freute.

Malcolm X wollte mich mit Beschlag belegen, um mich mit den Details seiner Reise zu füttern, die er im Buch haben wollte. Es handle sich dabei nur um die Höhepunkte, denn sein sorgfältig geführtes Tagebuch solle in einem weiteren Buch Verwendung finden. In diesen intensiven Sitzungen in meinem Hotel las er ausgewählte Stellen aus dem Tagebuch vor, ich machte Notizen. "Ich möchte betonen, daß ich den Versuch unternommen habe, unser Problem auf eine internationale Ebene zu heben, um den Afrikanern ihre *Verwandtschaft* zu uns Afro-Amerikanern bewußt zu machen. Ich möchte sie dazu bringen, wirklich darüber *nachzudenken*, daß sie unsere Blutsbrüder sind und wir alle die gleichen Vorfahren haben. Aus diesem Grunde schätzten mich die Afrikaner genauso wie die Asiaten, weil ich religiös war."

Schon nach wenigen Tagen hatte er keine Zeit mehr, sich mit mir zu treffen. Immer wieder entschuldigte er sich telefonisch; er hätte einen Wust von Problemen am Hals. Einiges erzählte er mir, einiges erfuhr ich von anderen. Binnen kurzer Zeit war Unzufriedenheit innerhalb seiner Organisation, der OAAU, entstanden.

Er war dreimal so lange weg gewesen, wie er ursprünglich angekündigt hatte, und das hatte selbst die Moral seiner engsten Mitarbeiter auf eine schmerzhafte Probe gestellt. Es war allgemein das Gefühl entstanden, sein Engagement sei nicht groß genug, um seine Anhänger bei der Stange zu halten. Einer seiner Leute erzählte mir, daß sich auf allen Ebenen wachsende Ernüchterung breit mache.

In ganz Harlem, in den Bars und Restaurants, an den Straßenecken und auf den Treppen der Hauseingänge, war mehr harsche Kritik an Malcolm X zu vernehmen als je zuvor. Im wesentlichen konzentrierte sie sich auf zwei Punkte. Zum einen warf man Malcolm X vor, daß er letztendlich nur redete, während andere Bürgerrechtsorganisationen *handelten*. "Das *einzige*, was der macht, ist reden, CORE und SNCC und einige von Dr. Kings Leuten, die sind draußen und kriegen was auf den Kopf." Zum anderen vermißte man bei Malcolm X eine klare Linie, der man weiterhin wirklich hätte folgen können. "Er weiß selbst nicht, an *was* er eigentlich glaubt. Kaum hat er was von sich gegeben, erzählt er schon wieder was anderes." Diese zwei Kritikpunkte waren weder dazu angetan, das Image des "alten Hitzkopfes" Malcolm X in irgendeiner Weise zu heben noch das lokale öffentliche Interesse zu wecken, das die noch junge Organisation so dringend brauchte.

Vor Gericht wurde entschieden, daß Malcolm X mit seiner Familie den Besitz in Elmhurst zugunsten der rechtmäßigen Besitzer zu räumen hätte, also Elijah Muhammads Nation of Islam. Es gab noch weitere brennende Probleme, die auf Malcolm X zukamen, auch finanzielle. Der Lebensunterhalt für seine Frau und seine vier Töchter mußte ja gewährleistet sein, dazu kam noch mindestens ein voll beschäftigter Angestellter der OAAU. Gleich nach seiner Rückkehr aus Afrika hatte unser Literaturagent mir für Malcolm X einen Scheck mit einer erklecklichen Summe zukommen lassen; kurz darauf sagte der mit einem gekünstelten Lachen: "Das Geld ist verdampft. Ich weiß nicht, wo es hin ist."

Malcolm X stürzte sich in eine Flut von Aktivitäten. Schriftlich und telefonisch sagte er Dutzenden von Vortragseinladungen zu, in der Hauptsache an Colleges und Universitäten. Er wollte zum einen seine Ansichten verbreiten, zum anderen mit den Honoraren von 150 bis 300 Dollar seine Reisekosten wieder hereinkriegen. Wenn er in New York war, verbrachte er soviel Zeit wie er nur konnte in seinem sparsam möblierten Büro im Zwischengeschoß des Hotels Theresa und versuchte die verwickelten Probleme der OAAU in den Griff zu bekommen. "Die Größe unserer Organisation kann ich doch nicht in Mitgliedszahlen ausdrücken", wich er der Frage eines Reporters aus. "Wie Sie wissen, ist der stärkste Teil eines Baumes dessen Wurzel. Wenn Sie die Wurzel bloßlegen, stirbt der Baum. Wozu also? Wir haben 'unsichtbare' Mitglieder aller Art. Im Gegensatz zu anderen Führern habe ich mit der Zeit gelernt, auf alle Schichten von Schwarzen im Lande zuzugehen."

Sogar während der Mahlzeiten, ob nun in dem von ihm bevorzugten Twenty Two Club oder sonstwo in Harlem, kam er kaum zum Essen. Es kamen zuviele Leute, die mit ihm über alles Mögliche sprechen wollten, sei es nun über persönliche Probleme oder über seine Ansichten zu internationaler Politik. Er konnte zu solchen Leuten einfach nicht nein sagen. Seine Helfer, die ja freiwillig

ihre Zeit opferten, mußten oft lange Zeit warten, bis er ein offenes Ohr hatte für Angelegenheiten der OAAU oder auch Dinge, die ihn selbst betrafen. Höchst uncharakteristisch für ihn war, daß er jetzt oft ungeduldig auf ihre Fragen oder Vorschläge reagierte, was sie sichtlich befremdete. Mindestens einmal die Woche, meistens sonntags, pflegte er in Harlem so viele Schwarze wie eben möglich um sich zu versammeln und zu ihnen zu sprechen. Sie wurden durch Mund-zu-Mund-Propaganda oder vervielfältigte Handzettel zum Audubon Ballroom mobilisiert, der sich an der West 116. Straße befindet, zwischen Broadway und St. Nicholas Avenue, ganz in der Nähe des berühmten Columbia-Presbyterian Medical Center.

Unerwartet fing Malcolm X an, Elijah Muhammad heftig zu attackieren. Mit dem bitteren Vorwurf der "religiösen Heuchelei" und "Amoralität" wandte er sich in einer bislang unbekannten Weise gegen ihn. Wahrscheinlich wurde er immer wütender, weil der vom Gericht festgesetzte Termin näherrückte, an dem er mit seiner Frau und seinen vier Töchtern aus seinem gemütlichen Haus in Elmhurst ausziehen mußte, in dem sie nun seit Jahren gelebt hatten. Und Schwester Betty war schon wieder schwanger. "Ein Zuhause ist wirklich das einzige, was ich Betty immer bieten konnte, seit wir verheiratet sind", hatte er zu mir gesagt, als wir das Gerichtsurteil diskutierten, "und das wollen sie mir nun nehmen. Mann, ich kann sie nicht mehr so herumschieben, ich kann ihr das nicht zumuten - Mann, ich *liebe* diese Frau einfach!"

Ein ganze Anzahl von Attentatsdrohungen erreichte anonym per Telefon die Polizei, eine Reihe von Zeitungen, das OAAU-Büro und die Familie in Elmhurst. Als er wieder vor Gericht zog, um für das Haus zu kämpfen, wurde er von einer Phalanx von acht OAAU-Männern, zwanzig uniformierten Polizisten und zwölf Beamten in Zivil begleitet. Das Gericht blieb bei seiner Entscheidung, das Haus sei zu räumen. Als Malcolm X nach Long Island zurückgekehrt war, versuchte einer seiner Anhänger ihn telefonisch zu erreichen; es kam aber keine Verbindung zustande. Von der Telefongesellschaft erhielt er die Auskunft, der Anschluß OL 1-6320 sei "abgeschaltet".

Einige Anhänger von Malcolm X setzten sich sofort ins Auto und rasten nach Long Island, wo sie ihn und seine Familie aber unversehrt vorfanden. Nachforschungen bei der Telefongesellschaft ergaben, daß eine gewisse Mrs. Small angerufen und "wegen einer Ferienreise" darum gebeten habe, den Anschluß abzuschalten. Die OAAU-Leute fuhren wieder zurück nach Harlem. Dort kam es vor dem Restaurant der Black Muslims Ecke 116. Straße und Lenox Avenue zu einem Zusammenstoß mit Anhängern Elijah Muhammads. Der Zwischenfall rief schließlich die Polizei auf den Plan, die in einem Auto der OAAU-Männer zwei Pistolen fand. Die sechs Männer wurden in Haft genommen.

Malcolm X hatte einen Termin für eine Rede in Boston, war aber zu beschäftigt, um ihn einhalten zu können. So schickte er einen Mitarbeiter der OAAU

als Vertretung. Dem Auto, mit dem dieser in Boston wieder zum Flughafen gebracht wurde, stellte sich ein anderer Wagen am East Boston Tunnel in den Weg. Dem Vernehmen nach sprangen mit Messern bewaffnete Männer heraus, aber die Leute von Malcolm X hielten ihnen eine Schrotflinte entgegen, woraufhin die Angreifer die Flucht ergriffen.

Ständig machte Malcolm X die Black Muslims für die verschiedenen Angriffe und Bedrohungen verantwortlich. "Keine andere Gruppierung innerhalb der USA ist so darauf vorbereitet, derartige Angriffe auszuführen, wie die Black Muslims. Ich weiß das, weil sie das von mir gelernt haben", sagte er. Auf die Frage, wieso er die Black Muslims in einem Moment attackieren würde, in dem sich die Situation zu beruhigen scheine, antwortete er: "Ich hätte nichts davon an die Öffentlichkeit dringen lassen, wenn die mich in Ruhe gelassen hätten." Mit einem automatischen Karabiner und Patronengurten in den Händen ließ er sich zu Hause fotografieren, um zu demonstrieren, daß er gegen alle mörderischen Anschläge gewappnet sei. "Ich habe meiner Frau beigebracht, damit umzugehen, und ihr eingeschärft, auf jeden zu schießen, der versucht, gewaltsam hier einzudringen, gleichgültig ob weiß, schwarz oder gelb."

Im Dezember begab ich mich nach New York, um mit Malcolm X seine neusten Korrekturen des Manuskripts zu besprechen und auch um die letzten Ereignisse zu berücksichtigen. Ich meinte ihn noch nie so wenig selbstbewußt wie damals erlebt zu haben. Immer wieder sagte er, daß die Presse seine Berichte über die Anschläge auf sein Leben nicht ernst nehme. "Die tun das ab als dummes Geschwätz." Er holte wieder das Editorial der *Saturday Evening Post* hervor. "Man kann den Presseleuten nicht vertrauen. Es ist mir egal, was sie Ihnen gesagt haben." Der Buchagent schickte mir einen Vertrag ins Hotel, der die Auslandsrechte regeln sollte. Unsere beiden Unterschriften wurden benötigt. Ich unterschrieb, während er mich beobachtete, dann reichte ich ihm den Füller. Mißtrauisch betrachtete er den Vertrag und meinte dann: "Ich zeige das lieber meinem Anwalt", und schob den Vertrag in die Innentasche seines Jacketts. Als wir ungefähr eine Stunde später im Auto durch Harlem fuhren, hielt er plötzlich gegenüber dem YMCA-Gebäude in der 135. Straße an. Er zog den Vertrag aus der Tasche, unterzeichnete ihn und schob ihn mir rüber. "Ich vertraue Ihnen", sagte er und fuhr weiter.

Weihnachten kam näher, und einem plötzlichen Impuls folgend, kaufte ich für die beiden älteren Töchter von Malcolm X zwei große Puppen mit braunen Gesichtern; zwei Puppen, die gehen konnten, wenn man sie an der linken Hand nahm. Als mich Malcolm X wieder im Hotel Wellington aufsuchte, sagte ich: "Ich habe etwas für Sie als Weihnachtsgeschenke für Attillah und Quibilah", und führte die Puppen "spazieren". Zuerst staunte er, dann grinste er übers ganze Gesicht. "Also, was verstehen Sie denn davon? Na ja, lassen Sie mal sehen." Er beugte sich herunter und inspizierte die Puppen. Sein Verhalten zeigte, wie

nahe ihm die Sache ging. "Wissen Sie", sagte er nach einer Weile, "ich bin nicht gerade stolz darauf, aber ich glaube nicht, daß ich meinen Kindern jemals ein Geschenk gekauft habe. Das ganze Spielzeug besorgte entweder Betty, oder sie haben es von jemand anders bekommen, aber nie von mir. Das ist nicht gut, ich weiß. Ich bin einfach zu *beschäftigt*."

In den ersten Januartagen flog ich wieder aus den nördlichen Gefilden des Staates nach New York, rief Malcolm X vom Kennedy Airport aus zu Hause an und sagte ihm, daß ich auf den Anschlußflug nach Kansas City warten würde, um dort bei der Zeremonie der Vereidigung meines Bruders anwesend zu sein, der vor kurzem zum Senator des Staates Kansas gewählt worden war. "Sagen Sie Ihrem Bruder, er soll uns unten im Ghetto nicht vergessen", gab Malcolm X mir mit auf den Weg. "Sagen Sie ihm, daß er und all die anderen gemäßigten Schwarzen, die es irgendwie geschafft haben, niemals vergessen sollten, daß wir Radikalen es waren, die ihnen das ermöglicht haben." Er meinte, ich solle ihn anrufen, wenn ich aus Kansas abfliege und in New York ankommen würde, damit wir uns treffen könnten, soweit es ihm möglich sei. Das tat ich dann auch, und wir trafen uns am Kennedy Airport. Wir hatten nur wenig Zeit, er war sehr in Eile. Er müsse am Nachmittag selbst wegfahren, um das Engagement zu einer Rede zu besprechen, das sich ihm geboten habe. Ich reservierte mir einen Flug nach Hause, dann setzten wir uns in sein Auto, um miteinander zu reden. Er sprach über den Druck, dem er überall ausgesetzt sei, und darüber, wie frustriert er sei, beispielsweise weil niemand etwas von ihm gelten lasse, außer "meinem alten Image von 'Haß' und 'Gewalt'". Die sogenannten gemäßigten Bürgerrechtsorganisationen mieden ihn als zu "militant", die sogenannten "Militanten" mieden ihn als "zu gemäßigt". "Sie lassen mir keinen Raum mehr, mich zu bewegen", stieß er plötzlich hervor, "ich sitze in der Falle!"

Aber wir sprachen auch über angenehmere Themen wie über das erwartete Baby. Wir lachten über die vier Mädchen, die nacheinander gekommen waren. "Diesmal wird es ein Junge", sagte er strahlend, "wenn nicht, dann eben das *nächste*." Als ich feststellte, daß es Zeit war für mein Flugzeug, meinte er, für ihn werde es nun auch Zeit. "Grüßen Sie Schwester Betty herzlich von mir." Er werde das ausrichten, sagte er, und wir gaben uns die Hand; ich stieg aus und sah zu, wie er das blaue Oldsmobile aus der Parklücke fuhr. "Bis dann", rief ich, wir winkten uns zu, als er abfuhr. Niemand konnte ahnen, daß ich ihn zum letzten Mal lebend gesehen hatte.

Am 19. Januar trat Malcolm X in Canada in Pierre Bertons Fernsehshow auf und antwortete auf die Frage nach Integration und Mischehen: "Ich glaube an die Anerkennung der Menschenwürde eines jeden Einzelnen - egal ob weiß, schwarz, braun oder rot; und wenn sie die Menschheit als große Familie sehen,

dann stellt sich doch die Frage nach Integration oder Mischehe erst gar nicht. Da heiratet einfach ein Mensch einen anderen Menschen, oder ein Mensch lebt einfach in der Nähe eines anderen Menschen.

Trotzdem würde ich sagen, daß das meiner Meinung nach nicht für Schwarze gilt. Ich denke nicht, daß man das den Schwarzen anlasten kann; denn es sind die Weißen als Kollektiv, die sich in feindseliger Weise gegen eine Integration wenden, gegen die Mischehe und alle Bemühungen um Versöhnung. Und deshalb habe ich als Schwarzer, besonders als schwarzer Amerikaner, keinerlei Veranlassung, nun irgendeinen Standpunkt zu rechtfertigen, den ich früher vertreten habe. Ich habe nämlich nur auf das Verhalten der Gesellschaft reagiert, das war eine Reaktion, die von der Gesellschaft so provoziert wurde. Und deswegen muß auch die Gesellschaft, die das angerichtet hat, das Ziel der Angriffe sein und nicht die Leute, die mit ihren Reaktionen nichts anderes zeigen, als daß sie die Opfer dieser schlimmen Gesellschaft sind."

Man muß fairerweise sagen, daß Malcolm X einen Monat vor seinem Tod offensichtlich seinen Standpunkt hinsichtlich der Mischehe soweit revidiert hatte, daß er sie als ganz persönliche Angelegenheit ansah.

Am 28. Januar landete er mit dem TWA-Flug Nr. 9 aus New York gegen 15.00 Uhr in Los Angeles. Unter den Augen der Observationsgruppe einer Spezialeinheit der Polizei wurde er von zwei guten Freunden, Edward Bradley und Allen Jamal, begrüßt, die ihn dann zum Statler-Hilton Hotel fuhren, wo er das Zimmer Nr. 1129 bezog. "Als wir die Halle betraten, kamen gleich nach uns sechs Mann herein, die ich als Black Muslims erkannte", berichtete Bradley. Als Malcolm X wieder herunterkam, "lief er der Black Muslim-Truppe buchstäblich in die Arme. Die Muslims waren verblüfft. Malcolms Miene erstarrte, aber er bewahrte Haltung. Da wußten wir, daß es Ärger geben würde." Malcolm X' Freunde fuhren ihn zu einem Treffen mit "zwei früheren Sekretärinnen von Elijah Muhammad, die Vaterschaftsklagen gegen diesen angestrengt" hatten. Sie begaben sich in das Büro der Rechtsanwältin Gladys Root, einer schillernden Persönlichkeit. Nach Mrs. Roots Darstellung hatte sich Malcolm X über das Verhalten Elijah Muhammads gegenüber verschiedenen von dessen früheren Mitarbeiterinnen beschwert.

Nach dem Abendessen fuhren die beiden Freunde Malcolm X zum Hotel zurück. "Überall waren Black Muslims", erinnerte sich Bradley. "Einige waren in Autos, andere rund ums Hotel. Das Hotel war total umstellt. Malcolm schätzte die Lage ab und sprang aus dem Auto. Er ermahnte mich zur Vorsicht und lief in die Hotelhalle, begab sich dann in sein Zimmer und verließ es für die Dauer seines Aufenthaltes in Los Angeles nicht mehr."

Das Auto, das Malcolm X vom Hotel zum Flughafen brachte, wurde nach Bradleys Angaben verfolgt. "Kaum hatten wir die Stadtautobahn erreicht, sahen

wir, daß uns zwei Wagen mit Black Muslims folgten. Die Autos holten auf, um mit uns auf gleiche Höhe zu gelangen. Malcolm X nahm meinen Spazierstock und richtete ihn wie ein Gewehr aus dem Rückfenster. Die Autos fielen zurück. Wir steigerten die Geschwindigkeit, nahmen die Flughafen-Ausfahrt und rasten vor das Terminal. Die Polizei wartete schon und eskortierte Malcolm X durch einen unterirdischen Zugang zum Flugzeug. Dann sah ich Malcolm das Flugzeug besteigen."

Auch in Chicago wurde er von der Polizei erwartet, als das Flugzeug um 20 Uhr auf dem O'Hare Airport landete. Malcolm X wurde ins Bristol gefahren, wo die benachbarten Zimmer von Polizisten bewohnt wurden, die ihn während der drei Tage seines Aufenthaltes in Chicago ständig bewachten. Er war als Zeuge vor den Generalstaatsanwalt von Illinois geladen, der gegen die Organisation Nation of Islam ermittelte. An einem anderen Tag trat er in der Fernsehsendung von Irv Kupcinet auf; er berichtete von den Attentatsversuchen auf ihn. Auf seinem Schreibtisch, so sagte er, befände sich ein Brief, der die Namen derer enthielte, die ihm nach dem Leben trachteten. Als die Polizei ins Hotel zurückbrachte, "lungerten dort mindestens 15 finster aussehende Schwarze herum." Malcolm X flüsterte Sergeant Edward McClellan zu: "Das sind alles Black Muslims. Mindestens zwei von ihnen sind aus New York, ich kenne sie. Elijah scheint über jeden meiner Schritte Bescheid zu wissen." Später in seinem Zimmer erzählte er dem Beamten: "Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis sie auf mich losgehen. Ich kenne die Black Muslims sehr genau. Aber ihre Drohungen werden mich nicht davon abhalten, das zu tun, was ich tun muß." Nach dieser Nacht im Hotel wurde er von der Polizei zum Flughafen begleitet, von wo aus er dann wieder zum New Yorker Kennedy Airport zurückflog.

Unmittelbar darauf erhielt er die gerichtliche Aufforderung, sein Haus in Elmhurst zu räumen. Er rief mich zu Hause an. Seine Stimme klang aufs äußerste angespannt. Er erzählte mir, er habe bei Gericht eine Fristverlängerung beantragt, da er am nächsten Tag nach Alabama reisen und danach zu einer Vortragsreise nach England und Frankreich aufbrechen würde, an die sich noch eine Rede in Jackson, Mississippi anschließen würde; er sei eingeladen worden, am 19. Februar zur dortigen Freedom Democratic Party zu sprechen. Und dann gestand er mir zum ersten Mal: "Haley, ich bin mit den Nerven am Ende, mein Kopf ist müde." Wenn er aus Mississippi zurück sei, meinte er, wolle er gerne mit mir an meinem Wohnort zwei oder drei Tage verbringen, damit er das Manuskript noch einmal durchgehen könne. "Sie sagten, es sei ruhig bei Ihnen. Ich brauche einfach ein paar Tage Ruhe und Frieden." Er wisse ja, daß er willkommen sei, sagte ich darauf, aber er brauche deswegen nun nicht das ganze Buch noch einmal lesen. Es gäbe sowieso nur einige kleinere redaktionelle Änderungen, er habe es ja erst vor kurzem durchgesehen. "Ich möchte es nur noch einmal lesen", antwortete er, "ich erwarte ja gar keine Endfassung."

Vorläufig kamen wir überein, daß er am Tag nach seiner Rückkehr aus Mississippi für das Wochenende zu mir hoch in den Norden kommen würde. Als Datum hatten wir uns das Wochenende des 20. und 21. Februar vorgemerkt.

Das *Jet* Magazin berichtete über Malcolm X' Reise nach Selma, Alabama, wohin er von zwei Mitgliedern des Student Nonviolent Coordinating Committee (SNCC) eingeladen worden war. Zu dieser Zeit war Dr. Martin Luther King in Selma inhaftiert, und die Ankunft von Malcolm X versetzte den Vorstand von Dr. Kings Southern Christian Leadership Conference in Panik. In großer Eile vereinbarten der Geschäftsführer der SCLC, Reverend Andrew Young, zusammen mit Reverend James Bevel und Malcolm X eine Zusammenkunft und beschworen ihn, keine Zwischenfälle zu provozieren. Sie mahnten ihn zur Vorsicht, da seine Anwesenheit gewalttätige Auseinandersetzungen auslösen könne. "Lächelnd hörte er sich das an", berichtete Faye Bellamy, die Schriftführerin des SNCC, die Malcolm X zu einer Kirche der Schwarzen begleitete, wo er bei einer Kundgebung sprechen sollte. "Denken Sie daran, ich lasse mir von niemandem vorschreiben, was ich zu sagen habe", sagte er zu Faye Bellamy. "In etwa zwei Wochen", erzählte er, wolle er im Süden damit beginnen, Mitglieder für seine in Harlem ansässige OAAU zu werben. In der Kirche, in der er sprechen sollte, setzte man ihn auf ein Podium neben die Gattin von Martin Luther King; er beugte sich zu ihr und flüsterte ihr zu, daß er "ihr zu helfen versuche", wie sie *Jet* erzählte. Er sagte, er wolle eine Alternative anbieten, die es den Weißen eher ermöglichen würde, auf Martins Vorstellungen einzugehen, wenn sie ihn (Malcolm X) erst gehört hätten. "Ich verstand ihn zuerst nicht", sagte Mrs. King. "Es schien ihm sehr daran gelegen, daß Martin wußte, es läge nicht in seinem Interesse, Unruhe zu schaffen oder die Situation zu verschlimmern...sondern zur Beruhigung beizutragen... Später auf dem Korridor wiederholte er das. Er schien es ehrlich zu meinen..."

Auf der Kundgebung, so wurde berichtet, rief er aus: "Ich bin kein Befürworter von Gewalt, aber wenn mir jemand auf meine Zehen tritt, dann trete ich auf seine...Die Weißen sollten froh sein, daß es Martin Luther King ist, der die Leute um sich schart, denn wenn er scheitert, warten bereits andere Kräfte darauf, an seine Stelle zu treten."

Kaum war Malcolm X zurück in New York, da flog er auch schon bald weiter nach Frankreich. Er sollte vor einem Kongreß afrikanischer Studenten sprechen. Allerdings erhielt er nach der Landung die formale Mitteilung, daß es ihm nicht erlaubt werde, seine Rede zu halten, und daß er darüber hinaus auf Lebenszeit eine in Frankreich "unerwünschte Person" sei und Einreiseverbot erhalte. Er wurde aufgefordert, das Land sofort zu verlassen - was er dann unter wütendem Protest auch tat. Er flog weiter nach London, wo ihn Reporter der British Broadcasting Corporation mit auf eine Interview-Tour nach Smethwick nah-

men, ein Ort unweit von Birmingham mit einem großen farbigen Bevölkerungsanteil. Zahlreiche Bewohner übten scharfe Kritik an der BBC und warfen ihr vor, sie sei parteiisch und "schüre den Rassismus" in einer Stadt, in der sowieso schon eine spannungsgeladene Atmosphäre herrsche. Während seines Besuchs sprach Malcolm X auch in der Londoner School of Economics.

Am Samstag, den 13. Februar, kehrte Malcolm X nach New York City zurück. Seine Familie und er schliefen, als sie in der Nacht zum Sonntag gegen Viertel vor drei von einer furchtbaren Explosion geweckt wurden. Schwester Betty erzählte mir später, Malcolm X habe sich sofort die schreienden, verängstigten Kinder geschnappt und habe, laute Kommandos rufend, die Familie unverletzt in den Hof geschafft. Irgend jemand hatte Molotow-Cocktails vorne durch das große Aussichtsfenster geworfen. Die Feuerwehr brauchte ungefähr eine Stunde, um den Brand zu löschen. Das Haus war halb zerstört, und Malcolm X hatte keine Feuerversicherung.

Malcolm brachte die schwangere und sehr erregte Schwester Betty mit seinen vier kleinen Töchtern in das Haus eines guten Freundes. Kurz danach machte er sich heimlich davon, um das Flugzeug noch zu erreichen, mit dem er zu einem Vortrag nach Detroit fliegen sollte. Er hatte sich noch nicht einmal umgezogen; er trug nur einen Anzug, mit nichts darunter als einem kragenlosen Hemd und einem Pullover. Direkt nach seinem Vortrag flog er nach New York zurück. Am Montag morgen, während er sich um den vorläufigen Umzug seiner Familie kümmerte, erfuhr er von einer Pressemitteilung, die James X verbreitet hatte. James X war Priester in Elijah Muhammads New Yorker Moschee Nummer Sieben und hatte öffentlich erklärt, Malcolm X habe sein Haus selbst in Brand gesetzt, "um damit Aufsehen zu erregen". Darüber war Malcolm sehr aufgebracht.

Am Montag abend hielt Malcolm einen Vortrag im bekannten Audubon Ballroom. Bis zu diesem Abend hatte er in der Öffentlichkeit immer eiserne Nerven gezeigt, aber nun war er am Ende: "Ich habe meine Grenze erreicht!" rief er seinen 500 Zuhörern entgegen. "Was mit mir geschieht, ist nicht so wichtig, wenn sie nur meine Familie in Ruhe ließen!" Schon bald fand er zu seiner Sachlichkeit zurück und erklärte: "Die *Muslims* haben mein Haus mit einer Brandbombe angezündet!" Er endete mit einer unverhohlenen Rachedrohung: "Es gibt Jäger; aber es gibt auch solche, die die Jäger jagen!"

Am Dienstag, den 16. Februar, rief Malcolm X mich an. Kurz und knapp teilte er mir mit, daß er unsere Verabredung am Wochenende nicht einhalten könne. Die Komplikationen, die sich aus dem Brandanschlag ergeben hätten, hätten seine Terminplanung vollkommen durcheinandergebracht. Er habe auch seine Reise nach Jackson, Mississippi, absagen müssen; doch wolle er später versuchen sie nachzuholen. Mit den Worten, daß er sich wegen eines Termins beeilen müsse, legte er auf. Später sollte ich dann lesen, er habe noch am selben Tag zu

einem engen Mitarbeiter gesagt: "In den nächsten fünf Tagen werde ich sterben. Ich kenne die Namen von fünf Black Muslims, die den Auftrag haben, mich umzubringen. Bei unserer nächsten Veranstaltung werde ich die Namen nennen." Und einem anderen Freund teilte Malcolm X mit, daß er bei der Polizei einen Waffenschein beantragen werde. "Ich weiß nicht, ob mir der Besitz einer Waffe genehmigt wird, denn immerhin bin ich ja vorbestraft."

Am Donnerstag gab er einem Reporter ein Interview, das erst nach seinem Tod veröffentlicht wurde: "Ich bin Manns genug, Ihnen gegenüber zuzugeben, daß ich mir zur Zeit über meine eigenen Ideen nicht mehr genau im klaren bin, aber ich bin flexibel."

Am schwarzen Brett im Büro der OAAU wurde Mitgliedern und Besuchern angekündigt, daß "am Donnerstag, den 18. Februar, um 22 Uhr 30 bei Radio WINS ein Vortrag von Bruder Malcolm gesendet" werde.

Am Donnerstag vormittag hatte Malcolm einen Besprechungstermin mit einem Makler; es ging um ein neues Haus. Am Freitag traf er sich mit Gordon Parks, dem Fotografen und Reporter des *Life* Magazins, den er schon lange bewunderte und schätzte. "Er erschien mir ruhig und irgendwie strahlend mit seinem Spitzbart und seiner Pelzmütze", sollte Parks später in *Life* berichten. "Viel von der früheren Feindseligkeit und Bitterkeit schien von ihm abgefallen zu sein, aber seine Glut und sein Selbstvertrauen hatte er immer noch." Malcolm X sprach über alte Zeiten in der Moschee Nummer Sieben: "Das war eine beschissene Zeit, Bruder. Es war widerwärtig und verrückt - ich bin froh, daß das hinter mir liegt. Die Gegenwart gehört den Märtyrern. Und wenn mir dieses Schicksal vorbestimmt ist, dann werde ich es für die Sache der Brüderlichkeit auf mich nehmen. Das ist das einzige, was dieses Land noch retten kann. Ich habe es auf die harte Tour lernen müssen, immerhin hab ich's überhaupt gelernt..."

Parks fragte Malcolm X, ob es wirklich wahr sei, daß Killer hinter ihm her seien. "Es ist so wahr, wie wir hier stehen", antwortete Malcolm X. "Sie haben es in den vergangenen zwei Wochen zweimal versucht." Parks fragte ihn, wie es denn mit Polizeischutz wäre, worauf Malcolm X lachte. "Bruder, niemand kann dich vor einem Muslim schützen, es sei denn, er ist auch ein Muslim - oder einer, der weiß, wie sie vorgehen. Ich kenne mich aus. Ich habe viele dieser Methoden selbst erfunden."

Malcolm X erzählte Gordon Parks die Geschichte von einer weißen College-Studentin, die einmal in das Black Muslim-Restaurant gekommen war und gefragt hatte: "Wie kann ich helfen?" Malcolm X hatte ihr geantwortet "gar nicht", worauf sie in Tränen aufgelöst wieder gegangen war. "Ich bedaure diesen Vorfall schon lange. In vielen Ländern Afrikas habe ich gesehen, wie weiße Studenten die Schwarzen unterstützen. Dadurch wird jede Diskussion über Rassentrennung hinfällig. Als Muslim habe ich viele Dinge getan, die ich heute bereue. Ich war damals - wie alle Muslims - ein Zombie. Ich war hypnotisiert,

auf eine bestimmte Richtung fixiert und darauf gedrillt, loszumarschieren. Nun ja, ich glaube, daß jeder Mann das Recht hat, einen Narren aus sich zu machen, wenn er auch bereit ist, die Konsequenzen zu tragen. Ich habe mit zwölf Jahren meines Lebens bezahlt."

Am Samstag morgen fuhr er mit Schwester Betty zu einer Verabredung mit dem Makler. Das Haus, das der Makler ihnen zeigte und mit dem Malclom X heimlich liebäugelte, lag in einem überwiegend jüdischen Viertel auf Long Island. Für den Kauf war eine Anzahlung von 3.000 Dollar notwendig. Schwester Betty gefiel das Haus auch, und so sagten sie dem Makler, daß sie es wohl nehmen würden. Als Malcolm X Schwester Betty zum Haus ihrer Freunde zurückfuhr, wo sie mit den Kindern vorübergehend untergekommen war, wurde ihnen klar, daß sie für die Umzugskosten noch einmal fast 1.000 Dollar aufbringen müßten. Er blieb noch bis zum frühen Nachmittag bei Schwester Betty im Haus der Freunde, und sie redeten miteinander. Er sagte ihr, daß ihm bewußt sei, unter welchen großen Anspannungen sie schon seit längerem stehe. Das täte ihm alles sehr leid. Als er später seinen Hut nahm und im Flur stand, um nach Manhattan zurückzufahren, sagte er zu Schwester Betty: "Wir werden alle wieder zusammensein. Ich möchte meine Familie um mich haben. Eine Familie sollte nicht getrennt sein. Ich werde keine lange Reise mehr ohne dich machen; jemanden, der sich um die Kinder kümmert, werden wir auch finden. Ich werde dich nie mehr so lange allein lassen."

"Ich konnte nicht anders, aber ich mußte kräftig grinsen", erzählte Schwester Betty mir später.

Als ich ihr später erzählte, daß Malcolm mich gegen 3 Uhr 30 an diesem Nachmittag zu Hause angerufen hatte, war ihr klar, daß er bei der Drogerie in der Nachbarschaft angehalten haben mußte, um zu telefonieren.

Bei diesem Telefonat passierte es mir zum ersten Mal in den zwei Jahren, die ich Malcolm X kannte, daß ich seine Stimme nicht sofort erkannte. Er klang, als hätte er eine schwere Erkältung. Er erklärte mir, daß er und einige Freunde in der Nacht zuvor zusammen mit einer Umzugsfirma alle nicht verbrannten Möbel und Habseligkeiten der Familie aus dem Haus geschafft hätten. Sie hätten dem Räumtrupp des Sheriffs zuvorkommen wollen, denn der hätte all die Sachen als Sperrmüll auf den Bürgersteig geschafft. "Wie sie wissen, *vermietet mir* ja keiner ein Haus, deshalb haben Betty und ich uns ein Haus angeschaut, das wir kaufen wollen", versuchte er zu witzeln. "Alles, was ich habe, sind 150 Dollar", sagte er; er brauche jedoch 3.000 Dollar für die Anzahlung und 1.000 Dollar für den Umzug. Er wollte von mir wissen, ob der Verleger seines Buches ihm auf die Veröffentlichung und den Verkaufserlös aus dem Buch eine Vorauszahlung von 4.000 Dollar geben würde. Ich versprach ihm, mich am Montag früh sofort darum zu kümmern. Bis Montag abend wollte ich ihn zurückrufen, um ihn das Ergebnis meiner Bemühungen wissen zu lassen.

Er erzählte mir, Schwester Betty und er würden das Haus zwar kaufen, hätten seine Schwester Ella aus Boston aber dazu überreden können, offiziell als neue Eigentümerin aufzutreten, um mögliche Schwierigkeiten von vornherein auszuschließen. Die Zustimmung seiner Schwester freute ihn, denn er schuldete ihr bereits 1.500 Dollar, die sie ihm einmal für eine Auslandsreise geliehen hatte. Später wollten sie dann die Grundbucheintragung für das Haus auf Bettys Namen umändern lassen oder vielleicht auch auf den Namen ihrer ältesten Tochter Attilah.

Von der Gefahr, in der er sich befand, wollte er nichts wissen. "Wissen Sie was, Bruder, je mehr ich über die Dinge nachdenke, die in der letzten Zeit passiert sind, um so unsicherer werde ich, ob die Muslims wirklich dahinterstecken. Ich weiß genau, wozu sie fähig sind und wozu nicht. Einiges von dem, was kürzlich passiert ist, können sie unmöglich gemacht haben. Und ich sag' Ihnen jetzt noch etwas: Je mehr ich darüber nachdenke, was mir in Frankreich passiert ist, desto weniger glaube ich, daß die Muslims dafür verantwortlich sind."

Und dann wechselte er, wie ich meine, für ihn ganz untypisch und abrupt das Thema: "Wie Sie wissen, bin ich der erste, der offiziell Kontakte zwischen Afro-Amerikanern und unseren Blutsbrüdern in Afrika aufgenommen hat." Ohne eine weitere Erklärung verabschiedete er sich und legte auf.

Nach diesem Telefongespräch fuhr Malcolm X nach Manhattan, zum New York Hilton zwischen der 53. und 54. Straße in der Nähe des Rockefeller Centers. Er parkte das blaue Oldsmobil in der Hotelgarage und nahm sich ein Zimmer im 12. Stock; ein Page begleitete ihn.

Bald darauf betraten mehrere schwarze Männer die lebhaft besuchte Eingangshalle des riesigen Hotels. Sie stellten verschiedenen Pagen eine Menge Fragen über Malcolms Zimmer. Aber die Pagen, die über einen Hotelgast nie Auskünfte geben würden, kannten wie fast jeder in diesen Tagen Malcolm X aus der Zeitung und wußten somit auch von den Morddrohungen gegen ihn. Sie informierten deshalb sofort den Sicherheitschef des Hotels. Von diesem Moment an bis zum nächsten Tag, als Malcolm das Hotel wieder verließ, bewachten Sicherheitskräfte den 12. Stock des Hotels. In der ganzen Zeit verließ Malcolm X sein Zimmer nur einmal, um im schwachbeleuchteten Bourbon-Zimmer des Hotels zu Abend zu essen.

Am Sonntag morgen um 9 Uhr wurde Schwester Betty auf Long Island von einem Anruf ihres Mannes überrascht. Er fragte sie, ob es ihr zuviel sei, die vier Kinder anzuziehen und sie zu seinem Vortrag um 2 Uhr nachmittags mit in den Audubon Ballroom in Harlem zu bringen. Sie antwortete: "Nein, selbstverständlich macht es mir nicht zuviel Mühe." Am Tag zuvor hatte er ihr noch gesagt, daß sie nicht mit zu diesem Treffen kommen könne. "Weißt du, was mir vor nur einer Stunde passiert ist? Um Punkt 8 Uhr hat mich das Läuten des

Telefons geweckt. Jemand sagte 'Wach auf, Bruder!' und hat dann aufgelegt." Danach verabschiedete er sich von Schwester Betty.

Vier Stunden später verließ Malcolm X sein Hotelzimmer und fuhr mit dem Aufzug hinunter in die Hotelhalle, wo er seine Rechnung beglich. Er holte sein Auto aus der Hotelgarage und fuhr an diesem klaren und warmen Sonntag mittag des 21. Februar in den Norden Manhattans zum Audubon Ballroom.

Der Audubon Ballroom liegt zwischen Broadway und St. Nicholas Avenue südlich der 166. Straße und ist ein zweistöckiges Haus, das häufig zum Tanzen, für Veranstaltungen von Organisationen und zu anderen Anlässen gemietet wird. Eine dunkelhäutige junge Frau, schlank und sehr hübsch, die dort hauptberuflich am Empfang tätig war - ehrenamtlich war sie eine engagierte OAAU-Mitarbeiterin von Malcolm X -, erzählte mir später, daß sie schon früher, so gegen 1 Uhr 30, im Audubon Ballroom angekommen war, um noch Vorbereitungen zu treffen. Im Veranstaltungsraum seien bereits vierhundert Holzstühle aufgestellt gewesen; man hatte an jeder Seite einen Gang gelassen, jedoch keinen Mittelgang. Die junge Frau (sie möchte ungenannt bleiben) bemerkte, daß in den vorderen Reihen bereits einige Leute Platz genommen hatten. Sie machte sich jedoch keine Gedanken darüber, denn es kamen immer einige früher. Sie wollten vorne sitzen, um die dramatische Redekunst von Malcolm X hautnah miterleben zu können.

Auf der Bühne waren hinter dem Rednerpult acht dunkelbraune Stühle in einer Reihe aufgestellt. Dahinter befand sich der bemalte Hintergrundvorhang, ein Wandgemälde, das eine friedvolle ländliche Szene zeigte. An diesem Tag hatte die junge Frau Verabredungen treffen und die endgültige Bestätigung für den zweiten Redner dieses Abends einholen sollen. Neben Malcolm X war ein Vortrag von Reverend Milton Galamison, einem militanten Presbyterianer aus Brooklyn, vorgesehen. Galamison hatte 1964 die beiden eintägigen Boykotts der Schwarzen in New York City angeführt. Die Schwarzen hatten gegen das "Ungleichgewicht der Rassen" in öffentlichen Schulen protestiert. Neben Galamison waren auch andere prominente Schwarze eingeladen. Sie alle sollten die Zuhörer motivieren, Malcolm X' Arbeit und seine Organisation zu unterstützen.

Die Leute wurden beim Betreten des Ballsaals nicht auf Waffen durchsucht. In den Wochen zuvor hatten derartige Durchsuchungen Malcolm X immer mehr gereizt. Seiner Meinung nach vermittelte "es den Leuten ein komisches Gefühl", und ihn erinnere es an Elijah Muhammad. "Wenn ich mich unter meinesgleichen nicht sicher fühlen kann, wo denn dann?" hatte er einmal provokativ gefragt.

Für diesen Sonntag hatte er auch die Presse insgesamt - die weiße und schwarze - ausdrücklich von der Veranstaltung ausgeschlossen. Die verleumderische Berichterstattung der jüngsten Vergangenheit hatte ihn verärgert, be-

sonders weil die Presse seine Mitteilung, daß sein Leben schon mehrfach bedroht worden war, nicht ernst genommen hatte. Stanley Scott, ein schwarzer Reporter bei United Press International, war aber trotzdem eingelassen worden, wie er später berichtete, denn einer von Malcolms Stellvertretern entschied: "Weil Sie ein Schwarzer sind, lassen wir Sie als einfachen Bürger herein, wenn Sie möchten, aber Sie müssen Ihr Presseabzeichen entfernen." Dieselbe Regel galt auch für den Radioreporter von WMCA, Hugh Simpson. Sowohl er als auch Scott kamen früh genug, um Sitzplätze in der Nähe der Bühne zu bekommen.

Malcolm X, der sich sonst immer leichten Schrittes bewegte, betrat an diesem Nachmittag den Ballsaal um kurz vor 2 Uhr mit schleppendem Gang, wie mir seine junge Assistentin berichtete. Zu diesem Zeitpunkt liefen mehrere seiner Mitarbeiter ständig zwischen der Bühne und dem kleinen Vorraum daneben hin und her. Malcolm X setzte sich auf einen abseits stehenden Stuhl und schlang seine langen Beine um die Stuhlbeine. Er stützte einen Ellbogen auf eine Kommode, die unter einem ziemlich wackligen Garderobenspiegel stand, der von den Entertainern zum Schminken benutzt wurde, wenn im Saal Tanzbälle stattfanden. Er trug einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und eine schmale, dunkle Krawatte. Mit einer kleinen Gruppe seiner Mitstreiter sprach er darüber, daß er nicht über seine persönlichen Schwierigkeiten reden wolle. "Ich will nicht, daß das nachher als Grund übrigbleibt, warum die Leute kommen und mir zuhören." Er stand auf und lief in dem kleinen Vorraum auf und ab. Dabei sagte er, er wolle in seiner Rede die übereilte Beschuldigung, die Black Muslims hätten die Brandbombe in sein Haus geworfen, zurücknehmen. "Die Dinge, die passiert sind, gehen über die Möglichkeiten der Muslims hinaus. Ich weiß ganz genau, wozu sie fähig sind. Was passiert ist, hat mit ihren Methoden nichts mehr gemein."

Die Leute im Vorraum hörten, wie immer mehr Zuhörer im Raum nebenan Platz nahmen. "So wie ich mich fühle, möchte ich heute gar nicht dort hinausgehen", sagte Malcolm X. "Ich werde aber versuchen, diese Spannungen etwas abzubauen. Ich werde die Schwarzen auffordern, sich nicht gegenseitig zu bekämpfen. Die Spaltung ist nämlich auch Bestandteil der Manöver der Weißen, die uns dadurch auseinanderbringen sollen, daß wir uns dauernd gegenseitig bekämpfen. Ich kämpfe gegen niemanden hier. Das ist es nicht, weswegen wir hier zusammenkommen." Er schaute nun öfter auf seine Armbanduhr, weil er die Ankunft von Reverend Galamison erwartete. "Wenn du nochmal einen Termin mit Geistlichen machst, mußt du sie für zwei bis drei Stunden vor der eigentlichen Verabredung bestellen", riet Malcolm X seiner jungen Assistentin. "Es ist typisch für Geistliche, ständig ihre Meinung zu ändern."

"Ich fühlte mich schlecht", erzählte mir die junge Frau, "denn es war meine Schuld. Und außerdem hätte der Vortrag schon längst beginnen sollen." Sie wandte sich an Malcolm X' fähigsten Mitarbeiter, Benjamin X, der sich auch

als hervorragender Redner einen Namen gemacht hatte. "Sprichst du, Bruder?" fragte sie ihn und wandte sich dabei an Malcolm X: "Bist du damit einverstanden, daß er spricht? Vielleicht könnte er dich ja vorstellen." Malcolm X fuhr abrupt zu ihr herum und herrschte sie an: "Was soll das, warum fragst du mich das in seinem Beisein?" Aber dann hatte er sich wieder im Griff und sagte: "Okay". Bruder Benjamin wollte wissen, wie lange er sprechen sollte. Malcolm X schaute wieder auf seine Uhr und sagte: "Mach' es ungefähr eine halbe Stunde lang." Dann verließ Benjamin X den Raum und ging auf die Bühne. Sie konnten hören, wie er den Zuhörern geschult erklärte, "was die Schwarzen in den Vereinigten Staaten heute notwendigerweise tun müßten".

Um 3 Uhr waren Reverend Galamison und die übrigen geladenen Gäste immer noch nicht da. "Bruder Malcolm sah sehr enttäuscht aus", erzählte die junge Frau. "Er sagte mir, er glaube nicht, daß noch einer von ihnen käme. Ich fühlte mich ganz furchtbar, aber es schien so, als kümmere es sonst niemanden. Ich versuchte ihn aufzumuntern: 'Mach dir keine Sorgen, sie haben sich nur verspätet, sie werden schon noch kommen.'" (Eine andere Quelle besagt, daß der verhinderte Reverend Galaminson seine Teilnahme schon telefonisch abgesagt hatte und daß Malcolm X davon unterrichtet wurde, kurz bevor er auf die Bühne ging, um zu sprechen.)

Zu diesem Zeitpunkt ging auch der halbstündige Vortrag von Benjamin X dem Ende entgegen. Die junge Frau und Malcolm X, die nun alleine im Vorraum waren, konnten Benjamins einleitende Worte hören: "Und jetzt, ohne noch weitere Worte zu machen, begrüße ich jemanden, der bereit ist, sich für euch einzusetzen, einen Mann, der bereit ist, sein Leben für euch zu geben. Ich möchte, daß ihr ihm zuhört und begreift, was er euch zu sagen hat - er, ein Kämpfer für die Sache der Schwarzen!"

Im Zuschauerraum brauste Applaus auf. Malcolm stand schon in der Tür des Vorraums zur Bühne und schaute sich nach seiner Assistentin um. "Du mußt es mir nicht verübeln, daß ich vorhin so laut geworden bin. - Ich bin einfach mit meinen Nerven am Ende."

"Ach, du hättest es jetzt gar nicht mehr erwähnen müssen", antwortete die junge Frau schnell, "ich habe das schon verstanden." Seine Stimme klang sonderbar fremd: "Ich frage mich, ob überhaupt jemand *wirklich* versteht..." Und dann betrat er unter Beifall die Bühne, lächelte Bruder Benjamin an und nickte ihm freundlich zu, als der an ihm vorbei zurück zum Vorraum ging.

Als Benjamin X schwitzend in den Vorraum kam, machte sich die junge Frau gerade an liegengebliebenen Papierkram. Sie tätschelte Benjamin X die Hand und sagte: "Du warst sehr gut." Durch die nur leicht angelehnte Vorraumtür konnten die beiden den leiser werdenden Applaus hören und dann den vertrauten Gruß: "Asalaikum, Brüder und Schwestern!"

"Asalaikum salaam!" antworteten einige der Zuhörer.

Dann entstand Unruhe in der achten Reihe von vorne. In einem plötzlichen Handgemenge war die ärgerliche Stimme eines Mannes zu hören: "Nimm die Hand aus meiner Tasche!" Alle Zuhörer drehten sich neugierig um. "Hört auf! Hört auf! Spielt nicht verrückt!" sagte Malcolm X scharf, "laßt uns nicht die Nerven verlieren, Brüder!"

Es ist durchaus möglich, daß Malcolm X die Killer wegen der Unruhe überhaupt nicht sah. Eine Frau, die ganz vorne saß, erzählte mir: "Die Unruhe hinten im Raum hat mich für einen Moment abgelenkt. Dann habe ich mich wieder Malcolm X zugewandt. Deshalb habe ich mitbekommen, wie mindestens drei Männer in der ersten Reihe standen, auf Malcolm zielten und dann sofort das Feuer eröffneten. Sie sahen aus wie ein Erschießungskommando." Mehrere Leute berichteten später, daß sie sahen, wie zwei Männer auf die Bühne stürmten, einer mit einer Schrotflinte, der andere mit zwei Revolvern. Der UPI Reporter Stanley Scott sagte: "Schüsse waren zu hören. Männer, Frauen und Kinder warfen sich zu Boden und suchten unter den Tischen Deckung." Der Reporter der Radiostation WMCA berichtete: "Dann hörte ich ein dumpfes Geräusch; ich sah, daß Malcolm getroffen war. Er hatte die Arme nach oben gerissen und fiel rückwärts über die hinter ihm stehenden Stühle. Alle im Raum schrien durcheinander. Kurz bevor ich mich selbst zu Boden warf, sah ich noch, wie einer der Männer hinter mir, aus einer Waffe, die er im Mantel versteckt hatte, losfeuerte. Er schoß um sich wie ein Westernheld im Film. Er ging rückwärts zur Tür, und dabei schoß er pausenlos."

Die junge Frau, die im Vorraum hinter der Bühne war, erzählte mir: "Es hörte sich so an, als ob eine Armee den Raum gestürmt hätte. Irgendwie wußte ich, was das bedeutete. Ich wollte aber nicht hineingehen und nachsehen. Ich wollte ihn so in Erinnerung behalten, wie ich ihn gekannt habe."

Malcolm X hatte eine Hand auf seine Brust gepreßt, als das erste der 16 Schrot- oder Revolvergeschosse ihn traf. Dann flog die andere Hand hoch. Der Mittelfinger seiner linken Hand war von einer Kugel abgerissen worden, sein Kinnbart triefte vor Blut. Wieder griff er nach seiner Brust. Dann fiel sein großer Körper plötzlich steif nach hinten; zwei Stühle fielen um; dröhnend schlug sein Kopf auf den Bühnenboden.

Inmitten all der schreienden, weinenden und rennenden Menschen kämpften ein paar Leute sich durch zur Bühne, darunter Schwester Betty. Sie hatte sich zum Schutz über ihre schreienden Kinder geworfen, dann aber ihre Deckung verlassen. Sie weinte hysterisch: "Mein Mann! Sie töten meinen Mann!" Ein nie identifizierter Fotograf machte Bilder von Malcolm X, wie er lang ausgestreckt auf dem Bühnenboden lag, mit all den Leuten um ihn herum, die ihm sein blutiges Hemd vom Körper rissen und seine Krawatte lockerten. Er fotografierte, wie zuerst eine Frau, später ein Mann versuchten, eine Mund-zu-Mund-Beatmung zu machen. Die Frau, die keine Ärztin, sondern examinierte

Krankenschwester war, sagte: "Ich weiß gar nicht, wie ich auf die Bühne gekommen bin. Ich warf mich einfach nur auf den, den ich für Malcolm hielt - aber er war es nicht. Ich war bereit, für den Mann zu sterben, die Kugeln auf mich zu ziehen. Und dann, als die Schüsse aufhörten, sah ich Malcolm und versuchte, ihn künstlich zu beatmen." Dann hatte sich auch Schwester Betty endlich durch die Leute gekämpft; auch sie war ja Krankenschwester. Als die Leute sie erkannten, wichen sie zurück. Sie fiel auf die Knie und schaute auf Malcolms nackten, von Kugeln durchlöcherten Brustkorb und schluchzte: "Sie haben ihn getötet!"

Der Polizist Thomas Hoy, 22 Jahre alt, war auf seinem Posten am Eingang des Audubon Ballrooms. "Ich hörte die Schießerei, und dann explodierte der ganze Raum." Er rannte hinein und sah Malcolm X auf der Bühne liegen. Im gleichen Moment beobachtete er, wie einige Leute hinter einem Mann herliefen, den er dann "als Verdächtigen" verhaftete.

Der Besitzer der Nationalist Memorial Buchhandlung an der Ecke 125. Straße und 7. Avenue in Harlem, Louis Michaux, berichtete: "Ich kam zu spät zu dem Treffen, zu dem Malcolm X mich eingeladen hatte, und ich sah dann, daß viele Leute aus dem Ballsaal herausrannten."

Sergeant Alvin Aronoff und Polizist Louis Angelos fuhren gerade in ihrem Streifenwagen am Audubon Ballroom vorbei, als die Schüsse fielen. Aronoff erzählte: "Als wir dort ankamen, drängten die Leute nach draußen und schrien 'Malcolm ist erschossen worden!' und 'Haltet ihn, haltet ihn, laßt ihn nicht entkommen!'" Die beiden Polizisten schnappten sich einen Schwarzen, der getreten worden war, als er zu fliehen versuchte. Sie gaben einen Warnschuß in die Luft ab und stießen ihn ins Polizeiauto, um zu verhindern, daß die Menge zu nah an ihn herankommen konnte, und brachten ihn eiligst zur Wache.

Inzwischen war jemand zur Notfallstation der Vanderbilt Klinik gerannt, einem Teil des Columbia-Presbyterian Krankenhauses in der 167. Straße. Er hatte sich eine fahrbare Tragbahre geschnappt und sie auf die Bühne des Audubon Ballsaals gebracht. Malcolm X wurde auf die Bahre gelegt, und der unbekannte Fotograf machte ein makaberes Bild von ihm, mit weit aufgerissenem Mund, alle seine Zähne zeigend, als Männer ihn eilig zum Notfall-Eingang der Klinik fuhren. Ein Sprecher des Krankenhauses sagte später, daß es 15 Uhr 15 war, als Malcolm X im Operationssaal des 3. Stocks ankam. Zu diesem Zeitpunkt war "er entweder schon tot, oder sein Tod stand kurz bevor", sagte der Sprecher.

Ein ganzes Team von Chirurgen versuchte Herzmassage am offenen Herzen; um halb vier gab man die Wiederbelebungsversuche auf.

Mehrere Reporter, die im Büro des Krankenhauses warteten, bombardierten den offiziellen Sprecher mit Fragen; dieser blieb jedoch bei seiner schroffen Aussage: "Ich weiß nichts!" Danach fuhr er mit dem Aufzug nach oben auf die

Ebene des Operationssaals. Einige Freunde und Schwester Betty waren endlich ins Krankenhaus gelangt, als der offizielle Sprecher zurückkam. Er sammelte sich kurz und gab dann eine Erklärung ab: "Der Mann, den Sie als Malcolm X kennen, ist tot. Er erlag seinen Schußverletzungen. Allem Anschein nach war er bereits tot, als er hier eintraf. Mehrere Kugeln haben ihn in der Brust und eine in der Wange getroffen."

Die Gruppe verließ daraufhin das Büro des Krankenhauses. Es war offensichtlich, daß auch die schwarzen Männer Mühe hatten, ihre Tränen zurückzuhalten. Einer schlug sich immer wieder mit der Faust der einen Hand in die Handfläche der anderen. Von den Frauen ließen viele den Tränen freien Lauf.

Nach kurzer Zeit hatte sich die Nachricht über die Ereignisse in Harlem (und in der ganzen Welt) verbreitet. Eine Menschenmenge versammelte sich vor dem Hotel Theresa, dem Hauptquartier von Malcolm X' OAAU. Aus dem Radio erfuhren die Menschen, daß der Mann, den die beiden Polizisten am Ort des Geschehens festgenommen hatten, der 22jährige Thomas Hagan war; er wurde später als Talmadge Hayer identifiziert. Die Polizei hatte in seiner rechten Hosentasche ein Magazin des Kalibers .45 mit vier unbenutzten Patronen gefunden. Später gaben die Ärzte des Jüdischen Memorial Krankenhauses bekannt, daß Hayer eine Schußverletzung am linken Oberschenkel hätte sowie Kopfverletzungen, die von Schlägen herrührten. "Wenn wir ihn nicht aus dem Audubon Ballroom weggeschafft hätten, wäre er zu Tode getreten worden", hatte Sergeant Aronoff ausgesagt. Hayer wurde später in die Gefängnisabteilung des Bellevue Krankenhauses verlegt.

Gegen 5 Uhr nachmittags war die Menschenmenge vor dem Hotel Theresa ruhig und umsichtig aufgelöst worden. Als Vorsichtsmaßnahme waren die Black Muslim Moschee Nummer Sieben und das dazugehörige Restaurant an der Ecke 116. Straße und Lenox Avenue auf Anweisung von Captain Lloyd Sealy, Leiter des 28. Polizeireviers und erster schwarzer Polizist, der ein Revier in New York City leitete, geschlossen worden. Reporter riefen im Restaurant an und erhielten von einer männlichen Stimme die Auskunft: "Es ist niemand hier, der eine Stellungnahme abgeben könnte." Als sie versuchten, jemanden im Büro der OAAU im Hotel Theresa zu erreichen, läutete das Telefon zwar, aber niemand nahm ab. Bald erschien Captain Sealy; seinen Schlagstock schwingend ging er allein die 125. Straße entlang und wechselte mit dem einen oder anderen ein Wort.

Auf der Wache des 28. Reviers in der 123. Straße West waren die 40 Polizisten, deren Schicht um 16 Uhr zu Ende gewesen wäre, angewiesen worden, eine zweite Schicht anzuhängen. Zusätzlich waren zwei vollbesetzte Busse einer Spezialeinheit der New Yorker Polizei (New York Tactical Patrol Force) dort eingetroffen. Mehrere hohe Polizeioffiziere gaben Presseerklärungen ab. Harry Kaiser, ein Captain der Spezialeinheit, teilte mit, es gäbe keine

besonderen Vorkommnisse, und man erwarte auch nichts derartiges. Der stellvertretende Polizeichef Walter Arm teilte mit, man würde sowohl einige zusätzliche Hundertschaften nach Harlem verlegen als auch einige Mitglieder des Bureau of Special Services. Harry Taylor, stellvertretender Chefinspektor, spekulierte, die Mörder von Malcolm X seien wahrscheinlich nicht unter den aus dem Ballsaal herausströmenden Leuten gewesen. Er nähme vielmehr an, sie seien durch den Bühneneingang des Audubon Ballrooms auf die 165. Straße entkommen. Am frühen Abend kehrte der Chef der Kriminalpolizei, Philip J. Walsh, frühzeitig aus dem Urlaub zurück, um für die Jagd auf die Killer zur Verfügung zu stehen. Er sagte, er rechne "mit einer langen und sehr gründlichen Untersuchung". Die Polizisten und Reporter hatten am Tatort Aufnahmen gemacht, die fünf Einschußlöcher waren inzwischen mit Kreide am Rednerpult markiert worden. Weitere Kugeln steckten im Wandgemälde hinter der Bühne. Somit lag die Schlußfolgerung nahe, daß Revolver- und Schrotkugeln Malcolm X entweder verfehlt hatten oder durch ihn hindurch gegangen waren. Die Polizei dementierte offiziell ein in Harlem kursierendes Gerücht, wonach es Filmaufnahmen vom Mord im Audubon Ballroom geben solle. Ein weiteres Gerücht, das in Windeseile die Runde machte, besagte, Schwester Betty habe einen Zettel aus Malcolms Jackentasche genommen, als sie sich auf der Bühne über seinen leblosen Körper gebeugt hatte. Auf diesem Papier hätte Malcolm die Namen derer notiert, die ihn vermutlich getötet hatten.

Der stellvertretende Polizeichef Walter Arm betonte, daß die Polizei durchaus etwas zum Schutz von Malcolm X unternommen habe. Bei zwanzig verschiedenen Anlässen sei entweder Malcolm X selbst oder seinen Mitarbeitern Polizeischutz angeboten worden. Dies sei jedoch immer abgelehnt worden. Darüber hinaus habe man in siebzehn Fällen angeboten, uniformierten Polizeischutz für die OAAU-Veranstaltungen im Audubon Ballroom abzustellen, das letzte Mal am "vergangenen Sonntag". Als Arm darauf angesprochen wurde, daß Malcolm X öffentlich kundgetan hätte, er habe einen Waffenschein beantragt, antwortete der stellvertretende Polizeichef, seines Wissens sei nie ein solcher Antrag gestellt worden.

Viele Fragen blieben offen: Der "Verdächtige", den der Streifenbeamte Hoy beim Ballsaal verhaftet hatte, nachdem die Menge Jagd auf ihn gemacht hatte, war nach dem damaligen Stand der Dinge noch nicht offiziell identifiziert. Die Aussage des stellvertretenden Polizeichefs, Malcolm X habe Polizeischutz abgelehnt, stand in direktem Widerspruch zu dem, was viele aus dem Kreis von Malcolms Vertrauten aussagten: Malcolm habe sich in der Woche vor seiner Ermordung wiederholt beschwert, daß die Polizei seine Bitte um Personenschutz nicht ernst nähme. Am Ende hieß es zwar, daß zwanzig Spezialisten zur Bewachung der Veranstaltung abkommandiert gewesen seien - Agenten des Bureaus of Special Services seien ebenfalls dort gewesen -, doch nach dem

Mord hatte niemand diese Beamten irgendwo gesehen. Tatsache war auch, daß Talmadge Hayer von zwei zufällig vorbeifahrenden Streifenpolizisten direkt nach der Ermordung als Verdächtiger verhaftet und vor der wütenden Menge gerettet worden war.

Viele Reporter versuchten telefonisch das Hauptquartier von Elijah Muhammad in Chicago zu erreichen. Dieser wollte am Telefon keine Auskunft geben, aber sein Sprecher räumte ein, daß Muhammad "zwar heute nichts zu sagen habe, jedoch wahrscheinlich morgen Stellung nehmen würde." Auch Malcolms ältester Bruder Wilfred X, Black Muslim Prediger in der Moschee Nummer Eins in Detroit, wollte keine Aussage machen. Als man bei ihm zu Hause anrief, teilte eine Frau mit, daß Prediger Wilfred X nicht da sei; nein, er sei nicht nach New York gefahren, und sie glaube auch nicht, daß er das vorhabe. (Als man Wilfred X später erreichte, sagte er, er bereite sich auf die Teilnahme an der Black Muslim Konferenz am folgenden Sonntag in Chicago vor. Auf seinen Bruder angesprochen, antwortete er: "Mein Bruder ist tot, und es gibt nichts, womit wir ihn zurückholen könnten.")

Bei Einbruch der Dunkelheit versammelten sich viele schwarze Frauen und Männer vor Louis Michaux' Buchhandlung, die schon immer ein wichtiger Treffpunkt für die schwarzen Nationalisten Harlems gewesen war. Eine kleine Gruppe von Mitgliedern der OAAU saß in ihrem geöffneten Hauptquartier im Hotel Theresa, sie gingen jedoch nicht auf die Fragen der Reporter ein.

Als die New Yorker *Daily News* druckfrisch in die Kioske kam, nahm Malcolms Tod die Titelseite ein. Die Schlagzeile lautete "Malcolm X ermordet" und "Bei einer Veranstaltung niedergeschossen", darunter ein Foto, wie er auf der Bahre davongetragen wurde. Auf Long Island schrieb die sechsjährige Attilah - man hatte sie nach dem Mord direkt dorthin gebracht - Malcolm einen Brief: "Lieber Daddy, ich liebe Dich so sehr. Oh mein Lieber, ich wünsche mir so sehr, Du wärst nicht tot."

Da Malcolms Leiche immer noch nicht offiziell identifiziert war, wurde sie noch unter "John Doe" geführt. Sie war am späten Sonntag abend in New York Citys städtische Pathologie in der 1. Avenue, Nr. 520 überführt worden. Die Autopsie bestätigte, daß die Schrotkugeln in Malcolm X' Herz eingedrungen und seinen Tod verursacht hatten. Der Chefpathologe Dr. Milton Helpern hatte festgestellt, daß der Tod bereits nach den ersten Schüssen aus der abgesägten Schrotflinte eingetreten war. Diese erste Salve habe dreizehn Einschußwunden in Herz und Brust hinterlassen. Kugeln des Kalibers .38 und .45, die man in den Oberschenkeln und Beinen gefunden habe, ließen des weiteren vermuten, daß noch auf Malcolm X geschossen worden war, als er schon am Boden lag.

Am Montag morgen wurde Malcolm X von Schwester Betty in der städtischen Pathologie offiziell identifiziert. Malcolms Anwalt Percy Sutton, seine in

Boston lebende Halbschwester Ella Collins und Joseph E. Hall, Geschäftsführer des großen Bestattungsunternehmens Unity Funeral Home aus Harlem, waren bei der Identifikation dabei. Gegen Mittag verließen sie die Pathologie, um die Beisetzung vorzubereiten. Schwester Betty sagte den Reportern: "Niemand glaubte, was er sagte. Niemand nahm ihn ernst. Nachdem man eine Brandbombe in unser Haus geworfen hatte, hieß es sogar noch, er habe es selbst getan!"

Danach fuhr Schwester Betty zum Bestattungsunternehmen Unity Funeral Home im Osten Manhattans auf der 8. Avenue zwischen der 126. und 127. Straße. Dort wählte sie einen zwei Meter langen Bronzesarg aus, der innen mit eierschalfarbenem Samt ausgeschlagen war. Auf ihre Bitte hin sollte die Beerdigung erst fünf Tage später, am folgenden Samstag, stattfinden. Der Geschäftsführer des Bestattungsinstituts, Hall, teilte der Presse mit, der Verstorbene werde mit einem Anzug bekleidet, und man könne von dem hinter einer Glasscheibe Aufgebahrten von Dienstag bis Freitag Abschied nehmen. Die Trauerfeier würde am Samstag in einer Kirche in Harlem abgehalten.

Schon bald wurde der Name "El-Hajj Malik El-Shabazz" offiziell im Aushang des Bestattungsinstituts verzeichnet. In Brooklyn verkündete unterdessen Scheich Al-Hajh Daoud Ahmed Faisal, ein orthodoxer Muslim der Islamic Mission of America, daß ein muslimischer Brauch verletzt würde, wenn die Beisetzung erst am Samstag stattfände. Die Sonne dürfe nicht öfter als zweimal über dem Leib eines Gläubigen untergehen; der Koran schreibe eine Beisetzung möglichst innerhalb von vierundzwanzig Stunden vor. Es sei muslimischer Glaube, daß die Seele den Körper verläßt, sobald er erkaltet, und daß sie erst wieder zum Leben erwache, sobald man ihn in die Erde bette.

In Chicago, wo alle Bus- und Bahnstationen, alle Flughafenterminals und Autobahnzufahrten von Polizisten kontrolliert wurden, gab der streng bewachte Elijah Muhammad in seiner dreigeschossigen Villa eine Stellungnahme ab: "Malcolm starb seiner Lehre entsprechend. Es scheint, als habe er in den Waffen einen neuen Gott gefunden. Deshalb konnten wir einen Mann wie ihn auch nicht tolerieren. Er propagierte den Krieg. Wir verkünden den Frieden. Uns ist nur gestattet zu kämpfen, wenn wir angegriffen werden, wie es auch in den Schriften, dem Koran und auch der Bibel, geschrieben steht. Aber wir werden niemals der Aggressor sein. Ich habe kein Recht, Angst zu haben, denn ich wurde von Allah auserwählt. Aber wenn Allah mich den Händen der Gottlosen überantwortet, werde ich mich auch fügen. Mein Leben liegt in Allahs Händen." Die Umgebung der Villa wurde sowohl von der Chicagoer Polizei als auch von Leibwächtern der Fruit of Islam kontrolliert. Stärkere Bewachungseinheiten patrouillierten vor der High School "University of Islam" und den Redaktionsräumen der Zeitung *Muhammad Speaks*.

Wenig später gab Malcolm X' Anwalt, der Stadtverordnete Percy Sutton, bekannt, daß die Polizei die Namen der Männer habe, die Malcolm X als seine

potentiellen Killer in Verdacht gehabt habe. In ganz Harlem wurden Leute interviewt, die Reporter wollten mit ihren Mikrophonen die Meinung des "Mannes auf der Straße" einfangen. Im Bezirkspolizeirevier wurden die bereits vernommenen Personen durch Hinter- und Nebenausgänge entlassen. Joseph Coyle, Assistant Chief Inspector und verantwortlich für die Kriminalpolizei Manhattan Nord, sprach von "...einer gut geplanten Verschwörung. Wir überprüfen im Moment etwa vierhundert Leute, die zur Tatzeit im Ballsaal waren." Weiter teilte er mit, daß fünfzig Kriminalbeamte an dem Fall arbeiteten und daß er mit der Polizei anderer Städte in engem Kontakt stehe.

Ganz Harlem schlief schon fest, als gegen 2 Uhr 15 morgens dicht bei der Black Muslim Moschee Nummer Sieben in der obersten Etage eines vierstökkigen Gebäudes an der Ecke 116. Straße und Lenox Avenue ein explosionsartiger Knall die Stille zerriß. Die vier Polizisten, die den Eingang der Moschee vom Bürgersteig her bewachten, alarmierten sofort die Feuerwehr. Innerhalb weniger Minuten brachen Flammen durch das Dach des Gebäudes und schossen ungefähr zehn Meter in die Höhe. Die Feuerwehr brauchte sieben Stunden, um den Brand zu löschen. Auf dem angrenzenden Dach hatten Feuerwehrleute einen leeren 20-Liter-Benzinkanister, eine benzinbefleckte braune Einkaufstüte sowie ölgetränkte Lappen gefunden. Die U-Bahn-Züge in südlicher Richtung sowie drei Buslinien wurden umgeleitet. Als das Feuer seinen Höhepunkt erreichte, stürzte eine Mauer des Gebäudes ein; zwei Feuerwehrwagen wurden total zerstört und fünf Feuerwehrleute verletzt, einer davon schwer. Ebenfalls betroffen war ein Fußgänger, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Zeitung kaufen wollte. Als das Feuer bei Tagesanbruch offiziell "unter Kontrolle" war, wurde der gesamte Schaden sichtbar: Die Black Muslim Moschee sowie die im Stockwerk darunter liegende Gethsemane Church of God in Christ waren komplett ausgebrannt. Die sieben Läden im Erdgeschoß - darunter auch das Black Muslim Restaurant - waren "Totalschaden". Die Feuerwehr schätzte allein den Schaden an Einrichtungsgegenständen "auf 50.000 Dollar". Joseph X, früher einmal Malcolm X' engster Mitarbeiter, gab bekannt, daß sich Elijah Muhammads Anhänger nun entweder in den Moscheen von Brooklyn oder von Queens auf Long Island treffen könnten. Beide Moscheen würden rund um die Uhr von der Polizei bewacht.

An der Westküste entdeckten zwei Polizisten einen Brand in der Moschee von San Francisco, der jedoch schnell gelöscht werden konnte. Auf dem Bürgersteig und vor der Tür war Kerosin ausgeschüttet und angezündet worden.

Am Dienstag sollte die Öffentlichkeit ab 14 Uhr 30 vom Leichnam des El-Hajj Malik El-Shabazz Abschied nehmen können. Hinter Polizeiabsperrungen warteten viele Menschen darauf, am Sarg vorbeigehen zu können. Wohin man auch blickte, sah man Streifenwagen, und auf dem Dach des Bestattungsinstituts waren sogar Scharfschützen postiert worden. Kurz nach Mittag waren

telefonisch zwei Bombendrohungen eingegangen; deshalb mußte das Unity Funeral Home zweimal evakuiert werden. Die Bombensuchtrupps fanden jedoch nichts. Auch in den Büroräumen der *New York Times* in der 43. Straße fand eine Durchsuchung statt, nachdem ein Mann sich telefonisch wegen eines Leitartikels der Zeitung über Malcolm X beschwert und angekündigt hatte: "Ihr Betrieb wird um 16 Uhr in die Luft fliegen."

Im Bestattungsinstitut untersuchten Polizisten sowohl alle angelieferten Pakete und Blumengebinde als auch die großen Handtaschen der weiblichen Trauergäste. Es war 4 Uhr 15, als Schwester Betty und vier weitere nahe Verwandte und Freunde eskortiert von Polizisten ankamen. Begleitet von einem Blitzlichtgewitter, betraten sie das Bestattungsinstitut. Ein Reporter beobachtete: "Sie ist eine schwarze Jacqueline Kennedy. Sie hat Stil, und sie weiß genau, wie sie sich verhalten muß. Sie hält sich hervorragend."

Es war 19 Uhr 10, als die Familie das Bestattungsinstitut wieder verließ und wegfuhr. Zehn Minuten später wurden die ersten der draußen wartenden Trauergäste eingelassen. Von da an bis Mitternacht gingen zweitausend Menschen, unter ihnen auch viele Weiße, am offenen Sarg vorbei. Malcolm X war mit einem schwarzen Anzug, einem weißen Hemd und einer dunklen Krawatte bekleidet; am Kopf des Sarges war eine dezente, rechteckige Kupferplatte befestigt. Sie trug die Gravur: "*El-Hajj Malik El-Shabazz - 19. Mai 1925 - 21. Februar 1965.*"

Mit wachsender Nervosität suchten Malcolm X' Anhänger in Harlem eine Kirche für die Trauerfeier am Samstag. Die Verantwortlichen mehrerer Kirchen hatten bereits abgelehnt, darunter auch ein Sprecher der größten schwarzen Kirche in Harlem, der Abyssinian Baptist Church, deren Pastor der Kongreßabgeordnete Reverend Adam Clayton Powell ist. Auch weigerten sich laut *Amsterdam News* die Verantwortlichen der Williams C.M.E. Church und der Refuge Temple of the Church of Our Lord Jesus Christ, die Totenfeier in ihren Kirchen abzuhalten. Schließlich sagte Bischof Alvin A. Childs zu, die Trauerfeier könne im Faith Temple der Church of God in Christ an der 147. Straße Ecke Amsterdam Avenue stattfinden. Der Faith Temple, ein früheres Kino, war 15 Jahre zuvor zu einer Kirche umgebaut worden und hatte für tausend Leute im Auditorium und weitere siebenhundert im Untergeschoß Platz. Bischof Alvin Childs, der 1964 zu Harlems "Stadtteil-Bürgermeister" gewählt worden war, teilte der Presse mit, er habe seine Kirche "als humanitäre Geste" zur Verfügung gestellt. Nach Malcolm X befragt, beschrieb er ihn als "... eine militante und ausdrucksstarke Person. Ich stimmte mit seiner Weltanschauung nicht in allen Punkten überein, aber das hat unsere Freundschaft in keiner Weise beeinträchtigt." Kurz nachdem der Ort der Trauerfeier bekannt gegeben worden war, erhielten Bischof Childs und seine Frau die ersten einer Serie von Bombendrohungen, die sowohl in der Kirche als auch in ihrem Haus eingingen.

Prominente Schwarze wurden von den verschiedensten Zeitungen zitiert. Der berühmte Psychologe Kenneth B. Clark berichtete im *Jet* Magazin: "Ich hatte den größten Respekt vor diesem Mann. Meiner Meinung nach suchte er umsichtig nach seinem Platz im Kampf um die Bürgerrechte der Schwarzen, und zwar auf einer Ebene, auf der er respektiert und verstanden worden wäre. Ich war sehr gespannt auf seine Entwicklung entlang dieser Linien. Dabei spielt seine Vergangenheit keine entscheidende Rolle. Es ist tragisch, daß er gerade jetzt ermordet wurde, wo ihm der lang ersehnte Respekt zuteil werden sollte." Ein Korrespondent der *New York Times* zitierte auf einer Pressekonferenz in London den Schriftsteller und Dramaturgen James Baldwin, der den Tod Malcolm X' "als einen schweren Rückschlag für die Bewegung der Schwarzen" bezeichnete. Baldwin zeigte auf weiße Reporter und sagte: "... Sie haben es getan ... wer auch immer es getan hat, ist im Schmelztiegel der westlichen Welt aufgewachsen, in der amerikanischen Republik!" Baldwin fuhr fort, daß die europäische "Vergewaltigung" Afrikas der Ursprung der Rassenprobleme sei und damit auch der Anfang vom Ende von Malcolm X.

Der Besitzer der Buchhandlung in Harlem, Louis Michaux, dessen Einfluß in Harlem nicht unerheblich war, sagte der *Amsterdam News*: "Durch Ereignisse wie dem Mord an Malcolm kommen sich die Massen wieder näher. Er starb auf die gleiche Art und Weise wie Patrice Lumumba im Kongo... Wir müssen uns vereinigen, uns nicht gegenseitig bekämpfen."

"Malcolm X hat viele junge Schwarze dazu gebracht, ein neues Selbstwertgefühl zu entwickeln", sagte Bayard Rustin, einer der Hauptorganisatoren des Marsches auf Washington im Jahr 1963. Der Direktor von CORE, James Farmer, vermutete eine "dritte Partei" hinter der Ermordung von Malcolm X: "Durch Malcolms Ermordung sollen mehr Gewalt, Morde und Racheakte heraufbeschworen werden." Als er wenige Tage später nach seiner Meinung zu einem Gerücht befragt wurde, wonach der Mord das Ergebnis eines "rotchinesischen" Komplotts sein sollte, sagte Farmer: "Ich halte es nicht für unmöglich."

"Der Tod von Malcolm X ist für die Schwarzen Amerikas das unheilvollste Ereignis seit der Deportation von Marcus Garvey in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts", sagte Dr. C. Eric Lincoln vor der Presse, der Verfasser von *The Black Muslims in America*, der an der Brown Universität in Providence, Rhode Island eine Gastprofessur hatte und einem Forschungsauftrag nachging. "Ich bezweifle, daß es internationale Verwicklungen in diesem Mordfall gibt. Die Antwort liegt eher hier bei uns. Die Antwort ist zu suchen im vielerorts stattfindenden Kampf der Rivalen um die Führerschaft über die schwarzen Massen, die unter Umständen die labilste Minorität Amerikas sind." Roy Wilkins, geschäftsführender Sekretär der NAACP sagte: "Malcolm X war ein faszinierender Redner, von dem eine große Wirkung ausging. Aber nun, da er tot ist, erweist sich diese Wirkung als weitaus beunruhigender, und er schlägt

die Menschen viel stärker in seinen Bann, als es ihm zu Lebzeiten jemals gelingen konnte."

Die mit der Aufklärung des Falls betraute New Yorker Kriminalpolizei kritisierte, daß Malcolm X' Anhänger sich nicht "freiwillig gemeldet haben", um bei der Untersuchung behilflich zu sein. Auf Betreiben der Polizei war in den Zeitungen die Telefonnummer SW 5-8117 für "streng vertrauliche" Informationen über den Mord veröffentlicht worden. Die Polizei hatte Reuben Francis, einen angeblichen "Leibwächter" von Malcolm X, festgenommen und behielt ihn zunächst in Haft. Sie glaubte, daß er den mordverdächtigen Talmadge Hayer an besagtem Sonntag im Handgemenge im Audubon Ballroom angeschossen hatte. Hayer war immer noch in der Gefängnisabteilung des Bellevue Krankenhauses und wartete auf seine Operation.

Während Tausende am Sarg von Malcolm X vorüberzogen, gingen die telefonischen Bombendrohungen gegen das Bestattungsinstitut und den Faith Temple, wo am Samstag die Trauerfeier stattfinden sollte, weiter. Zur gleichen Zeit setzte eine neue Organisation, die Federation of Independent Political Action (FIPA), alle Harlemer Geschäftsleute mit Boykottdrohungen unter Druck. "Im Gedenken an Malcolm X" sollten die Geschäfte von Donnerstag nachmittag bis Montag morgen geschlossen bleiben. Sprecher der FIPA war Jesse Gray, der als Wortführer im Harlemer Mietstreik bekannt geworden war. An die Passanten in Harlem wurden Flugblätter verteilt, in denen es hieß: "Wenn die Geschäfte sich weigern zu schließen, dann erklären sie sich mit unseren Feinden solidarisch - deshalb müssen wir sie schließen, indem wir sie bestreiken. Alle, die in der 125. Straße in den Zeiten einkaufen, in denen die Geschäfte geschlossen sein sollen, stellen sich auf die Seite der mörderischen Handlanger, die den Machthabern als Werkzeug gedient haben, um Bruder Malcolm zu ermorden." Bei einer Veranstaltung vor Louis Michaux' Buchhandlung forderte Jesse Gray am späten Abend, daß sich 1965 ein Schwarzer "im Namen von Malcolm X" für die Bürgermeisterkandidatur aufstellen lassen solle. Es sei zu erwarten, daß dieser Kandidat etwa 100.000 Stimmen bekommen würde.

Kurz nach der Veranstaltung der FIPA trafen sich die Geschäftsleute und andere Mitglieder der Handelskammer von Uptown New York. Sie verabschiedeten umgehend eine Resolution, wonach alle Harlemer Geschäftsleute aufgefordert werden sollten, ihre Geschäfte geöffnet zu halten und "ihre Kunden zu bedienen". Eine weitere Empfehlung wurde verabschiedet, wonach auch die Beschäftigten volle Bezahlung erhalten sollten, die am Begräbnis von Malcolm X am Samstag morgen teilnehmen wollten.

Die führenden Persönlichkeiten Harlems lehnten einer nach dem anderen den Vorschlag der FIPA als "unverantwortlich" ab. Und schließlich blieben fast alle Geschäfte Harlems geöffnet. Die FIPA bekam ungefähr zwanzig Streikposten zusammen, die eine Zeitlang vor Bloomstein's, Harlems größtem Geschäft,

patrouillierten. Die Streikposten wurden von zwei Weißen angeführt, die Schilder mit der Aufschrift trugen: "Schließt alle Geschäfte! Ehrt Malcolm X."

Es war sehr kalt geworden. Eiszapfen hingen vom Dach des zerstörten Gebäudes, wo ehedem die Black Muslim Moschee Nummer Sieben gewesen war. Die *Amsterdam News*, die ihre Redaktion nur einen Block vom Unity Funeral Home auf der 8. Avenue hatte, wo Malcolm X aufgebahrt war, veröffentlichte einen Leitartikel mit der Schlagzeile: "Ruhig Blut, seid auf der Hut!" Darin hieß es, daß gerade diszipliniert vorgebrachte Beileidsbekundungen für Malcolm X "seine Gegner irritieren werden, die sich nichts mehr wünschen, als daß Schwarze am Tag seiner Beerdigung Tumulte anzetteln".

Die Angst vor einem ernsthaften Massenaufruhr, der durch einen winzigen Funken ausgelöst werden konnte, hing ständig in der Luft. Immer mehr Harlemer von Rang und Namen machten die weiße Presse Manhattans für die angespannte Atmosphäre verantwortlich, die noch den unscheinbarsten Vorgang in einer ruhigen und anständigen Community als Sensation ausschlachten würde. Schließlich prangerte die Harlem Ministers' Interfaith Association (Interkonfessionelle Vereinigung der Geistlichen Harlems) dieses Verhalten in einer offiziellen Verlautbarung an: "Die provokativen Schlagzeilen in vielen unserer Zeitungen vermitteln den Eindruck, als ob ganz Harlem ein Waffenlager sei, das jederzeit explodieren könne. Die überwiegende Mehrheit der Bürger Harlems hat in keiner Weise etwas mit den unglückseligen Gewaltakten zu tun, die zudem in der Presse noch stark aufgebauscht worden sind. Die häufigen Verleumdungen der Presse erzeugen eine Atmosphäre, von der nur einige wenige verdorbene und rücksichtslose Individuen profitieren."

"Malcolm X starb mittellos" - diese Schlagzeile in der Harlemer *Amsterdam News* war für viele in der Community ein Schock. Nur wenigen war klar, daß Malcolm X, als er zum Prediger der Black Muslims ernannt worden war, ein Gelübde der Armut unterzeichnen mußte, das zur Folge hatte, daß er sich im Laufe von zwölf Jahren keinen eigenen Besitz aneignen konnte. (Ich habe irgendwo gelesen, daß Malcolm X während seiner Black Muslim Zeit wöchentlich etwa 175 Dollar bekam, womit er alle Lebenshaltungskosten, außer Reisespesen, bestreiten mußte.) "Er hinterließ seinen vier Töchtern und seiner schwangeren Frau keine Versicherung, keine Ersparnisse und keinerlei Einkommen", hieß es in dem Artikel der Amsterdam News. (Sie hätte auch noch bringen können, daß Malcolm X nie ein Testament geschrieben hatte; für den 26. Februar, fünf Tage nach seinem Tod, hatte er wegen seines Testaments einen Termin bei seinem Anwalt.) Aber schon innerhalb der ersten Woche waren zwei Initiativen entstanden, die die Bürger Harlems zu Spenden aufriefen, mit denen es Schwester Betty ermöglicht werden sollte, ihre Kinder aufzuziehen und zur Schule zu schicken. (Es handelte sich dabei um die Stiftung mit dem Namen

"Malcolm X Daughters' Fund", deren Spendenkonto bei der Harlem's Freedom National Bank, 125. Straße West Nr. 275 geführt wird.)

Mrs. Ella Mae Collins, Malcolm X' Halbschwester, kündigte auf einer Pressekonferenz in Boston an, sie werde Malcolms Nachfolger in der OAAU auswählen. Mrs. Collins leitete die Sarah A. Little School for Preparatory Arts[4], wo Kinder in Arabisch, Suaheli, Französisch und Spanisch unterrichtet wurden. Sie selbst hatte im Jahr 1959 mit Elijah Muhammads Black Muslims gebrochen, denen sie ursprünglich auf Malcolms Betreiben hin beigetreten war.

Weit entfernt von Harlem, in Ländern, die Malcolm bereist hatte, hatte die Presse dem Mord an Malcolm X eine Aufmerksamkeit gewidmet, die den schwarzen Direktor der United States Information Agency (USIA), Carl T. Rowan, sehr verunsicherte. Kurz nachdem er von Malcolm X' Ermordung erfahren hatte, hielt er eine Rede vor der American Foreign Service Association in Washington, in der er sagte, gleich nach der Ermordung von Malcolm X habe er gewußt, daß vor allem in den Ländern, in denen wenig darüber bekannt war, wofür Malcolm X wirklich stand, die Ermordung stark verfälscht dargestellt werden würde. Er fuhr fort, daß die USIA hart daran gearbeitet habe, die afrikanische Presse über Malcolm X und seine Ideen aufzuklären, aber trotzdem sei es "in zahlreichen Fällen in Afrika zu Reaktionen gekommen, die auf falschen Informationen und falschen Schlußfolgerungen basierten."

"Ich möchte Sie daran erinnern", sagte USIA-Direktor Rowan, "daß wir es hier mit einem Schwarzen zu tun hatten, der die Rassentrennung und den Rassenhaß predigte, und dieser Mann wurde dann von einem anderen Schwarzen getötet, der vermutlich einer anderen Organisation angehörte, die ebenfalls Rassentrennung und Rassenhaß propagierte. Keiner von beiden repräsentiert jedoch mehr als eine verschwindend kleine Minderheit der schwarzen Bevölkerung Amerikas." Rowan hielt einige ausländische Zeitungen hoch. "All das wegen eines Ex-Sträflings, eines Ex-Drogendealers, der zum Rassenfanatiker wurde", fuhr Rowan fort. "Ich kann daraus nur schlußfolgern, daß wir Amerikaner entweder unseren Einblick in die Denkweise anderer Völker überschätzt oder das Informationsdefizit anderer Völker unterschätzt haben."

Die *Daily Times* aus dem nigerianischen Lagos schrieb: "Wie alle Sterblichen hatte auch Malcolm X seine Fehler ... aber es ist unumstritten, daß er sein Leben ganz und gar der Bewegung für die Emanzipation seiner Brüder und Schwestern gewidmet hatte... Malcolm X hat für das gekämpft und ist für das gestorben, was er für eine gerechte Sache hielt. Ihm gebührt ein Platz im Palast der Märtyrer." Die ghanesische *Ghanaian Times* aus Akkra nannte Malcolm X den "militanten und bekanntesten afro-amerikanischen Führer, der gegen die Ras-

---

4 Eine private geisteswissenschaftliche Vorschule zur Vorbereitung auf die öffentlichen Schulen

sentrennung war", und setzte seinen Namen auf eine "Prominentenliste von Afrikanern und Amerikanern", angefangen mit John Brown bis hin zu Patrice Lumumba, "die im Kampf für die Freiheit heldenhaft starben." Ebenfalls in Akkra hieß es in der *Daily Graphic*: "Die Ermordung von Malcolm X wird in die Geschichtsschreibung als ein ebenso schwerer Rückschlag für die amerikanische Integrationsbewegung eingehen wie die schockierende Ermordung von Medgar Evers und John F. Kennedy."

Die pakistanische *Kurriyet of Karachi* schrieb, "Ein großer Führer der Schwarzen", in der *Pakistan Times* hieß es, "Sein Tod ist ein heftiger Rückschlag für die schwarze Emanzipationsbewegung." Die chinesische *People's Daily* aus Peking kommentierte, Malcolm X sei ermordet worden, weil "er für die Befreiung von 23 Millionen schwarzen Amerikanern gekämpft hat." Korrespondentenmeldungen zufolge lautete die erste algerische Schlagzeile, der "Ku Klux Klan" habe Malcolm X ermordet. Der Leitartikel der prokommunistischen *Alger Republican* klagte den "amerikanischen Faschismus" an, und der Korrespondent der *New York Times* in Algerien berichtete, daß einige Entwicklungen die Schlußfolgerung zuließen, man wolle Malcolm X zum Märtyrer machen. Vor dem amerikanischen Konsulat in Georgetown, Britisch Guayana, fanden Demonstrationen statt, die die "amerikanischen Imperialisten" anprangerten. In einer anderen Pekinger Zeitung, der *Jenmin Jihpao*, wurde Malcolms Ermordung als Beweis dafür gewertet, daß "in der Auseinandersetzung mit imperialistischen Unterdrückern Gewalt mit Gegengewalt beantwortet werden" müsse. Die Moskauer *Prawda* brachte nur einen kurzen Bericht ohne Kommentar, und der Korrespondent der *New York Times* in Moskau berichtete, daß es in den polnischen Medien überhaupt keine wahrnehmbare Reaktion gegeben habe: "Nur wenige Polen haben je von Malcolm X gehört oder sind überhaupt am Rassenthema interessiert." Des weiteren haben Zeitungen in Kairo, Beirut, Neu Delhi und Saigon nur routinemäßig über den Mord berichtet. In Paris und im westlichen Europa war der Mord "im wesentlichen eine Eintagsfliege", wobei die westdeutsche Presse über die Ermordung berichtete, "als handele es sich um eine Schießerei in Chicagoer Gangstertradition." Die *New York Times* schrieb: "Die Londoner Zeitungen haben die Geschichte vermutlich intensiver und ausführlicher ausgeschlachtet als die meisten anderen Zeitungen; sie berichteten aber hauptsächlich über den Fortschritt der polizeilichen Untersuchung. Sowohl die *London Times* als auch der *London Daily Telegraph* druckten Leitartikel zu dem Thema, doch keine von beiden behandelte Malcolm X als bedeutende Persönlichkeit." Aus London berichtete der *New York Times* Korrespondent auch, daß "eine lokale Gruppe, die sich Council of African Organizations nennt, die USA wegen des Mordes auf das Schärfste angegriffen habe. Diese Gruppe bestehe aus Studenten und anderern inoffiziellen Repräsentanten Afrikas, die in London leben. In einer ihrer Pressemitteilungen nannten sie Malcolm 'einen

Führer im Kampf gegen den amerikanischen Imperialismus, gegen Unterdrükkung und Rassismus.' Weiter hieß es, daß 'die Schlächter von Patrice Lumumba dieselben sind wie die kaltblütigen Mörder von Malcolm X'."

Die Schlagzeilen der New Yorker Zeitungen vom Freitag befaßten sich in ihrer Berichterstattung über den Mord an Malcolm X hauptsächlich mit der Verhaftung eines zweiten Tatverdächtigen. Es handelte sich um einen untersetzten, rundgesichtigen, 26 Jahre alten Karate-Experten namens Norman 3 X Butler, angeblich ein Black Muslim. Eine Woche später wurde ein dritter Verdächtiger verhaftet, Thomas 15 X Johnson, ebenfalls ein angeblicher Black Muslim. Beide Männer waren bereits früher angeklagt gewesen, im Januar 1965 Benjamin Brown, einen New Yorker Strafvollzugsbeamten und Abtrünnigen der Black Muslims, erschossen zu haben. Am 10. März 1965 wurden die beiden zusammen mit Hayer wegen Mordes an Malcolm X angeklagt.

Als die Verhaftung von Butler und seine mögliche Mitgliedschaft in Elijah Muhammads Organisation bekannt wurde, erreichten die Spannungen für alle Beteiligten einen neuen Höhepunkt. Der Nationale Konvent der Black Muslims sollte an diesem Freitag in Chicago beginnen und insgesamt drei Tage dauern. Am Freitag früh durchsuchten Dutzende von Polizisten am Kennedy Airport ein Flugzeug der Capital Airlines. Diese Fluggesellschaft hatte der Moschee Nummer Sieben schon im Dezember 1964 für 5.175,54 Dollar eine Gruppenreise nach Chicago verkauft und war ihr mit einer Ratenzahlungsvereinbarung entgegengekommen.

Es waren ungefähr dreitausend Black Muslims aus den Moscheen aller größeren Städte in Chicago zusammengekommen, um mit ihrem Konvent den alljährlichen "Tag des Erlösers" zu begehen; dieser Tag hatte für sie die gleiche Bedeutung wie das Weihnachtsfest für die Christen. In der Reihenfolge ihres Eintreffens versammelten sich die zu den jeweiligen Moscheen und Städten gehörenden Black Muslims gruppenweise vor dem großen Sportstadion im Süden von Chicagos Geschäftsbezirk. Alle Brüder trugen elegante dunkle Anzüge und weiße Hemden; die Schwestern trugen wallende Gewänder und Kopftücher aus Seide. Alle wurden durch eine äußerst strenge Sicherheitskontrolle der Veranstalter geschleust, die nach Äußerungen aus Chicagoer Polizeikreisen nur von den Maßnahmen während eines Präsidentenbesuchs übertroffen würden.

Noch schärfer wurden die wenigen Nichtmuslims durchsucht, die als Beobachter am Konvent teilnahmen. Die gleichen strengen Kontrollen galten für die Vertreter der Presse, egal ob sie Weiße oder Schwarze waren. "Nehmen Sie Ihren Hut ab! Wir bitten um etwas mehr Respekt!" fuhr ein Saalordner der Black Muslims einen weißen Reporter an. Nach der Durchsuchung bekam jeder Besucher oder jede Besucherin von Angehörigen der Fruit of Islam einen Platz in der zugigen, 7.500 Menschen fassenden großen Sporthalle zugewiesen. (In

der Presse sollte es später heißen, daß das Stadion aus dem Grund nur halb besetzt war, "weil der weiße Mann die Schwarzen gespalten" hätte. Beobachter, die sich an das voll besetzte Stadion von 1964 erinnerten, glaubten jedoch, daß die Bombendrohungen viele schwarze Nichtmuslims von der Teilnahme abgehalten hatten.)

Über den leise murmelnden Zuhörern hingen große Transparente mit Aufschriften wie "Willkommen Elijah Muhammad - Wir sind glücklich, daß Sie unter uns weilen" und "Wir beanspruchen unseren Teil von diesem Land". (Letzteres bezog sich auf Elijah Muhammads Forderung, daß den "mehr als 23 Millionen sogenannten schwarzen Amerikanern ein oder mehrere Bundesstaaten" als teilweise Wiedergutmachung übergeben werden sollten. Als Reparation für "mehr als ein Jahrhundert unbezahlter und blutiger Sklavenarbeit im Schweiße unseres Angesichts, wodurch Amerika erst die reiche Nation wurde, die es heute ist, und ihr Weißen zeigt uns auch heute noch, daß ihr uns noch immer nicht als gleichwertig akzeptieren wollt.")

Auf der breiten und hohen Bühne hingen zwei fast lebensgroße Fotografien von Elijah Muhammad. Zwischen der Bühne und den Zuhörern stand die Leibgarde Fruit of Islam. Weitere Ordner gingen durch die Stuhlreihen, sahen sich dabei alle Gesichter genau an und forderten hin und wieder einzelne energisch dazu auf, sich zu identifizieren: "Zu welcher Moschee gehörst du, Bruder?" Auch die Tribünenplätze sowie der Raum hinter der Bühne, das Untergeschoß und das Dach wurden von den Männern der Fruit of Islam genaustens kontrolliert.

Der Geist von Malcolm X war mit im Stadion. Als erstes bat Elijah Muhammads Sohn, Wallace Delaney Muhammad, der früher Partei für Malcolm X ergriffen hatte, in einem hochdramatischen Auftritt vor den Versammelten um Vergebung für seinen Fehltritt. Ihm folgten die beiden Brüder von Malcolm X und Prediger der Black Muslims, Wilfred und Philbert, die die Anwesenden beschworen, sich geschlossen hinter Elijah Muhammad zu stellen. Prediger Wilfred X von der Detroiter Moschee sagte: "Wir wären unwissend und dumm, wenn wir uns verwirren ließen und anfingen, untereinander zu streiten und uns zu bekämpfen. Wir würden dabei vergessen, wer unser wirklicher Feind ist." Prediger Philbert X von der Lansinger Moschee sagte: "Malcolm war mein leiblicher Bruder, war mir immer sehr nah... Ich war von seinem Tod schockiert. Niemand will, daß sein eigener Bruder vernichtet wird. Aber ich wußte, daß er sich auf einen sehr unsicheren und gefährlichen Weg begeben hatte. Ich habe versucht, ihn von seinem Kurs abzubringen. Als er noch lebte, habe ich versucht, ihn am Leben zu erhalten; jetzt ist er tot, und es gibt nichts, was ich noch tun könnte." Dann zeigte er auf den sitzenden Elijah Muhammad und bekundete: "Ihm werde ich folgen, wohin er mich auch führen mag" - und dann bat er den Führer der Black Muslims, sich an die Versammelten zu wenden.

Von Elijah Muhammad war nur der Kopf hinter dem lebenden Wall aus grimmig dreinschauenden Angehörigen der Fruit of Islam zu sehen; unter ihnen war auch Cassius Clay. Elijah Muhammad trug einen kleinen Fez, der mit Goldstickereien aus Halbmonden, Sternen, Monden und Sonnen verziert war. In seiner Rede sagte er: "Lange Zeit hat Malcolm an dieser Stelle gestanden, wo ich jetzt stehe. Damals konnte sich Malcolm in Sicherheit wiegen, und er wurde geliebt. Gott selbst beschützte Malcolm... Über ein Jahr war Malcolm jede Freiheit gewährt worden. Er bereiste Asien, Europa, Afrika, und selbst nach Mekka fuhr er, um mir Feinde zu machen. Und dann kam er zurück und lehrte, daß wir unsere Feinde nicht hassen sollten... Vor wenigen Wochen kam er hier nach Chicago, um all seinen Haß auszutoben und uns mit all seinem Schmutz zu besudeln; sein ganzes Sinnen und Trachten war darauf ausgerichtet, meine Ehre zu verletzen... Wir wollten Malcolm nicht töten, und wir haben auch nicht versucht, ihn zu töten. Alle wissen, daß ich Malcolm kein Leid zugefügt habe. Alle wissen, daß ich ihn geliebt habe. Seine eigenen törichten Lehren haben ihm dieses schreckliche Ende eingebracht..."

Wegen der physischen und psychischen Erregung hatte Elijah Muhammad zwischendurch öfter einen Hustenanfall. "Langsam, laß dir Zeit!" riefen ihm die Zuschauer zu. "Er hatte kein Recht, mich zurückzuweisen", erklärte Elijah Muhammad weiter, "er war ein Stern, der aus seiner Bahn geworfen wurde!... Ihr wißt, daß ich Malcolm nichts Böses zugefügt habe, er aber hatte mir den Krieg erklärt." Elijah Muhammad malte dann aus, welch "prächtiges Begräbnis" man für Malcolm ausgerichtet hätte, wenn er bei den Black Muslims geblieben und wenn er eines natürlichen Todes gestorben wäre. "Stattdessen stehen wir am Grab eines Heuchlers!... *Malcolm*! Wen hat er geführt? Wen hat er etwas gelehrt? Er hatte die Wahrheit nicht auf seiner Seite! Wir wollten Malcolm nicht töten! Seine eigenen törichten Lehren haben ihm den Tod gebracht! Ich lasse nicht zu, daß Spinner wie er all das Gute zerstören, das Allah mir und euch gebracht hat!"

Trotz seiner angegriffenen Gesundheit sammelte Elijah Muhammad all seine Energien und sprach eineinhalb Stunden lang. Er forderte alle potentiellen Mörder heraus: "Wenn ihr das Leben des Elijah Muhammad auslöschen wollt, so beschwört ihr euren eigenen Untergang herauf! Dem Heiligen Koran entsprechend dürfen wir keinen Kampf beginnen, sondern uns nur verteidigen. Und wir werden kämpfen!" Es war bereits Nachmittag, als fast dreitausend Black Muslims, Männer, Frauen und Kinder, riefen: "Jawohl, Sir!...Du Gütiger!...Muhammad sei gepriesen!"

Im Unity Funeral Home in Harlem wurde an diesem Nachmittag die Prozession vor Malcolms aufgebahrtem Leichnam durch die Ankunft einer Gruppe von etwa zwölf Leuten unterbrochen, deren zentrale Figur ein älterer Mann mit einem weißen Turban und einem dunklen Gewand war; sein langer weißer Bart

fiel bis auf die Brust, und er hatte einen gabelförmigen Stock bei sich. Als die Reporter nach vorne drängten, um ein Interview zu bekommen, trat ihnen ein anderer Mann aus der Gruppe entgegen, winkte sie beiseite und sagte: "Eine schweigsame Zunge verrät ihren Besitzer nicht!" Der ältere Mann war Scheich Ahmed Hassoun, ein Sudanese und Mitglied der sunnitischen Muslime. In Mekka war er 35 Jahre lang Lehrer des Koran gewesen, als er Malcolm dort kennenlernte. Er war ihm in die USA gefolgt, um ihm als geistiger Berater zur Verfügung zu stehen und um in der Muslim Mosque Inc. zu unterrichten.

Scheich Hassoun bereitete nun, wie es die muslimischen Riten vorschreiben, Malcolms Leichnam auf die Beisetzung vor. Er zog ihm den westlichen Anzug aus, den man Malcolm für die öffentliche Aufbahrung angezogen hatte. Dann salbte er Malcolms Körper mit einem geweihten Öl. Er wickelte ihn anschließend in den sogenannten *kafan*, bestehend aus den traditionellen sieben weißen Leinentüchern. Nur das Gesicht mit dem rötlichen Schnurrbart und dem Kinnbart blieben sichtbar. Die Trauergäste, die mit Scheich Hassoun angekommen waren, gingen schweigend an dem Aufgebahrten vorüber, während der Scheich Passagen aus dem Koran vorlas. Dann wandte er sich an einen Vertreter des Bestattungsinstituts: "Der Leichnam ist jetzt für die Beisetzung vorbereitet." Schon bald fuhren der Scheich und sein Gefolge wieder ab, und die Prozession ging weiter. Als sich die Salbungszeremonie herumsprach, reihten sich selbst Leute, die schon vorher dort gewesen waren, noch einmal in die lange, sich langsam vorwärts bewegende Menschenschlange ein, um das muslimische Totengewand zu sehen.

Es war spät geworden, als auch ich mich an diesem Freitag nachmittag in die schweigsame Schlange einreihte. Meine Gedanken waren die ganze Zeit bei dem Malcolm X, mit dem ich zwei Jahre lang eng zusammengearbeitet hatte. Blau uniformierte Polizisten standen in regelmäßigen Abständen vor den grau lackierten Holzsperren, hinter denen wir uns langsam vorwärtsbewegten. Von der anderen Straßenseite her beobachteten einige Männer die Schlange. Sie standen hinter dem großen Schaufenster des "Lone Star Barber Shop, Eddie Johns, Besitzer, William Ashe, Geschäftsführer". Bei den Polizisten standen auch einige Presseleute, die sich zum Zeitvertreib unterhielten. Dann betraten wir die geräumige Kapelle. Sie war dezent beleuchtet, drinnen war es still und kühl. An Kopf- und Fußende des stattlichen Bronzesargs standen zwei große schwarze Polizisten. Sie hatten die Augen geradeaus gerichtet und bewegten ihre Lippen nur, wenn Besucher zu lange stehenblieben. Schon nach wenigen Minuten erreichte ich den Sarg. Unter dem gläsernen Deckel konnte ich die zarten weißen Leichentücher über seiner Brust erkennen, die weiter oben wie eine Kapuze um seinen Kopf geschlagen waren. Ich versuchte, mich so intensiv wie möglich auf sein Gesicht zu konzentrieren. Mein einziger Gedanke war, daß es wahrhaftig Malcolm X war, der dort lag. "Weitergehen", sagte der Polizist

fast flüsternd. Malcolm X erschien mir wächsern - und *tot*. Der Polizist gab mir mit der Hand ein Zeichen. Ich dachte nur: "Also denn, auf Wiedersehen", und ging weiter.

Als die Kapelle an diesem Abend um 23 Uhr geschlossen wurde, waren zweiundzwanzigtausend Menschen an Malcolm X vorübergezogen. Zwölf Polizisten eskortierten schweigend den Leichenwagen, der sich zwischen Mitternacht und Morgendämmerung die ungefähr zweiundzwanzig Blocks Richtung Faith Temple nach Norden bewegte. Der Bronzesarg wurde auf Rädern nach drinnen geschoben und auf eine Plattform gehoben, die mit dickem roten Samt verkleidet war. Vor dem Altar wurde der Deckel des Sarges wieder geöffnet. Als der Leichenwagen wieder abgefahren war, blieben die Polizisten zur Bewachung in und vor dem Faith Temple zurück. Draußen herrschte klirrende Kälte.

Gegen 6 Uhr morgens begannen die Leute sich auf der Ostseite der Amsterdam Avenue in einer Schlange aufzustellen. Als es 9 Uhr war, drängten sich ungefähr sechstausend Menschen hinter den Polizeiabsperrungen um den Häuserblock. In den Fenstern der Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite waren viele Gesichter zu sehen. Einige Leuten standen frierend auf den Feuertreppen ihrer Häuser. Zwischen der 145. und 149. Straße hatte die Polizei alles abgesperrt und ließ keine Autos mehr durch; ausgenommen waren nur Polizeifahrzeuge, die Wagen der Presseleute und die Übertragungsfahrzeuge für die Live-Berichterstattung der Radio- und Fernsehstationen. Hunderte von Polizisten waren anwesend, einige sogar auf den Hausdächern der direkten Umgebung postiert. Reporter mit Mikrophonen und Notizbüchern durchkämmten die Randzonen der Zuschauermenge. "Er war faszinierend, ein absolut faszinierender Mann, darum bin ich hier", erklärte eine Weiße von Mitte zwanzig dem Reporter der *New York Times*; und eine schwarze Frau meinte: "Ich erweise dem größten Schwarzen dieses Jahrhunderts meinen Respekt. Er war ein Schwarzer, nennen Sie ihn nicht einen Farbigen!" Eine andere Frau, die Schutzhelme im Übertragungswagen eines Fernsehsenders liegen sah, fragte den Fahrer lachend: "Bereiten Sie sich schon auf den nächsten Sommer vor?"

Als die Türen des Faith Temple um 9 Uhr 20 geöffnet wurden, betrat eine Abordnung der OAAU die Kirche. Innerhalb der nächsten Viertelstunde wiesen diese zwanzig Männer sechshundert geladenen Gästen ihre Sitzplätze zu. Fünfzig Zeitungsreporter, Fotografen und Kameramänner drängten sich vor einem religiösen Wandgemälde hinter dem Altar; einige standen auf Stühlen, um besser sehen zu können. Ein schwarzer Tontechniker überprüfte die Aussteuerung seiner Aufnahmegeräte zwischen dem Altar und dem Sarg, der von acht uniformierten schwarzen Polizisten und zwei schwarzen Polizistinnen bewacht wurde. In der zweiten Reihe hinter der tief verschleierten Schwester Betty saß zu beiden Seiten je ein schwarzer Zivilpolizist. Der offenstehende Deckel des Sarges verdeckte die Kollektebüchse aus Messing und die Kerzenhalter des

Faith Temple. Der Führer der Brooklyner Islamic Mission of America, Scheich Al-Haj Daoud Ahmed Faisal, hatte darauf hingewiesen, daß jegliche Andeutung der christlichen Religion während der Trauerzeremonie unterbleiben müsse, da sonst der Verstorbene zum *kafir*, zum Ungläubigen, gemacht würde. (Der Scheich war auch dagegen gewesen, den Leichnam für die Öffentlichkeit aufzubahren: "Der Tod ist eine private Angelegenheit zwischen Allah und dem Verstorbenen.")

Vor Beginn der Trauerfeier trugen Ordner der OAAU noch ein zwei mal fünf Fuß großes Blumengesteck herein, auf dem der Stern und Halbmond des Islam in weißen Nelken auf einem Hintergrund aus roten Nelken dargestellt waren.

Zuerst verlasen der Schauspieler Ossie Davis und seine Frau, die Schauspielerin Ruby Dee, Beileidsbekundungen, die in Form von Karten, Briefen und Telegrammen eingegangen waren. Sie kamen von allen großen Bürgerrechtsorganisationen, von Einzelpersonen wie Dr. Martin Luther King, von ausländischen Organisationen und Regierungen, wie z. B. der Africa-Pakistan-West-Indian Society, der London School of Economics, des Pan-African Congress of Southern Africa, des nigerianischen Botschafters aus Lagos und des Präsidenten der Republik Ghana, Dr. Kwame Nkrumah, der sein Schreiben mit den Worten schloß: "Malcolm X soll nicht vergeblich gestorben sein."

Als nächster sprach Omar Osman, ein Vertreter des islamischen Zentrums der Schweiz und der USA: "Wir kannten Bruder Malcolm als Blutsbruder, besonders nach seiner Pilgerfahrt nach Mekka im vergangenen Jahr. Das Höchste, wonach ein Muslim streben kann, ist auf dem Schlachtfeld zu fallen und nicht im Bett zu sterben." Er machte eine kurze Pause, um den Applaus der Trauergäste abzuwarten. "Wer auf dem Schlachtfeld stirbt, ist nicht tot, sondern lebt!" Der Applaus wurde lauter, und es waren Rufe wie "Richtig! Das stimmt!" zu hören. Dann kritisierte Omar Osman die Äußerungen von USIA-Direktor Carl Rowan, die dieser in Washington über die Reaktionen der ausländischen Presse nach Malcolm X' Tod gemacht hatte. Mißbilligendes Zischen war von der Trauergemeinde zu hören.

Der Schauspieler Ossie Davis erhob sich wieder und trug mit seiner tiefen Stimme eine Elegie auf Malcolm X vor, durch die Davis bei den Schwarzen Harlems mehr an Beliebtheit erlangte, als ihm sonst je zuteil geworden wäre:

"Hier und heute, in dieser letzten Stunde, an diesem Ort der Stille, ist Harlem zusammengekommen, um von einem der Seinen, in den es all seine Hoffnung gesetzt hatte, Abschied zu nehmen - von einem, der jetzt ausgelöscht und für immer von uns gegangen ist...

Viele werden fragen, was Harlem an diesem stürmischen, umstrittenen und kühnen jungen Führer zu ehren gedenkt; aber da können wir nur lächeln... Sie werden sagen, daß er voller Haß war - ein Fanatiker, ein Rassist, der der Sache, für die ihr kämpft, nur Schaden zufügen konnte!

Und wir werden antworten und ihnen sagen: Habt ihr je mit Bruder Malcolm gesprochen? Habt ihr ihn je berührt, hat er euch je angelächelt? Habt ihr ihm wirklich jemals richtig zugehört? Hat er je etwas Verwerfliches getan? Wurde er persönlich je mit Gewalt oder Störungen der öffentlichen Ordnung in Verbindung gebracht? Wenn ihr ihm begegnet wärt, dann wüßtet ihr es. Und wenn ihr ihn gekannt hättet, dann würdet ihr auch verstehen, warum wir ihn ehren müssen. Malcolm war unser Menschsein, er war unser Leben, er verkörperte unseren Willen, schwarze Menschen zu sein. Darin liegt seine Bedeutung für sein Volk. Und indem wir ihn ehren, ehren wir gleichzeitig das Beste in uns selbst. Und wir werden ihn immer in Erinnerung behalten als das, was er war und ist - ein Prinz, unser strahlender, schwarzer Prinz, der nicht zögerte zu sterben, weil er uns so sehr liebte!"

Es wurden weitere kurze Ansprachen gehalten. Dann stellten sich die Familie, die Mitglieder der OAAU und weitere anwesende Muslime um den Sarg, um den Leichnam ein letztes Mal zu sehen. Die beiden Zivilpolizisten geleiteten Schwester Betty zum Sarg, wo sie endgültig von ihrem Mann Abschied nahm. Sie beugte sich über den Sarg und küßte das Glas über seinem Gesicht und brach in Tränen aus. Bis dahin war während der ganzen Zeremonie keine Träne vergossen worden, aber nun fingen durch Schwester Bettys Schluchzen auch andere Frauen zu weinen an.

Die Trauerfeier hatte nur wenig länger als eine Stunde gedauert, als Alhajj Heshaam Jaaber aus Elizabeth, New Jersey, das drei Minuten dauernde Totengebet sprach, das jedem verstorbenen Muslim zusteht. Bei den Worten "Allahu Akbar" -"Gott ist der Größte" - legten alle anwesenden Muslime ihre Handflächen an die Wangen.

Dann fuhr die offizielle Kolonne, bestehend aus dem Leichenwagen, den drei Autos mit Angehörigen, achtzehn Wagen mit Trauergästen, zwölf Polizeiwagen und sechs Pressewagen - gefolgt von etwa fünfzig weiteren Autos - sehr zügig die achtzehn Meilen aus Manhattan heraus auf die New Yorker Stadtautobahn. Sie nahmen die Ausfahrt Nummer 7 zum Ferncliff Friedhof in Ardsley, New York. Entlang dieser Route standen überall Schwarze, die ihre Hüte oder Hände auf ihre Herzen gelegt hatten und Malcolm X die letzte Ehre erwiesen. Jede Brücke in Manhattan County wurde von Polizisten bewacht. Die Polizei von Westchester County hatte in regelmäßigen Abständen entlang der Route bis zum Friedhof einzelne Beamte postiert.

Am Sarg wurden dann die letzten muslimischen Gebete von Scheich Alhajj Heshaam Jaaber gesprochen. Der Sarg wurde in das Grab herabgelassen, den Kopf gen Osten, wie der islamische Glaube es vorschreibt. Die Muslime unter den Trauergästen knieten am Rande des Grabes nieder, preßten ihre Stirn gegen den Boden und beteten. Als die Angehörigen die Grabstätte verlassen hatten, blieben Anhänger von Malcolm X zurück, denn sie wollten nicht, daß der Sarg

von den bereits wartenden weißen Totengräbern mit Erde beworfen würde. Stattdessen warfen sieben Mitglieder der OAAU zunächst mit bloßen Händen, später mit Schaufeln die Erde auf den Sarg. Sie füllten das Grab und häuften die Erde zu einem Grabhügel auf.

Dann senkte sich die Nacht über die sterblichen Überreste von El-Hajj Malik El-Shabazz, genannt Malcolm X, genannt Malcolm Little, genannt "Big Red" und "Satan" und "Homeboy" und andere Namen mehr - und hier lag er, begraben als Muslim. "Gemäß dem Koran", so die *New York Times*, "verbleiben die Körper der Toten bis zum Jüngsten Tag, dem Tag des Jüngsten Gerichts, in ihren Gräbern. An diesem Tag, dem Tag der großen Sintflut, reißen die Himmel auf und die Berge zerfallen zu Staub. An diesem Tag öffnen sich die Gräber, und Allah ruft die Menschen zu sich, um über sie Gericht zu halten.

Die Auserwählten - die Gottesgläubigen, die Demütigen, die Barmherzigen und die, die um Allah willen gelitten haben und verfolgt worden sind oder im Heiligen Krieg für den Islam gekämpft haben - werden gemeinsam zum "Garten Eden" geführt.

Dort werden sie, gemäß den Lehren des Propheten Mohammed, an rauschenden Flüssen ewig leben, sich niederlegen auf seidene Kissen und sich an der Gesellschaft dunkeläugiger Jungfrauen und Frauen von vollkommener Reinheit erfreuen.

Die Verdammten - die Habsüchtigen, die Bösewichter und die Ungläubigen, die anderen Göttern als Allah gedient haben - werden in das Ewige Feuer geschickt, wo sie mit siedendem Wasser und flüssigem Messing gespeist werden. 'Der Tod, dem du zu entfliehen suchst, wird dich wahrlich einholen', heißt es im Koran. 'Dann wirst du zum Allwissenden zurückgeschickt werden, und er wird dir die Wahrheit sagen über das, was du getan hast.'"

Nachdem Malcolm X den Vertrag für dieses Buch unterschrieben hatte, sah er mich scharf an: "Was ich brauche, ist ein Schreiber, und keiner, der mich interpretiert." Ich habe mich bemüht, ein neutraler Chronist zu sein. Er aber war die beeindruckendste Persönlichkeit, die ich je getroffen habe, und ich kann immer noch nicht ganz glauben, daß er tot ist. Ich habe immer noch das Gefühl, als sei er gerade in eines der nächsten Kapitel gewechselt, das von Historikern noch geschrieben werden muß.

New York, 1965

An Malcolm X scheiden sich die Geister

Editorische Notizen

Derzeit tauchen auf dem amerikanischen und deutschen Literaturmarkt im Zusammenhang mit dem Namen Malcolm X Bücher auf, die sich das Etikett "Das Buch zum Film" anheften. Die deutsche Übersetzung der Autobiographie ist neben der amerikanischen Originalausgabe das einzige Buch, das sich dieses Etikett nicht anheften *kann*. Weil es sich nämlich umgekehrt verhält: Was der schwarze Regisseur Spike Lee jetzt von den USA aus in die Kinos der Welt bringen will, ist "der Film zum Buch". Ein Buch, das kein hastig zusammengeschriebener Sermon zwischen zwei Buchdeckeln ist, weil der Markt gerade verlangt, auf der Bugwelle des Films schnell noch ein Produkt mit dem Markenartikel "X" unter die Leute zu bringen.

Das Buch zum Film. Die Mütze zum Film. Die Tasse zum Film. Der Big Mac zum Film? Alles schnell, schnell produziert, schnell weg da, weg da, weg - der Film läuft bald an, wir haben keine Zeit...! Anonyme Produkte, lebloser, liebloser Tand, von anonymen Produzenten an eine anonyme Konsumentenschar verhökert. Gegen Bares versteht sich, denn darum geht es. Und so wie der Big Mac, die Tasse, die Mütze mit dem "X" wieder verschwinden, wenn erst der Film wieder in der Anonymität der Geschäftspolitik großer Verleihgiganten verschwunden ist, so werden auch die "Buch zum Film"-Produkte wieder verschwinden. Weil sie sich mit nichts verbunden haben als mit einer Sensation. Einer Mode. Und Moden sind vergänglich.

Der Schriftsteller Kurt Wolff hat einmal in einer Festschrift des Wagenbach Verlags gesagt, daß der Verleger, wie er ihn sich wünscht, "nicht anonym, sondern synonym mit seiner Tätigkeit" ist. "Sinnverwandt" also sollte ein Verleger im Umgang mit Autorinnen und Autoren sein, deren Texte er veröffentlicht.

Im vorliegenden Fall fing die Sinnverwandtschaft mit Malcolm X schon vor vielen Jahren beim Lesen seiner Reden an, die sich durch eine ermutigende, manchmal erheiternde Respektlosigkeit auszeichneten. Eine Respektlosigkeit, vor der sich die Herrschenden fürchten.

Jahre später, als Spike Lee noch nicht wissen konnte, daß die Verfilmung dieses Buches ihn in kurzer Zeit weltberühmt machen würde, reifte der Plan heran, die Autobiographie in einer Reihe von historischen und zeitgenössischen Texten zu veröffentlichen, in der Individuen, Bewegungen und Strömungen aus Nordamerika - aus der Black Community, der puertoricanischen, chicano-mexicano Community, aus den Reihen der Native Americans etc. - unzensiert zu

Wort kommen. Gegenöffentlichkeit durch Gegeninformation über die Lage unterdrückter Völker im Machtbereich des herrschenden weißen Amerika. Genau der Grund, weswegen authentische Texte aus diesem gesellschaftlichen Bereich Nordamerikas in deutscher Sprache kaum verfügbar sind.

Als Agipa-Press sich um die Rechte für die Autobiographie bemühte, da war Malcolm X noch der "Underdog", der Militante, der Gewaltapostel. Da ließen sich Geschäftsleute noch kein "X" für ein "U" vormachen. Daran hat sich seit Jahresbeginn etwas grundlegend geändert, denn mittlerweile soll Malcolm X offenbar genau da eingeordnet werden: unter "U" wie Unterhaltung.

Der Frage, wieso es heute möglich ist, daß dieser militante schwarze "Aufrührer" zu einer solchen Kultfigur gemacht werden konnte, wird im Anschluß an diese Ausführungen noch nachgegangen. Deshalb soll davon nichts vorweggenommen werden. Aber es soll hervorgehoben werden: Malcolm X ist all die Jahre, seit er von einer Allianz aus Kräften des US-amerikanischen Staatsschutzes und Mitgliedern der vom FBI unterwanderten Nation of Islam ermordet worden ist, in den Basisbewegungen ein lebendiger Kristallisationspunkt gewesen, an dem sich die Geister schieden. Legale und klandestine Organisationen, die Black Power-Bewegung, die Malcolm X Society, das Revolutionary Action Movement, die Black Panther Party for Selfdefense, die Black Liberation Army, die Republic of New Afrika, die Weather Underground Organization, die George Jackson Brigade, die Jonathan Jackson/Sam Melville Unit, die Attica Brothers und viele andere militante, sozialrevolutionäre oder anti-imperialistische Gruppen oder Strömungen in den Ghettos und Gefängnissen oder im Dickicht des nordamerikanischen Großstadt-Dschungels - sie alle und unzählige Individuen und Selbsthilfegruppen, die sich im alltäglichen Organisieren des Überlebenskampfes in dieser Gesellschaft abstrampeln, handelten und handeln im Geiste des Vermächtnisses von Malcolm X. Sie wurden und werden dafür verfolgt, ausgegrenzt, gehaßt, verprügelt, mißhandelt, totgeschlagen oder gezielt ermordet. Genauso, wie Malcolm X es beschreibt und wie wir es am Beispiel Rodney King bis in unsere Tage als Alltagsphänomen einer dem Rassenwahn verfallenen Gesellschaft beobachten können.

Auch wenn die meisten dieser Bewegungen, Organisationen und kulturrevolutionären Strömungen früher oder später aufgerieben wurden, so sammeln sich aus den Übriggebliebenen, denen, die immer wieder den Kopf erheben, die wieder aufstehen und versuchen, das Mögliche zu tun, um das Unmögliche zu erreichen, wieder neue Kräfte, die auf ihre eigenen Erfahrungen zurückgreifen, Lehren daraus ziehen für die nächsten, neuen Schritte. Um vielleicht erneut zu fallen, niedergeschlagen zu werden und sich wieder zu erheben. Aber immer ist mit all diesen Versuchen, eine andere Welt zu schaffen, sich mit Menschen in ähnlicher Lage in anderen Ländern und Kontinenten zusammenzuschließen, der Name Malcolm X verbunden. Nicht weil er unfehlbar war, nicht weil er ein

"Supermann" war, nicht weil er es verstanden hätte, dumme, verblendete Menschen so zu belassen, wie sie sind, und sie in seine Richtung zu (ver)führen. Nein. Er bietet Menschen auch heute noch Orientierung, weil er immer genau der war, den man gerade vor sich hatte. Kein Heuchler, der einem nach dem Mund redete oder falsche Hoffnungen verbreitete, um Gefolgschaft zu finden. Malcolm X war authentisch, er war geradeheraus, hielt nie mit der Wahrheit hinter dem Berg, er war angriffslustig, wo "Politiker" immer taktisch oder verschlagen sind. Das machte ihn glaubwürdig. Und er hatte ein Gespür dafür, anderen Schwarzen Anstöße dafür zu geben, Respekt vor sich selbst zu entwikkeln - als ersten Schritt, sich nicht mehr kleinmachen zu lassen, sondern mutig zu werden, Forderungen zu stellen, sich mit anderen zusammenzuschließen und gemeinsam stark zu werden. Die kleinen Siege zu erringen, um sich dann auch an die großen Aufgaben heranmachen zu können. Das spürten und spüren vor allem Jugendliche von Harlem bis Soweto. Und diese kleinen und großen Ermutigungen waren es auch immer wieder, die Menschen neugierig machten, sich mit dem politischen Vermächtnis von Malcolm X näher auseinanderzusetzen. Egal ob es dabei um die Malcolm X Konferenz 1990 in New York oder die Internationale Malcolm X Konferenz 1991 in Havanna, Kuba geht, ob es das vor zwei Jahren ins Leben gerufene Malcolm X Grassroots Movement im Black Belt der Südstaaten ist oder ob in diesem Geist ein Internationales Tribunal über Politische Gefangene in den USA wie im Dezember 1990 in New York durchgeführt wird - immer verbindet sich mit dem Namen Malcolm X die konkrete Suche von konkreten Individuen nach Veränderung unerträglich gewordener gesellschaftlicher Verhältnisse.

Die Medienkonzerne sind den Basisbewegungen kein Sprachrohr. Bestenfalls überlegt man sich dort, wie sich die Befriedigung desorientierter Bedürfnisse mit Versatzstücken ehemals kulturrevolutionärer Symbole in bare Münze verwandeln läßt. Das müssen wir im Kopf behalten, wenn wir uns mit der falschen Propaganda "für" Malcolm X auseinandersetzen. Erst, wenn wir erkennen, warum Malcolm X für schwarze und weiße Menschen zu einem Idol, einem Markenartikel werden konnte, werden wir auch wieder Raum für Gedanken und Diskussionen haben, aus denen Basisbewegungen entstehen, die fernab vom gleißenden Scheinwerferlicht beharrlich an Veränderungen arbeiten.

Der momentane Rummel um Malcolm X trägt dazu wenig bei, weshalb es doppelt wichtig wird, sich in dieser Auseinandersetzung auch als Verlag eindeutig synonym - *sinnverwandt* - zu verhalten.

Und das bedeutet, sich Malcolm X und seinem politischen Vermächtnis so zu nähern, daß sich keine völlig entgegengesetzten Interessen mehr dazwischenschieben können. Sich wirklich annähern heißt, Malcolm X nicht auf einen Sockel zu heben, sondern ihn zu uns herunterzuholen, weil er eben kein Denkmal ist und nie eines sein wollte. Er war eine konkrete Person mit

konkreten Widersprüchen, und so müssen wir ihn auch nehmen. Das ist manchmal schmerzhaft, weil bei kritischer Annäherung an eine Person, die man schätzt, immer leicht der Eindruck entstehen kann, daß einem selbst etwas weggenommen werden könnte. Aber es ist der einzige Weg, von einem "Idol" (Ideal) zum konkreten Menschen mit all seinen Widersprüchen und wieder zurück zu sich selber zu kommen. Eben: selber authentisch zu werden.

Solche Diskurse, wie es sie auch in der Entstehungsgeschichte dieses Buches gegeben hat, laufen natürlich immer kontrovers ab und können zu heftigsten Widersprüchen führen, obwohl man doch eigentlich im Glauben ist, gemeinsam an etwas zu arbeiten. So ging es schon Alex Haley, der in seinem Epilog eindringlich geschildert hat, wie kontrovers die Entstehungsgeschichte der Autobiographie war. Die Persönlichkeit von Malcolm X stellte auch für seinen "Schreiber" eine permanente Herausforderung zum Widerspruch dar. Daraus entwickelte sich eine Freundschaft, und noch über seinen Tod hinaus wirkte Malcolm X auf Haley und wurde ihm zum Motor bei der Erforschung seiner afrikanischen Herkunft, in der sich die Herkunft aller *African Americans* widerspiegelt.

Auf der Suche nach dem "wahren Malcolm X" und seinem politischen Vermächtnis schlugen sich die gesellschaftlichen Widersprüche, über die Malcolm X schreibt und die ihn auch wieder in den Brennpunkt gegenwärtiger Auseinandersetzungen bringen, auch in der Vorbereitung dieser Edition nieder und prägten die Arbeit zum Teil sehr heftig.

So hat Malcolm X wie alle Schwarzen seiner Zeit den Begriff "Negro" auch im Original seiner Autobiographie benutzt, ohne damit im entferntesten diskriminieren zu wollen.

Als die Autobiographie 1965 für den S. Fischer Verlag zum ersten Mal ins Deutsche übertragen wurde, war wegen des zur damaligen Zeit vorherrschenden Sprachgebrauchs für das Wort *Negro* nur die Übertragung *Neger* in Frage gekommen. Niemand hatte damit ein Problem, sicher ebensowenig wie mit dem Vorwort von Klaus Harpprecht, das heute in seinem Tenor nur als rassistisch bezeichnet werden kann und damals zu dem tendenziösen Buchtitel "Der schwarze Tribun" führte.

Heute aber klingt "Negro" in den USA ebenso herabwürdigend wie "Neger" im deutschsprachigen Raum.

Im Zuge der Arbeit an der Neuübersetzung stellte sich deshalb für die deutschen Herausgeber die politische Frage: Wie kann die wortgetreue Übertragung des historischen Textes damit in Einklang gebracht werden, daß sich angesichts der aktuellen Pogrome gegen Menschen anderer Hautfarbe die tausendfache Verbreitung des Wortes *Neger* geradezu verbietet. Hier lebende Afrikanerinnen und Afrikaner fordern ebenso wie Schwarze Deutsche schon lange, das aus der Zeit der Kolonisierung und Versklavung der afrikanischen

Völker stammende Wort *Neger* zu ächten und als zeitgemäße und politisch korrekte Übertragung für *Negro* (spanisch "negro" = schwarz) den Begriff "Schwarze/Schwarzer" zu verwenden.

Unter den Übersetzern und Herausgebern entspann sich von Anfang an eine Diskussion über diese Frage, die schließlich darin gipfelte, daß einer der Übersetzer im Buch namentlich nicht mehr erwähnt sein wollte. Er sah in der politischen Entscheidung gegen das Wort "Neger" einen Verstoß gegen das Gebot der wortwörtlichen Übersetzung, der einer "Entstellung" des Textinhalts gleichkomme.

Die Herausgeber hatten es sich aber nicht leicht gemacht, als sie sich am Ende für die mit dieser Ausgabe vorliegende und für alle Beteiligten bindende Lösung entschieden.

Ausschlaggebend war schließlich der Kommentar und Rat von Prof. Imari Obadele aus Baton Rouge, Louisiana, der mit Malcolm X zusammengearbeitet hatte und 1965 nach dessen Ermordung die *Malcolm X Society* mit begründete. Er sagte, Malcolm X sei schon seit seiner Mekkareise und seit der auch im Buch erwähnten Kritik seitens seines afrikanischen Publikums bemüht gewesen, nicht mehr von *Negros,* sondern von *Schwarzen* und *Afro-Amerikanern* zu sprechen. Malcolm X würde heute genauso wie alle bewußten Schwarzen dieses Wort nicht mehr benutzen. Deshalb sei es Teil unserer Sorgfaltspflicht, die sprachlich *und* politisch zeitgemäße Form der Übersetzung zu wählen.

Die Frage, wie ein Vorwort aussehen müsse, mit dem man sowohl Malcolm X als auch den Leserinnen und Lesern gerecht werde, enthielt weiteren Sprengstoff. Zwei Autoren waren gebeten worden, sich zu Malcolm X, seinem Denken und Handeln und seiner Wirkung in der heutigen Zeit ins Verhältnis zu setzen.

Schon in den Vorgesprächen entwickelten sich unterschiedliche Meinungen dazu, ob es richtig und notwendig sei, darauf einzugehen, daß ein Teil der unmittelbar für die Herausgabe Verantwortlichen - im übrigen allesamt Männer - einige zum Teil extrem frauenfeindliche Äußerungen von Malcolm X unerträglich fänden, die dieser auch in den reflektierenden Rückbesinnungen seiner letzten Kapitel nicht grundsätzlich aufgegriffen und kritisiert hatte. Ein Standpunkt war, es könne nicht darum gehen, sich für Malcolm X zu entschuldigen, es sei nicht Aufgabe eines Vor- oder Nachwortes, eine Autobiographie zu kommentieren. Verstehen beginne mit dem Zuhören, und den weißen Leserinnen und Lesern sei zu empfehlen, zu schwarzen Frauen und Männern hinzugehen und mit ihnen über Probleme wie Sexismus etc. zu reden.

Der Vorschlag klang gut, gleichzeitig kam es einem aber in den Sinn, wie groß die Kluft zwischen Schwarz und Weiß in Deutschland ist, und daß beim ersten Brückenschlagen wahrscheinlich nicht gleich das heikle Thema Sexismus angeschnitten würde. Aus diesem Grunde schien es weiterhin sinnvoll, in irgendeiner Weise eindeutig Stellung zu beziehen.

Leider hat die kritische Annäherung an Malcolm X dazu geführt, daß Yonas Endrias letztendlich der Veröffentlichung seines Textes nur zustimmen wollte, wenn vor dem Beitrag von Günther Jacob unmißverständlich zum Ausdruck gebracht wird, daß Endrias es falsch findet, wie dort die Schwarzenbewegung dargestellt ist, und sich deshalb von diesem Beitrag ausdrücklich und in aller Form distanziert.

Es kann aber nicht um Distanz gehen, sondern um inhaltliches Aufeinandereingehen und eine öffentliche Debatte um die strittigen Fragen. Wir können uns den Luxus unantastbarer Tabuzonen nicht mehr leisten. Während wir diese Zonen gegen die - berechtigte oder unberechtigte - Kritik aus den eigenen Reihen verteidigen, hat sie der Gegner schon mit sozialwissenschaftlicher Schläue oder den Baseballschlägern faschistischer Banden erobert.

Wenn dieses Buch mit seinen diskursiven Stellungnahmen dazu beitragen kann, daß mehr Menschen, egal welche Hautfarbe oder Nationalität sie haben, sich über das Erkennen solcher Widersprüche zu einer Debatte und veränderten und verändernden Praxis zusammenfinden - dann sind wir dem einen Schritt näher gekommen, was Frantz Fanon, der afrikanische Revolutionär, uns hinterlassen hat:

"Der 'Neger' ist nicht. Ebensowenig der Weiße.

Beide müssen wir die unmenschlichen Wege unserer Vorfahren verlassen, damit eine wirkliche Kommunikation entstehen kann.

Bevor die Freiheit den positiven Weg beschreitet, muß sie eine Anstrengung unternehmen, um die Entfremdung zu beseitigen...

Nur durch eine Anstrengung des Neubeginns und der Selbstprüfung, durch eine ständige Anpassung ihrer Freiheit kann es den Menschen gelingen, die idealen Lebensbedingungen für eine menschliche Welt zu erschaffen."

Jürgen Heiser
Agipa-Press

Zur Aktualität von Malcolm X

von Günther Jacob

Die Neuherausgabe der deutschsprachigen Ausgabe der Autobiographie von Malcolm X nach fast 30 Jahren trifft unverhofft auf ein öffentliches Interesse, das sich mit den Intentionen der Herausgeber nicht unbedingt deckt. Es kommt selten vor, daß ein Projekt, das sozusagen im linken politischen "Underground" heranreifte, derart unverhofft die Begehrlichkeiten der Mainstreamkultur weckt wie in diesem Falle. Der Entschluß des Verlages, die deutschen Rechte an dieser Autobiographie zu erwerben, liegt bereits einige Jahre zurück und entstand im Kontext einer politischen Arbeit, die sich die Verbreitung unterdrückter Nachrichten über radikale politische und kulturelle Strömungen und nicht zuletzt über die politischen Gefangenen in den USA zum Ziel gesetzt hat, von denen die Mehrheit dem afro-amerikanischen Widerstand angehört. Texte, die in einem solchen Zusammenhang entstehen, erreichen normalerweise kein großes Publikum. Daß das bei diesem Buch anders sein wird, signalisierte bereits im Vorfeld seiner Veröffentlichung das nachdrückliche Interesse großer Verlage, die verwundert - und angesichts einer unterstellten "Cleverness" auch bewundernd - feststellen mußten, daß ihnen ein linker Kleinverlag "zuvorgekommen" war. Doch diese deutsche Übersetzung war schon geplant, als an einen Film über Malcolm X noch nicht zu denken war. Weil es nie darum ging, ein temporäres Interesse an einem "angesagten Thema" zu befriedigen, ist dies auch nicht das "Buch zum Film". Wenn schon, dann ist es ein Schritt zur Herstellung von Gegenöffentlichkeit über die Lage der Black Community und der politischen Gefangenen (siehe Anhang).

Mit Malcolm X soll eine Person vorgestellt werden, die zur selben Zeit wirkte wie Martin Luther King, zu dessen politischen Vorstellungen jedoch im Gegensatz stand und später zum Bezugspunkt der Black Power-Bewegung wurde. Malcolm X ist die historische Figur, in der sich schon früh die Skepsis gegenüber der begrenzten Zielsetzung der schwarzen Bürgerrechtsbewegung verkörperte. Die Frage der "Gewalt" spielte dabei eine viel geringere Rolle, als es die gängigen Stereotypen vermuten lassen. Die bewaffnete Selbstverteidigung gegen rassistische Übergriffe, die Malcolm X befürwortete, blieb reine Rhetorik, nicht zuletzt weil die Moralgesetze der Muslims jede Auflehnung gegen staatliche Behörden, soweit es nicht um religiöse Grundfragen ging, strikt untersagten. Das berühmte und heute gerne auf T-Shirts und Plattenhüllen kolportierte Foto, das ihn mit einem Gewehr am Fenster zeigt und wie eine Vorwegnahme späterer Aufnahmen von den Black Panthers wirkt, steht mit

einem Anschlag auf seine Wohnung in Verbindung, hinter dem er die Black Muslims vermutete. Zu dem heuchlerischen Vorwurf von seiten der Gewaltinhaber und solcher, die sich mit der strukturellen und institutionellen Gewalt arrangiert hatten (und haben), Malcolm X habe "Gewalt gepredigt", finden sich in diesem Buch die passenden Antworten, denen nichts mehr hinzugefügt werden muß.

Was Malcolm X von den Sprechern der schwarzen Bürgerrechtsbewegung unterschied, war vor allem seine Polemik gegen die "bourgeoisen Schwarzen" und sein durchgehender Bezug auf die, die auf "die unterste Stufe der Gesellschaft des weißen Mannes gesunken" waren. Bevor Malcolm X zum Prediger der Black Muslims wurde, war er ein Ghetto-Hustler. Diese soziale Figur charakterisiert er so: "Der Hustler aus dem Dschungel des Ghettos hat weniger Respekt vor den weißen Machtstrukturen als irgendein anderer Schwarzer in den USA. Ihn schränkt innerlich nichts ein, er hat keine Religion, keinen Begriff von Moral, keine soziale Verantwortung, noch nicht mal Angst - nichts! (...) Egal was er anstellt, er schmeißt sich mit ganzer Seele hinein." Malcolm X hat zeit seines Lebens viele dieser Merkmale beibehalten, und er betont das auch wiederholt, zum Beispiel wenn er auf seinen Ausschluß von den Black Muslims mit den Worten reagiert: "Als Dummkopf dazustehen setzte Gefühle in mir frei, die ich seit meiner Zeit als Hustler in Harlem nicht mehr empfunden hatte. Unter Hustlern galt es als das Schlimmste, wenn man öffentlich als Angeschmierter vorgeführt wurde." Malcolm X hatte tatsächlich keinen Respekt vor Machtstrukturen, er hatte keine Angst, und ihn schränkten bei der Beschreibung des Ist-Zustandes nur der Moralkodex der Black Muslims, nicht aber politische Rücksichten ein. Seine unsentimentalen Worte über den Tod Kennedys (die besagten, daß die Gewalt dieser Gesellschaft nun auch einen ihrer Vertreter getroffen hat) versetzten die strikt legalistischen Black Muslims in Panik und leiteten seinen Rauswurf ein. Malcolm X war, im Gegensatz zum beschriebenen Hustler, nach seinem Übertritt zum Islam einer Moral verpflichtet, die seine weitere Aktivität wesentlich strukturierte und kanalisierte.

Seine Skepsis gegenüber der Bürgerrechtsbewegung mündete zunächst in religiöses Sektierertum und nicht in ein alternatives politisches Programm. Das änderte sich erst einige Jahre vor seinem Tod, wie er 1965 rückblickend selbst feststellte: "Möglicherweise ist es ja jemandem aufgefallen, daß ich seit ungefähr 1963 immer weniger über die Religion sprach. Ich vermittelte den Muslims soziale Prinzipien, sprach über aktuelle Ereignisse und Politik. Ich hielt mich vom Thema der Moral völlig fern."

Der Kampf der Afro-Amerikaner (die heute übliche Selbstbezeichnung lautet "African Americans") gegen ihre rassistisch begründete soziale Ausgrenzung hat viele politisch und theoretisch profilierte Persönlichkeiten hervorgebracht, die äußerst unterschiedliche, häufig sogar sich gegenseitig ausschließende Zielsetzungen verfolgten. Einige dieser Persönlichkeiten seien in Erinnerung

gerufen: Benjamin Banneker (1731-1806; Naturforscher und Aktivist gegen die Sklaverei), Sojourner Truth (1797-1883; organisierte als entflohene Sklavin den Widerstand), Harriet Tubman (1826-1913; organisierte als erste die Fluchtbewegung in den Norden, genannt "Underground Railroad"), Mary McLeod (1875-1955; Gründerin des National Council Of Negro Woman), Fanny M. Coppin (1836-1913; Aktivistin gegen den Analphabetismus freigelassener Sklaven), Frederick Douglass (1817-1895; Redner gegen die Sklaverei und Gründer der Zeitung "North Star"), Edmonia Lewis (1845-1890; Bildhauerin und Aktivistin der "Underground Railroad"-Bewegung), William E.B. DuBois (1868-1963; Mitbegründer der NAACP und später Mitglied der KP der USA; Malcolm X las sein Buch "Souls Of Black Folk" im Gefängnis), Ida B. Wells (1869-1931; dokumentierte in ihrem Buch "The Red Record" die Lynch-Morde an Schwarzen), Booker T. Washington (1856-1915; verstand die handwerklich-technische Ausbildung ehemaliger Sklaven als Beitrag zu ihrer Emanzipation), Marcus Garvey (1887-1940; Begründer der "Back To Africa"-Bewegung), Langston Hughes (1902-1967; Poet der "Harlem Renaissance" in den 20er Jahren), Martin Luther King (1929-1968; Führer der Bürgerrechtsbewegung), Benjamin Quarles (1904; Historiker) und Huey P. Newton (1942-1989; mit Bobby Seale Gründer der Black Panther Party). Viele wären hier noch zu nennen, CLR James und Richard Wright, Angela Davis und Eldrigde Cleaver sowie George Jackson und Assata Shakur, über deren Leben und Auffassungen zwei bei Agipa-Press erschienene Bücher berichten.

Malcolm X war also nur einer von vielen, die bisher auf die eine oder andere Weise gegen die rassistische Marginalisierung der schwarzen Amerikaner angingen oder angehen. Die momentane Popularität von Malcom X in den USA und auch in Europa übertrifft dabei erheblich den Einfluß, den er zu seinen Lebzeiten hatte, der insbesondere im Vergleich zur Bürgerrechtsbewegung von Martin Luther King relativ unbedeutend war - praktisch wie theoretisch.

Um so mehr muß es erstaunen, daß ausgerechnet ein politisch weitgehend abstinenter muslimischer Prediger posthum mehr Aufmerksamkeit erhält als führende schwarze Theoretiker wie W.E.B. DuBois oder eine politische Kampforganisation wie die Black Panther Party.

Der vorläufige Höhepunkt des aktuellen Malcom X-Kultes ist natürlich der Hollywood-Film "Malcolm X" des Regisseurs Spike Lee. Als Spike Lee für seinen 34-Millionen-Dollar-Streifen in Mekka mit persönlicher Erlaubnis des saudiarabischen Feudalherren Fahd die ersten Szenen zu Malcolm X' historischer Pilgerfahrt drehte, demonstrierten in New York zweihundert aufgebrachte Malcolm X-Anhänger gegen das Projekt. Sie warfen Spike Lee vor, die Positionen des militanten Predigers zugunsten eines einträglichen Hollywood-Spektakels zu trivialisieren und ihn in eine beliebig besetzbare Integrationsfigur, vergleichbar Martin Luther King, verwandeln zu wollen. Ähnlich äußerten sich

auch Malcolms Bruder Robert Little, seine Frau Betty Shabazz und seine Tochter Attillah, die selbst Regisseurin ist und Lees Angebot, als Assistentin mitzuwirken, dankend ablehnte. Robert Little meinte in einem Zeitungsinterview: "Malcolm ist heute populärer als zu seinen Lebzeiten. Die Menschen beschäftigen sich mit seinem Buch und beziehen daraus ihre Vorstellungen. Der Film wird diese Art von Zugang schlagartig überflüssig machen und nur noch Stereotypen übriglassen." Spike Lee, dessen Merchandising-Maschine inzwischen alle Arten von "X-Waren" ausspuckt, ließ sich auf solche Kritiken nicht ein, sicherte sich aber gegenüber den Black Muslims dadurch ab, daß er ihnen versprach, Malcolms späteren Widersacher und Verfolger Elijah Muhammad nicht in einem schlechten Licht darzustellen.

Der Protest der vielen Kritiker kam so oder so zu spät: Malcolm X ist seit 1987, als er durch die HipHop-Platten "By All Means Necessary" von Boogie Down Productions (in Gestalt eines dem oben erwähnten Foto nachgestellten Covers und des Zitats im Plattentitel) und "Bring The Noise" von Public Enemy (durch ein Sample aus einer Rede) in den Pop-Diskurs eingebracht wurde, die zentrale Figur einer neuen Welle des "black cultural nationalism".

Im Unterschied zum politischen Nationalismus (Panafrikanismus, Garveyismus etc.), der, mal als sozialistisch, mal als religiös begründeter Separatismus, ausdrücklich gesellschaftspolitische Ziele anstrebt, beschränkt sich der kulturelle Nationalismus auf die spirituelle Seite. Es geht um die Hervorhebung des eigenen Andersseins. Der "Stolz" auf die afrikanischen "Roots" - die afrikanischen Wurzeln - ist meist schon der ganze Inhalt dieses Nationalismus, wobei es um einen kulturellen Bezug auf Afrika ("Afrocentric") und letztlich um das Anderssein *in* den USA geht. Diese Variante der "African identity" wurde nicht zuletzt Ende der 70er Jahre durch Alex Haleys Werk "Roots", insbesondere durch die TV-Fassung, massiv befördert. Haley mystifizierte die "African heritage" ganz im Stil eines amerikanischen Schulbuch-Patriotismus. Indem er u.a. das Bild eines ursprünglich paradiesischen, klassenlosen Afrikas voller mannesstolzer und edler kriegerischer Helden (deren Existenz selbstredend ein Hinweis auf soziale Spaltungen ist) ausmalte, machte er die Vorstellung von Afrika mit amerikanischen Wertmaßstäben kompatibel.

Haley inkorporierte mit "roots" den "cultural black nationalism" in den "American Dream". Bei der afro-amerikanischen Parade in Harlem geht es seither kaum anders zu als bei der deutschen Steubenparade am Labour Day: Prunkvoll kostümierte Herrscher aus dem vorkolonialen Afrika - mit halbnackten "Wilden" als Fußvolk - marschieren neben der "National Black Police Association" und der "369. Schwarzen Verteranen-Vereinigung", die stolz auf ihre Beiträge zu den letzten Kriegen der USA verweist.

Daß Malcolm X in den USA heute zu einer beliebig besetzbaren Pop-Ikone wurde, hängt nicht zuletzt mit der gewaltsamen Zerschlagung der Black Panther

Party zusammen. Mit der Niederlage der Panthers, insbesondere mit dem mörderischen Rachefeldzug des US-Staates gegen die Organisation, waren zunächst alle militanten Ansätze tabuisiert. Andere als reformistische Versuche scheinen seither ins Reich schlechter Utopien zu gehören. Bis heute gibt es praktisch keine wissenschaftliche Forschung und auch nur wenig Literatur zu diesem wichtigen Abschnitt der Black Power-Bewegung. Die führenden Kader der Panthers landeten entweder, soweit sie nicht ermordet wurden, im Knast, oder sie wechselten die Seite, wie Eldridge Cleaver, der seit Jahren ein Loblied auf Demokratie und Freie Marktwirtschaft singt. Nachdem auch die Führer der alten Bürgerrechtsbewegung mehrheitlich ihren Marsch durch die Institutionen absolviert hatten, gab es kaum noch ernstzunehmende "leaders", die für die marginalisierten Massen in den Ghettos hätten sprechen können.

Damit war die Zeit windiger und vor allem gegen andere "minority groups" rassistisch agierender Demagogen angebrochen, von Leuten wie dem Reverend Al Sharpton und dem Ex-Black Panther Sony Carson. Carson ist unter anderem der Manager der Rap-Gruppe X-Clan, die sich aus Bezügen auf die altägyptische Hochkultur und aus einer astrologischen Alchemie der Lettern und Zahlen (eine doppelte 7 bedeutet zum Beispiel Unglück) ein phantastisches, nationalistisches und verschwörungstheoretisches Weltbild gestrickt hat.

Über weitaus mehr Einfluß als die unzähligen Wanderprediger und Wunderheiler - Malcolm X nennt sie "clevere Predigerzuhälter" - verfügt die von dem ehemaligen Calypso-Sänger Louis Farrakhan straff geführte, heute antisemitische und rassistische Sekte Nation Of Islam. Farrakhan ist der Mann, der in "Muhammad Speaks", dem Zentralorgan dieser Organisation, 1965 mehrfach den Tod von Malcolm X gefordert hatte. Die NOI hält u.a. gegen Bezahlung ausgewählte Wohnblocks und Geschäftsviertel von Crack-Dealern frei und leistet, mittlerweile mit staatlicher Unterstützung, immer noch die in diesem Buch geschilderte Rekrutierungsarbeit unter schwarzen Süchtigen, die man nur "erfolgreich" nennen kann, wenn man davon absieht, daß diese Junkies in eine neue Abhängigkeit geraten.

Seit also viele Bürgerrechtler Karriere gemacht haben, viele Militante entweder resignierten oder obskure Sekten gründeten oder aber ohne größere Resonanz (wie die Reste der Linken hier) in zersplitterten Grassroots-Zirkeln tätig sind, hat die amerikanische Black Community keine allseits anerkannten "charismatischen" Sprecher mehr hervorgebracht. Da die schwarze Mittelklasse einerseits durchaus noch gewisse ökonomische Perspektiven im Geschäftsleben oder in den politischen, sozialen, kulturellen und juristischen Apparaten sieht, andererseits sich eine alle Schichten einschließende politische Perspektive nicht abzeichnet, schlagen sich theoretische Betrachtungen zur Lage der marginalisierten "lower class Blacks" weniger in Strategiepapieren nieder als in zahllosen soziologischen Forschungsprojekten, die letztlich nur dazu beitragen, die Afro-

Amerikaner zum bestuntersuchten Bevölkerungsteil der USA zu machen, wobei die Botschaft klar ist - sie sind das "Problem".

Vor diesem Hintergrund gerieten die jungen Rapper, die auf ihre Weise versuchen das Ghetto wieder sichtbar zu machen und zum Sprechen zu bringen, immer stärker in den Einflußbereich der Nation of Islam (NOI). HipHop ist eine schwarze Jugendsubkultur, die, wie Jalal von der muslimischen Agitprop-Gruppe Last Poets feststellte, nicht die ganze Black Community anspricht, sondern vor allem Jugendliche, die auch einen Generationenkonflikt mit den Älteren ausfechten wollen. Gerade in seiner Anfangszeit war HipHop in erster Linie unpolitisches Pop-Entertainment, eine Antwort der New Yorker Street Kids auf die Tristesse des Ghettos und der Versuch, jenseits des Rock- und Disco-Mainstreams etwas eigenes auf die Beine zu stellen. Die ersten sozialkritischen Rap-Titel, etwa "The Message" von Grandmaster Flash, kannten noch keine Muslim-Parolen. Die Mehrzahl der Rapper war entweder christlich orientiert oder an religiösen Dingen überhaupt nicht interessiert. Mit der Radikalisierung der Texte, die für sich genommen ja keineswegs den Pop-Rahmen sprengt, stellte sich irgendwann auch die Frage nach dem Inhalt einer symbolischen Dissidenz. Die Rapper und Funk-Musiker recycleten zunächst recht unbefangen beliebige Parolen der Vergangenheit der Bürgerrechtsbewegung und der Black-Power-Bewegung. Die einen rappten für Jesse Jackson ("Run Jesse Run" von Face 2000 und "Jesse" von Melle Mel), andere sangen für Martin Luther King ("Martin Luther" von der SC Band) und wieder andere sampleten Malcolm X ("No Sell Out" von Keith LeBlanc). Mit der Zeit erkor man jedoch Malcolm X zum wichtigsten Helden. Er wurde für die Rapper ungefähr das, was Che Guevara in den 60er Jahren wurde, als sein Bild auch in unpolitischen Wohngemeinschaften nicht neben dem von Frank Zappa fehlen durfte. Malcolm X galt als cool, weil er kein Spießer war, die Sprache der Straße sprechen konnte und als ehemaliger Hipster und Hustler ohnehin das Zeug zu einem Jugendidol hatte. Die Ghettojugendlichen, das wußte schon Malcolm X, die erleben, wie sich ihre Eltern abstrampeln, ohne etwas zu erreichen, "nehmen sich lieber die Hustler zum Vorbild, die scharf angezogen herumlaufen und mit Geld nur so um sich werfen und die vor nichts und niemandem Respekt haben."

Aus dem Vorbild Malcolm X wurde schon bald, entsprechend den Gesetzen der Pop-Welt, ein ausgewachsener Malcolm X-Kult. Im Mittelpunkt standen dabei das Zitat aus einem Brief an den Ku Klux Klan "By Any Means Necessary"[1] und natürlich das Symbol "X", das nicht nur überall als Logo auftauchte, sondern häufig auch in die Künstlernamen der Rapper einging.

---

1 Malcolm X bezog sich mit diesem Ausspruch auf Beschlüsse der Vereinten Nationen, die besagen, daß jedes Volk das Recht hat, sich "by any means necessary" - also auch mit Gewaltanwendung - vom Joch kolonialer Unterdrückung zu befreien. (Anm. d. Hg.)

Dieser Kult war keineswegs im Interesse der Nation of Islam, die bereits dazu übergegangen war, führende Kader ins Management von Rap-Gruppen einzuschleusen und um einzelne Rapper massiv zu werben. Die NOI mußte aber zunächst mit dem Malcolm X-Kult der Rapper auskommen, wenn sie diese für sich gewinnen wollte. Sie war geschickt genug, das Unvereinbare vereinbar zu machen und gleichzeitig dafür zu sorgen, daß die unter ihrem Einfluß stehenden Rap-Gruppen fortan Farrakhan-Reden sampleten statt Malcolm X. Farrakhan ("I'm to black people as the Pope is to white people"[2]) sah sich 1991 trotzdem gezwungen, zu seinen Todesdrohungen gegen Malcolm X Stellung zu nehmen. In "Muhammad Speaks" hatte er 1965 zum Beispiel geschrieben: "Nur die, die zur Hölle fahren wollen, folgen Malcolm X. Der Tod ist nahe und Malcolm sollte nicht versuchen, zu fliehen ..." In einem Kongreßzentrum in Los Angeles entschuldigte Farrakhan diese Drohungen vor Tausenden Anhängern mit dem Schock, den Malcolms Ausstieg seinerzeit bei ihm ausgelöst hätte. Mit dem Mord an Malcolm X hätten sie aber nichts zu tun, und der "verrückte weiße Teufel" wolle schließlich nur Malcolms Popularität gegen die NOI wenden, obwohl doch beider gemeinsame Quelle die Lehren von Elijah Muhammad seien.

Der X-Kult hat sich mittlerweile derart von dem tatsächlichen Lebenswerk von Omowale Malik Shabazz (Malcolms eigentlicher Muslim-Name, den er ab 1964 bevorzugte) emanzipiert, daß er der NOI nicht mehr allzuviel Sorgen macht. Wie die oben erwähnte Warnung an Spike Lee zeigt, sich vor Angriffen auf den NOI-Gründer Elijah Muhammad zu hüten, bleibt man aber vorsichtig. Spike Lee war vorher schon wegen seiner Darstellung einer schwarz-weißen Liebesbeziehung ("Interracial relationship") in dem Film "Jungle Fever" heftig von der NOI kritisiert worden.

Die Vereinnahmung von Malcolm X ist umfassend und macht ihn einerseits auch in deutschen Lifestyleblättern (die nie auf die Idee kommen würden, daß die ganz normalen deutschen "Ausländergesetze" mit ihrer gewollten Schlechterstellung, Entrechtung und Ausgrenzung von Arbeitsimmigranten genau jene Diskriminierung zur Folge haben, die Malcolm X in diesem Buch anprangert) zum Idol eines urbanen "radical chic", andererseits zum Kronzeugen eines radikalen Durchsetzungswillens, dessen sozialer Inhalt entweder nebulös bleibt oder gleich in den Dienst kapitalistischer Alltagskonkurrenz gestellt wird. Auf diese Weise erhält sein berühmter Satz "by any means necessary" plötzlich einen ganz neuen Sinn.

---

2 "Ich bin für die Schwarzen das, was der Papst für die Weißen ist."

An Malcolm X hat sich das "macho street hood" - Klischee der jüngsten Rap-Filme aus Hollywood geheftet, die systematisch die Verfilmung der vielen Werke schwarzer Autorinnen blockieren. Die bewaffneten Verteidiger von Korea Town in Los Angeles trugen T-Shirts, die einen bewaffneten Malcolm X zeigten, und selbst der neue amerikanische Präsident Clinton trägt ein "X" auf seiner Joggingmütze. Schließlich zeigen Pressephotos, daß das "X" inzwischen auch bei jenen Kids beliebt ist, die in Rostock das Asylantenwohnheim angriffen. So wird der Kämpfer gegen den weißen Rassismus schließlich noch zum Zeugen für das neofaschistische "Recht auf ethnische Differenz", ein Recht, das er zwar auch gefordert hat und das m. E. auf einer unproduktiven Gegenüberstellung von Integration und Separation beruht, das aber immer noch gedacht war als Recht auf Absonderung von Unterdrückern und nicht umgekehrt.

Dieses Buch ist, das sei hier noch einmal betont, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, von der ersten bis zur letzten Seite von einem überzeugten Muslim geschrieben.

Malcolm X trat im Alter von 21 Jahren einer muslimischen Sekte bei, deren Ziel die Umkehrung der "Rassenherrschaft" zugunsten der "schwarzen Rasse" war: Ihr diente er 15 Jahre lang als zweithöchster Funktionär. Als er sie im Streit verließ, gründete er neben der Organization of Afro-American Unity eine weitere muslimische Gemeinde. Entgegen weit verbreiteten Unterstellungen war Malcolm X auch in seinen letzten Jahren nicht auf dem Weg zu irgendeiner "linken" Position. Seine sozialkritischen Aussagen blieben bis zum Schluß im Rahmen des Islam, dem die Sozialkritik ja genausowenig fremd ist wie dem Christentum.

Obwohl Malcolm X später davon abrückte, vom "weißen Teufel" zu sprechen, blieb er vollständig der Vorstellung verhaftet, daß auf dieser Erde verschiedene "Rassen" um die Vorherrschaft kämpfen. Auch wenn er später das Ideal einer friedlichen Koexistenz der "Rassen" anvisierte und über seine frühere Zurückweisung der "aufgeschlossenen, wohlmeinenden, guten Weißen" nachträglich erschrak, so spricht er sich doch gegen jede "Rassenvermischung", insbesondere gegen "Mischehen" aus: "Integration würde letztlich die weiße Rasse genauso auflösen wie die schwarze." Malcolm X konnte die Falle nicht erkennen, die die weißen Rassisten aufgestellt hatten, als sie zwecks sozialer Ausgrenzung die Existenz von "Rassen" erfanden.

Es ist wichtig, all das deutlich auszusprechen. Wenn man etwas von Malcolm X lernen kann, dann vor allem dies: "Ich sag es, wie es ist! Niemand braucht zu befürchten, daß ich mit der Wahrheit hinterm Berg halte, wenn ich etwas als wahr erkannt habe. Was wir in diesem Land brauchen, ist eine viel härtere Auseinandersetzung zwischen Schwarz und Weiß über die nackte Wahrheit - die Luft muß gereinigt werden von Rassenwahn, den Klischees und den Lügen, die die Atmosphäre dieses Landes seit vierhundert Jahren vergiften."

Man möchte mit Horkheimer und Adorno hinzufügen, daß es dabei, unter Vermeidung jedes Rückgriffes auf Kollektivformeln, vor allem um die Wahrheit über die Individuen geht. So wie man sich in diesem Buch über jede Stelle freut, an der Malcolm X einzelne Weiße positiv von der rassistischen Mehrheit abhebt, so sollten sich weiße Antirassisten jede - auch jede positiv gemeinte - Rede von "den" Schwarzen verbieten und daran festhalten, daß es auch "Fremde" gibt, die autoritär, rassistisch, sexistisch und sonstwie mit Fehlern behaftet sind. In jedem anderen Fall wird es zum "diplomatischen" Problem, wenn man zum Beispiel feststellt, daß Malcolm X ein ziemlich rabiater Sexist war. Für jenen, der Malcolm X nur ertragen kann, wenn er sich mit ihm uneingeschränkt identifizieren kann, erscheint eine solche Feststellung als Generalangriff auf seinen Helden. Ihm sei versichert, daß gerade Malcolm X auch dort, wo ihn seine Ideologie dazu anhielt, die schlechten Seiten seiner "Brüder" unter den Teppich zu kehren, immer unkonventionell genug war, um ein Arschloch auch ein Arschloch zu nennen. Über die bourgeoisen Schwarzen, die von Cocktailpartys von Weißen nach Hause zurückkehren, berichtet Malcolm X: "Kaum haben sie die Schuhe in die Ecke geschmissen, da ziehen sie schon her über diese weißen Liberalen, mit denen sie gerade noch geplaudert haben, als wären sie der letzte Dreck. Und die weißen Liberalen machen wahrscheinlich genau dasselbe."

Auch in der deutschen antirassistischen Bewegung ist Heuchelei keineswegs selten. Weiße Antirassisten, die internationale Kontakte zu Initiativen in anderen Ländern pflegen oder hier mit politischen Immigrantengruppen zu tun haben, schweigen sich - unter dem grandiosen Vorwand, sich nicht in anderer Leute Kämpfe einmischen zu wollen - gerne über negative Erfahrungen aus. So wagt es zum Beispiel kaum jemand, jenen, die Zielscheibe des weißen Rassismus sind, zu widersprechen, wenn sie sich selbst positiv zum "Rassenstolz" äußern. Am Ende weiß dann niemand mehr, ob dieses Schweigen schlechten "bündnistaktischen" Erwägungen, einer herablassenden Einstellung ("verständnisvolle" Gleichgültigkeit) oder sogar eigenen Überzeugungen entspricht. Denn gerade jene, die einen "multikulturellen" Ansatz verfolgen, bleiben den rassistischen Grundüberzeugungen ja insofern treu, als sie auch nicht viel mehr wollen als das friedliche Zusammenleben angeblich existierender "Rassen", wobei dieser "belastete" Begriff dann durch einen biologistisch aufgeladenen "Kultur"-Begriff ersetzt wird (Kultur einer "Ethnie" und genetische Grundlagen hängen angeblich irgendwie zusammen). Um es mit Malcolm X zu sagen: "...die gemeinsam mit Weißen getrunkene Tasse Kaffee kann keine Wiedergutmachung sein."

Die Rede von der die Menschen zwangsläufig prägenden "Kultur" ist nur eine weitere Technik des Fernhaltens, die Bewahrung eines "exotischen Blicks" auf die "Fremden", die sich gefälligst den Vorstellungen zu fügen haben, die man sich von ihrer "Kultur" macht. Es muß zudem befürchtet werden, daß das

"Verständnis" für einen auswärtigen Nationalismus oder eine auswärtige Folklore nur der Auftakt zum Versuch ist, ein eigenes Recht auf Nationalismus anzumelden. Wenn alle anderen vom "Stolz" auf ihre "Rasse" oder "Nation" sprechen dürfen und sogar sollen, dann liegt es ja irgendwie in der Luft, daß Deutsche das auch schon bald "ohne schlechtes Gewissen" dürfen. Hinter der "Toleranz" gegenüber einem fremdem "Rassenstolz" verbirgt sich also unter Umständen der heimliche Wunsch nach einem eigenen. Auch hier gilt Malcolm X' Forderung, daß die Luft dringend von Rassenwahn und Klischees gereinigt werden muß. Wohin das führen kann, hat beispielsweise Huey P. Newton in seinem Buch "Revolutionary Suicide" geschildert: Als er einen Funktionär als Redner zu der linksradikalen japanischen Studentengruppe Zengakuren schickte, schockierte der seine Zuhörer mit einer nationalistischen Rede, die nicht dem Programm der Black Panther entsprach. Newton, der davon hörte, enthob diesen schwarzen Nationalisten aller Funktionen. In Deutschland hätte man mit Sicherheit schweigend zugehört und die nationalistische Rede als Folklore abgebucht, als etwas, worauf es letztendlich nicht ankommt, weil es ja ausreicht, daß irgendwo irgendwie gekämpft wird und man seine Solidarität kundtun kann.

Es ist die Absicht dieses Beitrages, ganz bestimmte Weisen des Zugriffs auf Malcolm X zu erschweren. Die Geschichte der Rezeption schwarzer Literatur und auch schwarzer Musik ist über weite Strecken eine Geschichte von Mißverständnissen, die auf einem fragwürdigen Haben-wollen beruhen, und eine Geschichte der Verdrängung dessen, was nicht unmittelbar verstanden werden kann. Viele, die sich für das fremdartige Aroma dieses Buches interessieren, weil es heute als "fashionable street poetry" und "authentische Ghettostory" gilt, möchten auch Bedingungen diktieren. Daß gerade sie sich jemals für die *heute* in den USA eingekerkerten politischen Gefangenen einsetzen werden, ist äußerst unwahrscheinlich. Für die unermüdlichen Schrittmacher des schönen Scheins, die in den Zeitgeistblättern und sonstwo auf der Suche nach "interessanten und unverbrauchten Positionen" sind, paßt stattdessen ein toter und daher freihändig interpretierbarer Malcolm X besser in den gängigen Bilderrausch. Er selbst bietet dafür auch ideale Anknüpfungspunkte, weil er als ehemaliger Hipster bereits jene Attitüden kennt, die heute bei Popstars selbstverständlich sind, und weil er gerade als gelernter Hipster das damals in den USA bereits übliche Massendenken in den Kategorien von Merchandising, Public Relations und Corporate Identity vollkommen beherrschte.

Das Problem an diesem Buch ist, daß es einen deutschen Leser keineswegs automatisch dazu nötigt, sich von eingefahrenen Denkvorstellungen zu befreien. Wer will, kann es einfach als spannende Story über die Verwandlung eines Ghetto-Hustlers zum berühmten Prediger lesen, wer will kann es - zumal vor dem Hintergrund der South Central-Riots[3] - als Beweis dafür lesen, daß sich seither nichts geändert habe, und wer will kann es auch als die Geschichte einer

Läuterung vom spontanen und verständlichen Haß auf die Weißen hin zu den altehrwürdigen Idealen des bürgerlichen Humanismus lesen. Problematischer als all dies ist jedoch, daß diese Autobiographie, nicht zuletzt weil sie nun mal rund 30 Jahre alt ist, an den rassistischen Implikationen des modernen "Multikulturalismus" nicht rührt. Man kann somit Malcolm X gelesen haben und anschließend genauso über die Koexistenz von "Rassen" denken wie vorher. Alle Artikel, die in letzter Zeit in Zeitungen und Zeitschriften zu Malcolm X erschienen sind, enden mit der zustimmenden Feststellung, Malcolm X habe sich in seinen letzten Jahren korrigiert und das friedliche *Nebeneinander* der Rassen (ohne Anführungszeichen) gefordert, und damit sei ja alles in Ordnung. Dieser weiße Separatismus, vorgetragen im Zeichen von Toleranz und positiv bewerteter Differenz, ist dem Nationalismus so symmetrisch wie jeder beliebige Regionalismus oder Lokalpatriotismus. Hier wie da wird das Individuum im Rahmen einer "rassischen", "ethnischen" oder "regionalistischen" kollektiven Identität homogenisiert.

Weil der Autor dieses Buches einer politisch abstinenten religiösen Sekte angehörte, die sich vom Kampf der Bürgerrechtsbewegung fernhielt, wird man hier auch nur wenige theoretische Erörterungen über mögliche Strategien im gegenwärtigen antirassistischen Kampf finden. Malcolm X beschreibt viele Erscheinungsformen in seiner ihm eigenen, gegenüber jedem politischen Taktieren rücksichtslosen, unkonformistischen und exakten Sprache, aber er bietet weder ein 10-Punkte-Programm wie später die Black Panther Party noch eine Definition des Rassismus. Malcolm X hat diesen Mangel selbst erkannt und darunter gelitten, wenn er in den schwarzen Communities hören mußte: "Die Muslims reden zwar radikal daher, aber sie tun nichts." Aber Malcolm stand zur NOI in einem Verhältnis von Konsens und Zwang. Er wollte Politik machen, aber er sollte letztlich religiöse Agitation betreiben. Weil er in und mit der NOI Politik machen wollte, mußte er auch deren mythischen Überbau weitgehend akzeptieren, wodurch seinen intellektuellen und kritischen Potenzen erhebliche Fesseln angelegt wurden. Als er schließlich, nach seiner Trennung von den Muslims, politische Forderungen aufstellte, fielen diese überraschenderweise reformistisch aus: "Die Wahllokale könnten ein Ort sein, an dem jeder Schwarze würdevoll für die Sache der Schwarzen kämpfen kann." Die Schwarzen bräuchten, wie die Gewerkschaften, Farmer, Ölkonzerne und Mediziner eine Lobby im Parlament um dort ihre "Sonderinteressen" zu vertreten. Schließlich fordert er ein eigenes "Ministerium für Schwarze", vergleichbar dem Gesundheits- oder

---

3 In diesem Schwarzen- und Latinoghetto von Los Angeles kam es Anfang Mai '92 zu Straßenschlachten und Plünderungen, nachdem vier Polizisten, die den Schwarzen Rodney King brutal mißhandelt hatten, vor Gericht freigesprochen worden waren.

Verteidigungsministerium. Wenn Malcolm X also die Ebene der Beschreibung verläßt - und diese Ebene ist ja sozusagen die Minimalplattform, auf die sich auch der unpolitischste Leser seiner Autobiographie einlassen kann -, dann bleibt von der Radikalität nicht allzuviel übrig. In der Formulierung der Interessen "der" Schwarzen als Sonderinteressen, die jenen der Farmer strukturell vergleichbar sein sollen, kommt nicht nur eine Ignoranz gegenüber der damals bereits existierenden sozialen Spaltung der Black Community zum Ausdruck, sondern auch die Bereitschaft diese angeblich homogenen Interessen am Allgemeininteresse der Nation zu relativieren. Mit dem Begriff "Sonderinteressen" wird gleichzeitig ein Wissen dementiert, das Malcolm X an anderer Stelle durchaus zu formulieren weiß: Diese Sonderinteressen werden von der weißen rassistischen Gesellschaft erst geschaffen, indem sie tagtäglich für eine "künstlich gesteigerte Sichtbarkeit" (Horkheimer/Adorno) jener sorgt, die sie ausschließen will und die nur deshalb zu einer Sondergruppierung werden. So wie "der Jude" eine Erfindung der Nazis ist, so ist "der Schwarze" eine Erfindung weißer Rassisten. Daß Juden als eine "Rasse" angesehen werden, und das tut auch Malcolm X (in diesem Kontext sind seine verstreuten negativen Bemerkungen über Juden zu sehen), wenn er den Juden den Fehler vorhält, sich mit den Deutschen "vermischt" zu haben, ist dies nichts anderes als eine falsche Doktrin, die von den Nazis zuerst aufgestellt und dann auf barbarische Weise "wahr gemacht" wurde. Indem sie Individuen mit dem Stempel "Jude" in die Gaskammer schickten, schufen sie das, was sie sich vorher ausgedacht hatten - "die Juden".

Im Vorwort zu der Dokumentation "Malcolm X - The F.B.I. File" und auch in seinen jüngsten Interviews versucht Spike Lee die Aktualität von Malcolm X damit zu erklären, daß sich seit seinem Tod an der Situation der Afro-Amerikaner nichts geändert habe. Die Schläge auf Rodney King, die Riots in South Central und die Situation in den Ghettos würden das beweisen. Spike Lee wird immerhin eine Veränderung zugeben müssen: Zu Lebzeiten von Malcolm X kam es selten vor, daß Hollywood Filme über schwarze Radikale finanzierte. Tatsächlich hat sich natürlich sehr viel geändert, und es steht meines Erachtens gerade mit diesen Veränderungen in einem Zusammenhang, daß man heute auf eine eher beschreibende als analysierende Schrift von Malcolm X zurückgreift, weil ein Malcolm X der 90er Jahre weit und breit nicht zu sehen ist. Als Malcolm X noch lebte, konnte sich die Black Community noch leicht auf ein einheitliches Kampfziel einigen, das die Frau auf den Baumwollfeldern im Süden genauso ergreifen mußte wie den schwarzen Geschäftsmann in Harlem: Es ging um die Herstellung allgemeiner Bürgerrechte auch für Schwarze, ein Ziel also, daß *alle* sozialen Schichten einigen konnte. Erst als dieses Ziel - zumindest auf dem Papier - erreicht war, trat die Bedeutung einer zunehmenden sozialen Ausdiffe-

renzierung innerhalb der schwarzen Gemeinschaft in den Vordergrund. Davon, daß diese Ausdifferenzierung bereits unter den Bedingungen brutalster rassistischer Repressionen einsetzte, zeugen ja gerade die Schilderungen von Malcolm X. Die Black-Power-Bewegung und insbesondere die Black Panther Party mit ihrem klassenanalytischen Ansatz reagierten genau auf dieses Problem, aber auch Malcolm X beschreibt ja bereits das Phänomen der "bourgeoisen Schwarzen". Nach wie vor ist die Black Community eine Selbstverteidigungsgemeinschaft "rassifizierter" Menschen. Nach wie vor machen "Rassifizierte" den Fehler, ihre Notgemeinschaft in das umzuinterpretieren, was weiße Rassisten ihr unterstellen zu sein - eine Gemeinschaft von Blutsverwandten. Aber heute, wo sich ein breiter schwarzer Mittelstand etabliert hat, der sich mit der Situation in den Ghettos der Marginalisierten nur ungern identifizieren möchte, würde ein "neuer Malcolm X" möglicherweise zur Hälfte lateinamerikanischer Abstammung sein, denn in solchen Ghettos liegt der Anteil der Afro-Amerikaner teilweise nur noch bei fünfzig Prozent. Heute verteidigen halbwegs etablierte Afro-Amerikaner ihre Position gegen nachrückende "Latinos" und andere Neueinwanderer. Die Situation hat sich also erheblich geändert. Übrigens auch in bezug auf den Islam: Die Mehrheit der heute in den USA lebenden Muslime (etwa zwei Millionen) rekrutiert sich inzwischen aus Einwanderern aus Afghanistan, Iran, Irak, Pakistan, Indien, Saudiarabien, Kuwait, Sudan, Nigeria, Albanien und Jugoslawien. Diese Muslime, die ganz unterschiedlichen Strömungen des Islam angehören und sich deshalb teilweise gegenseitig bekämpfen (pro/contra Saddam Hussein bzw. Khomeni), konkurrieren längst mit Farrakhans Nation of Islam, dessen rassistischer Islam-Auslegung sie schon deshalb nicht folgen können, weil sie selbst meist "hellhäutig" sind. Der Islam als spezielle Geschichtsideologie schwarzer Amerikaner ist in den USA letztlich unmöglich geworden. Malcolm X, der sich kurz vor seinem Tod zum sunnitischen Islam bekannte und deshalb auch nach seiner Ermordung nach dessen Riten vom sunnitischen Scheich Ahmed Hassoun zur Beisetzung vorbereitet wurde, hatte diese Entwicklung unter dem Eindruck seiner Mekka-Reise bereits antizipiert. Man kann in den USA heute schwarzer Muslim sein, ohne deshalb der NOI folgen zu müssen. Der schwarze Mittelstand macht von dieser Möglichkeit regen Gebrauch. Im Krieg gegen den Irak konnte man somit als Muslim getrost auf der Seite des mit den USA verbündeten Saudi-Arabien stehen, so daß Patriotismus und Glaube an Allah wieder zusammenpaßten.

Die Autobiographie, die Malcolm X seinem Chronisten Alex Haley diktierte, folgt in ihrem dramaturgischen Aufbau unübersehbar dem seiner Reden. Die ersten Teile, also die Schilderung seiner Jugend bis hin zum Leben als Hustler in Harlem, gibt in einer bewußt "authentisch" gehaltenen Sprache seine damalige Lebenseinstellung wieder. Dabei wird nicht immer deutlich, wie weit er

sich zum Zeitpunkt der Niederschrift wirklich von diesen Einstellungen distanziert hat. Nicht selten gewinnt man den Eindruck, daß Malcolm X auch im nachhinein von seiner Zeit vor den Black Muslims sehr fasziniert ist, und nicht selten kann man bemerken, daß sein recht gut entwickeltes Selbstbewußtsein auch später gerne mit ihm durchgeht und er vor kleineren Angebereien nicht zurückschreckt. Das ist keineswegs unsympathisch, sondern gewissermaßen ein unvermeidliches Nebenprodukt dessen, was ihn von bürgerlichen Politikern und Pfaffen, auch jenen in der schwarzen Bürgerrechtsbewegung, positiv abhebt: Er bemüht sich nicht allzusehr um diplomatische Wendungen und Rücksichtnahmen nach allen Seiten. So wie er sich als bester Tänzer von Nebraska und gerissenster Kartenspieler von Harlem vorstellt, so wie er es später nicht unterlassen kann, alle größeren und kleineren Prominenten aufzuzählen, denen er je begegnet ist, so fällt er auch als führender Muslim-Prediger immer wieder hinter die Restriktionen der offiziellen Lesart zurück, indem er die Personen individuell sieht, wo sie eigentlich subsumierend gesehen werden sollen. Auf seine Erfahrungen als Hustler, das betont er immer wieder, hat er auch als führender Gottesmann gerne zurückgegriffen, und seinen Lesern gibt er gerne im Vorbeigehen noch ein paar Tips aus der Ganoven-Praxis: Brennendes Licht im Badezimmer hält Einbrecher fern!

Malcolms Dramaturgie zielt darauf, sein Leben vor den Black Muslims möglichst drastisch darzustellen. Dabei bedient er sich einer Erzählweise, die in Deutschland erst im Zuge der Studentenrevolte Ende der 60er Jahre massenhaft wurde und seither in jeder Illustrierten Standard ist: Die ersten Kapitel dieses Buches gleichen bereits jener, bei sozial engagierten Journalisten beliebten "Problemliteratur", deren populärste Fassung vielleicht die Geschichte der "Kinder vom Bahnhof Zoo" wurde, jenen "victims of society" (Opfern der Gesellschaft), die in ihren Erzählungen das übliche soziologisierende Denken schon so perfekt auf sich selber anwenden, daß Journalisten, Sozialarbeitern und Richtern kaum noch etwas zu tun bleibt.

Bei Malcolm X prägt die Umwelt schon den Menschen, als man in der deutschen Pädagogik "Charakter" noch für vererblich hielt. Amerika war damals auch auf diesem Gebiet erheblich aufgeklärter als Europa - um vom faschistischen Deutschland erst gar nicht zu reden. In Amerika war das soziologische und psychologische Denken bereits in den 40er Jahren in den öffentlichen Diskurs eingegangen. Malcolm X beschreibt mehrfach Erziehungsheime und Gefängnisse, die schon nach den Grundsätzen der Verhaltensforschung und der Resozialisierungspädagogik eingerichtet waren und in denen Gefangene von Universitätsdozenten zu problemorientierten Gruppendiskussionen über die "Identität Shakespeares" oder Themen wie "Allgemeine Wehrpflicht - ja oder nein?" ermutigt wurden. Zu den Paradigmen dieser Zeit zählte allerdings auch eine rationalistische und pragmatistische Kausalitätsphilosophie, ein auf

strikte kausale Erklärung zielendes Denken also, das den Unterschied zwischen Wirkursachen und Motivationen systematisch übersieht. Malcolm X ist in dieser Hinsicht ein Kind seiner Zeit. In seiner Rhetorik werden die Handlungen von Personen meist unmittelbar aus wirkenden Ursachen abgeleitet, so als bestünde zwischen Ausgangslage und Handlung eine Beziehung von stimulus und respons und als käme da nicht in Wirklichkeit jene sinnhafte Interpretation dazwischen, die gerade bei Malcolm X eine große Rolle spielt. Daß man die erlebte Welt in Wirklichkeit, wenn man sie "sinnhaft" durch die Brille einer besonderen "Weltanschauung" sieht, völlig neu interpretieren kann und daß ein solcher Wertewandel dann die konkreten Handlungen neu strukturiert, führt Malcolm X mit seinem Übertritt zu den Black Muslims anschaulich vor. Auf der anderen Seite belegen die ganz unterschiedlichen Lebenswege seiner Geschwister, die in den gleichen Verhältnissen aufwuchsen, daß auch eine Kindheit in krasser Armut und unter der Bedingung einer tödlichen rassistischen Verfolgung eine Person nicht zum zweiten Mann der Black Muslim determinieren. Erfahrung wird immer unterschiedlich interpretiert. Malcolm hatte viele Erlebnisse, die er mit seinen Brüdern teilte, anders interpretiert als diese - Bruder Robert studierte z.B. Psychologie an der Michigan University, als Malcolm im Knast saß - , und vor allem anders als seine Schwester Ella, die ihre Erfahrungen auch vor dem Hintergrund einer weiblichen Sozialisation verarbeitete.

Am Ende des 9. Kapitels spricht Malcolm X den dramaturgischen Aufbau seines Buches selbst an: "Ich würde keine Stunde an die Herstellung eines Buches verschwenden, das nur die Absicht hätte, einigen Lesern Nervenkitzel zu verschaffen. Aber ich wende viele Stunden für dieses Buch auf, weil nur die vollständige Geschichte zeigt und verständlich macht, daß ich auf die unterste Stufe der Gesellschaft des amerikanischen weißen Mannes gesunken war, bis ich dann, bald schon im Gefängnis, Allah und die islamische Religion gefunden habe, wodurch mein gesamtes Leben verwandelt wurde."

Dieser von einem professionellen Publizisten ausformulierte "Nervenkitzel" in den ersten neun Kapiteln zielt also darauf, seine wunderbare "Errettung" durch die Black Muslims in ein noch helleres Licht zu tauchen. Es ist das Muster christlicher und islamischer Prediger. In Wirklichkeit war Malcolm ein äußerst entscheidungsfreudiger Mensch, der seine "Errettung" von Anfang an selbst aktiv in die Hand nahm. Der junge Malcolm fand religiöse Zeremonien schon als Schüler langweilig. Daß er sich schließlich von den Muslims angezogen fühlte und nicht von einem christlichen Gefängnispfarrer auf den "rechten Weg" gebracht wurde, hatte zunächst weniger mit dem spirituellen Überbau zu tun als mit ihren religiös überhöhten und selbst rassistisch argumentierenden Anklagen gegen eine rassistische Gesellschaft.

Malcolm trat den Muslims nicht bei, weil ihm zum Beten zumute war, sondern weil sie ihm einfach gestrickte "Erklärungen" lieferten, die sein Schei-

tern in einem neuen Licht erscheinen ließen. Daß er gescheitert war und im Gefängnis landete, hatte damit zu tun, daß eine rassistische Gesellschaft schwarze Amerikaner systematisch demütigte und am Boden hielt (und dies bis heute tut). Die Art und Weise *wie* er scheiterte, hatte jedoch mit *seiner* Persönlichkeitsstruktur zu tun, mit seinem Charakter bzw. Habitus. Der Habitus eines Menschen "bestimmt" - man verstehe das auch als einen Hinweis auf die Verhärtung sozialer Beziehungen in der Psyche des Individuums -, welche "Haltung" und welche Ideologie ein Individuum favorisiert und welche Orientierung es dauerhaft verfolgt. Als sich Malcolm bereits als frischgebackener Muslim über deren Passivität aufregte, notierte er: "Ich machte also meine abweichende Meinung klar ... Es ist bekannt, daß ich mein ganzes Leben lang Aktivist gewesen war, ich war immer voller Ungeduld." "Immer, wenn ich von etwas überzeugt war, hat es mich danach gedrängt, es in die Tat umzusetzen." Und bereits nach seiner ersten Begegnung mit Elijah Muhammad bekräftigte er: "Ich habe nie mit meiner Meinung hinterm Berg halten können." Der konkrete Lebensweg von Malcolm X ist mit der Darstellung dessen, was er als junger Schwarzer erlebt und erlitten hat, nicht hinreichend erklärt. Dieser Weg war wesentlich davon geprägt, daß Unterordnung nie seine Sache war. Malcolm X war "born to be wild", war einer der aneckt, ein Rebell auch gegen den schwarzen Konformismus. Aber als schwarzer jugendlicher Rebell hatte er auch mit anderen Problemen zu kämpfen als weiße Rock'n'Roller bzw. - später - Beatniks und Hippies. Mit dem Beitritt zu den Black Muslims bekam diese teilweise selbstzerstörerische Rebellion erstmals eine Richtung, bis sie sich schließlich auch gegen die Muslims selbst richtete. Robert Poole alias Elijah Muhammad war sich von Anfang an darüber klar, daß sein bester Mann die Muslims nicht zum Gottesdienst, sondern in den Kampf gegen das "System" führen wollte.

Als sich Malcolm, angeregt von seinem Bruder Reginald (der kurze Zeit später ausgeschlossen wurde und in der Psychiatrie endete), für die Muslims entschied, war das eine völlig unbedeutende und kuriose Sekte mit wenigen hundert Anhängern. Im Rückblick bezeichnet Malcolm X den Sektengründer als einen "Scharlatan", der seine Leute "in die Irre führte" und dessen rassistische Geschichten vom Gentechniker Jakub, der vor 6.600 Jahren eine "weiße Rasse von Teufeln" erzeugt habe, "die Muslime des Orients wütend machte".

An Muhammads Lehre faszinierte den Strafgefangenen Detroit Red vor allem eine Botschaft - "Der weiße Mann ist der Teufel." In seinen späteren Reden interpretierte Malcolm X den Begriff "Teufel" jedoch meist in einem sehr weltlichen Sinne, im Sinne einer provokatorischen politischen Rhetorik, die mit drastischen Worten herausfordern will. Denn Malcolm X hatte im Gefängnis den Beschluß gefaßt, sein Leben "der Aufgabe zu widmen, den *Weißen* die Wahrheit über sich selbst zu sagen." Im Unterschied zu Muhammad legte er auf

die Rückanbindung des Terminus "Teufel" an eine phantastische Schöpfungsgeschichte keinen gesteigerten Wert. Schon im Gefängnis dachte er, als er sich Literatur über die Grausamkeiten des "kollektiven Weißen" besorgte, nicht nur an die weißen Verbrechen an den Afrikanern, sondern auch an die imperialistische Eroberung und Zerstörung Indiens und Chinas. Seine spätere Orientierung auf den Zusammenschluß der gesamten "Dritten Welt" gegen den Imperialismus, die zu verfolgen ihm im Rahmen der Black Muslims nicht erlaubt war, ist hier schon angelegt.

Hundertprozentig von Elijah Muhammad übernommen hat Malcolm X allerdings dessen "Rassen"-Reduktionismus. Reduktionistische Weltsichten arbeiten damit, daß sie die Fülle der tagtäglich erlebten Widersprüche nach einem dichotomischen Schema einteilen und dabei alle unpassenden Phänomene als "Nebenwidersprüche" mehr oder weniger ignorieren. Diese Verfahren findet man auch bei vulgären Varianten des Marxismus, des Feminismus und bei den politischen Ökologen (deren Vertreter zwar ihr jeweils spezielles "Thema" in diesem Buch häufig vermissen werden, dafür aber manche strukturelle Parallele zur eigenen Denkweise finden können). Ob man nun Schwarz und Weiß, Proletarier und Bourgeois, Mann und Frau oder "Natur" und "Industrie" in dieser ausschließlichen Weise gegenüberstellt - am Ende bleibt von den *nicht* in den Mittelpunkt gerückten sozialen Tatsachen nicht mehr viel übrig. Weil aber Rassismus, Kapitalismus, Patriarchat und ein Mensch und äußere Natur vernutzender "Industrialismus" real existieren, können auch reduktionistische Ansätze eine gewisse Trefferquote erreichen. Gleichzeitig kommen solche Theorien aber massiv mit jener Realität in Konflikt, die sie absichtlich ausblenden: die Existenz nichtrassistischer Weißer und die Unterdrückung schwarzer Frauen durch schwarze Männer ebenso wie den rassistischen und sexistischen weißen Proletarier oder die weiße Upper Class Frau, die über anderen weißen Frauen, weißen proletarischen Männern und über allen Schwarzen steht (der angeführte ökologische Reduktionismus sei nur an vergleichbare Phänomene in vorindustriellen Gesellschaften erinnert, die auch ohne Industrie ihren Lebensraum zerstörten).

Wenn reduktionistische Weltbilder historisch fundiert werden, entsteht eine sogenannte Geschichtsphilosophie. Die Menschheitsgeschichte erscheint dann als eine, in der - je nach Geschmack - Rassenkämpfe, Klassenkämpfe oder Geschlechterkämpfe zum Hauptmotor aller Entwicklung werden. Im Falle der religiös formulierten Geschichtsphilosophie der Black Muslims läßt sich der Weltenlauf als ein ewiger Machtkampf zwischen den großen "Rassen" verstehen. Wenn dann zufällig die USA nicht auf die Volksrepublik China gegen die Sowjetunion, sondern auf Rußland gegen Nordkorea setzen, dann stellt sich ein "Aha"-Effekt ein: Zwei "weiße Mächte" verbünden sich gegen eine nichtweiße Macht! Diese Sichtweise steht auch hinter der von Malcolm X anvisierten

"Dritte Welt"-Politik, und das spricht er so auch aus, wenn er die erhoffte neue Weltordnung als "Allianz der nichtweißen Staaten" - dazu würde heute z.B. Japan zählen - definiert.

Entsprechend der reduktionistischen Logik spart auch Malcolm X manches aus. Auf der einen Seite wird seine Wahrnehmung der Formen des Rassismus, bedingt durch die absolute Konzentration auf diese Sache, immer genauer, plastischer und scharfsinniger. Er erkennt plötzlich das ganze Ausmaß der Unterdrückung schwarzer Hoffnungen, kann innere Zusammenhänge populär darstellen, die *so* vorher selten dargestellt wurden, zum einen weil schwarze Intellektuelle oder Geistliche so niemals zu denken wagten und zum anderen, weil selbst "wohlwollende" weiße Schriftsteller das *ganze* Ausmaß der rassistischen Unterdrückung und Verletzung wohl nicht erfassen können. (Hier liegt das Terrain, wo Weiße von Malcolm X lernen können - ohne deshalb all seine Schlußfolgerungen übernehmen zu müssen).

Während Malcolm X den Rassismus immer pointierter und offensiver in die Zange nimmt, entgehen ihm viele der aus dieser Sicht "nebensächlichen" sozialen Tatsachen. Die sich ausbreitenden Differenzierungen der schwarzen Lebens- und Berufswelten nimmt er lange Zeit nur als politisches Phänomen wahr. Wenn er von "bourgeoisen Schwarzen" spricht, so denkt er dabei mehr an deren politischen "Verrat", an ihren Opportunismus im "Rassenkampf". Daß sie, obwohl selbst noch immer Zielscheibe jener weißen Rassisten, für die auch ein schwarzer Arzt oder Philosoph einfach ein "Nigger mit Doktortitel" bleibt, möglicherweise bereits andere Interessen haben als die einfachen Leute und deshalb andere politische Strategien verfolgen - Integration vor allem -, will er nicht wahrhaben. Im Programm seiner Nation Of Islam waren "klassenanalytische" Fragen auch nicht vorgesehen. Malcolm X spricht durchweg aus der Perspektive des schwarzen Ghettos, auch dann noch, als er auf Grund seines Ansehens mit Repräsentanten anderer Schichten in Berührung kommt. Aber weder die soziale Spaltung der Black Community noch die soziale Spaltung unter den Weißen spielte in seinem Denken eine Rolle. Zur Situation schwarzer Lohnarbeiter, zu ihren Arbeitsbedingungen und ihrem fast vollständigen Ausschluß aus den weißen Gewerkschaften hat Malcolm X als ehemaliger Hustler keine Beziehung. Wahrscheinlich hat es damit zu tun, daß er die Wirkung der kapitalistischen Konkurrenzgesetze auf die Reproduktion rassistisch begründeter Ausschlußmechanismen nicht weiter untersucht. Erst 1965, wenige Monate vor seiner Ermordung, kommt er zu Schlußfolgerungen, die mit dieser Frage zusammenhängen und die auch gemessen am heutigen Stand der Rassismusforschung ungewöhnlich modern klingen: Er spricht von einem "politischen, wirtschaftlichen und sozialen Klima in den USA, was geradezu automatisch die rassistische Psyche des Weißen *erzeugt* und am Leben erhält." Damit ist gesagt, daß überall dort, wo die Teilnahme am gesellschaftlichen Reichtum als Kon-

kurrenzkampf organisiert ist, alle wirklichen und eingebildeten Unterschiede zwischen den Menschen unter negativen Vorzeichen relevant gemacht und als "Argument" gegen andere eingesetzt werden. Die Verlierer dieser "rassifizierten" Konkurrenzkämpfe werden dabei marginalisiert und ghettoisiert. Der Zwang zur ökonomischen Konkurrenz *erzeugt* tatsächlich den Willen zur Aussonderung und hält ihn am Leben.

Eine andere soziale Tatsache, die Malcolm X wenig beachtet, ist die der patriarchalen Dominanz. Wenn er, auch im Rückblick, völlig arglos erzählt, daß sein Freund Sammy am Gesichtsausdruck einer Frau eine eventuelle innere Disposition zur Prostitution erkenne, oder wenn er berichtet, wie unverständlich er die Wut eines guten Freundes fand, dessen Frau er verprügelte (und damit möglicherweise auch seinem Fan und Muslim Rapper von Public Enemy, Flavor Flay, ein gutes Vorbild war: Der wurde Anfang 1992 verhaftet, weil er seine Freundin Karren Ross zusammengeschlagen hatte), oder wenn er Frauen als ewig gackernde Hennen und von Natur aus schwache Wesen bezeichnet, so würde man doch nur die Oberfläche des Problems ankratzen, wenn man ihn als abscheulichen Sexisten bloßstellen wollte.

Daß etwas im Verhältnis zwischen Frauen und Männern nicht stimmt, ist Malcolm X keineswegs entgangen. Das, was er als Hustler und Hilfszuhälter in dieser Hinsicht mitbekam, ließ ihn später immer wieder von der Würde der Black Muslim-Frauen schwärmen, allerdings ohne deren prinzipiell zurückgesetzte und festgelegte Position in Frage zu stellen. Wenn er als Muslim Prediger auf den Straßen von Harlem gegen schwarze Machos argumentierte, dann deshalb, weil er davon ausging, daß die Beleidigung schwarzer Frauen durch schwarze Männer ihnen selbst schaden muß: "Der schwarze Mann (!) wird so lange von niemanden respektiert werden, bis er gelernt hat, zuallererst die Frauen seines Volkes zu respektieren!" "Respektieren" heißt hier in erster Linie "beschützen". Der Mann bleibt selbstredend "Familienvorstand". Malcolm X möchte dem "ethnisch" reglementierten Heiratsverhalten des weißen Amerikaners (die "rassistische" Gemeinschaft bzw. Nation verwirklicht sich über "Verwandschaft" und "Familie") ein ebensolches gegenüberstellen, um darüber das homogenisierte "Volk" der Afro-Amerikaner zu schaffen. Er strebt daher eine einschließende Unterordnung, d.h. eine Assimilation von Frauen in eine - in diesem Fall selbst unterdrückte - "rassische" Gemeinschaft von Männern an.

Daran ändert auch sein Respekt vor "starken Frauen" nichts, etwa vor seiner Schwester Ella, über die er sagt, sie habe "drei Ehemänner geschafft" und sei "aktiver und dynamischer als alle drei zusammen." Die Bewunderung gilt hier der Ausnahme von einer unterstellten Naturregel, wie in seiner zweifelhaften Lobrede auf seine Frau Betty deutlich wird: "Ich hätte nie gedacht, daß die Stärke einer Frau mich einmal wieder aufrichten wird."

Es fällt Malcolm X nicht weiter auf, daß er auf Frauen eine ganz ähnlich abwertende Überlegenheitsstrategie anwendet, wie sie Weiße auf Schwarze projezieren. Das unterstellte hierarchische Naturverhältnis zwischen den Geschlechtern konstituiert die Gesellschaft genauso als heterosexuelle Gemeinschaft wie rassistische Zuschreibungen die weiße Vorherrschaft konstituieren. "Geschlecht" und "Rasse" werden nach den gleichen Mustern erzeugt - über den Zwischenschritt einer "Naturalisierung" sozialer Verhältnisse.

Malcolm X beschäftigt sich in diesem Buch wiederholt mit rassistisch motivierten Sexismen. Seine Beobachtungen decken sich, ohne selbst je analytisch zu werden, weitgehend mit dem Modell, das Eldridge Cleaver etliche Jahre später in seinem Buch "Seele auf Eis" entwickelt hat, um dieses unübersichtliche gegenseitige Begehren besser verstehen zu können. Cleaver entwickelt ein komplexes Viereckverhältnis zwischen schwarzen und weißen Männern und Frauen, das sowohl die rassistischen als auch die klassenmäßigen Momente erfaßt. Er unterstellt zunächst, daß die Vorstellungen, daß ein "richtiger" Mann sich als effizienter Erzeuger, Beschützer und Versorger hervortun muß, unter den aus Afrika verschleppten Sklaven genauso üblich war wie überall auf der Welt. Vor diesem Hintergrund führt die Versklavung des Afrikaners zu einem völligen Zusammenbruch seines Selbstwertgefühls. Vor den Augen seiner Frau wurde er zum Knecht, machtlos und den weißen Mann über sich. Die schwarze Frau war dem weißen Mann hilflos ausgeliefert, aber der schwarze Mann wußte auch nie, ob sie den weißen, mächtigen Mann nicht heimlich begehrte. An der Seite des weißen Mannes steht - unerreichbar - die weiße Frau. Sie ist nicht von der Qual der Arbeit gezeichnet wie die schwarze Frau, und als Herrschende verkörpert sie ohnehin das Schönheitsideal. Ohne es zu dürfen, begehrt der schwarze Mann die weiße Frau mehr als seine eigene, weil er sich das nicht eingestehen darf, diskriminiert er die weiße Frau. Aber der weiße Herrscher, der alle körperliche Arbeit an den schwarzen Mann delegiert und sich auf administrative Arbeit beschränkt, verliert dadurch auch die Erotik des Körpers. Als Reaktion darauf muß er auch die weiße Frau um ihre Erotik und Stärke bringen und sie zur zarten, emotional zurückgenommenen Frau formen. Nachdem er das vollbracht hat, begehrt er jedoch die proletarische schwarze Frau, so wie seine Frau in ihren Träumen den schwarzen Knecht begehrt. Jede dieser Begierden ist jedoch mit einem rassistischen und klassenmäßigen Tabu belegt, dessen Bruch massiv bestraft wird, insofern nur mit schlechtem Gewissen heimlich durchbrochen werden kann und deshalb häufig die Form der "Perversion" annimmt.

Wie gesagt, es ist dies nur ein Modell, das die ganze komplexe Realität nicht erfassen kann. Als Annäherung an diese verstanden, erlaubt es jedoch, die von Malcolm X zusammengetragenen Phänomene einzuordnen. Da er selber keine Anstrengungen unternimmt, um die vielen Geschichten von schwarzen Män-

nern, die "verrückt nach weißer Haut" sind, von den weißen Prominenten, die im Bordell nach den schwärzesten Frauen suchen, und von Blondinen, die hinter schwarzen Tänzern her sind (die diesbezüglichen Phantasien schwarzer Frauen kommen kaum zur Sprache) systematisch zu interpretieren, müssen diese Geschichten gerade von Lesern, die Malcolm X zunächst als neuen Popstar kennenlernten, als jener "Nervenkitzel" von Sex & Crime verstanden werden, von dem Malcolm X sagt, er habe ihn nicht erzeugen wollen. Madonna hat ihn in ihrem Buch "Sex" inzwischen erzeugt, indem sie mit dem schwarzen Rapper Big Daddy Kane, der gleichzeitig für seinen Muslim-Hintergrund und seine Zuhälter-Thematik bekannt und insofern zu dem Hustler Malcolm X kongruent ist, eine pseudo-pornographische Situation inszenierte. Heute, wo Zeitschriften wie "Max" unter der Headline "Black Power" schwarze weibliche Modells abbilden, wo es jede Werbeagentur "trendy" findet, die Photos von schwarzen Männern und Frauen dort hinzurücken, wo die Prinzipien des modernen Grafikdesigns nach Farbe verlangen, ist es nicht auszuschließen, daß all das, was eigentlich ein rassistisches Tollhaus erst perfekt macht, nämlich das entfremdete und nur scheinbar individuelle sexuelle Verlangen nach einem rassistisch tabuisierten Körper, auch auf den Inhalt dieses Buches ausgedehnt wird.

Damit ist schon deswegen zu rechnen, weil seit einigen Jahren im Zuge einer Renaissance "männlicher" Werte und einer ebenso propagierten "neuen Weiblichkeit" nicht nur der unwiderstehliche Charme des Zuhälters wieder allpräsent ist, sondern auch die weibliche Prostitution der "pretty woman" inzwischen als eine ganz pragmatisch kalkulierbare Berufsalternative im Gespräch ist - im Film, in der Literatur und in der Popmusik. Insbesondere im HipHop und im sogenannten Pimp-Style (Pimp = Zuhälter) geht es nicht einfach um Sex, sondern um eine Glorifizierung des rücksichtslosen Überlebenskampfes einer verrohten Schicht männlicher Hoodlums. Es geht um Trade-Mark-Fetischismus, Körperkult und die Bereitschaft zum Erstschlag im sozialen Konkurrenzkampf. Für den von vielen männlichen Rappern idealisierten Pimp gilt, was Malcolm X allgemein über die Hustler sagt: "Er beutet andere aus, um zu überleben, und nutzt dabei jede menschliche Schwäche aus." Der Pimp dreht, wenn er Frauen ausbeutet und Gegner ausschaltet, mit an der Spirale der Repression, der er jederzeit selbst zum Opfer fallen kann. Auch der schwarze Zuhälter reproduziert die Logik des Systems, das ihn ins Ghetto abdrängte.

Bei der Faszination, die heute Malcolm X und Gangsta Rap auch auf die heterogenen westdeutschen Jugendszenen ausüben, geht es nicht nur um einen trendgeilen Bilderrausch. Heute können nicht wenige Kids im kulturellen Hintergrund des HipHop, des neuen schwarzen Films und des Malcolm X Booms eine mögliche soziale Zukunft für sich selbst erkennen und ästhetisch antizipieren. Die Chance, daß diese Autobiographie in diesem und im oben

genannten Sinn selektiv gelesen und in der Presse entsprechend rezipiert wird, ist ziemlich groß, zumal Spike Lees Film einer solchen Gewichtung zuarbeitet.

Wenn man das so will, lassen sich die ersten 150 Seiten dieses Buches in den Mittelpunkt stellen, und dann lassen sie sich wie eine verschärfte Ausgabe eines Bukowski-Romans lesen, d.h. in jene Tradition westlicher Voyeur-Literatur einfügen, in der eine frühe Existenz in der Halbwelt als erste Karrierevoraussetzung eines späteren erfolgreichen Schriftstellerdaseins gilt, weil das langweilige Leben des Normalverbrauchers mit Surrogaten aus zweiter Hand nicht mehr anzutörnen ist. Die Kapitel 2 bis 8 dieser Autobiographie lassen sich problemlos als ein Stück moderner Ghetto-Literatur verstehen, und sie sind es natürlich *auch*. Sie sind ein Krimi, der in die Halbwelt der Hustler und Pimps hinabführt, wo weiße Prostituierte die besseren Geschäfte machen und schwarze "bitches" den tabuisierten Gelüsten fetter weißer Rassisten zu Dienste sein müssen, wo Killer und Diebe an der Spritze hängen und Sektenprediger das Jüngste Gericht verkünden. Es ist eine Geschichte aus Armut, Rassismus und Sex, eine Geschichte der gegenseitigen Benutzung und Übervorteilung und somit ein literarischer Einblick in die Abgründe der menschlichen Existenz.

Linke und Antirassisten, die die Bedeutung dieses Buches ohne die Kapitel 16-19 möglicherweise zu gering veranschlagen würden, mögen dazu neigen, gerade jene ersten Kapitel nur als "Hintergrund" aufzufassen, die Malcolm X erst für den Mainstream anschlußfähig machen. Eine solche Haltung wäre fatal, weil in den ersten Kapiteln die wichtigsten Informationen über die Funktionsweise des Rassismus im entwickelten "hedonistischen" Kapitalismus enthalten sind.

Wenn Malcolm X von seiner Karriere als Lindy-Hop-Tänzer berichtet - Lindy-Hop ist ein dem Charleston verwandter Paartanz -, dann geht es um die Frage, wie ein solcher Hedonismus mit dem allgegenwärtigen Rassismus koexistieren konnte. Deshalb ist es auch für Antirassisten unbedingt wichtig zu verstehen, was ein *Hipster* ist, weil dieser vielen Linken wenig vertraute Sozialcharakter den Anbruch einer neuen Zeit ankündigt, die es immer noch zu begreifen gilt: Es ist die Zeit einer kapitalistisch strukturierten Individualisierung, in der der spezifische Habitus des Einzelnen an die Stelle tradierter Sozialstrukturen tritt. Mit der Ausdifferenzierung der Sozialstruktur werden kollektive Schicksale zunehmend als individuelle interpretiert, vollzieht sich ein Prozeß der Herauslösung des Einzelnen aus den traditionellen Bindungen und damit ein Verlust an kollektivem Handlungswissen. Der Weg aus dem Ghetto scheint dann nur noch als individuell denkbar zu sein. Diese Entwicklung geht einher mit einer Pluralität der Lebensstile und Orientierungen, mit ganz neuen Gefühlslagen sowie materiellen und symbolischen Aneignungsweisen. Im hedonistischen Kapitalismus gehen auch die Individuen der unteren Klassen auf die Suche nach sich selbst. Sie vollenden damit auf der individuel-

len Ebene den historischen Prozeß der Konstitution bürgerlich-kapitalistischer "nationaler Identität" - heute in allen Spielarten wichtigstes Exportgut in den Osten. Dabei geht es um Dinge wie Tanz, Kleidung, Sprache, Akzent, Manieren, Geschmack, Bildung, individuelle Sinngebung, Bedürfnisse, Gefühle, Charakter, Habitus, um die symbolische Seite der Ware und somit also um Themen, die die Linke traditionell unterschätzt und deshalb bisher auch kaum mit dem antirassistischen Diskurs verbinden kann.

Malcolm X war als Hipster *cool*, und er war es im Grunde bis an sein Ende. Hier liegt der wichtigste Schlüssel, sowohl zu seinem Erfolg als Agitator der Black Muslims als auch zu seinem Aufstieg zum Pop-Idol unserer Tage. Die bedeutendsten Hipster Harlems waren damals die Bebop- und Swing-Musiker. Ihre Hipness bezog sich nicht nur auf Musik und Tanz, sondern galt vor allem dem Spaß am coolen Ritual. Die richtige Kleidung ("zoot-suited"), die richtigen Schuhe, die richtige (ge-conkte) Frisur, die richtigen Gesten und die richtige Sprache - darauf kam es an, wenn man dabeisein wollte. Die Hipsters sind die historischen Vorläufer der gesamten westlichen Jugend- und Popkultur. Kult und Schick waren bei ihnen wichtiger als soziale Herkunft. Woher man auch kam, man konnte dabeisein, wenn man *richtig* dabei, also cool war.

Deshalb kam es auch genau hier zu neuen (und auf neue Weise problematischen) schwarz-weiß Begegnungen, denn Hip-sein kennt im Prinzip weder Klassen- noch Rassenschranken. Die Subkultur der schwarzen Hipsters faszinierte auch weiße Jugendliche. Ihnen wurde vielleicht der erste halbwegs ernstgemeinte weiße Respekt entgegengebracht, weil sie Grenzen überschritten, die Spießer niemals überschreiten, weil sie den skandalösen und erotischen Lindy-Hop tanzten, scharfe Klamotten trugen und freizügiger mit Sexualität umgingen. Malcolm X schildert daher auch wahrheitsgemäß, wie die Haltung der Weißen gegenüber den Schwarzen anfing sich auszudifferenzieren. Was diese Hipster zum Fetisch machten, wollten bald auch weiße Kids besitzen. Doch Hipness läßt sich nicht einfach kaufen. Hier kommt es aufs Detail an, auf die Kombination der Accessoirs. Der *Winkel*, in dem die Mütze auf dem Kopf sitzt, entscheidet ebenso über die "street credibility" wie die Geste, mit der der Drink bezahlt wird.

Man muß sich vor Augen halten, daß Malcolm X hier von einer Zeit spricht, wo Lynchmorde an Schwarzen und schwarzer hedonistischer Konsumerismus *nebeneinander* existierten. Damals war Deutschland faschistisch und führte einen Krieg gegen die Welt. Dadurch, daß die USA an diesem Krieg beteiligt waren und alle Hände gebraucht wurden, öffnete die Kriegswirtschaft einer größeren Zahl von Schwarzen den Zugang zu Industriejobs oder auch zu solchen Jobs, wie sie Malcolm Little bei der Eisenbahn ausübte. Das war nicht viel, aber mehr als vorher. Man kann erst auf einem bestimmten Niveau der Produktivkräfte cool sein, nämlich dann, wenn Arbeitslosigkeit und Niedriglohnjobs,

bedingt durch die Existenz gewisser sozialstaatlicher Standards, nicht mehr zwangsläufig den Hungertod bedeuten. Amerika leistete es sich damals, Schwarze, die nicht mal volle Bürgerrechte besaßen, brutal zu erniedrigen und sie *zugleich* mit Almosen an den American Dream heranzuführen.

In den USA, wo man bereits die Rush Hour und große Kühlschränke kannte, hatten New Deal und das fordistische Produktions- und Konsumtionsmodell einen gesellschaftlichen Reichtum geschaffen, von dem Europa weit entfernt war und den man in Europa auch erst nach dem Krieg richtig begriff. Die USA waren gut und gerne zehn Jahre voraus - ökonomisch wie kulturell. Die standardisierte Massenproduktion erlaubte die Herstellung preiswerter Konsumartikel, und der kriegswirtschaftliche Deal zwischen Staat, Unternehmern und Gewerkschaftern garantierte eine hohe Arbeitsproduktivität im Tausch gegen gewisse soziale Standards. Auch wo die schwarzen Arbeiter davon weiterhin ausgeschlossen waren, fiel doch etwas für sie ab. Auf der Ebene des Konsums zählte der Hundertdollarschein eines Schwarzen schon fast soviel wie der eines Weißen. Mit etwas Geld in der Tasche konnten sich Schwarze im Laden als "König Kunde" fühlen, während es ihnen nachts gleichzeitig verboten war, weiße Viertel zu betreten. Der Vater von Malcolm X besaß bereits ein eigenes Auto, und Autos oder auch Telefone galten auch in der Clique des Hipsters Malcolm Little nicht als unerreichbares Konsumgut. Der junge Malcolm bewegte sich somit in Verhältnissen, in denen der Möglichkeit nach längst alle Amerikaner hätten gut leben können. Die aufgezwungene Versagung, zu der auch gehörte, daß den Schwarzen die Handarbeit zugeordnet wurde, so daß Intellektuelle zu sein für sie ein beneidetes Privileg bleiben mußte - Malcolm X schildert ja anschaulich die Rückeroberung der intellektuellen Potenzen -, war historisch längst überflüssig geworden. In der Realität aber wurde der gesellschaftliche Reichtum über den Mechanismus einer reaktionären "Ethnisierung" verteilt. Dadurch jedoch, daß die ganze Gesellschaft mitsamt ihrer pyramidenförmigen Sozialstruktur wie in einem Aufzug ein Stück höher gefahren war, wurden auch die in den Sog der kapitalistischen Individualisierung und der damit verbundenen hedonistischen Orientierung hineingezogen, die am Boden dieser Pyramide angesiedelt waren und die dort gewaltsam festgehalten wurden.

Glossar

ABC
American Broadcasting Company

Arnold, Benedict
1741-1801; amerikanischer General im Unabhängigkeitskrieg.

Attucks, Crispus
Entflohener Sklave, Seemann und Stauer, der am 5. März 1770 zusammen mit einem "bunten Pöbel frecher Jungen, Neger und Mulatten, Iren und exotischer Matrosen", wie es später im Gerichtsverfahren hieß, in Boston gegen die Präsenz britischer Soldaten demonstrierte, um der Empörung der Bevölkerung über die britische Kolonialpolitik und die Sklaverei Ausdruck zu verleihen. Angeführt von *Attucks*, liefen die Demonstranten durch die King Street und riefen: "Will man diese Soldaten loswerden, muß man ihre Hauptwache angreifen!" Eine britische Kompanie eröffnete das Feuer, *Attucks* fiel als erster, vier weiße Matrosen und Arbeiter starben mit ihm. Die brutale Zerschlagung der Demonstration ging als das "blutige Massaker von Boston" in die Geschichte des amerikanischen Kampfes um die Unabhängigkeit ein.

Azikiwe, Benjamin Nnamdie
* 1904; zuerst Generalgouverneur, dann Präsident des unabhängigen Nigeria.

Bacon, Francis
1561-1626; englischer Staatsmann, Philosoph und Essayist.

Baptisten
Anhänger der größten evang. Freikirche, die nur Erwachsene tauft, die sich bewußt in Buße und Glauben zu Christus bekennen. Dabei wird der ganze Körper unter Wasser getaucht. Sie lehnen jedes staatskirchliche System ab. Die Glaubensgemeinschaft entstand im 17. Jahrhundert in England und fand danach ihre stärkste Ausbreitung in den USA.

Batseba
auch: Bethsabee; nach dem alten Testament Frau des Hethiters Uria, wurde von König David verführt. Um sie daraufhin auch zur Ehefrau nehmen zu können, veranlaßte David den Tod Urias auf dem Schlachtfeld. *Batseba* ist die Mutter des Salomo (2. Sam. 11).

Ben Bella, Mohammed Ahmed
* 1916; einer der Führer der Nationalen Befreiungsfront Algeriens (FLN). Er war 1962/63 Ministerpräsident und Staatspräsident des unabhängigen Algerien und Generalsekretär der FLN.

Blackjack
amerikanische Bezeichnung für das Kartenspiel Siebzehn und Vier.

Bureau Of Special Services (BOSS)
New Yorker Polizei-Sondereinsatzgruppe, die sich vor allem Ende der 60er Jahre durch Razzien und Undercover-Aktionen gegen die Black Panther Party einen Namen machte.

Brown, John
1800-1859; weißer Farmer aus Kansas, aktives Mitglied der Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei (abolitionists). *Brown* begründete sein Handeln aus fundamental christlicher Nächstenliebe und Ablehnung der Knechtung von Menschen. Während er in Missouri lebte, unterstützte er die *Underground Railroad* (Untergrund Eisenbahn), eine Organisation, die entflohene Sklavinnen und Sklaven sicher in die Nordstaaten oder nach Kanada geleitete, wo sie als Freie leben konnten. In den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts führte er dann in Kansas zusammen mit Mitgliedern seiner Familie und vielen Freiwilligen einen Guerillakrieg gegen das Vorrücken der Sklavenhaltergesellschaft in die noch nicht von der Sklaverei geprägten Territorien der westlichen Unionsstaaten. In einer Schlacht Nahe der kleinen Ortschaft Osawatomie brachte die kleine Armee der Sklavereigegner den Söldnern der Sklavenhalter eine empfindliche Schlappe bei. Seitdem trug *Brown* den Beinamen *John "Osawatomie" Brown*. Sein ehrgeizigster Plan war jedoch, ein Fanal zu setzen, das zu einem allgemeinen Aufstand aller SklavInnen führen sollte. In der Nacht des 16. Oktober 1859 besetzte er mit 22 Getreuen - freie Bauern und entflohene Sklaven - das Munitions- und Waffenarsenal der Bundesarmee in der kleinen Ortschaft *Harpers Ferry* in Virginia. Die Besetzer wollten sich Waffen und Munition beschaffen. Zudem sollte der Angriff Ausgangspunkt für eine großangelegte Operation gegen die Sklavenhalter in Virginia sein. Die sofort alarmierte weiße Bevölkerung der Umgebung und Truppen der Bundesarmee und einzelner Bundesstaaten rückten jedoch mit einer solchen Übermacht gegen das Bundesarsenal vor, daß *Brown* und seine Leute nicht entkommen konnten. Viele wurden erschossen, der Rest gefangengenommen. *John Brown* selbst wurde am 2. Dezember 1859 gehängt. Der Angriff auf *Harpers Ferry* führte im Süden zur Mobilmachung durch die Sklavenhalter, im Norden jedoch zur Stärkung der Stimmen, die auf einer sofortigen Beendigung der Sklaverei bestanden. *Harpers Ferry* gilt deshalb als einer der wesentlichen Faktoren, die zwei Jahre später zum Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges führten.

CBS
Columbia Broadcasting System

Chruschtschow, *Nikita Sergejewitsch*
1894-1971; zwischen 1953 und 1964 Staats- und Parteichef der UdSSR. Während seiner Regierung kam es außenpolitisch unter dem Begriff der "friedlichen Koexistenz" zu einer Annäherung mit dem USA-Imperialismus und einer Aufteilung der Welt in Einflußzonen der beiden Supermächte.

CIA
Central Intelligence Agency; Auslandsgeheimdienst der USA, der aber auch gegen den "inneren Feind" eingesetzt wird.

Cold Turkey
Entgiftungsphase während einer radikalen, nicht medikamentenunterstützten Entziehungskur. *Cold Turkey* äußert sich u.a. in heftigen Krämpfen und Schüttelfrost - der Begriff leitet sich her von der dabei auftretenden Gänsehaut.

Community
Für den Begriff *community* gibt es keine passende und allgemeingültige Übertragung ins Deutsche. Die häufig vorkommende Übersetzung als "Gemeinde" ist unzureichend. "Black community" als stehender Begriff meint nicht nur die Schwarzen als eine der ethnischen, sozialen und kulturellen Bevölkerungsgruppen in den USA, sondern bezeichnet darüberhinaus auch die spezifische Struktur dieser Gruppe als schwarze Gemeinschaft.

CORE
Der *Congress for Racial Equality* (Kongreß für die Gleichheit der Rassen) war innerhalb der US-Bürgerrechtsbewegung eine der gemischten Gruppen aus dem Norden. 1961 organisierte *CORE* die *Freedom Rides*; 1964 gelang es ihnen, zusammen mit dem *SNCC* eine große Anzahl Weißer für die "Freedom Summer"-Kampagne zu gewinnen, mit der Schwarze in Mississippi dazu gebracht werden sollten, sich als Wählerinnen und Wähler registrieren zu lassen. Langjähriger Vorsitzender von *CORE* war James Farmer.

Cracker
zu deutsch etwa "Knacker"; meist von Schwarzen gebrauchter Spitzname für Weiße aus den Südstaaten.
Darwin, Charles
1809-1882; brit. Biologe, Begründer der Selektionstheorie (Darwinismus).

Dewey, Thomas Edmund
* 1902; amerikanischer Jurist und Politiker; als Gouverneur des Bundesstaates New York wurde *Dewey* 1948 zum Präsidentschaftskandidaten der Republikaner gemacht. Trotz bester Verbindungen zum Finanzkapital und entgegen aller Prognosen verlor er die Wahl gegen den Kandidaten der Demokraten *Harry S.Truman*. Diesem war es durch seine Wahlversprechen gelungen, die Farmer des Mittleren Westens und die Arbeiterinnen und Arbeiter der Großstädte gegen die "Wall-Street-Republikaner" zusammenzuschließen. *Truman* nach seinem Sieg: "Labor did it!"

Dillinger, John
legendärer amerikanischer Gangster.

Essäer
auch: Essener (von aramäisch: "Die Frommen"); jüdische Gemeinschaft mit ordensähnlichem Charakter, die 150 v. Chr. bis 70 n. Chr. bestand. Sie hielten den Tempel- und Opferdienst in Jerusalem für die falsche Art der Gotteshuldigung und führten ein Gemeinschaftsleben, das sich durch strenge Disziplin, Arbeit, tägliche Waschungen, Mahlzeiten kultischen Charakters, Gebete und konsequente Schriftauslegung auszeichnete. Ein Teil des Schrifttums wurde erst in diesem Jahrhundert entdeckt (siehe *Schriftrollen von Qumran*).

Evers, Medgar
Als Field Secretary der *NAACP* organisierte er in Mississippi die Registrierung der Schwarzen in Wählerlisten. 1963 wurde er von weißen Rassisten bei dieser Arbeit ermordet.

FBI
Federal Bureau of Investigation; die Bundeskriminalpolizei der USA.

Freedom Democratic Party
auch: *Mississippi Freedom Democratic Party*; die Hauptbemühungen der 1964 gegründeten schwarzen Bürgerrechtspartei richteten sich auf ihre Vertretung im Demokratischen Konvent in Washington.

Freedom Rides
Während der Busfahrt von der Arbeit nach Hause weigerte sich die schwarze Näherin Rosa Parks 1955 in Montgomery, Alabama, ihren Sitzplatz für einen Weißen freizumachen. In Montgomery, vor dem Bürgerkrieg die erste Hauptstadt der Konföderation der Sklavenhalterstaaten, herrschte noch das System strikter Rassentrennung - Schwarze durften nur den hinteren Teil der öffentlichen Verkehrsmittel benutzen. Rosa Parks' Weigerung und ihre Festnahme durch die Polizei wirkten jedoch als Initialzündung für einen Prozeß bedeutender Veränderungen. Zunächst rief ein Aktionskomitee einen eintägigen Busboykott aus, der von allen Schwarzen in der Stadt befolgt wurde. Nach diesem Erfolg weitete sich der Boykott aus und hielt länger als ein Jahr, exakt 382 Tage. Dieser Kampf bedeutete den Aufbruch für die schwarze Bürgerrechtsbewegung insgesamt und brachte den in Montgomery wohnenden Reverend Martin Luther King an deren Spitze. 1956 nahmen die Auseinandersetzungen an Schärfe zu, es gab unzählige Verhaftungen, Bombenanschläge weißer Rassisten auf schwarze Kirchengemeinden und die Wohnhäuser von King und anderen Führern der Bewegung. Am 13. November 1956 entschied der Oberste Gerichtshof der USA, daß die behördlich vorgeschriebene Rassentrennung in den öffentlichen Verkehrsmitteln verfassungswidrig sei. Daraufhin breiteten sich die *Freedom Rides* (Freiheitsfahrten) über die ganzen Südstaaten aus. *Freedom Riders* aus dem Norden und Süden benutzten in gemischten Gruppen aus Schwarzen und Weißen im ganzen Süden die Busse und sorgten so durch die massenhaften Regelübertretungen dafür, daß die bislang unangetasteten Apartheidregeln aufgebrochen wurden. Viele *Freedom Riders* wurden in diesem Kampf von weißen Rassisten mißhandelt und umgebracht.

Fruit of Islam (FOI)
"Frucht des Islam"; Selbstschutzorganisation der *Nation of Islam*, die nur aus jungen Männern besteht. Sie vermittelt ihren Mitgliedern neben Selbstverteidigungstechniken auch moralisch-ethische Werte über ihre Rolle als Männer in Familie, Organisation und Gesellschaft.

Garvey, Marcus
Er gründete 1914 in seiner Heimat Jamaika die *Universal Improvement Association (UNIA)*. Zwei Jahre später siedelte er in die USA über und gründete die erste New Yorker Ortsgruppe der *UNIA*, der bis 1919 weitere 30 folgten. Garvey appellierte an den Rassenstolz der Schwarzen, pries ihre Schönheit und Stärke. Die Schwarzen in den USA sollten sich voller Stolz auf ihre afrikanischen Wurzeln rückbesinnen und nach Afrika zurückkehren. Er wandte sich an den Völkerbund und nahm in Afrika Verhandlungen auf, um dort eine Kolonie gründen zu können. Seine Anhängerschaft in den schwarzen Ghettos zählte schon bald Millionen. Die Regierung bekämpfte seine Bewegung und warf ihn schließlich wegen angeblicher finanzieller Unregelmäßigkeiten seiner Organisation für fünf Jahre ins Gefängnis. Nach Verbüßung der Haft wurde er sofort von der US-Regierung ausgewiesen. Es gelang ihm nicht mehr, seine Bewegung von Jamaika und England aus zu reaktivieren.

Gig
Schon zu Beginn des Jahrhunderts gebräuchlicher Ausdruck für eine Party oder ein anderes Vergnügen, im besonderen aber in Jazz-Musikerkreisen eine Bezeichnung für Auftritt, Engagement, Jam Session, manchmal auch nur für ein gutes Jazzstück. Mittlerweile auch in der deutschen Musikszene gebräuchlich.

Graham, William Franklin (Billy)
* 1918; weißer amerikanischer *Baptist*, gehört zu den bekanntesten Predigergestalten. Durch den Einsatz moderner Medien wie Rundfunk und Fernsehen erreichte er seit 1945 auf seinen Evangelisationsreisen durch die USA, Korea, England und Deutschland Millionen von Menschen. Sein Evangelium zielt auf ein persönlich entschiedenes Christentum, das an den biblischen Fundamenten festhält.

Guadalcanal
Insel der Salomonen im südwestlichen Pazifischen Ozean, "entdeckt" 1568 und seit 1893 britisches Protektorat, 1942 von japanischen Truppen besetzt und in schweren Kämpfen von August '42 bis Februar '43 von US-Truppen wegen ihrer strategischen Bedeutung im Pazifik-Krieg erobert. Seit 1978 sind die Salomonen selbständig innerhalb des britischen Commonwealth.

Haganah
hebräisch: "Selbstschutz"; stärkste militärische Organisation von Juden im brit. Mandat Palästina, gegründet 1920 als Wehrorganisation der jüd. Siedlungen; ging 1948 bei der Gründung Israels in die israel. Armee ein (siehe *Stern-Gruppe*).

Hagar
Ägyptische Sklavin, nach dem Altem Testament Nebenfrau Abrahams und Mutter des Ismael, dem legendären Ahnen arabischer Stämme in der Südwüste Palästinas. *Hagar* wurde von Abraham zusammen mit Ismael in die Wüste verstoßen. Ihr Grab soll sich nach Überlieferungen in Mekka befinden.

Harlem Jigaboo
Auch zigaboo, ziggaboo, jigabo, zigabo, jibagoo, allgemein abgeleitet von jig, zig, jigg als abfällige Wörter für "Neger" (aber auch für alle anderen dunkelhäutigen Ghettobewohner). Wahrscheinlicher Ursprung von "jig" = Tanz, weil Schwarzen traditionell nachgesagt wurde, "Rhythmus im Blut" zu haben. Jigaboo ist gebräuchlich seit Anfang dieses Jahrhunderts. Als "jig-chaser" (Neger- bzw. Sklavenjäger) wurden weiße Personen, vor allem Polizisten und Südstaatler, bezeichnet.

Harmageddon
(hebräisch), auch: Armageddon; nach der Offenbahrung des Johannes der mythische Ort, an dem dämonische Geister die "Könige der gesamten Erde" für einen großen Krieg versammeln.

Harpers Ferry
siehe *Brown, John.*

Hausa
auch Haussa, Begriff aus dem Suaheli für eine zum Islam bekehrte Völkergruppe in der zentralen Sudanzone Afrikas.

Herodot
griech. *Herodotos*, 485-424 v. Chr., war ältester griechischer Historiker und der erste Geschichtsschreiber wirklich großen Stils, denn er verfaßte die erste "Weltgeschichte", also die Geschichte der zu dieser Zeit bekannten Völker innerhalb des östlichen Mittelmeerraums.

Holy Roller
Mitglied einer protestantischen Religionsgemeinschaft, die einem christlichen Fundamentalismus anhängt, der sich in der wortwörtlichen Auslegung der Bibel ausdrückt. Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden verschiedene Sekten dieser Ausrichtung im Süden der USA. In ihren von Gesang und Tanz geprägten Gottesdiensten geraten die Gläubigen oft in Ekstase und werfen sich zu Boden. Daher rührt der Name *Holy Rollers*, der ihnen von Außenstehenden gegeben wurde.

Homeboy
Ausdruck für "Junge aus der Nachbarschaft", mit dem man aufgewachsen ist.

house and yard Negroes
"Haus und Hof-Neger", in der Übersetzung im Original belassen, da Malcolm X den Begriff und seinen Gegensatz *field Negroes* (Feld*neger*) im Text nachvollziehbar entwickelt und diese Begriffe bei ihrer Übertragung ins Deutsche an Schärfe und Bedeutung verlieren würden. Ausführlich geht Malcolm X auch in seiner "Message to the Grassroots" (Botschaft an die Basis) auf die *house* und *field Negroes* ein. Nachzulesen in George Breitman (Hg.): Malcolm X Speaks, New York 1966).

Hustler
Der Begriff ist nicht eindeutig ins Deutsche zu übertragen. Weil *to hustle* "stoßen, drängen, hastig eilen, sich einen Weg bahnen" bedeuten kann, wird das Substantiv auch mit "Arbeitstier" und "rühriger Mensch" übersetzt. Als Slangwort im Kontext des Szenelebens im Harlemer Ghetto bezeichnet man damit alle Personen, die "rührig" darin sind, sich auf "windige" Weise oder durch offenen Gesetzesbruch Geld zu beschaffen, um leben zu können. Das kann Bettelei sein, Diebstahl, Hehlerei, Prostitution, Zuhälterei, aber auch das Handeln mit Waren und Drogen, Leute "übers Ohr hauen", Glücksspiel - all das, was im Deutschen unter "Kleinkriminalität" zusammengefaßt ist.

Huxley, Aldous
1894-1963; engl. Schriftsteller und Kulturkritiker; Autor von "Brave New World" (1932).

Interstitien
v. lat. "interstitium": der Zwischenraum.

Ivy League
Vom Ursprung her die Football- oder Leichtathletik-Liga einer der prominenten nordöstlichen Universitäten Cornell, Harvard, Yale, Princeton, Columbia etc., steht aber insgesamt für das konservativ-sportliche Äußere und die Lebensart der wohlhabenden AbsolventInnen der *Ivy League* Schools.

"John Doe" bzw. *"Jane Doe"*
Bezeichnung für fiktive oder fingierte (oder unbekannte) Person; vergleichbar mit "Herr X" oder "Frau Y" im Deutschen.

Kaaba
auch *Kaba* (arab. "Würfel"), der Mittelpunkt des islamischen Glaubens, liegt im Mittelpunkt der Großen Moschee in Mekka. Die *Kaaba* umschließt einen leeren, fensterlosen Raum, dessen Dach von drei hölzernen Säulen gestützt wird. An der südöstlichen Ecke neben dem Eingang in 1,5 m Höhe ist der besonders verehrte Schwarze Stein (Hadschar al-aswad) eingemauert, ein Meteorit, der schon in vorislamischer Zeit Gegenstand religiöser Verehrung war; die *Kaaba* selbst ist mit einem schwarzen Tuch bedeckt.

Kasbah
(arab.), auch *Kasba* oder *Kasaba*; früher im nordafrikanischen, d.h. westislamischen Bereich (befestigtes) Zentrum einer Stadt, heute noch Bezeichnung für Residenzen von Feudalherren im nordwestlichen Afrika.

kaukasisch, Kaukasier
anthropologische Bezeichnung für die "weiße Rasse; hier angewendet auf die als SiedlerInnen nach Amerika gekommenen Weißen aus Europa.

Keeler, Christine
siehe *Profumo-Skandal*

Kentucky Derby
Seit 1875 in Churchill-Downs bei Louisville, Kentucky, ausgetragenes wichtigstes Pferderennen der USA. Das Galopprennen ist ein gesellschaftlicher Höhepunkt.

Kenyatta, Jomo
1891-1978; von 1947-52 Führer der "Kenya African Union" (KAU), wurde 1952 von der brit. Kolonialmacht als angeblicher Anstifter des "Mau-Mau-Aufstandes" der Kikuyu verhaftet und zu 7 Jahren Haft verurteilt. 1963 führte er als Präsident der "Kenya African National Union" (KANU) Kenia in die Unabhängigkeit.

Kotillon-Tänze
nach "Cotillon" (franz. für Unterrock); die *Kotillon-Tänze* entwickelten sich im 19. Jahrhundert als eigene Tanzform mit Walzer und Gesellschaftsspielen.

Ku Klux Klan
Der Name entstand aus der Verballhornung des griechischen Wortes "Kyklos" (Kreis) und dem keltisch-schottischen Wort "clan" (Sippe). Der *KKK* wurde am 24. Dezember 1865 in Pulaski, Tennessee als Reaktion auf die Besetzung durch die Unionsarmee der Nordstaaten und als Waffe gegen die Emanzipation der schwarzen SklavInnen gegründet. In kurzer Zeit breitete sich der *Klan* über den gesamten Süden aus und zählte 1868 bereits eine halbe Million Mitglieder aus der weißen Bevölkerung. 1871 wurde der *Klan* zwar offiziell für illegal erklärt, existierte aber im Untergrund weiter und verübte zahlreiche Terroraktionen (Lynchmorde, Femegerichte, Brandstiftungen). Damit versah er weiterhin seine Hauptaufgabe, nämlich die Schwarzen an der Ausübung ihrer neugewonnenen Rechte zu hindern. Durch Einschüchterung und Bestechung beeinflußte der *Klan* auch Parteien und Wahlkandidaten. 1915 wurde der *Klan* neugegründet und hatte schon bald fünf Millionen Mitglieder. In den 50er Jahren wurde der *Klan*, der sich mittlerweile auch als antikommunistisch, antisemitisch und antikatholisch verstand, als Antwort auf die Bürgerrechtsbewegung wieder stärker aktiv. Mit Gewalt - tätlichen Angriffen, Brandstiftungen, Bomben- und Mordanschlägen - ging man gegen die Bürgerrechtsbewegung und die schwarze Bevölkerung vor. Im Laufe der 60er und 70er Jahre nahm der *Klan* auch Lesben und Schwule in sein Feindbild auf, wenn auch der Haß auf Schwarze und die Vorbereitung auf den "Rassenkrieg" unverändert die Haupt-

motivation der im *Klan* organisierten weißen Rassisten blieb. Mittlerweile ist bekannt, daß sich auch viele Polizisten und Gefängniswärter im *Klan* und vergleichbaren faschistischen Organisationen zusammenfinden. In den USA existieren zur Zeit mindestens drei größere konkurrierende *Klan*-Organisationen: United Klans of America, Invisible Empire, Knights of the Ku Klux Klan. Daneben gibt es eine Vielzahl von regionalen und lokalen, eigenständigen kleineren *Klan*-Gruppen. Ableger dieser *Klan*-Gruppen sind in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder auch in der Bundesrepublik aktiv geworden, in den 60er-80er Jahren vor allem unter den in der BRD stationierten US-Soldaten. Seit 1991 machte eine kleinere Gruppe, die White Knights of the Ku Klux Klan, in Deutschland von sich reden. Im Sommer 1992 berichteten die Medien, daß sich "der *Klan*" in Deutschland verantwortlich für Bombenanschläge auf Unterkünfte von Asylbewerbern erklärt hat.

Kutteln
auch: Kaldaunen; die gereinigten, gebrühten Vormagen der Wiederkäuer.

Labor Day
"Tag der Arbeit" i. d. USA, jeweils 1. Montag im September.

Lenox Avenue
Straße im Zentrum von Harlem, die nach jahrelanger Öffentlichkeitsarbeit einer Koalition politischer Organisationen aus der schwarzen Community am 19. Mai 1987 (62. Geburtstag von Malcolm X) offiziell in *Malcolm X Boulevard* umbenannt worden ist.

Li'l Abner
Hauptfigur einer Comic-Geschichte, die seit den frühen 30er Jahren bis in die 80er Jahre in den USA in Tageszeitungen veröffentlicht wurde. *Li'l Abner* (für Little Abner, der kleine Abner) war die Figur eines "Jungen vom Lande" mit zu kurzen Hosenbeinen, Typ "naiver Dorftrottel".

Lindy Hop
ein dem Charleston verwandter Paartanz.

Louisiana Citizens Council
Die *Citizen Councils* - oft hießen sie auch *White Citizen Councils* - entstanden in den 50er Jahren als Reaktion auf die Aufhebung der Rassentrennung in den Schulen. Sie waren bald in den ganzen Südstaaten verbreitet. Ihnen gehörten "respektable Bürger" an, Geschäftsleute und Prominente. Sie traten nicht militant auf wie der *KKK*, hatten aber ein identisches Programm. In einigen Gemeinden boykottierten Schwarze Geschäfte von Mitgliedern der *Councils*.

Lumumba, Patrice
1925-61; Mitbegründer des Mouvement National Congolais (MNC - Kongolesische Nationalbewegung), der führenden Organisation im Unabhängigkeitskampf "Belgisch-Kongos". Von Juni bis September 1960 war *Lumumba* der erste Ministerpräsident der

unabhängigen Republik Kongo (heute Zaire), wurde am 17. Januar 1961 von pro-imperialistischen Kräften ermordet.

Massa
Anrede schwarzer SklavInnen für ihren "Master" (Herrn).

Medicare Program
Der Texaner Lyndon B. Johnson, der das Präsidentenamt des 1963 ermordeten John F. Kennedy übernahm, trat zu Beginn seiner Präsidentschaft für Reformen ein. Dafür gab es zwei wesentliche Gründe: Zum einen wollte er damit seine vollkommen unerwartete Amtsübernahme legitimieren, zum anderen wollte er dadurch den Druck etwas mindern, der von der wachsenden schwarzen Bürgerrechts- und Black Power-Bewegung auf die Regierung ausgeübt wurde. Im Januar 1964 erklärte Johnson einen "bedingungslosen Krieg gegen die Armut", im Frühjahr und Sommer gelang es ihm, die von Kennedy schon lange vorbereitete Bürgerrechtsgesetzgebung durchzusetzen. Innerhalb von fünf Jahren erhöhte der Kongreß die Bundesmittel für öffentliche Schulen, liberalisierte das Einwanderungsgesetz, um das seit 1924 bestehende rassistische Quotensystem abzuschaffen, und schuf per Gesetz eine bundeseinheitliche Krankenversicherung für Rentner (*Medicare*) und für Bedürftige (Medicaid).

Mendel, Gregor Johann
1822-1884; bei Kreuzungsversuchen an Erbsen und Bohnen fand er die "Mendelschen Gesetze" (Mendelismus) für die Vererbung einfacher Merkmale heraus, die heute noch in der Vererbungslehre bei Pflanze, Tier und Mensch anerkannt sind.

Milton, John
1608-74; engl. Dichter, neben Shakespeare und Chaucer der große Klassiker der älteren englischen Literatur. War Gelehrter und Pädagoge, verfocht auf seiten der Puritaner leidenschaftlich die politischen Rechte des Volkes, war seit 1649 diplomatischer Korrespondent des Staatsrats der Republik Cromwells, mit dem er den Absolutismus der Stuarts bekämpft hatte. Nachdem 1660 die Monarchie wiederhergestellt war, hielt man ihn vorübergehend in Haft, seine Bücher wurden öffentlich verbrannt. Er hatte als aktiver Politiker in seinen Werken den Gegensatz zwischen Renaissance und Puritanismus dargestellt. Die bekanntesten: "Paradise lost" (Das verlorene Paradies, 1667), "Paradise regained" (Das wiedergewonnene Paradies, 1671) und "Samson Agonistes" (1671).

Montgomery
siehe unter *Freedom Riders*

Morley, John Viscount
1838-1923; brit. Historiker und Politiker; war zeitweise Obersekretär für Irland und Staatssekretär für Indien.

Muslim Mosque, Inc.
zu deutsch "Muslim Moschee"; das "Inc." = "incorporated" bedeutet eigentlich "als (weltliche oder religiöse) Körperschaft amtlich eingetragen". Malcolm X sagte in einem Interview auf die Frage eines Journalisten, wie die neue Organisation heiße: "The *Muslim Mosque, Inc.*, which means we are still Muslims - we still worship in a mosque and we're incorporated as a religious body." (aus: By Any Means Necessary, New York 1970, S. 4)

NAACP
Die *National Association for the Advancement of Colored People* (Nationale Vereinigung zur Förderung farbiger Menschen) wurde 1910 von schwarzen und weißen Reformern gegründet, um die sich verschärfende Rassentrennung und das Lynchen zu bekämpfen. Während der Bürgerrechtsbewegung nach dem zweiten Weltkrieg war sie die größte gemäßigte Organisation. Sie wurde finanziell und personell von weißen Liberalen unterstützt. Als vorrangige Ziele formulierte die *NAACP*, Rassenintegration und gleiche Rechte für alle Bürgerinnen und Bürger mit friedlichen und legalen Mittel zu erreichen.

Nasser, Gamal Abd el
1918-70; war 1952 am Sturz König Faruks von Ägypten beteiligt, wurde dann zunächst zum Ministerpräsidenten ernannt und 1956 zum Staatspräsidenten gewählt. Gewann durch Verstaatlichung des Suezkanals und die politisch-militärische Verteidigung dieser Maßnahme gegen den Westen großes Ansehen im arabisch-afrikanischen Raum. Tat sich neben Nehru und Tito als Sprecher der blockfreien Länder der Dritten Welt hervor und führte den arabischen Widerstand gegen den Zionismus Israels an. *Nasser* suchte die Sozialstruktur seines Landes durch Bodenreform, Industrialisierung und Wirtschaftshilfe auch aus der UdSSR zu verbessern.

Nation of Islam
Nach dem Ausscheiden und der Ermordung von Malcolm X führte Elijah Muhammad die *Nation of Islam* noch bis zu seinem eigenen Tod im Jahr 1975 weiter. Sein Nachfolger wurde Louis Farrakhan, in Kapitel 14 auf Seite 263 als Louis X, der frühere Sänger "The Charmer" erwähnt.

NBC
National Broadcasting Company

Nkrumah, Dr. Kwame
1909-72; Beiname *"Osagyefo"* (= Befreier), ghanesischer Politiker, Verfechter des Panafrikanismus, gründete 1949 die Convention People's Party (CPP) und führte sein Land, in dem er schon seit 1951 Ministerpräsident war, 1957 in die Unabhängigkeit. Zuletzt war Ghana als die "Kronkolonie Goldküste" unter britischer Verwaltung, blieb aber auch nach 1957 Mitglied des britischen Commonwealth. *Nkrumah* genoß in Afrika und unter Schwarzen in den USA großes Ansehen, weil er für sein Land einen sozialistischen Kurs mit altafrikanisch-genossenschaftlichen Ideen verband und sich interna-

tional für eine panafrikanische Bewegung stark machte. 1966 wurde er durch einen Militärputsch gestürzt und starb sechs Jahre später im Exil in Bukarest.

Nyerere, Julius Kambarage
* 1922; tansanischer Politiker, Gründer der "Tanganyika African National Union" (TANU) und nach deren Wahlsieg 1960 Ministerpräsident. Er führte Tanganjika 1961 in die Unabhängigkeit. *Nyerere* entwickelte einen eigenen Weg sozialistischer Politik und vereinigte Tanganjika und Sansibar zur "Vereinigten Republik Tansania".

Obote, Apollo Milton
* 1925; ugandischer Politiker, seit 1960 Vorsitzender des "Uganda People's Congress" und 1962 Ministerpräsident. 1971 durch Militärputsch gestürzt, kehrte 1980 aus seinem Exil in Tansania zurück, wurde aber nach Wahl zum Präsidenten 1985 wieder durch einen Putsch gestürzt.

Octoroon
sogenannter "Achtelneger", dessen Vorfahren noch zu einem Achtel auf Schwarze zurückgehen, zu sieben Achteln auf Weiße.

Olmstead, Frederick L.
Gartenbauarchitekt, der später auch als einer der Gestalter des New Yorker Central Parks bekannt wurde; unternahm in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts als Reporter für die *New York Times* mehrere ausgedehnte Reisen durch die Südstaaten und beschrieb sehr eindringlich die Lebensbedingungen der SklavInnen. Seine Erlebnisse und Erläuterungen erschienen als zweibändige Buchausgabe. Frederick L. Olmstead, The Cotton Kingdom: A Traveller's Observations on Cotton and Slavery in the American Slave States, New York 1961

Onkel Toms Hütte
Deutscher Titel des 1852 von der amerikanischen Schriftstellerin Harriet Beecher-Stowe (1811-96) gegen die Sklaverei verfaßten Buches "*Uncle Tom's Cabin or Life among the lowly*". Das Buch erschien im selben Jahr auch in deutscher Sprache.

Paisano
Landsmann (span.); hier Sammelbegriff für den Typ des südeuropäischen USA-Einwanderers.

PAL
Police Athletic Organisation; Polizeisportverein

Peace Corps
US-Friedenskorps, Organisation freiwilliger Entwicklungshelfer, 1961 durch Präsident John F. Kennedy geschaffen, um mit amerikanischer Ideologie Einfluß auf die Länder der Dritten Welt zu nehmen, die sich im Prozeß der Dekolonisierung befanden.

Pearl Harbor
Flottenstützpunkt der US-Marine an der Südküste der Hawaii-Insel Oahu, westlich von Honolulu. Am 7.12.1941 vernichtete ein vor der Kriegserklärung durchgeführter Überraschungsangriff japanischer Luft- und Seestreitkräfte einen Großteil der dort stationierten amerikanischen Pazifikflotte.

Plymouth Rock
Geographisch ein Ort südlich des heutigen Boston im Bundesstaat Massachusetts. Als historisch-politischer Begriff Umschreibung für den Ort der Landung der aus England geflüchteten PuritanerInnen nach Nordamerika; besonders geläufig unter weißen, angelsächsischen und protestantischen BürgerInnen der USA, den sogenannten WASP (White Anglo-Saxon Protestants). Es ist das Symbol schlechthin für die in den Augen der WASP berechtigte Vorherrschaft der Nachfahren der "Pilgrim Fathers", die mit der Mayflower 1620 nach New England kamen. 41 der an Bord befindlichen Männer beschlossen nach der Landung feierlich durch ihren "Mayflower-Compact", eine gesetzliche Ordnung in der zu gründenden Siedlung *Plymouth* zu errichten.

Powell, Jr., Adam Clayton
Reverend, leitete das Greater New York Coordinating Committee for Employment (Koordinationskomitee für Arbeitsbeschaffung des Großraums New York), das wiederum vom National Negro Congress (NNC) gestützt wurde. Der NNC war mitbegründet worden von *A. Philip Randolph*, der auch sein erster Präsident wurde. Der NNC war eine Föderation von bereits bestehenden Organisationen, so z. B. der Sleeping Car Porters, der Communist Party, der Urban League und einiger Sektionen der *NAACP*. Am ersten Konvent des NNC nahmen 5.000 BeobachterInnen und Delegierte von 585 Organisationen teil. Mitte der dreißiger Jahre entwickelte der NNC seine Aktivitäten hauptsächlich auf der lokalen Ebene. In Detroit bekämpfte der örtliche NNC vor allem die *Black Legion*, die den Vater von Malcolm X ermordet hatte. Im Zuge der Aktionen des NNC im ganzen Land konnte *Powell* mit seinem New Yorker Coordinating Committee 1938 durchsetzen, daß die Manhattaner Handelskammer ein Drittel aller Arbeitsplätze im Einzelhandel mit Schwarzen besetzen mußte.

Profumo-Skandal
Benannt nach John Profumo, Großbritanniens Verteidigungsminister, der am 5. Juni 1963 von seinem Amt zurücktrat, nachdem er zugeben mußte, eine Affäre mit dem Callgirl Christine Keeler gehabt zu haben. Die Formulierung "der Mann mit der Maske" in Kapitel 7 bezieht sich darauf, daß John Profumo als Freier immer eine Maske getragen haben soll, um unerkannt zu bleiben. Der prominente Chirurg Dr. Stephen Ward wurde angeklagt, für Keeler und ihre Freundin Mandy Rice-Davis als Zuhälter fungiert zu haben, und beging daraufhin Selbstmord. Die ganzen Vorgänge eskalierten in der britischen und internationalen Presse zum großen Schlagzeilen-Skandal.

Quadroon
sogenannter "Viertelneger", dessen Vorfahren noch zu einem Viertel auf Schwarze und zu drei Viertel auf Weiße zurückgehen.

Randolph, A. Philip
In den 30er Jahren Präsident der Brotherhood of Sleeping Car Porters (BSCP); siehe auch unter *Powell, Adam Clayton.*

Robinson, Bill "Bojangels"
Tänzer und Sänger aus der Ära der "Harlem Renaissance", einer nach dem ersten Weltkrieg entstandenen Bewegung der Elite schwarzer Künstlerinnen und Künstler. Sie traten vornehmlich in schwarzen Klubs, Theatern und Varietés auf.

Salazar, António de Oliveira
1889-1970; portugiesischer Ministerpräsident von 1932-68, der gestützt auf seine Partei Uniáo Nacional ein diktatorisches Regime über Portugal und die portugiesischen Kolonien errichtete.

Schriftrollen von Qumran
Chirbet Qumran (arab. "Ruine von Qumran") am nordwestlichen Ende des Toten Meeres sind die Überreste einer klosterähnlichen Siedlung der *Essäer* (siehe dort). Seit 1947 wurden in Höhlen des *Wadi Qumran* wesentliche Teile der Schriften dieser jüdischen Glaubensgemeinschaft gefunden, insbesondere Teile des Alten Testaments mit Kommentaren in althebräischer Schrift, die Aufschluß geben über die frühe jüdisch-christliche Geschichte und Lehre.

SCLC
Die *Southern Christian Leadership Conference* (Konferenz der Christlichen Führerschaft des Südens) war im Januar 1957 von Martin Luther King und anderen religiösen Führern in Atlanta, Georgia, gegründet worden. Die *SCLC* sollte die Arbeit der verschiedenen Bürgerrechtsorganisationen koordinieren. King wurde ihr erster Vorsitzender. Die *SCLC* erhob den Kampf gegen die Rassentrennung in öffentlichen Verkehrsmitteln zu ihrer Hauptaufgabe (siehe *Freedom Riders*).

Scottsboro Boys
Im Zuge der großen ökonomischen Depression Ende der 20er Jahre stieg auch die rassistische Unterdrückung in den USA an, vor allem im Süden, wo immer noch drei Viertel der schwarzen Bevölkerung angesiedelt waren. Auch die Lynchmorde nahmen wieder zu, allein 1932 wurden vierundzwanzig Schwarze auf diese Weise umgebracht. Der Terror gegen Schwarze erhielt 1931 durch den sogenannten "Scottsboro-Fall" landesweite Aufmerksamkeit. Neun Schwarze, der jüngste gerade zwölf Jahre alt, wurden beschuldigt, zwei weiße Frauen in einem Güterzug nahe der Stadt Scottsboro in Alabama vergewaltigt zu haben. In einem Prozeß, der von Vorverurteilung, Befangenheit des Gerichts, Verfahrensfehlern und fragwürdigen "Beweisen" geprägt war, wurden acht Angeklagte schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt. Die Communist Party

und später auch die *NAACP* setzten sich für die Verurteilten ein und machten den Fall der internationalen Öffentlichkeit bekannt, ähnlich wie den der beiden zum Tode verurteilten Anarchisten Sacco und Vanzetti nur wenige Jahre vorher. Die Kampagne führte schließlich dazu, daß die Todesurteile aufgehoben wurden, fünf der Angeklagten mußten aber dennoch langjährige Haftstrafen absitzen - für ein Verbrechen, das sich in Wahrheit niemals ereignet hatte.

SNCC
Das *Student Nonviolent Coordinating Committee* (Studentisches Komitee zur Koordination des gewaltlosen Widerstandes), auch kurz "SNICK" genannt, wurde 1960 auf einer Konferenz gegründet, zu der Martin Luther King junge schwarze Frauen und Männer zusammengerufen hatte. Das *SNCC* brachte zunächst alle die zusammen, die in Hunderten von Städten und kleinen Gemeinden des Südens Sit-ins in rassengetrennten Restaurants, Imbißen und Kantinen organisiert hatten. Das Ziel war aber, die schwarze Bürgerrechtsbewegung insgesamt durch gewaltlose Demonstrationsformen, zivilen Ungehorsam und vielfältige Aktionen und Veranstaltungen zu unterstützen. So rekrutierte das *SNCC* z. B. viele *Freedom Riders* (siehe dort)

Sobukwe, Robert Mangaliso
1924-78; Kämpfer gegen die südafrikanische Apartheid, von Beruf Lehrer; war Gründer (1959) und Führer des Pan-African Congress (PAC), der 1960 zusammen mit dem African National Congress (ANC) verboten wurde. Nach dem Verbot war *Sobukwe* von 1960-69 in Haft.

Soul Food
die typische Essenszubereitung in schwarzen Haushalten; mittlerweile gibt es auch *Soul-Food*-Restaurants in den USA, die von Weißen und Touristen besucht werden.

Speakeasy
Bar, Restaurant oder Nachtklub, wo Alkohol oder Speisen ohne Schankkonzession oder nach der Sperrstunde verkauft wurden. Vor allem aber Bezeichnung für illegale Kneipe, die schwarz gebrannten Whiskey ausschenkte. Hin und wieder auch als "Flüsterkneipe" oder "Mondscheinkneipe" ins Deutsche übertragen.

Stern-Gruppe
Neben Haganah, Irgun, Zvai, Leumi und anderen war die *Stern-Gruppe* eine weitere militant-zionistische Organisation, die aus dem Untergrund gegen die britischen Truppen in Palästina kämpfte. England hatte dort seit 1920 die Mandatsverwaltung inne.

Tanganjika
Teilstaat der heutigen Vereinigten Republik Tansania; siehe *Nyerere*.

Thoreau, Henry David
1817-62; amerikanischer Schriftsteller und Philosoph, der als Sozialkritiker zum Widerstand gegen den kapitalistischen Materialismus und dessen Institutionen aufforderte und sich für die Sklavenbefreiung einsetzte ("*On the Duty Civil Disobidience*", 1849).

Touré, Ahmed Sékou
1922-1984; war am Aufbau der Gewerkschaftsbewegung in Guinea beteiligt, seit 1952 Führer der "Parti Démocratique de Guinée" (PDG), setzte 1958 die Unabhängigkeit Guineas durch und war seitdem Staatspräsident.

Toynbee, Arnold Joseph
1889-1975; britischer Historiker, Kulturtheoretiker und Geschichtsphilosoph, als Professor und während beider Weltkriege im auswärtigen Dienst tätig. Sein Hauptwerk "*A Study of History*" (12 Bände, 1934-61, dt. gekürzt "*Der Gang der Weltgeschichte*", 2 Bände, 1952/58) bietet eine Darstellung der Kulturentwicklung der Menschheit.

Truman, Harry S.
1884-1972; war zunächst Vizepräsident unter Franklin D. Roosevelt und stieg nach dessen Tod im Frühjahr 1945 zum Präsidenten der USA auf. Er bekleidete dieses Amt bis 1953, war also während des Gefängnisaufenthaltes von Malcolm X Präsident der USA.

Turner, Nat
Am 21. August 1831 führte er eine bewaffnete Sklavenrevolte in Virginia an. Sie wurde militärisch niedergeschlagen und *Turner* hingerichtet.

Tuskegee Institut
1881 gründete Booker T. Washington mit den finanziellen Mitteln weißer Philanthropen eine "Industrieschule" für Schwarze, das nach der Stadt Tuskegee in Alabama benannte Institut. Washington war Sohn einer schwarzen Sklavin und hatte als Junge in den Salzbergwerken von West-Virginia geschuftet. Als Sechzehnjähriger besuchte er das Hampton Institut, ein von der Amerikanischen Missionsgesellschaft gegründetes "Neger-Kolleg", an dem Schwarze zu Facharbeitern ausgebildet werden und gleichzeitig eine "sittliche Bildung" erhalten sollten. Washington machte sich in Hampton den Grundsatz des Institutsgründers Armstrong zu eigen: "Arbeit ist eine geistige Macht, Arbeit zieht nicht nur höheres Einkommen nach sich, sondern fördert auch Zuverlässigkeit, Genauigkeit, Ehrlichkeit, Geduld und Intelligenz." Nach Washington waren die größten Werte für einen Menschen ein Stück Land, ein Haus, ein Beruf und die eigenen Kenntnisse. Damit auch Schwarze diese Ziele erreichen könnten, sollten sie entsprechend im *Tuskegee Institut* ausgebildet werden. Wissenschaft und Kunst lehnte Washington für Schwarze ab, an seinem Institut sollten gute Mechaniker, Farmer und Büroangestellte ausgebildet werden. Washington wurde als Pädagoge und schwarzer Führer heftig von *W.E.B. DuBois* angegriffen, der meinte, es reiche nicht, Schwarze zu guten Arbeitern zu machen, sondern es gehe auch darum, die Begabten geistig zu fördern, um das Niveau der gesamten Rasse zu heben.

Underground Railroad
Die "Untergrund Eisenbahn" war ein weitverzweigtes Netz illegaler Fluchtwege und Schlupfwinkel ("safe houses"), mit deren Hilfe im vergangenen Jahrhundert entflohene SklavInnen aus den amerikanischen Südstaaten in die nördlichen Gebiete der USA und nach Kanada geschafft wurden, wo sie vor ihren Verfolgern und Kopfgeldjägern relativ sicher waren. Die Flüchtenden "reisten" von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel, wurden von vertrauenswürdigen Ortskundigen zur nächsten Station weitergeführt. Der Name *Underground Railroad* entstand in Anlehnung an die Eisenbahnlinien, mit denen damals der Kontinent Station für Station erschlossen wurde. Harriet Tubman, selbst entflohene Sklavin, war anerkannte Führerin dieser Organisation und soll alleine über 300 Menschen in Sicherheit gebracht haben. Wäre *John Brown* in *Harpers Ferry* nicht gescheitert, hätte sie am geplanten SklavInnenaufstand mitgewirkt. Während des Bürgerkrieges arbeitete sie als Kundschafterin für die Unionstruppen.

UNIA
siehe *Garvey, Marcus*

US-Information Agency
1953 gegründete Informationsagentur der US-Regierung. Ihr Direktor ist unmittelbar dem Präsidenten der Vereinigten Staaten unterstellt. Die *USIA* betreibt weltweit Propaganda für die USA, u.a. mit dem Rundfunksender "Voice of America".

Verwoerd, Hendrik Frensch
1901-66; südafrikanischer Politiker der Nationalpartei, Prof. für Psychologie, von 1958-66 Ministerpräsident der RSA, war ein fanatischer Verfechter der Apartheid und baute die Bantu Homelands auf. Er wurde 1966 ermordet.

Whitey
Slangwort für "den Weißen"

Williams, Robert
Nachdem *Williams* 1955 von der US-Marine entlassen worden war, wurde er zum Präsidenten der *NAACP*-Ortsgruppe in seiner Heimatstadt Monroe, North Carolina gewählt, die heftigen Angriffen des *Klan* ausgesetzt war. Er trat von Anfang an für die bewaffnete Selbstverteidigung der Schwarzen ein und gründete eine Ortsgruppe der National Rifle Association, einem Dachverband von Schützenvereinen. Die militante Bewegung wurde aber nicht nur von *Klan* und Staatspolizei angegriffen, sondern auch innerhalb der auf Gewaltfreiheit pochenden Bürgerrechtsbewegung zunehmend isoliert und *Williams* schließlich als *NAACP*-Mitglied suspendiert, obwohl die Monroe-Bewegung in den ganzen USA eine wachsende Anhängerschaft vor allem unter schwarzen Jugendlichen hatte. *Williams* mußte auf der Höhe der Repressalien 1961 mit seiner Familie in ein langjähriges Exil gehen, weil das FBI ihn unter falscher Anschuldigung auf die Fahndungsliste der "Meistgesuchten" gesetzt hatte. Er führte seinen Kampf von Kuba und später von Peking aus weiter, wo er jeweils politisches Asyl erhalten hatte und als Vertreter der afro-amerikanischen Befreiungsbewegung wie ein Staatsgast

behandelt wurde. Am 8. August 1963 gab Mao Tse-Tung eine Erklärung ab, um die ihn *Williams* gebeten hatte, in der er die afro-amerikanische Bewegung der Unterstützung des chinesischen Volkes versicherte. *Williams* konnte erst Ende der 60er Jahre in die USA zurückkehren.

YMCA
Young Men's Christian Association (Christlicher Verein Junger Männer)

Yoruba
Volk in Nigeria, Benin und Togo, insgesamt etwa 13 Millionen. Der Ursprung der *Yoruba* weist nach Ife, heute Sitz des Oni, ihres geistigen Oberhauptes. Menschen aus Ife begründeten um 1300 die Dynastien von Oyo und Benin. Die politische Organisation der *Yoruba* in einer Gruppe monarchisch regierter Stadtstaaten war bereits voll entwickelt, als die Portugiesen im 15. Jh. ihr Land erreichten. 1861-93 besetzten die Briten das *Yoruba*-Land, das später zu einem Teil Nigerias wurde.

YWCA
Young Women's Christian Association (Christlicher Verein Junger Frauen)

Quellen:

- Agipa-Press (Hg.): Comrade George & Attica / Geschichte ist eine Waffe/Band 1, Bremen 1987/91
- American Social History Project/City University of New York: Who Built America?, Vol. 1 and 2, New York 1992
- Th.Y. Crowell: Dictionary of American Slang, New York/Berlin 1967
- Clayborne Carson: Malcolm X - The FBI File, New York 1991
- dtv-Lexikon, München 1988
- W.E.B. DuBois: John Brown, New York 1909
- Werner Ende/Udo Steinbach: Der Islam in der Gegenwart, München 1991
- Ph.S. Foner/R. Schultz: Das Andere Amerika, Geschichte, Kunst und Kultur der amerikanischen Arbeiterbewegung, Berlin 1986
- J.H. Franklin: Negro - Die Geschichte der Schwarzen in den USA, Frankfurt/M 1983
- Malcolm X: By Any Means Necessary, New York 1970
- Mao Tse-Tung: Erklärung zur Unterstützung der Afro-Amerikaner in den USA in ihrem gerechten Kampf gegen die Rassendiskriminierung des USA-Imperialismus, Peking 1963
- Tilman Nagel: Der Koran, München 1983
- G. Seibert/E. Wendelberger: Das neue Lexikon in Farbe, Herrsching 1979
- Assata Shakur: ASSATA - Eine Autobiographie, Bremen 1990/91
- E. Tani/Kaé Sera: False Nationalism - False Internationalism, Class Contradictions in the Armed Struggle, Chicago 1985

Zu den Autoren

Yonas Endrias
Yonas Endrias aus Eritrea lebt seit mehreren Jahren in Berlin. Er ist im Immigrantenpolitischen Forum (IPF) aktiv. Neben der Betreuung der Opfer des rassistischen Terrors ist er mit der Dokumentation der rassistischen Angriffe in Deutschland beschäftigt und arbeitet intensiv an der Vernetzung der schwarzen Community in Europa. Endrias ist Redakteur der Zeitschrift VISA, deren Inhalte sich um die Themen Rassismus und Eurozentrismus in all ihren Spielarten drehen.

Alex Haley
Der am 11. August 1921 im Bundesstaat New York geborene Haley mußte als Heranwachsender die Schule früh verlassen und stellte sich in den Dienst der US-Küstenwache. In seiner Freizeit begann er zu schreiben, verfaßte Kurzromane für Zeitschriften. Nachdem er seinen Dienst bei der Küstenwache quittiert hatte, arbeitete er als freier Journalist für Zeitungen und Magazine. Seine Mitarbeit an der Autobiographie von Malcolm X rückte ihn stärker ins Licht der Öffentlichkeit. Nicht zuletzt auch angeregt durch die Gespräche mit Malcolm X über die Geschichte der Schwarzen in den USA vor und nach der Sklaverei, erforschte Haley seine eigene afrikanische Herkunft und veröffentlichte Mitte der 70er Jahre das Buch mit dem Titel "Roots", das später als Fernsehserie verfilmt wurde. Es ist die Geschichte seiner Familie beginnend mit seinem Urahnen Kunta Kinte vom Stamm der Mandingos, der am 5. Juli 1767 als Sklave von Gambia nach Amerika verschleppt worden war. Zwölf Jahre hatte Haley recherchiert und an seinem Buch geschrieben und war am Ende in Afrika tatsächlich auf Spuren und mündliche Überlieferungen gestoßen, die sich mit Erzählungen seiner in den USA geborenen Großmutter deckten. 1977 wurde er für sein Werk mit dem Pulitzer-Preis belohnt. Am 10. Februar 1992 verstarb Alex Haley im Alter von 70 Jahren.

Günther Jacob
Günther Jacob ist Journalist und lebt in Hamburg. Als DJ und Autor verschiedener Musikzeitschriften ist er mit schwarzer Musik und Literatur sowie mit den sozialen Verhältnissen in den amerikanischen und britischen Black Communities befaßt. Involviert in antinationalistische Arbeit, schreibt Jacob auch in verschiedenen Zeitschriften über Erscheinungsformen des Rassismus und über Theorien, die den Rassismus analysieren.

Bekannte Zitate von Malcolm X

-Gedanken zu Glaube und Islam-

"Der Islam lehrt, dass man seine Handlungen an Gottes Wohlgefallen ausrichten und seinen Mitmenschen Gerechtigkeit und Respekt entgegenbringen soll"

"Der Islam erkennt keine Trennung zwischen Religion und Leben an; er zeigt, wie man sein Leben in Übereinstimmung mit Gottes Geboten führt."

"Durch den Islam habe ich gelernt, dass mein Blut genauso rot ist wie das eines jeden anderen und dass der Islam Brücken zwischen den Menschen baut, unabhängig von Rasse oder Hautfarbe."

"Ich habe gelernt, dass der wahre Islam eine Religion der Brüderlichkeit ist, in der die Hautfarbe keine Rolle spielt. Durch den Islam habe ich echte, aufrichtige Brüderlichkeit erfahren."

"Eines der schönsten Dinge am Islam ist, dass er Rassismus verurteilt. Er lehrt, dass wir alle vor Gott gleich sind."

"Der Islam hat mir gezeigt, dass die einzige Möglichkeit, das Herz eines Menschen zu beurteilen, darin besteht, seine Handlungen zu beobachten und nicht seine Hautfarbe."

"Ich habe den Islam als eine Religion kennengelernt, die nicht nur meinen Geist, sondern auch meinen Körper gereinigt hat."

"Der Islam hat mir den wahren Wert von Glauben und Frieden beigebracht, und dass echter Frieden nur durch Gerechtigkeit erreicht werden kann."

"Im Islam geht es nicht nur um Gebete und Rituale, sondern auch um die tägliche Umsetzung von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in der Gesellschaft."

Bekannte Zitate von Malcolm X

-Worte der Weisheit und Kraft-

"Bildung ist der Pass in die Zukunft, denn das Morgen gehört denen, die sich heute darauf vorbereiten."

"Ein Mann, der für nichts steht, wird auf alles hereinfallen."

"Man kann Frieden nicht von Freiheit trennen, denn niemand kann in Frieden leben, wenn er nicht frei ist."

"Die Zukunft gehört denen, die sich heute darauf vorbereiten."

"Ich glaube an die Brüderlichkeit aller Menschen, aber ich glaube nicht daran, Brüderlichkeit an jemanden zu verschwenden, der sie nicht mit mir praktizieren möchte."

"Du musst kein Mann sein, um für Freiheit zu kämpfen. Alles, was du sein musst, ist ein intelligentes menschliches Wesen."

"Wenn du nicht bereit bist, dafür zu sterben, dann nimm das Wort 'Freiheit' aus deinem Wortschatz."

"Wir können nicht daran denken, für andere akzeptabel zu sein, bis wir uns zuerst für uns selbst akzeptabel gemacht haben."

"Ein Volk ist wie ein einzelner Mensch; bis es seine eigenen Talente nutzt, stolz auf seine eigene Geschichte ist, seine eigene Kultur ausdrückt und sein eigenes Selbst bekräftigt, kann es sich niemals selbst erfüllen."

EINES VON *TIME'S* ZEHN WICHTIGSTEN SACHBÜCHERN DES ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERTS

In den eindringlichen Seiten dieser klassischen Autobiografie, die ursprünglich 1964 veröffentlicht wurde, erzählt Malcolm X, der muslimische Führer, leidenschaftlicher Kämpfer und Verfechter der Unabhängigkeit, die außergewöhnliche Geschichte seines Lebens und das Wachstum der Schwarzen Muslimbewegung. Sein faszinierender Blick auf die Lügen und Begrenzungen des amerikanischen Traums und den inhärenten Rassismus in einer Gesellschaft, die ihren Bürgern die Möglichkeit gibt zu träumen, bietet außergewöhnliche Einsichten in die dringendsten Themen unserer eigenen Zeit. Die Autobiografie von Malcolm X gilt als die endgültige Erklärung einer Bewegung und eines Mannes, dessen Werk nie vollständig sein konnte, aber dessen Botschaft zeitlos ist. Es ist unerlässlich für jeden, der Amerika verstehen will.

"Außergewöhnlich ... ein brillantes, schmerzhaftes, wichtiges Buch."
– THE NEW YORK TIMES

"Ein großartiges Buch ... Seine tödlich ehrliche Wahrheit, seine Leidenschaft, seine edlen Ziele, werden es zu einem Denkmal für die schmerzhafteste Wahrheit machen." ***– THE NATION***

"Dieses Buch wird einen festen Platz in der Literatur des afro-amerikanischen Kampfes haben." ***– I. F. STONE***